# Nordiſche Rundſchau.

Eine Monatsſchrift,

herausgegeben von

Chriſtoph Mickwitz.

Band V.

(Juli — December 1886.)

Reval.
Verlag von Lindfors' Erben.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt.

Z A
1891

# Inhalts-Verzeichniß

zum

## fünften Bande (Juli—December 1886).


Seite

Neues über Balthasar Russow. Von Dr. Theodor Schiemann in Reval . . 30
Zur Geschichte des Briefes und der Postmarken. Von C. Grevé in Moskau . . . 41
Gedichte. Von A. S. C. Wallis. Uebersetzt aus dem Niederländischen von A. Brandt in Haarlem . . . . . 54
Zwei Husaren. Novelle von Graf L. N. Tolstoi. Uebersetzt aus dem Russischen von W. Stein in St. Petersburg . . . . . 1 97
Ueber die Entwickelung der Städte Europas. Von Oskar Kleinenberg in Mitau 123
Auf dem Heimwege. Proverbe in 1 Act. Von Alexander L. Kielland. Aus dem Norwegischen von Hanns Maria in Wien . . . . . 193
Die Mutter J. S. Turgenjew's. Familienerinnerungen von W. Schitowa. Uebersetzt von A. Grebst in St. Petersburg . . . . . 147 206
Die letzten Menschen. Ein Märchen in Versen von Hans Schmidt in Riga 139 257
Der Toilettentisch. Genrebildchen aus dem russischen Leben von S. Iwanow in Riga 277
Zwei Greise. Erzählung von Graf Leo Tolstoi . . . . . 289
Emanuel Geibel. I. Bis zur Uebersiedelung nach München. II. Seit dem Münchener Aufenthalt. Von Dr. K. Sallmann in Reval . . . . . 235 305
Animalischer Magnetismus oder Hypnotismus? Von Dr. H. Truhart in Fellin 327
Gedichte. Von George Hesse in Livland . . . . . 345
Krotkaja. Phantastische Erzählung von F. M. Dostojewski. In's Deutsche übersetzt von M. v. Bröndsted . . . . . 360 385
Phantasie und Thatsache. Von Dr. Julius Kupffer in Kurland . . . . . 401
Das Märchen vom Urtheil des Schemjaka. Eine literarhistorische Studie von Heinrich v. Paucker in Reval . . . . . 411
Terzinen. Von Chr. Mickwitz in Reval . . . . . 428
Am Busen nordischer Nereïden und Oreaden. Reisebriefe aus Finnland von Th. Pezold in St. Petersburg . . . . . 432
Auf dem Lande. Genre-Bildchen aus dem russischen Leben von S. Iwanow in Riga 451
Geographische Rundschau. III. Die Transkaspi-Bahn . . . . . 460
Der Lebensretter. Einer wahren Begebenheit nacherzählt von Carmen Sylva . 481
Umsonst geträumt. Novelle von Gustav Pipirs in Riga . . . . . 490
Das Reisen in alter und neuer Zeit. Von C. Grevé in Moskau . . . . . 512
Die Artele in Rußland. Von Dr. G. v. Falck in Reval . . . . . 527

Seite

Aus russischen Dichtern. IX. Gedichte von Kolzow und Nikitin. Deutsch von Friedrich Fiedler in St. Petersburg . . . . . 550

Aus der Hauptstadt. St. Petersburger Correspondenz von J. Norden 76 170 267 349 441 556

Vom Büchertisch . . . . . 90 181 281 382 465 567

Bibliographischer Anzeiger . . . . . 94 189 285 478 574

## Besprochene Bücher:

Im Banne der Schmach. Roman von F. v. Hörschelmann. Leipzig, Duncker . . . 90

Dimitar. Roman von F. v. Hörschelmann. Leipzig, Duncker . . . . . 90

Eine Dichtung von Graf A. Golenischtschew-Kutusow. St. Petersburg, H. Schmitzdorff 91

Deutsche Encyklopädie. Leipzig, Grunow . . . . . 91

Olga Nikolajewna's Tagebuch. Von Fürst Meschtscherski. Berlin, A. Deubner . . . 181

Die Langsteiner. Roman von Perfall. Düsseldorf, Bagel . . . . . 182

Aus der Berliner Gesellschaft. Berlin, Walther & Apolant . . . . . 183

Briefe von J. S. Turgenjew. Erste Sammlung 1840—83. Von Dr. Ruhe. Leipzig, Biedermann . . . . . 183

Culturgeschichte des deutschen Volkes von Dr. Otto Henne am Rhyn. Berlin, Grote 281

Die Verbrecherwelt von Berlin. Berlin, Guttentag . . . . . 282

Historischer Ueberblick der Entwickelung der Kaiserl. russischen Akademie der Künste in St. Petersburg. Von Jul. Hasselblatt. Leipzig, F. Wagner . . . . . 382

Das akademische Gymnasium und die akademische Universität im 18. Jahrhundert. Von Graf D. A. Tolstoi. Uebersetzt von P. v. Kügelgen. St. Petersburg . . . 465

Blicke in das Menschenleben. Von Ed. Reich. Schaffhausen, Hermel & Co. . . 468

Mein Onkel Benjamin. Roman von Claude Tillier. Uebersetzt von K. Saar. Stuttgart, Spemann . . . . . 473

Schmetterlinge. Novelletten und Stimmungsbilder von Helene v. Götzendorff-Grabowski. Wiesbaden, Bechtold & Co. . . . . 572

Heitere Geschichten von Helene v. Götzendorff-Grabowski. Wiesbaden, Bechtold & Co. 572

Versunkene Sterne. Novellen und Skizzen von Anny Wothe. Wiesbaden, Bechtold & Co. 572

Berlin im Jahre 1786. Leipzig, Grunow . . . . . 573

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

# Zwei Husaren.

Novelle von Graf **L. N. Tolstoi.**

Uebersetzt von **W. Stein** in St. Petersburg.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts, zu der Zeit, als es noch weder Eisenbahnen noch Chausséen gab, weder Gasbeleuchtung noch Stearinlichte, weder weichgepolsterte niedrige Sophas, noch unpolirte Möbel, weder blasirte Jünglinge mit Nasenklemmern und Monocles, noch liberale, weibliche Philosophen, oder reizende Cameliendamen, deren in unserer Zeit so viele aufgetaucht sind, — in jener naiven Zeit, wo man auf eine Reise von Moskau nach Petersburg, sei es nun mit einer Fuhre oder im eigenen Wagen, eine ganze Vorrathskammer fertig zubereiteter Speisen mitnahm, achtmal vierundzwanzig Stunden auf weichen, entweder staubigen oder kothigen Straßen unterwegs war, und die Liebhaberei für Posharski-Coteletten, Waldaiglocken und Zuckerkringel noch nicht verloren hatte, — wo an langen Herbstabenden Talglichte angezündet wurden, um einem Familienkreise von zwanzig bis dreißig Personen zu leuchten, und auf Bällen in den Kronleuchtern Wachs- oder Wallrath-Lichter brannten, wo die Möbel noch symmetrisch gestellt wurden und unsere Väter noch jung waren, nicht allein, weil sie keine Runzeln hatten, sonder auch, weil sie sich für Frauen zu duelliren vermochten und vom anderen Ende des Zimmers herbeistürzten, um ein absichtlich oder unabsichtlich fallen gelassenes Taschentuch aufzuheben, wo unsere Mütter kurze Taillen und ungeheuer weite Aermel trugen und über wichtige Familienangelegenheiten das Loos entscheiden ließen, — zu den naiven Zeiten der Maurerlogen, der Martinisten, des Tugendbundes, zur Zeit der Miloradowitsch, Dawydow, Puschkin hatten sich in der Gouvernementsstadt K. die umwohnenden Gutsbesitzer zu den Adelswahlen versammelt.

## I.

„Nun, einerlei, wenn auch im Saale," sagte ein junger Offizier, der im Pelz, eine Husarenmütze auf dem Kopfe, soeben aus dem Reiseschlitten gesprungen war, beim Eintritt in das beste Gasthaus der Stadt K.

„Ein ſo großer Zuſammenfluß dieſes Jahr, Väterchen, Ew. Erlaucht,“ ſagte der Kellner, der von dem Burſchen des Ankömmlings bereits in Erfahrung gebracht hatte, daß der Huſar Graf Turbin hieß, und ihn deshalb mit dem Titel „Erlaucht“ beehrte. „Die Afremow'ſche Frau mit ihren Töchtern verſprach, heute Abend wegzufahren; dann belieben Sie die Nummer elf einzunehmen, ſobald ſie frei wird,“ fuhr der Kellner, leiſe im Corridor dem Grafen voranſchreitend, fort.

Im Saale, an einem kleinen Tiſche, vor dem bereits ſchwarz gewordenen, lebensgroßen Portrait des Kaiſers Alexander I. ſaßen beim Champagner einige der „hieſigen“ Edelleute und etwas weiter ab wahrſcheinlich durchreiſende Kaufleute in blauüberzogenen Pelzen.

Nachdem er in's Zimmer getreten und „Blücher“, einen mächtigen grauen Bullenbeißer, den er mitgebracht, hereingerufen hatte, warf der Graf ſeinen am Kragen noch bereiften Mantel ab, beſtellte ſich einen Schnaps und ſetzte ſich, jetzt nur in ſeiner blauatlasnen Huſarenjacke, zu der Geſellſchaft an den Tiſch, wo er ſich in ein Geſpräch mit den dort verſammelten Herren einließ, die durch das freimüthige, hübſche Aeußere des Ankömmlings ſogleich zu deſſen Gunſten geſtimmt wurden. Der Graf trank ſeinen Schnaps und ließ ſich dann eine Flaſche Champagner geben, um ſeinen neuen Bekannten Beſcheid zu thun. Der Jämſchtſchik kam und bat um ſein Trinkgeld.

„Saſchka!“ rief der Graf, „gieb es ihm.“

Der Jämſchtſchik verließ mit Saſchka das Zimmer, kehrte jedoch gleich darauf mit dem Gelde in der Hand zurück.

„Wie denn, Väterchen, Ew. Erlaucht; habe mir doch ſolche Mühe gegeben, Ew. Gnaden! Verſprachen mir einen Halben und geben mir nur einen Viertel.“

„Saſchka, gieb ihm einen Ganzen!“

Saſchka ſenkte verlegen den Blick und ſah auf die Füße des Jämſchtſchiks.

„Wird genug ſein!“ meinte er mit tiefem Baſſe; „ich habe auch kein Geld mehr.“

Der Graf nahm aus ſeinem Taſchenbuche die beiden einzigen Blauen (Fünfrubelſcheine), die es noch enthielt, heraus und gab einen dem Jämſchtſchik, der ihm die Hand küßte und ging.

„So weit wären wir denn!“ ſagte der Graf; „die letzten fünf Rubel!“

„Echte Huſarenart!“ meinte lächelnd einer der Edelleute, deſſen Stimme, Schnurrbart und eine gewiſſe energiſche Beweglichkeit der Beine den verabſchiedeten Cavalleriſten verriethen. „Haben Sie die Abſicht, hier lange zu verweilen, Graf?“

„Ich muß mir Geld verſchaffen, ſonſt würde ich gar nicht bleiben; in dieſer verwünſchten Kneipe, hol' ſie der Henker, ſind ja auch keine Zimmer mehr zu haben.“

„Erlauben Sie, Graf,“ entgegnete der Cavalleriſt, „würden Sie mir nicht die Ehre erweiſen, bei mir abzuſteigen? Ich bin hier in der Nummer ſieben einquartiert; wenn Sie es nicht verſchmähen, die Nacht bei mir zuzubringen,

ſollte es mich freuen. Bleiben Sie einige Tage hier bei uns. Heute Abend iſt Ball bei dem Adelsmarſchall. Er würde ſich ſehr freuen, Sie bei ſich zu ſehen."

„Wahrhaftig, Graf, Sie ſollten bleiben," fiel ein anderer der Herren, ein hübſcher junger Mann, ein: „Was haben Sie für Eile! Die Wahlen kommen alle drei Jahre nur einmal vor. Sie ſollten ſich doch unſere Damen 'mal anſehen, Graf."

„Saſchka, gieb Wäſche her! Ich will in's Bad," ſagte der Graf, indem er ſich erhob. „Und dann wollen wir ſehen; vielleicht geht's wirklich noch zum Adelsmarſchall."

Dann rief er den Kellner herbei, mit dem er leiſe Etwas beſprach, worauf dieſer lächelnd erwiderte: „Das ließe ſich Alles machen, das Alles könne von Menſchenhänden beſorgt werden," und verließ dann das Zimmer.

„Ich laſſe alſo meinen Koffer in Ihr Zimmer tragen, Väterchen," rief er dem Cavalleriſten noch von der Thür aus zu.

„Seien Sie ſo gütig, erweiſen Sie mir die Ehre," entgegnete dieſer, zur Thür eilend. „Nummer ſieben, vergeſſen Sie's nicht."

Als die Schritte des Grafen verhallt waren, kehrte der Cavalleriſt auf ſeinen Platz zurück, und ganz nah' zum Beamten rückend und ihm mit lachenden Augen in's Geſicht ſchauend, ſagte er:

„Das iſt derſelbe."

„Nun?"

„Ich habe Dir ja ſchon von dem Huſarenoffizier Turbin erzählt, dem berühmten Duellanten, das iſt er. Er hat mich erkannt, ich wollte darauf wetten. Haben wir doch mit ihm zuſammen drei Wochen in einem Strich in Lebedjan gezecht, als ich wegen der Remonte dort war. Wir hatten da eine Geſchichte — die wir zuſammen losließen — das ſollte man ihm jetzt auch nicht anſehen. Ein famoſer Kerl, wie?"

„Ein prächtiger Burſche! Und wie angenehm im Umgange! Es iſt ihm nichts anzumerken," entgegnete der hübſche junge Mann. „Wie raſch wir bekannt geworden ſind . . . er kann höchſtens fünfundzwanzig Jahre alt ſein, nicht wahr?"

„Nein, er ſieht wohl ſo aus, aber er iſt älter. Man muß nur wiſſen, was das für ein Menſch iſt. Wer hat Migunow fortgeſchafft? Er. Sſablin hat er erſchoſſen, Matnew an den Beinen aus dem Fenſter herausgelaſſen, dem Fürſten Neſterow dreimalhunderttauſend Rubel im Spiel abgewonnen. Man muß nur wiſſen, was das für ein verzweifelter Kopf iſt. Ein Spieler, ein Duellant, ein Frauenverführer; aber ein Juwel von einem Huſaren, ein wahrhaftiges Juwel. Es wird wohl viel von uns geſprochen, aber wenn nur Jemand wirklich wüßte, was ein richtiger Huſar heißt. Ach, waren das ſchöne Zeiten!"

Und der Cavalleriſt erzählte ſeinem Zuhörer von einer Lebedjan'ſchen Kneiperei mit dem Grafen, die nicht nur nie ſtattgefunden hatte, ſondern auch

nie hatte stattfinden können, erstens, weil er den Grafen niemals früher gesehen hatte, da er, zwei Jahre bevor der Graf in den Dienst trat, seinen Abschied genommen hatte, und zweitens, weil der Cavallerist nie in der Cavallerie gedient, sondern vier Jahre höchst bescheiden als Junker im Bjelewski'schen Regiment gestanden und, sobald er zum Lieutenant avancirt worden, seinen Abschied genommen hatte. Aber vor zehn Jahren, nachdem er eine Erbschaft gemacht, war er allerdings in Lebedjan gewesen, hatte dort mit den Remonteuren siebenhundert Rubel verkneipt und sich schon eine Ulanenuniform mit orangefarbenen Aufschlägen bestellt, um unter die Ulanen zu gehen. Der Wunsch, in die Cavallerie zu treten, und die drei mit den Remonteuren in Lebedjan verbrachten Wochen faßten die heiterste, glücklichste Periode seines Lebens in sich, so daß er diesen Wunsch erst in die Wirklichkeit, dann in seine Erinnerungen hinübertrug und zuletzt selbst fest an seine cavalleristische Vergangenheit glaubte, was ihn übrigens nicht hinderte, an Weichheit des Gemüths und Anständigkeit der achtungswertheste Mensch zu sein.

„Wer nicht in der Cavallerie gedient hat, der kann Unsereinen nie verstehen," sprach er, rittlings auf dem Stuhle sitzend und den Unterkiefer vorstreckend, im tiefsten Baß. „Reitet man so vor der Escadron her, unter sich einen Teufel, nicht ein Pferd, ein Thier, dem Feuer in den Adern fließt; selbst sitzt man wie ein Teufel zu Pferde. Reitet der Commandeur der Escadron auf Einen zu: „Lieutenant," sagt er, „bitte — ohne Sie wird doch Nichts daraus — führen Sie die Escadron im Paradeschritt." Er hat gut reden, aber das ist keine Kleinigkeit: seine Augen muß man überall haben, zuweilen seine Leute anschreien. Ach, der tausend, was waren das für Zeiten!"

Der Graf kehrte mit hochgeröthetem Gesicht und nassem Haar aus dem Bade zurück und begab sich direct in die Nummer sieben, wo der Cavallerist schon im Schlafrocke, die Pfeife im Munde, saß und mit Genuß und einiger Furcht über das Glück nachdachte, das ihm zu Theil geworden war, dasselbe Zimmer mit dem berühmten Turbin zu bewohnen. „Aber," fiel ihm plötzlich ein, „wie, wenn er mich plötzlich splitternackt auskleidet, mich hinter den Schlagbaum fährt und mich dort im Schnee sitzen läßt? oder . . . mit Theer einschmiert? oder einfach . . . nein, das wird er schon als Kamerad nicht thun," tröstete er sich selbst.

„Saschka, Blücher füttern!" schrie der Graf.

Saschka, der auf das Wohl der Reise schon ein Glas Branntwein geleert hatte und ziemlich angetrunken war, erschien.

„Konntest es schon nicht lassen: wieder gesoffen, Canaille . . . Blücher füttern!"

„Wird auch so nicht crepiren; sieh', wie glatt er ist!" entgegnete Saschka, indem er den Hund streichelte.

„Nun, nicht raisonnirt, fort, marsch! den Hund gefüttert!"

„Ja, wenn nur der Hund satt ist, dann ist Alles gut; aber wenn der Mensch ein Gläschen über den Durst trinkt, dann kriegt er Vorwürfe."

„Wart', ich ſchlage Dich kurz und klein!“ ſchrie der Graf mit einer Stimme, bei der die Scheiben klirrten und dem Cavalleriſten ganz ängſtlich zu Muthe wurde.

„Wenn Sie auch nur gefragt hätten, ob Saſchka heute ſchon Etwas gegeſſen hat? Schlagen Sie nur zu, wenn Ihnen der Hund lieber iſt als der Menſch,“ ſagte Saſchka. Aber da erhielt er einen ſo furchtbaren Schlag mit der Fauſt in's Geſicht, daß er taumelte, mit dem Kopf an die Scheerwand ſchlug und die Hand vor die Naſe haltend, aus dem Zimmer hinaus in den Corridor ſtürzte, wo er ſich auf eine dort befindliche große Truhe warf.

„Alle Zähne hat er mir eingeſchlagen,“ brummte Saſchka, mit der einen Hand ſeine blutige Naſe abwiſchend und mit der anderen dem ſich hungrig die Lippen leckenden Blücher den Rücken ſtreichelnd: „Er hat mir die Zähne eingeſchlagen, Blüſchka, und doch iſt er mein Graf, und ich könnte für ihn in's Feuer gehen — ſiehſt du! denn er iſt mein Graf; verſtehſt du, Blüſchka? Biſt du hungrig?“

Nachdem er eine Weile gelegen, ſtand er auf, fütterte den Hund und kam dann faſt ganz nüchtern, um dem Grafen ſeine Dienſte anzubieten und zu fragen, ob er Thee wünſche.

„Sie würden mich wahrhaftig kränken,“ ſprach ſchüchtern der Cavalleriſt, der vor dem Grafen ſtand, während dieſer, die Füße an die Scheerwand geſtemmt, auf dem Bette lag. „Bin ich doch auch ein alter Militair, ein Kamerad, könnte ich ſagen. Warum wollen Sie bei jemand Fremdem borgen? Ich bin mit Freuden bereit, Ihnen mit zweihundert Rubeln auszuhelfen, wenn Ihnen damit gedient iſt. Eben habe ich nicht ſo viel bei mir, für's Erſte nur hundert Rubel; aber heute noch kann ich ſie Ihnen verſchaffen. Sie würden mich wahrhaftig kränken, Graf.“

„Ich danke, Väterchen,“ entgegnete der Graf, der ſogleich einſah, welcher Art die Beziehungen zwiſchen ihnen ſein müßten, und klopfte dem Cavalleriſten auf die Schulter: „ich danke. Nun, dann fahren wir alſo auf den Ball. Aber was fangen wir bis dahin an? Erzähle, was giebt's hier bei Euch in der Stadt: Wer ſind die hübſcheſten Damen? Wer die größten Zecher? Wer ſpielt am höchſten?“

Der Cavalleriſt erzählte, daß es eine Menge hübſcher Damen auf dem Balle geben würde; der größte Zecher und Lebemann ſei aber der neu erwählte Kreisrichter Rolkow, er habe nur nicht den rechten Huſaren-Chic, ſei aber ſonſt ein guter Kerl; Iljuſchkin habe ſich mit ſeinem Zigeunerchor für die Zeit der Wahlen hier etablirt; Steoſchka ſei Vorſängerin und nach dem Ball beim Adelsmarſchall würden ſich „Alle“ dort treffen. „Auch geſpielt würde recht bedeutend,“ erzählte er weiter; „da ſei z. B. ein gewiſſer Luchnow, Angereiſter, der ſpiele ſehr hoch, und Iljin, in der Nummer acht, ein Ulanen-Cornet, ſpiele und verliere auch viel. Bei ihm habe es jetzt ſchon angefangen, da werde jeden Abend geſpielt, und was für ein prächtiger Burſche, ich ſage Ihnen, Graf, dieſer Iljin: der iſt gewiß nicht geizig — er würde ſein letztes Hemd abgeben.“

„Nun, ſo laſſen Sie uns zu ihm gehen. Wir wollen doch ſehen, was da für eine Geſellſchaft iſt," meinte der Graf.

„Kommen Sie, kommen Sie! Man wird ſich ſehr freuen."

## II.

Der Ulanen-Cornet Iljin war vor Kurzem erſt aufgewacht. Er hatte ſich den Abend vorher um acht Uhr an den Kartentiſch geſetzt und die ganze Nacht durch, funfzehn Stunden nach der Reihe, bis elf Uhr Morgens geſpielt. Er mußte viel verloren haben, aber wie viel, wußte er nicht; er wußte nur, daß er dreitauſend Rubel eigenes Geld und funfzehntauſend Rubel Kronsgeld gehabt hatte, welch letzteres er bereits längſt mit dem ſeinigen zuſammengelegt hatte; — und nun fürchtete er ſich nachzuzählen, um nicht die Gewißheit deſſen zu erlangen, was er ahnte, daß nämlich auch an der Kronsſumme ſchon etwas fehlte. Er war faſt um Mittag erſt eingeſchlafen und hatte einen ſo feſten, traumloſen Schlaf gehabt, wie er nur ganz jungen Leuten nach bedeutenden Verluſten beim Kartenſpiel zu Theil wird. Als er um ſechs Uhr Abends, um dieſelbe Stunde, wo Graf Turbin beim Gaſthauſe vorfuhr, erwachte, und ſein Blick auf die mit Karten- und Kreideſtücken beſäete Diele und die noch ungebürſteten, in der Mitte des Zimmers ſtehenden Kartentiſche fiel, erinnerte er ſich plötzlich mit Entſetzen des geſtrigen Spieles und des letzten fatalen Valet, mit dem er fünfhundert Rubel verloren hatte; da er aber der Wirklichkeit dieſes Factums nicht recht traute, ſo langte er unter dem Kopfkiſſen das Geld hervor und begann zu zählen. Er erkannte einige der Aſſignationen, die durch eingebogene Ecken und verſchiedene Transporte verriethen, daß ſie gar manches Mal aus einer Hand in die andere gewandert waren, und plötzlich fiel ihm der ganze Gang des Spieles wieder ein. Von ſeinen dreitauſend Rubeln war bereits nichts mehr vorhanden, und von dem Kronsgelde fehlten auch ſchon zwei und ein halbes Tauſend.

Der Ulan hatte vier Nächte nach der Reihe geſpielt.

Er kam aus Moskau, wo er das Kronsgeld empfangen hatte. In K. hielt ihn der Poſtmeiſter unter dem Vorwande auf, er habe ihm keine Pferde zu geben, in Wirklichkeit aber, weil er mit dem Inhaber des Gaſthauſes die Abmachung getroffen, keinen der Durchreiſenden unter wenigſtens einem Tage Aufenthalt in K. fortzulaſſen. Der Ulan, ein junger lebensluſtiger Menſch, faſt noch ein Knabe, der ſoeben von ſeinen Eltern in Moskau dreitauſend Rubel zu ſeiner Einrichtung im Regiment erhalten hatte, freute ſich, gerade zur Zeit der Wahlen einige Tage in K. ſein zu können und hoffte ſich köſtlich zu amüſiren. Er kannte einen der hieſigen Gutsbeſitzer, der verheirathet war und Familie hatte, und nahm ſich gerade vor, ihn zu beſuchen, um ſeinen Töchtern den Hof zu machen, als der Cavalleriſt erſchien, ſich ihm vorſtellte und ihn denſelben Abend noch, ganz ohne böſe Abſicht, mit ſeinen Bekannten, Luchnow und anderen Spielern, im gemeinſamen Saale des Gaſthauſes zuſammenführte. Von jenem Abend an hatte der Ulan am Kartentiſche geſeſſen und nicht nur den Beſuch

beim befreundeten Gutsbeſitzer unterlaſſen, ſondern auch nicht mehr nach den Pferden gefragt, und war vier Tage nicht aus ſeinem Zimmer gekommen.

Nachdem er ſich angekleidet und Thee getrunken hatte, trat er an's Fenſter. Er fühlte das Bedürfniß nach körperlicher Bewegung, um die ihn hartnäckig verfolgenden Erinnerungen an's Spiel zu vertreiben; er warf ſeinen Mantel um und trat auf die Straße. Die Sonne war ſchon hinter die weißen Häuſer mit den rothen Dächern geſunken; es dämmerte bereits. Auf die ſchmutzigen Straßen fielen leiſe große Flocken feuchten Schnees. Es kam ihm plötzlich unſäglich traurig vor, daß er dieſen ganzen Tag, der ſich ſchon zu Ende neigte, verſchlafen habe.

„Dieſer Tag kehrt nun ſchon nie wieder zurück," dachte er. „Verloren iſt mein junges Leben!" ſagte er plötzlich zu ſich ſelbſt, nicht, weil er das wirklich dachte — er dachte eben gar nicht daran — ſondern nur, weil ihm dieſe Phraſe gerade einfiel.

„Was ſoll ich jetzt thun?" überlegte er weiter. „Von irgend Jemandem Geld borgen und wegfahren." Eine Dame ging über's Trottoir. „Die dumme Perſon!" dachte er, Gott weiß, weshalb. „Und von wem borgen? Verloren iſt mein junges Leben!" Er kam zu den Budenreihen. Einer der Kaufleute im Fuchspelz ſtand vor ſeiner Bude und forderte ihn auf, näher zu treten. „Hätte ich doch die Acht nicht abgehoben, ſo hätte ich gewonnen." Eine alte Bettlerin ging lamentirend und ſtöhnend hinter ihm her. „Und von wem borgen?" Ein Herr im Bärenpelz fuhr vorüber, die Schildwache ſtand vor ihrem Häuschen. „Was könnte ich ſo recht Außergewöhnliches thun? Auf dieſe Leute ſchießen? Nein, langweilig! Verloren iſt mein junges Leben! Ach, was für ein ſchönes Kummet mit Zubehör dort hängt! Jetzt ſich in eine Troika ſetzen, das wäre doch Etwas! Oho! Vorwärts, Freundchen! Jetzt gehe ich nach Hauſe. Luchnow wird bald kommen und dann ſpielen wir wieder." Er kam nach Hauſe, überzählte noch einmal das Geld. Nein, er hatte ſich das erſte Mal nicht geirrt. Am Kronsgelde fehlten zweitauſend fünfhundert Rubel. „Ich ſetze zuerſt 25, verdoppele dann den Einſatz . . . in ſieben Sätzen zu 15, zu 30, zu 60 ſind 3000, kaufe das Kummet und ziehe los. Er wird mich nur nicht loslaſſen, der Schelm! Verloren iſt mein junges Leben." Solche Gedanken zogen durch den Kopf des Ulanen, als Luchnow wirklich bei ihm eintrat.

„Nun, ſchon lange aufgeſtanden, Michail Waſſiljitſch?" fragte Luchnow, langſam ſeine ganz trockene goldene Brille von der Naſe nehmend und ſie ſorgfältig mit einem rothſeidenen Tuche abwiſchend.

„Nein, eben erſt. Habe ausgezeichnet geſchlafen."

„Es ſoll ein Huſar hier angekommen ſein, iſt bei Sawalſchewſki abgeſtiegen. Haben Sie Nichts davon gehört?"

„Nein, Nichts. Nun, und noch Niemand da?"

„Sie ſind, glaube ich, zu Prachin angegangen. Sie kommen gleich."

Sehr bald kamen auch wirklich ein Garniſonsoffizier, Luchnow's unzertrenn-

licher Begleiter, ein griechiſcher Kaufmann mit faſt braunem Teint, einer ungeheuren gebogenen Naſe und tiefliegenden ſchwarzen Augen, ein dicker, aufgedunſener Gutsbeſitzer, Inhaber einer Branntweinbrennerei, der Nächte durch mit einem Simplum von funfzig Kopeken ſpielte. Alle hätten gern ſobald als möglich mit dem Spielen angefangen, aber die Hauptſpieler ſagten nichts über dieſes Thema und namentlich Luchnow erzählte höchſt gemüthlich von einer Spitzbüberei in Moskau.

„Wenn man denkt: Moskau," ſprach er, „die erſte Reſidenzſtadt, eine Hauptſtadt! — und des Nachts gehen ſie mit Haken bewaffnet, als Teufel verkleidet durch die Straßen, erſchrecken den dummen Pöbel, plündern die Vorüberfahrenden — und — dabei bleibt's. Nun bitte ich, was thut da die Polizei? Es wäre wahrhaftig intereſſant zu wiſſen."

Der Ulan hörte die Geſchichte von den Spitzbuben aufmerkſam an, ſtand aber doch am Schluſſe derſelben auf und befahl leiſe, die Karten zu geben. Der dicke Gutsbeſitzer ließ zuerſt ſeine Wünſche laut werden.

„Nun, meine Herren, die goldene Zeit vergeht! Soll es denn ſein, ſo laſſen Sie uns anfangen."

„Ja, Sie haben ſich geſtern mit Ihren halben Rubeln was zuſammengeſpielt, daher gefällt es Ihnen natürlich," ſagte der Grieche.

„Aber es wäre wahrhaftig Zeit," meinte der Garniſonsoffizier.

Iljin warf einen Blick auf Luchnow; dieſer ſah ihm ruhig in die Augen und fuhr fort, ſeine Geſchichte von den Spitzbuben zu erzählen, die ſich in Teufel mit Krallen verkleideten.

„Werden Sie die Bank halten?"

„Iſt es nicht noch zu früh?"

„Below!" rief der Ulan plötzlich erröthend; „bring' mir zu eſſen . . . ich habe heute noch Nichts gegeſſen, meine Herren . . . gieb auch Champagner und die Karten her!"

In dieſem Augenblick traten der Graf und Sawalſchewſki herein. Es ſtellte ſich heraus, daß Turbin und Iljin zu derſelben Diviſion gehörten. Sie wurden ſofort mit einander bekannt, ſtießen auch ihr gegenſeitiges Wohl in Champagner mit einander an und ſtanden nach fünf Minuten ſchon auf Du und Du. Iljin ſchien dem Grafen ſehr zu gefallen. Der Graf mußte ſtets lächeln, wenn er ihn anſah, und foppte ihn mit ſeiner Jugend.

„Was für ein baumſtarker Ulan!" ſagte er. „Und der Schnurrbart, nein, der coloſſale Schnurrbart!"

Bei Iljin war der Flaum auf den Lippen noch ganz weiß.

„Sie haben wohl ein Spielchen vor?" meinte der Graf. „Nun, ich wünſche Dir Glück, Iljin! Du biſt, glaube ich, ein Meiſter darin!" fügte er lächelnd hinzu.

„Wir hatten allerdings die Abſicht," entgegnete Luchnow, ein Dutzend Karten aus dem Spiele ziehend — „und Sie, Graf, halten Sie mit?"

„Nein, heute nicht. Sonſt würdet Ihr Alle fliegen. Wenn ich es darauf anſetze, ſo ſprenge ich jede Bank. Habe auch Nichts. Auf der Station vor Wolotſchok meinen letzten Kopeken verſpielt. Traf da irgend einen Infanteriſten, alle Finger voller Ringe, muß ein famoſer Falſchſpieler geweſen ſein — hat mich rein ausgeſogen.“

„Saßeſt Du denn lange dort auf der Station?“ fragte Iljin.

„Zweiundzwanzig Stunden. Na, aber dieſe verfluchte Station vergeſſe ich auch nicht, und auch der Poſthalter wird an mich denken.“

„Was war denn da los?“

„Ich komme alſo an, weißt Du? Stürzt der Poſthalter heraus — eine wahre Spitzbubenfratze, ein Schelmengeſicht — „Sind keine Pferde,“ ſagt er — ich aber, mußt Du wiſſen, habe mir zum Geſetz gemacht: wenn keine Pferde ſind, ſo nehme ich meinen Pelz nicht ab und gehe direct in das Zimmer des Poſthalters, nicht in das allgemeine Wartezimmer, ſondern in ſeine Privatwohnung und laſſe alle Thüren und Fenſter ſperrangelweit aufreißen, als ſei Dunſt im Zimmer. So auch diesmal. Nun hatten wir im vorigen Monat, erinnerſt Du Dich noch? ſehr ſtarken Froſt, wohl bis zwanzig Grad. Der Poſthalter wollte mit mir unterhandeln, ich ihm einen Schlag in's Geſicht. Da erhoben denn die Weiber, kleine Mädchen, eine ganz alte Frau ein Geſchrei, rafften ihre Habſeligkeiten zuſammen und wollten in's Dorf laufen . . . ich mich vor die Thür geſtellt: „Gieb Pferde,“ ſage ich, „ſo ſeid Ihr frei; — ſonſt laſſe ich Niemanden fort, friere Euch Alle aus.““

„Eine ausgezeichnete Manier, das muß man ſagen!“ ſagte der dicke Gutsbeſitzer mit ſchallendem Gelächter; „das iſt, wie man die Tarakanen ausfriert!“

„Einen Augenblick nur paßte ich nicht ordentlich auf, und da entwiſchte mir der Poſthalter mitſammt den Weibern und zog los. Ein altes Mütterchen nur blieb mir als Pfand zurück, es lag auf dem Ofen, krächzte, huſtete und ſagte Gebete her. Später traten wir in Unterhandlungen mit einander. Der Poſthalter kam und überredete mich aus ſicherer Entfernung, ich möchte die Alte freigeben, ich aber hetzte Blücher auf ihn; ausgezeichnet verſteht Blücher ſolche widerſpenſtige Poſthalter abzufaſſen. Der Schuft gab aber bis zum anderen Morgen keine Pferde, und da kam der Infanteriſt angefahren. Wir gingen in ein anderes Zimmer und fingen an zu ſpielen. Haben Sie Blücher geſehen? — Blücher! — He!“

Blücher kam hereingelaufen. Die Spieler beſchäftigten ſich herablaſſend eine Weile mit ihm, obgleich es nur zu klar war, daß ſie ſich ſehr viel lieber mit etwas Anderem beſchäftigt hätten.

„Aber, meine Herren, warum ſpielen Sie denn nicht? Bitte, laſſen Sie ſich nicht ſtören. Ich bin ein unverbeſſerlicher Schwätzer,“ ſagte Turbin; „ob man's nun mag oder nicht, es bleibt ein gutes Ding, das Spiel.“

## III.

Luchnow rückte zwei Lichte heran, langte ein ungeheures, von Geld ſtrotzendes braunes Taſchenbuch aus ſeiner Bruſttaſche hervor, öffnete es langſam und andächtig, als verrichte er eine heilige Handlung, nahm zwei Hundertrubelſcheine heraus und legte ſie unter die Karten.

„Ebenſo wie geſtern, zweihundert Rubel in die Bank," ſagte er, indem er ſeine Brille zurechtrückte und ein Spiel Karten anbrach.

„Gut," erwiderte, ohne ihn anzuſehen, Iljin, der ſein Geſpräch mit dem Grafen fortſetzte.

Das Spiel kam in Gang. Luchnow hielt die Bank mit einer Präciſion, die einer Maſchine Ehre gemacht hätte; er hielt nur von Zeit zu Zeit inne, um bedächtig Etwas anzuſchreiben, oder über ſeine Brille hinweg einen ſtrengen Blick um ſich zu werfen, und ſagte mit leiſer Stimme: „Gebt her, weiter!" Der dicke Gutsbeſitzer ſprach am meiſten, erwog laut mit ſich ſelbſt allerlei Combinationen und leckte ſeine dicken Finger, um die Karten einzubiegen. Der Garniſonsoffizier ſchrieb ſchweigend mit ſchöner Schrift ſeinen Einſatz auf die Karten und bog unter dem Tiſch kleine Ecken ein. Der Grieche ſaß neben dem Bankhalter und folgte aufmerkſam dem Spiel, als warte er auf Etwas. Sawalſchewſki, der am Tiſche ſtand, gerieth von Zeit zu Zeit in lebhafte Bewegung, zog aus der Taſche ſeiner Beinkleider einen rothen oder blauen Zettel heraus, ſchob ihn unter eine Karte, ſchlug mit der flachen Hand darauf und ſprach: „Nun hecke aus, meine liebe Sieben!" Dann biß er ſich auf den Schnurrbart, trat von einem Bein auf das andere, wurde ganz roth und gerieth in immer größere Aufregung bis zu dem Augenblicke, wo die Karte herauskam. Iljin aß Kalbfleiſch mit Gurken, das neben ihm auf dem Roßhaardivan ſtand, und ſetzte, haſtig ſeine Hände am Rocke abwiſchend, eine Karte nach der anderen. Turbin, der anfangs auch auf dem Divan ſaß, merkte ſogleich, wie die Sachen ſtanden. Luchnow ſah den Ulanen nicht ein einziges Mal an und ſprach nicht ein Wort mit ihm; von Zeit zu Zeit nur richteten ſich ſeine Brillengläſer auf Iljin's Hände, deſſen meiſte Karten verloren.

„Wenn ich doch dieſe Karte ſchlagen könnte!" ſagte Luchnow, auf eine Karte des dicken Gutsbeſitzers zeigend, der nur zu einem halben Rubel ſpielte.

„Schlagen Sie lieber bei Iljin, bei mir lohnt ſich's nicht," bemerkte der Gutsbeſitzer.

Iljin's Karten wurden wirklich am häufigſten geſchlagen. Er zerriß dann mit nervöſer Bewegung die Unglückskarte unter dem Tiſch und griff mit zitternder Hand nach einer anderen. Turbin ſtand vom Divan auf und bat den Griechen, ihm ſeinen Platz neben dem Bankhalter zu überlaſſen. Der Grieche ging an einen anderen Platz, und der Graf, der ſich auf den frei gewordenen Stuhl niederließ, begann, ohne die Augen abzuwenden, aufmerkſam Luchnow's Hände zu beobachten.

„Iljin!“ ſagte er plötzlich mit ſeiner gewöhnlichen Stimme, die ganz gegen ſeinen Willen alle übrigen übertönte: „Warum hältſt Du immer dieſelbe Karte? Du verſtehſt nicht zu ſpielen.“

„Einerlei! Wie man auch ſpielt, es bleibt ſich gleich.“

„So wirſt Du gewiß verlieren. Gieb, ich werde für Dich pointiren.“

„Nein, entſchuldige, ich bitte; ich ſpiele immer für mich ſelbſt. Spiele für Dich, wenn Du willſt!“

„Für mich, habe ich ſchon geſagt, werde ich nicht ſpielen. Ich will es für Dich thun. Es ärgert mich, daß Du immer verlierſt.“

„Es ſcheint nun ſchon einmal mein Schickſal zu ſein.“

Der Graf ſchwieg, und ſich auf den Ellbogen ſtützend, ſah er wieder unverwandt auf Luchnow's Hände.

„Abſcheulich!“ ſprach er plötzlich laut und deutlich.

Luchnow ſah ſich nach ihm um.

„Schändlich, abſcheulich!“ ſprach er noch lauter, Luchnow gerade in die Augen blickend.

Das Spiel ging weiter.

„Un—ver—ant—wort—lich!“ ſagte nochmals Turbin, nachdem Luchnow eben wieder einen großen Einſatz von Iljin eingeſtrichen hatte.

„Was erregt hier Ihr Mißfallen, Graf?“ fragte der Bankhalter ruhig und höflich.

„Daß Sie für Iljin ein Simplum ſtellen, aber doppelt und dreifach einſtreichen, das iſt ſchändlich.“

Luchnow machte eine leiſe Bewegung mit den Schultern und den Augenbrauen, die ſo viel bedeutete als: es ſei am beſten, ſich ohne Widerrede in ſein Schickſal zu ergeben, und ſpielte weiter.

„Blücher, he!“ rief der Graf, vom Stuhle aufſpringend — „faſſe ihn an,“ fügte er raſch hinzu.

Blücher ſprang, ſich den Rücken am Divan ſtoßend und den Garniſonsoffizier faſt umwerfend, unter dem Divan hervor, lief auf ſeinen Herrn zu und ſah knurrend und mit dem Schwanze wedelnd alle Anweſende der Reihe nach an, als wollte er fragen: „Wer iſt hier der Grobian, he?“

Luchnow legte die Karten aus der Hand und rückte mit dem Stuhl zur Seite.

„So iſt es unmöglich, zu ſpielen,“ ſagte er. „Ich fürchte mich ſchrecklich vor Hunden. Was iſt das für ein Spiel, wenn man eine ganze Koppel Hunde hereinläßt!“

„Namentlich dieſe Hunde; ſie heißen, glaube ich, Blutſauger,“ bekräftigte der Garniſonsoffizier.

„Nun, Michail Waſſiljitſch, ſollen wir noch ſpielen oder nicht?“ fragte Luchnow den Wirth.

„Störe uns nicht, ich bitte, Graf!“ wandte ſich dieſer an Turbin.

„Komm' 'mal einen Augenblick her,“ ſagte Turbin, indem er Iljin bei der Hand faßte und mit ihm hinter die Scheerwand trat.

Von dort hörte man ganz deutlich die Worte des Grafen, der mit ſeiner gewöhnlichen Stimme ſprach. Seine Stimme war aber ſo, daß man ſie immer durch drei Zimmer hörte.

„Biſt Du denn ganz verrückt geworden? Siehſt Du denn nicht, daß dieſer Herr mit der Brille — ein Falſchſpieler erſter Sorte iſt?“

„Ei, geh' doch! Was Du ſagſt!“

„Nicht geh' doch! Sondern ich ſage Dir, laß es ſein. Mir iſt es ja einerlei. Ein anderes Mal hätte ich Dich ſelbſt kapp und kahl geſpielt; aber auf dieſe Weiſe thut es mir denn doch leid. So all ſein Geld zu verſpielen! Haſt Du nicht am Ende noch Kronsgelder bei Dir?“

„Nein, wie kommſt Du darauf?“

„Hör' 'mal, Bruderherz, ich bin ſelbſt auf dieſem Wege geweſen, und daher kenne ich all ſolche Spitzbubenkniffe. Ich ſage Dir, der mit der Brille — iſt ein Falſchſpieler. Nimm Dich in Acht, laß es bleiben. Ich bitte Dich darum, als Kamerad.“

„Nun gut, nur noch einen Talon, und dann höre ich auf!“

„Das kennt man, einen Talon! Nun, wir wollen ſehen!“

Sie kehrten zum Spieltiſch zurück. In einem Talon ſtellte Iljin auf ſo viel Karten und wurden ihm ſo viele geſchlagen, daß er einen großen Verluſt hatte.

Turbin legte ſeine Hand mitten auf den Tiſch.

„Nun baſta! Komm', laß uns gehen!“

„Nein, ich kann nicht, laß mich, ich bitte,“ ſagte Iljin ärgerlich, indem er die verbogenen Karten miſchte und Turbin's Blicken auswich.

„Nun, ſo hol' Dich der Henker! Verſpiele denn Dein Letztes, wenn es Dir ſo gefällt. Ich muß jetzt fort. Sawalſchewſki, kommen Sie zum Adelsmarſchall!“

Sie gingen. Alle ſchwiegen und Luchnow nahm die Bank nicht eher wieder auf, als bis der Schall ihrer Schritte und das Stampfen von Blücher's Tatzen auf dem Corridor verhallt waren.

„Dieſer Tollkopf!“ ſagte der Gutsbeſitzer lachend.

„Jetzt wird er uns wenigſtens nicht mehr ſtören,“ fügte der Garniſonsoffizier raſch, aber noch im Flüſterton hinzu.

Und das Spiel nahm ſeinen Fortgang.

## IV.

Die Muſikanten, Erbleute des Adelsmarſchalls, welche in dem zum Ball ſorgfältig gereinigten Buffetzimmer ſtanden und ihre Rockärmel bereits aufgekrempt hatten, ſtimmten auf ein gegebenes Zeichen die alte Polonaiſe „Alexander und Eliſabeth“ an, und beim hellen und doch milden Lichte der Wachskerzen ſchritten langſam und ſchwebenden Ganges der mit einem Ordensſtern decorirte Jekaterinenſche General-Gouverneur mit der mageren Adelsmarſchallin am Arm, der Adelsmarſchall mit der Gouverneurin, dann die Spitzen der Provinzialbehörden, je

nach Rang und Stand geordnet und gepaart, über den großen parquetirten Saal, als Sawalſchewſki mit einem ungeheuren Kragen und Puffen auf den Schultern, in weißen Strümpfen und Schnallenſchuhen, einen ſtarken Duft von Jasminodeur um ſich verbreitend, mit dem er Schnurrbart, Latze und Taſchentuch reichlich beſprengt hatte, in Begleitung des ſchönen Huſaren erſchien, letzterer in ſtramm ſitzenden blauen Reithoſen und einer mit Gold geſtickten rothen Huſarenjacke, auf welcher das Kreuz des Wladimir-Ordens und eine Medaille vom Jahre Zwölf prangten. Der Graf war nicht groß von Wuchs, aber auffallend gut gewachſen. Seine hellblauen, merkwürdig ſtrahlenden Augen und das ziemlich lange, in dicken Locken ſich ringelnde dunkelblonde Haar verliehen ſeiner Schönheit einen eigenthümlichen Charakter. Das Erſcheinen des Grafen auf dem Ball war erwartet worden; der hübſche junge Mann, der ihn im Gaſthauſe getroffen, hatte ihn dem Adelsmarſchall bereits gemeldet. Der Eindruck, den dieſe Nachricht hervorbrachte, war ſehr verſchieden, aber im Allgemeinen ein nicht günſtiger. „Er wird ſich noch über uns luſtig machen, dieſer dumme Junge," meinten die alten Damen und die Herren. „Wie, wenn er es auf mich abgeſehen hätte?" war mehr oder weniger die Furcht der jüngeren Frauen und der jungen Mädchen.

Als die Polonaiſe zu Ende war, die Paare ſich gegen einander verbeugt und wieder die Weiblein zu den Weiblein und die Männlein zu den Männlein ſich geſellt hatten, führte Sawalſchewſki glücklich und ſtolz den Grafen der Wirthin zu. Die Adelsmarſchallin, die ſich in einer gewiſſen inneren Erregung befand, aus Furcht, dieſer Huſar könne am Ende in Aller Beiſein irgend einen Scandal mit ihr angeben, empfing ihn mit ſtolzem Neigen des Kopfes und den mit verächtlicher Nachläſſigkeit hingeworfenen Worten: „Sehr angenehm, ich hoffe, Sie werden tanzen," worauf ſie einen mißtrauiſchen Blick auf ihn warf, der deutlich genug ſagte: „Wenn Du im Stande biſt, eine Frau zu kränken, ſo biſt Du ein ganz gemeiner Menſch!" Der Graf jedoch hatte bald ihr Mißtrauen durch ſeine Liebenswürdigkeit, Aufmerkſamkeit, ſein hübſches Aeußere und ſein munteres Weſen beſiegt, ſo daß nach fünf Minuten der Ausdruck ihres Geſichts bereits allen Umſtehenden verkündete: „Ich verſtehe es, mit dieſen Herren umzugehen; er hat gleich gemerkt, mit wem er es zu thun hatte. Jetzt wird er den ganzen Abend nicht von meiner Seite weichen." Da trat aber der Gouverneur, der den Vater des Grafen gekannt hatte, auf dieſen zu, führte ihn gnädig etwas bei Seite und unterhielt ſich längere Zeit mit ihm, was das Provinzialpublicum noch mehr beruhigte und die gute Meinung vom Grafen bedeutend erhöhte. Darauf nahm ihn Sawalſchewſki in Beſchlag, um ihn ſeiner Schweſter vorzuſtellen — einer fülligen jungen Wittwe, deren große ſchwarze Augen ſeit dem Erſcheinen des Grafen ſich an ihm feſtgeſogen hatten. Der Graf forderte ſie zu einem Walzer auf, den die Muſikanten gerade anſtimmten, und beſiegte durch die Kunſt ſeines Tanzens den letzten Reſt des allgemeinen Vorurtheils.

„Ein Meiſter im Tanzen!" ſagte eine dicke Gutsbeſitzerin, mit den Augen

den durch den Saal ſchwirrenden Beinen in den blauen Reithoſen folgend und in Gedanken zählend: eins, zwei, drei; eins, zwei, drei — „ein wahrer Meiſter!“

„Er ſchwebt, er gleitet nur ſo durch den Saal,“ meinte eine andere Angereiſte, die in der Provinzgeſellſchaft als zum mauvais genre gehörend galt: — „Wie er mit den Sporen nicht anhakt! Es iſt wunderbar, ausgezeichnet geſchickt!“

Der Graf ſtellte durch ſein Tanzen die drei beſten Tänzer der Provinz in den Schatten: den langen, ſehr blonden Adjutanten des Gouverneurs mit faſt weißen Augenbrauen, deſſen Ruhm in der raſenden Geſchwindigkeit ſeines Tanzens und darin beſtand, daß er ſeine Dame ſehr feſt an ſich drückte; den Cavalleriſten, der ſich durch ein graziöſes Schaukeln während des Walzers und ein häufiges, aber leichtes Aufſchlagen mit dem Abſatze auszeichnete, und noch einen Herrn in Civil, von dem es allgemein hieß, mit ſeinem Verſtande ſei es nicht weit her, aber er ſei ein ausgezeichneter Tänzer und die Seele jeder Tanzgeſellſchaft. Und wahrhaftig, dieſer Herr in Civil tanzte vom Anfange des Balles an bis zum Ende mit allen Damen der Reihe nach, wie ſie ſaßen, ruhte ſich nicht einen Augenblick aus und blieb nur von Zeit zu Zeit ſtehen, um mit ſeinem ſchon ganz naſſen Batiſttuch ſein völlig erſchlafftes, aber fröhliches Geſicht zu trocknen. Der Graf verdunkelte ſie eben alle und tanzte namentlich mit den drei erſten Balldamen: einer großen — ſehr reichen, ſchönen, aber dummen, einer mittleren — nicht ſehr hübſchen, aber ſehr geſchmackvoll gekleideten, und einer kleinen — häßlichen, aber ſehr klugen Dame. Er tanzte auch noch mit anderen, mit allen hübſchen Damen, und deren gab es eine Menge. Am meiſten gefiel ihm jedoch die kleine Wittwe, Sawalſchewſki's Schweſter: mit ihr tanzte er ſowohl eine Quadrille, als die Ecoſſaiſe und die Mazurka. Als ſie ſich zur Quadrille geſetzt hatten, begann er ſeinen Angriff auf ihr Herz damit, daß er ihr eine Menge Complimente ſagte, ſie mit Venus, mit Diana, mit einer Roſe und noch einer Blume verglich. Zu allen dieſen Liebenswürdigkeiten neigte die kleine Wittwe nur ihren weißen Hals, ſchlug die Augen nieder und ſah auf ihr weißes Muſſelin-Kleidchen oder ließ den Fächer von einer Hand in die andere wandern. Als ſie endlich ſagte: „Aber ich bitte Sie, Graf, Sie ſcherzen“ u. ſ. w., klang in ihrer etwas durch die Kehle lautenden Stimme eine ſo naive Treuherzigkeit und komiſche Einfalt durch, daß, wenn man ſie anſah, Einem unwillkürlich der Gedanke kam, dies ſei nicht ein weibliches Weſen, ſondern eine Blume, keine Roſe, aber eine wilde blaßroſa gefüllte Blume ohne Duft, die allein auf einem jungfräulichen Schneehaufen in einem ſehr fernen Lande gewachſen ſei.

Einen ſo eigenthümlichen Eindruck brachten eine ſolche Naivetät und der Mangel jeder herkömmlichen Coquetterie, in Verbindung mit einer ſo friſchen Schönheit, auf den Grafen hervor, daß er mehr als einmal in den Pauſen der Unterhaltung, wenn er ſchweigend in ihre Augen ſah, oder die ſchönen Linien ihrer Hände und ihres Nackens mit den Blicken überflog, ein faſt unwiderſtehliches Verlangen fühlte, ſie in ſeine Arme zu ſchließen und zu küſſen. Er mußte wirklich ernſtlich an ſich halten, um es nicht zu thun. Die kleine Wittwe nahm

mit Vergnügen den Eindruck wahr, den ſie hervorbrachte, aber doch bemächtigte ſich ihrer während des Beiſammenſeins mit dem Grafen eine gewiſſe Unruhe und Aengſtlichkeit, trotzdem der junge Huſar neben ſeiner ausgeſuchten Liebenswürdigkeit bis zur Fadheit ehrerbietig war: er brachte ihr Limonade, hob ihr Taſchentuch auf, riß einen Stuhl aus den Händen eines ſcrophulöſen jungen Mannes, der ſich ihr gleichfalls dienſtfertig erzeigen wollte, um ihn ihr ſchneller reichen zu können, u. ſ. w.

Als er merkte, daß die damalige geſellſchaftliche Liebenswürdigkeit wenig Eindruck auf ſeine Dame machte, verſuchte er es, ſie zum Lachen zu bringen, indem er ihr komiſche Anekdoten erzählte, verſicherte, daß er bereit ſei, wenn ſie es befehle, ſich jetzt gleich auf den Kopf zu ſtellen und wie ein Hahn zu krähen, aus dem Fenſter zu ſpringen, oder ſich in eiskaltes Waſſer zu ſtürzen. Dieſe Methode hatte den beſten Erfolg. Die kleine Wittwe wurde ganz munter, lachte mehrmals hell auf, wobei ſie ihre reizenden weißen Zähnchen zeigte, und war überhaupt mit ihrem Cavalier ſehr zufrieden. Dem Grafen aber gefiel ſie von Minute zu Minute mehr, ſo daß er am Schluß der Quadrille wahrhaftig verliebt in ſie war.

Als nach der Quadrille ihr längſt bekannter achtzehnjähriger Verehrer, der keine feſte Anſtellung bekleidende Sohn des reichſten Gutsbeſitzers der Gegend, der ſcrophulöſe junge Mann, dem Turbin den Stuhl aus der Hand geriſſen, auf die kleine Wittwe zutrat, empfing ſie ihn ſehr kühl, und nicht der zehnte Theil jener Verwirrung war an ihr zu bemerken, welche ſie in Gegenwart des Grafen empfand.

„Sie ſind auch gut," ſagte ſie, den Blick auf Turbin's Rücken gerichtet und in Gedanken, aber ganz unbewußt berechnend, wie viel Schnur wohl auf die ganze Jacke d'raufgegangen ſein mochte: — „Sie ſind auch gut; verſprachen mich zum Spazierenfahren abzuholen und mir Confect zu bringen."

„Und ich bin auch gekommen, Anna Feodorowna, aber Sie waren ſchon fort; das Confect habe ich dagelaſſen, das feinſte, beſte," ſprach der junge Mann mit ſehr feiner Stimme, trotz ſeines großen Wuchſes.

„Sie finden immer Ausreden! Ich brauche Ihr Confect gar nicht. Bitte, glauben Sie nicht . . ."

„Ich ſehe ſchon, Anna Feodorowna, daß Sie ganz anders gegen mich geworden ſind, und ich weiß auch, weshalb. Das iſt aber ſchlecht von Ihnen," fügte er hinzu, brach jedoch ab, augenſcheinlich vor heftiger innerer Bewegung, die ſeine Lippen in ein raſches, eigenthümliches Zittern verſetzte, außer Stande, weiter zu ſprechen.

Anna Feodorowna hörte nicht auf ihn und fuhr fort, Turbin mit den Augen zu folgen.

Der Hausherr, der Adelsmarſchall, ein majeſtätiſch umfangreicher, zahnloſer alter Herr, trat auf den Grafen zu, nahm ihn am Arm und fragte, ob er nicht im Cabinet eine Cigarre rauchen und ſich etwas ſtärken wolle. Sobald

Turbin verſchwunden war, fühlte Anna Feodorowna, daß ſie im Saale nichts mehr zu thun habe, und ihren Arm in den eines alten, mageren Fräuleins, ihrer Freundin, legend, begab ſie ſich mit ihr in's Toilettenzimmer.

„Nun, wie? Iſt er nett?“ fragte das Fräulein.

„Ja, aber ſchrecklich zudringlich,“ ſagte Anna Feodorowna, indem ſie vor den Spiegel trat und hineinſah.

Ihr Geſicht ſtrahlte, ihre Augen lachten, ſie erröthete und die Balletänzerinnen nachahmend, die ſie während dieſer Wahlen geſehen, drehte ſie ſich plötzlich auf einem Abſatze herum, lachte mit ihrer ſüßen Kehlſtimme und that ſogar einen Luftſprung, indem ſie die Knie zuſammendrückte.

„Wie er iſt? Er hat mich um ein Andenken gebeten,“ ſagte ſie der Freundin, „aber ich werde ihm nichts ge—e—ben,“ ſang ſie auf dem letzten Wort.

Im Cabinet, wohin der Adelsmarſchall den Grafen geführt, ſtanden auf einem Tiſch verſchiedene Sorten Schnaps, Fruchtliqueure und ein reicher Imbiß bereit; im Tabaksqualm ſaßen und gingen die Edelleute herum und ſprachen über die Wahlen.

„Wenn ihn der ganze wohledle Adel unſeres Kreiſes mit ſeiner Wahl beehrt hat,“ ſprach der neu gewählte, ſchon ſtark angetrunkene Kreisrichter — „ſo durfte er es nicht an der gehörigen Rückſicht gegen die ganze Geſellſchaft fehlen laſſen, er durfte es durchaus nicht.“

Der Eintritt des Grafen unterbrach das Geſpräch. Alle traten auf ihn zu, wollten ſeine Bekanntſchaft machen, und der Kreisrichter namentlich hielt lange deſſen Hand zwiſchen den beiden ſeinigen und bat ihn wiederholt, er möchte es ihm nicht abſchlagen, nach dem Ball mit der hier anweſenden Geſellſchaft in's neue Wirthshaus zu kommen, wo er ſeine Wähler aufnähme und wo die Zigeuner ſingen würden. Der Graf verſprach es feſt und trank einige Glas Champagner auf die neue Freundſchaft.

„Warum tanzen Sie nicht, meine Herren?“ fragte er, eh' er wieder in den Saal zurückkehrte.

„Wir ſind keine Tänzer,“ entgegnete der Kreisrichter lachend. „Wir halten es mehr mit dem Wein, Graf. Und dann, das iſt ja auch Alles unter meinen Augen aufgewachſen, alle dieſe jungen Mädchen, Graf! Ich mache wohl noch zuweilen eine Ecoſſaiſe mit, Graf . . . das kann ich noch, Graf.“

„Nun, dann kommen Sie, machen Sie jetzt einen kleinen Spaziergang bei Muſik; wettern Sie ſich ein wenig aus vor den Zigeunern.“

„Ja, kommen Sie, meine Herren; wir wollen den Wirth erfreuen!“

Und drei der Edelleute, mit hochrothen Geſichtern, die vom Anfange des Balles an im Cabinet getrunken hatten, zogen, der eine ſchwarzlederne, die anderen geſtrickte ſeidene Handſchuhe an und waren im Begriff, dem Grafen in den Saal zu folgen, als ſie von dem ſcrophulöſen jungen Manne aufgehalten wurden, der ganz bleich und die Thränen kaum zurückhaltend, auf Turbin zutrat.

„Sie glauben, weil Sie Graf ſind, können Sie ſich hier durchſtoßen, wie auf einem Bazar," ſprach er, ſchwer Athem holend — „weil das unhöflich iſt . . ."

Wieder hielten die gegen ſeinen Willen zitternden Lippen ſeinen Redefluß auf.

„Was?" ſchrie Turbin, plötzlich die Stirn finſter runzelnd. „Was? dummer Junge!" ſchrie er noch lauter, ihn an den Händen faſſend und dieſe ſo ſtark drückend, daß dem jungen Menſchen das Blut zu Kopfe ſtieg, nicht ſowohl aus Aerger, wie aus Furcht. — „Wollen Sie ſich etwa duelliren? Ich ſtehe zu Ihren Dienſten."

Kaum hatte Turbin ſeine Hände freigelaſſen, als auch ſchon zwei der Edelleute den jungen Mann unter beiden Armen faßten und ihn zur Hinterthür zogen.

„Sind Sie verrückt geworden? Sie haben wohl getrunken? Das ſollte man Ihrem Papa ſagen! Was fällt Ihnen ein?" fielen ſie über ihn her.

„Nein, ich habe nicht getrunken, aber er ſtößt mich und bittet mich nicht um Entſchuldigung. Er iſt ein Schwein! Das iſt er!" quiekſte der junge Mann jetzt wirklich weinend.

Man achtete jedoch nicht auf ihn, ſondern brachte ihn nach Hauſe.

„Laſſen Sie es gut ſein, Graf!" ermahnten ihrerſeits Sawalſchewſki und der Kreisrichter Turbin; — „er iſt ja noch ein Kind, erſt ſechszehn Jahre alt, bekommt ja noch Ruthen. Und was in ihn gefahren iſt, iſt unbegreiflich. Wie von der Tarantel geſtochen, wahrhaftig! Und der Vater ein ſo achtungswerther Mann, unſer Candidat."

„Nun, hol' ihn der Teufel, wenn er nicht will . . ."

Und der Graf kehrte in den Saal zurück, tanzte luſtig wie bisher die Ecoſſaiſe mit der hübſchen kleinen Wittwe, lachte herzlich über die Pas, welche die Herren, die eben mit ihm aus dem Cabinet gekommen waren, ausführten, und brach in ein über den ganzen Saal ſchallendes Gelächter aus, als der Kreisrichter ausglitt und ſeiner ganzen Länge nach mitten unter die Tanzenden hinfiel.

## V.

Während der Graf im Cabinet war, trat die kleine Wittwe auf ihren Bruder zu, und in der Meinung, ſie müſſe ſich ſo ſtellen, als intereſſire ſie ſich ſehr wenig für den Grafen, fragte ſie mit möglichſt gleichgiltiger Miene: „Was iſt das für ein Huſar, der mit mir tanzte? Ich möchte Etwas über ihn wiſſen, Bruder!" Der Cavalleriſt machte, ſo viel er konnte, ſeiner Schweſter begreiflich, was das für ein großer Mann ſei, dieſer Huſar, und erzählte dann auch, daß der Graf nur deshalb hier geblieben ſei, weil man ihm unterwegs ſein Geld geſtohlen habe, daß er ſelbſt ihm bereits hundert Rubel geliehen habe, aber das ſei zu wenig, ob ſie ihm nicht noch zweihundert Rubel vorſchießen könne; er bat aber, Niemandem, und namentlich dem Grafen nicht, ein Sterbenswörtchen davon zu verrathen. Anna Feodorowna verſprach, heute noch das Geld zu ſchicken und die Sache geheim zu halten, aber während der Ecoſſaiſe überkam ſie der lebhafte

Wunſch, ſelbſt dem Grafen ihre Kaſſe zur unumſchränkten Verfügung anzubieten. Sie konnte ſich lange nicht dazu entſchließen, erröthete ein Mal über das andere, aber endlich ſich ein Herz faſſend, ging ſie folgendermaßen an's Werk:

„Mein Bruder hat mir geſagt, daß Sie unterwegs ein Mißgeſchick gehabt hätten, Graf, und jetzt ohne Geld wären. Wenn Sie welches nöthig haben, wollen Sie es nicht von mir nehmen? Ich würde mich unendlich freuen."

Aber während ſie das ſagte, erſchrak ſie plötzlich und erröthete. Alle Heiterkeit verſchwand augenblicklich vom Geſichte des Grafen.

„Ihr Bruder iſt ein Eſel!" ſprach er ſcharf. — „Sie wiſſen, daß, wenn ein Mann einem anderen eine Beleidigung zufügt, ein Duell die Folge davon iſt; aber wenn eine Frau einen Mann beleidigt, was geſchieht dann, wiſſen Sie das?"

Die arme Anna Feodorowna erröthete bis über den Hals und die Ohren vor Verwirrung.

„Die Frau muß ſich vor Aller Augen küſſen laſſen," ſagte leiſe der Graf, indem er ſich zu ihrem Ohr niederbeugte. — „Mir erlauben Sie nur, Ihr Händchen zu küſſen," fügte er nach einem längeren Schweigen ebenfalls leiſe hinzu, ſich über die Verwirrung ſeiner Dame erbarmend.

„Nur nicht jetzt gleich," ſprach Anna Feodorowna, ſchwer Athem holend.

„Aber wann denn? Ich reiſe morgen früh fort. . . . Und Sie ſind mir das ſchuldig."

„Nun, dann iſt es alſo nicht möglich," entgegnete Anna Feodorowna lächelnd.

„Erlauben Sie mir nur, heute noch eine Gelegenheit zu finden, um Ihre Hand zu küſſen. Ich werde es ſchon möglich machen."

„Wie denn das?"

„Das iſt nicht Ihre Sache. Um Sie zu ſehen, iſt mir nichts unmöglich. Gilt's?"

„Ja, es gilt."

Die Ecoſſaiſe war zu Ende; es wurde noch eine Mazurka getanzt, in welcher der Graf Wunder an Geſchicklichkeit verrichtete, Taſchentücher auffing, ſich auf ein Knie niederließ und die Sporen auf ganz beſondere, echt polniſche Art an einander ſchlug, ſo daß ſelbſt die alten Herren von ihren Boſtontiſchen aufſtanden, um zuzuſehen, und der Cavalleriſt, bisher der beſte Mazurkatänzer, ſich für übertroffen erklärte. Man ſoupirte, tanzte noch den „Großvater" und begann ſich zu verabſchieden. Der Graf hatte die ganze Zeit kein Auge von der kleinen Wittwe verwendet. Es war nicht Heuchelei, wenn er behauptete, daß er bereit ſei, für ſie ſich augenblicklich in eiskaltes Waſſer zu ſtürzen. War es nun eine Laune, Halsſtarrigkeit oder wirkliche Liebe, kurz, an dieſem Abend concentrirten ſich alle ſeine Seelenkräfte auf den einen Wunſch: ſie zu ſehen und zu lieben. Kaum merkte er, daß Anna Feodorowna ſich von der Wirthin verabſchiedete, als er in das Bedientenzimmer entſchlüpfte und von dort ohne Pelz auf den Hof, an die Stelle, wo die Equipagen ſtanden, eilte.

„Die Equipage für Anna Feodorowna Saizew!“ rief er. Ein großer vierſitziger Wagen mit Laternen ſetzte ſich in Bewegung und näherte ſich der Anfahrt. „Halt!“ ſchrie er dem Kutſcher zu, bis über die Knie im Schnee dem Wagen entgegenlaufend.

„Was beliebt?“ fragte der Kutſcher.

„Ich will mich hineinſetzen,“ entgegnete der Graf, indem er im Gehen den Wagenſchlag öffnete und hineinzuſteigen verſuchte. „So halte doch, zum Henker, Tolpatſch!“

„Waska, halt'!“ ſchrie der Kutſcher dem Vorreiter zu und hielt die Pferde an. „Warum ſteigen Sie denn in einen fremden Wagen, Herr? Das iſt der Wagen von Anna Feodorowna Saizew, aber nicht Ew. Gnaden Equipage.“

„Schweig', Tölpel! Du ſollſt einen Rubel haben, wenn Du herunterſteigſt und den Wagenſchlag zumachſt,“ ſprach der Graf. Da der Kutſcher ſich aber nicht rührte, ſo ſchlug er ſelbſt den Wagentritt herauf und ſchloß, ſo gut es ging, den Schlag. In dem Wagen roch es, wie in allen alten Kutſchen, namentlich wenn ſie mit gelber Paſſementerie ausgeſchlagen ſind, nach Schimmel und gebrannten Schweinsborſten. An den Beinen des Grafen klebte bis zu den Knien halbgeſchmolzener Schnee und ſie froren ihm ſehr in den dünnen Schuhen und Reithoſen, ſowie überhaupt die ſcharfe Winterkälte allmählich ſeinen ganzen Körper durchdrang. Der Kutſcher brummte auf ſeinem Sitze und machte ſich, wie es ſchien, bereit, herunterzuklettern. Aber der Graf hörte und fühlte Nichts. Sein Geſicht brannte, ſein Herz klopfte heftig. Er hing ſich mit aller Kraft an die gelben Handriemen, ſteckte den Kopf zum Seitenfenſter hinaus und ſein ganzes Leben concentrirte ſich in der Erwartung. Die Erwartung dauerte zum Glück nicht lange. Auf der Anfahrt ward gerufen: „Den Wagen für Anna Feodorowna Saizew!“ Der Kutſcher zog die Zügel an. Der Wagenkaſten ſchwankte auf den hohen Reſſorts, die erleuchteten Fenſterreihen des Hauſes flogen vorüber.

„Paß auf, Spitzbube, wenn Du dem Diener ſagſt, daß ich hier bin, ſo prügele ich Dich durch,“ ſprach der Graf, ſeinen Kopf durch das vordere Fenſter ſteckend, zum Kutſcher; „ſchweigſt Du, ſo bekommſt Du noch zehn Rubel.“

Kaum hatte er das Fenſter geſchloſſen, als der Wagen noch ſtärker ſchwankte und dann ſtille hielt. Er drückte ſich in die Ecke, hielt den Athem an, zog die Stirne kraus; ſo ſehr fürchtete er, daß ſein leidenſchaftlicher Wunſch nicht in Erfüllung gehen könne. Der Schlag ward geöffnet, der Wagentritt geräuſchvoll herabgelaſſen, man hörte das Rauſchen weiblicher Kleider, in den dumpfen Wagen drang der Duft von Jasminodeur, flinke Füßchen erklommen den Tritt — und Anna Feodorowna, mit dem Saume ihres bauſchigen Pelzes die Füße des Grafen ſtreifend, ließ ſich ſchwer athmend auf den Sitz neben ihm nieder.

Sah ſie ihn oder nicht, das hätte Niemand entſcheiden können, ſogar ſie ſelbſt nicht; aber als er ihre Hand faßte und ſagte: „Jetzt darf ich Ihre liebe Hand küſſen,“ da zeigte ſie ſehr wenig Schreck und Verwunderung, ſagte Nichts,

aber überließ ihm ihre Hand, die er weit über dem Handſchuh mit Küſſen bedeckte. Der Wagen ſetzte ſich in Bewegung.

„Sage mir Etwas. Du biſt doch nicht böſe?“ fragte er. Sie drückte ſich ſchweigend in ihre Ecke; plötzlich aber brach ſie in Thränen aus und legte ſelbſt ihren Kopf an ſeine Bruſt.

## VI.

Der neu erwählte Kreisrichter mit ſeiner Geſellſchaft, der Cavalleriſt und noch andere Edelleute ſaßen bereits längſt in dem neuen Wirthshauſe beim Wein und hörten den Zigeunern zu, als der Graf in einem mit dunkelblauem Tuche überzogenen Bärenpelz, der Anna Feodorowna's ſeligem Manne gehört hatte, ſich zu ihnen geſellte.

„Väterchen, Ew. Erlaucht! Wir konnten Euch kaum erwarten,“ ſprach ein ſchielender, ſchwarzer Zigeuner mit glänzendem, ſchwarzen Schnurrbart, dem Grafen ſchon in den Flur entgegeneilend und ihm ſeinen Pelz abnehmend. — „Seit Lebedjan Euch nicht geſehen. . . . Steoſchka iſt vor Sehnſucht nach Euch ganz mager geworden.“

Steoſchka, eine ſchlanke, junge Zigeunerin mit ziegelrothen Wangen in dem braunen Geſicht und glänzenden, tiefſchwarzen, von langen Wimpern beſchatteten Augen, kam ihm auch entgegen.

„Ach, mein Graf! mein Täubchen! mein goldener! das iſt 'mal eine Freude!“ ſprach ſie, mit geſchloſſenen Zähnen fröhlich lächelnd.

Sogar Iljuſchka ſtellte ſich, als ſei er ſehr erfreut, und ging dem Grafen gleichfalls entgegen. Die alten Weiber, die Frauen und Mädchen ſprangen von ihren Sitzen auf und umringten den Gaſt. Der Eine wollte ſeine Gevatterſchaft, der Andere ſeine Taufbrüderſchaft geltend machen.

Der Graf küßte alle jungen Zigeunerinnen auf den Mund, die alten Weiber und die Männer küßten ihn auf die Schulter oder auf die Hand. Die Edelleute waren auch ſehr erfreut über die Ankunft des Gaſtes, da die Schwelgerei, nachdem ſie ihren Höhepunkt erreicht, bereits zu erſchlaffen begann, Jeder eine gewiſſe Ueberſättigung fühlte und der Wein, der ſeine nervenaufregende Wirkung verloren hatte, jetzt nur noch den Magen beſchwerte. Ein Jeder hatte bereits ſeinen ganzen Vorrath an weinſeligem Uebermuth und unglaublicher Bravade erſchöpft und ſich überdrüſſig an ſeinem Nachbar geſehen. Alle Lieder waren durchgeſungen worden und hatten in dem Kopfe eines Jeden nur den verworrenen Eindruck eines unentwirrbaren Geräuſches zurückgelaſſen. Wenn irgend Jemandem noch ein unſinniger oder verrückter Einfall kam, ſo ſahen doch bald Alle ein, daß nichts Komiſches oder Hübſches daran ſei. Der Kreisrichter lag in einem ganz unmöglichen Zuſtande auf der Diele zu Füßen eines alten Weibes, ſtrampelte mit den Beinen und ſchrie: „Champagner her! . . . Der Graf iſt gekommen! . . . Champagner! . . . Er iſt da! . . . Nun doch Champagner her! . . . Ich werde eine Wanne aus Champagner machen und mich darin

baden. . . . Meine Herren! Ich liebe die wohledle Geſellſchaft der Edelleute. . . . Steoſchka! ſinge „Auf einem Wege".

Der Cavalleriſt war auch angeheitert, aber in anderer Art. Er ſaß in einer Ecke des Divans, ſehr nahe einer großen, hübſchen Zigeunerin, Ljubaſcha, und da er fühlte, daß ihm der Weindunſt die Sehkraft verdunkelte, ſo blinzelte er heftig mit den Augen, ſchüttelte den Kopf und überredete, immer dieſelben Worte wiederholend, leiſe flüſternd die Zigeunerin, mit ihm zu entfliehen. Ljubaſcha lächelte und hörte ihm zu, als ſei das, was er ſagte, einestheils ſehr luſtig und anderentheils ſehr traurig, während ſie von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihren Mann, den ſchielenden Saſchka, warf, der ihr gegenüber hinter einem Stuhle ſtand. Dann neigte ſie als Antwort auf die Liebeserklärung des Cavalleriſten ihren Mund an deſſen Ohr und flüſterte ihm zu, er möchte ihr heimlich, damit die Anderen es nicht ſähen, Odeurs und bunte Bänder ſchenken.

„Hurrah!" ſchrie der Cavalleriſt, als der Graf hereintrat.

Der hübſche junge Mann ging mit vorſichtig feſten Schritten und etwas beſorgtem Geſichtsausdrucke im Zimmer auf und ab und ſang Motive aus der „Entführung aus dem Serail".

Ein alter Familienvater, der nur durch die dringenden Bitten der Herren Edelleute, die ihn verſicherten, ohne ihn werde Nichts zu Stande kommen, und es ſei beſſer, dann überhaupt nicht zu fahren, zu den Zigeunern gelockt worden war, lag auf dem Divan, wo er ſich gleich nach der Ankunft hingeſtreckt hatte, und Niemand kümmerte ſich um ihn. Ein Beamter, der auch in die Geſellſchaft gerathen war, hatte ſeinen Frack ausgezogen, ſaß mit heraufgezogenen Beinen auf dem Tiſche und wühlte in ſeinem Haar herum, wodurch er ſich als ganz außerordentlicher Schlemmer zu kennzeichnen glaubte. Kaum trat der Graf in's Zimmer, ſo knöpfte er auch ſeinen Hemdkragen auf und kroch noch höher auf den Tiſch. Ueberhaupt brachte das Erſcheinen des Grafen wieder etwas Leben in die Orgie.

Die Zigeunerinnen, die bereits nachläſſig durch das Zimmer geſchlendert waren, ſetzten ſich wieder in einen Kreis. Der Graf nahm Steoſchka, die Vorſängerin, auf ſeinen Schooß und ließ noch Champagner kommen.

Iljuſchka ſtellte ſich mit der Guitarre vor die Vorſängerin und der „Tanz" begann, d. h. die Zigeunerlieder: „Wenn ich durch die Straße geh'", „Ei, Ihr Huſaren!", „Hörſt Du, verſtehſt Du" u. ſ. w. in der üblichen Reihenfolge. Steoſchka ſang prachtvoll. Ihr biegſamer, klangvoller, tief aus der Bruſt klingender Contra-Alt, ihr Lächeln während des Singens, ihre lachenden, leidenſchaftlich glühenden Augen und das Füßchen, das unwillkürlich den Tact zu den Liedern ſchlug, ihr wildes Aufſchreien beim Einfallen des Chores — alles das berührte eine ſympathiſche, aber nur ſelten in der Bruſt des Menſchen erklingende Saite. Man ſah, daß ſie ganz in dem Liede lebte, das ſie ſang. Iljuſchka, der mit den Augen, dem Rücken, den Füßen, mit ſeinem ganzen Weſen ſeine

Sympathie zu erkennen gab, begleitete ſie auf der Guitarre, und ſich mit den Augen an ihr feſtſaugend, als höre er ſie zum erſten Male ſingen, hob und ſenkte er aufmerkſam und ſorgſam im Tacte des Liedes den Kopf. Dann richtete er ſich plötzlich bei der letzten langgezogenen Note gerade auf, als fühle er ſich über alle Welt erhaben, warf ſtolz und entſchieden mit dem Fuße die Guitarre in die Höhe, drehte ſie in der Luft herum, während er mit dem Fuße dazu ſtampfte, ſchüttelte ſein Haar zurück und warf einen ſtrengen Blick auf ſeinen Chor. An ſeinem ganzen Körper, vom Halſe an bis zu den Fußſpitzen, vibrirte jeder Muskel. . . . Und zwanzig ſtarke, energiſche Stimmen erhoben ſich gleichzeitig und melodiſch zuſammenklingend, jede aus aller Kraft und ſo eigenthümlich wie möglich die andere ſecundirend, in die Luft. Die alten Weiber hüpften auf ihren Stühlen, wehten mit den Tüchern, zeigten lachend ihre Zähne und ſchrien, die Eine immer lauter als die Andere, in der Melodie und im Tacte mit. Die Bäſſe, welche hinter den Stühlen ſtanden, brummten mit zur Seite geneigten Köpfen und ſtark angeſpannten Halsmuskeln aus voller Bruſt dazu.

Als dann ein Tanz geſpielt wurde, und Dunjaſcha mit Bruſt und Schultern zuckend vortrat, vor dem Grafen eine graziöſe Wendung machte und weiter ſchwebte, ſprang Turbin von ſeinem Sitze auf, warf ſeine Uniform ab und geſellte ſich zu Dunjaſcha, mit der er einen wilden Tanz aufführte und ſolche Kunſtſtücke mit den Füßen machte, daß die Zigeuner ihm beifällig zulächelten und einander zunickten.

Der Kreisrichter, der auf türkiſche Art, mit untergeſchlagenen Beinen, auf der Diele ſaß, ſchlug ſich mit der Fauſt an die Bruſt und rief: „Vivat!“ Dann erwiſchte er den Grafen an einem Bein, hielt ihn feſt und erzählte ihm, er habe zweitauſend Rubel gehabt, jetzt ſeien aber nur noch fünfhundert nach, und er könne Alles machen, was er wolle, wenn nur der Graf es erlaube. Der alte Familienvater war aufgewacht und wollte nach Hauſe fahren, man ließ ihn aber nicht fort. Der hübſche junge Mann bat die Zigeunerin inſtändig, mit ihm einen Walzer zu tanzen. Der Cavalleriſt, der mit ſeiner Freundſchaft mit dem Grafen prahlen wollte, kam aus ſeiner Sophaecke hervor und umarmte Turbin.

„Ach Du, mein Täubchen!“ ſprach er; — „warum hatteſt Du uns verlaſſen, wie?“ Der Graf, deſſen Gedanken augenſcheinlich wo anders weilten, ſchwieg. „Wo warſt Du? Ach, Du Schelm, Graf, ich weiß ſchon, wo Du warſt.“

Dem Grafen mißfiel plötzlich dieſe Vertraulichkeit. Er ſah den Cavalleriſten eine Weile ernſt und ſchweigend an und dann plötzlich ſchleuderte er ihm ein ſo ſchreckliches, grobes Schimpfwort in's Geſicht, daß der Cavalleriſt ganz betrübt ward und lange nicht wußte, wie er eine ſolche Beleidigung aufnehmen ſollte, ob als Ernſt oder als Scherz. Endlich beſchloß er, es ſolle ein Scherz ſein, lächelte und ging wieder zurück zu ſeiner Zigeunerin, der er verſicherte, er werde ſie beſtimmt heirathen, ſobald Oſtern vorüber ſei. Es wurde ein zweites, ein drittes Lied geſungen, noch einmal getanzt, verſchiedene Hochs ausgebracht

und man ſchien ſich noch immer zu amüſiren. Der Champagner nahm kein Ende. Der Graf trank viel, ſeine Augen ſahen ſchon etwas verſchwommen aus; aber er ſchwankte nicht beim Gehen, tanzte noch beſſer als früher, ſprach mit feſter Stimme, ſang ſogar im Chor mit und ſecundirte Steoſchka, als ſie „Der Freundſchaft zärtliche Gefühle“ anſtimmte. Inmitten eines Tanzes erſchien der Inhaber des Wirthshauſes und bat ſeine Gäſte, nach Hauſe zu fahren, da es bereits drei Uhr Morgens ſei.

Der Graf faßte den Wirth am Kragen und befahl ihm, den ruſſiſchen Nationaltanz zu tanzen; der Wirth weigerte ſich; da faßte ihn der Graf an den Beinen, ſtellte ihn auf den Kopf, befahl, ihn ſo feſtzuhalten und goß langſam, unter allgemeinem Gelächter, eine ganze Flaſche Champagner über ihn aus.

Es dämmerte bereits; Alle ſahen bleich und ermüdet aus, nur der Graf nicht.

„Aber jetzt iſt es auch Zeit, daß ich nach Moskau fahre,“ ſprach er plötzlich, ſich erhebend. „Kommt Alle zu mir, Kinder. Begleitet mich . . . wir wollen noch zuſammen Thee trinken.“

Alle waren bereit dazu, bis auf den ſchlafenden Gutsbeſitzer, den man zurückließ; man pfropfte ſich in drei vor der Thür ſtehende Schlitten und fuhr in's Gaſthaus.

## VII.

„Anſpannen!“ befahl der Graf, als er mit ſeinen Gäſten und den Zigeunern den gemeinſchaftlichen Gaſthausſaal betrat. — „Saſchka! nicht Saſchka der Zigeuner, aber mein Saſchka, ſage dem Poſthalter, ich würde ihn todtprügeln, wenn er mir nicht gute Pferde giebt. Und gieb uns Thee her! Sawalſchewſki, mach' Du den Wirth; ich gehe einen Augenblick zu Iljin hinüber, will doch ſehen, was er macht,“ und Turbin ſchritt aus dem Saal, um ſich zu dem Ulanen zu begeben.

Iljin, der eben ſein Spiel beendet und all ſein Geld bis auf den letzten Kopeken verloren hatte, lag mit dem Geſicht auf dem Roßhaardivan, zog ein Haar nach dem anderen aus dem zerriſſenen Ueberzuge desſelben heraus, ſteckte es in den Mund und ſpie es, nachdem er es durchgebiſſen, wieder aus. Zwei Talglichte, von denen das eine ſchon bis auf's Papier herabgebrannt war, ſtanden auf dem mit Karten beſäeten L'Hombretiſche und kämpften ohnmächtig gegen das durch's Fenſter hereinbrechende Morgenlicht an. Im Kopfe des Ulanen ſah es vollſtändig leer aus: die Leidenſchaft des Spiels hatte alle Fähigkeiten ſeiner Seele mit einem dichten Nebel verhüllt; ſogar die Reue fehlte. Er verſuchte einen Moment zu überlegen, was er jetzt thun ſolle, wie er ohne Geld wegfahren, wie die verlorenen funfzehntauſend Rubel Kronsgeld erſetzen ſolle, was ſein Regiments-Commandeur, ſeine Mutter, ſeine Kameraden ſagen würden — aber da überkam ihn eine ſolche Angſt, ein ſolcher Widerwille gegen ſich ſelbſt, daß er, um ſich zu betäuben, im Zimmer auf und ab zu gehen begann, indem er ſich Mühe gab, ſo genau als möglich auf die Dielenritzen zu treten, und wieder rief er ſich bis in die kleinſten Details das geſtrige Spiel in's Gedächtniß: er

ſtellte ſich lebhaft vor, wie er Alles wieder zurückgewinnen könne; er hebt eine Neun ab, ſetzt zweitauſend Rubel auf den Piquekönig, rechts fällt die Dame, links das Aß, noch rechts der Carokönig — und Alles iſt verloren; aber wenn rechts eine Sechs und links der Carokönig gelegen hätten, ſo hätte er gewonnen, noch einmal Alles auf Pique geſetzt und funfzehntauſend Rubel baar und netto gehabt; dann hätte er ſich den Paßgänger vom Regiments-Commandeur gekauft und noch ein paar Pferde und eine Kaleſche dazu. Und was dann noch? Nun, es wäre ein prächtiger, herrlicher Spaß geweſen!

Er legte ſich zurück auf den Divan und begann wieder an den Roßhaaren zu nagen.

In dieſem Augenblick kam der Graf herein.

„Nun, Alles verſpielt, Bruderherz, wie?“ rief er von Weitem.

„Ich werde mich ſchlafend ſtellen,“ dachte Iljin — „ſonſt muß ich mit ihm ſprechen und ich bin wahrhaftig ſchläfrig.“

Indeſſen trat Turbin zu ihm und ſtreichelte ihm mit der Hand über den Kopf.

„Nun, geliebter Freund, Alles verſpielt? Verloren? Sprich!“ wiederholte er nochmals.

Iljin antwortete nicht.

Der Graf zupfte ihn am Aermel.

„Nun ja, verloren. Was geht's Dich an?“ brummte Iljin, ohne ſeine Lage zu verändern, mit gleichgiltig-ſchläfriger und ärgerlicher Stimme.

„Alles?“

„Nun ja. Was iſt denn daran? Ja, Alles. Was geht's Dich an?“

„Hör', ſag' mir die Wahrheit, als einem Kameraden,“ ſprach der Graf, indem er, unter dem Einfluß des reichlich genoſſenen Weines zur Zärtlichkeit geneigt, fortfuhr, ihm den Kopf zu ſtreicheln. „Sage die Wahrheit: wenn Du Kronsgeld verloren haſt, ſo helfe ich Dir da heraus; aber ſag' es raſch, ſonſt wird's zu ſpät. . . . War Kronsgeld dabei?“

Iljin ſprang vom Divan auf.

„Wenn ich es denn durchaus geſtehen ſoll, ſo ſprich wenigſtens nicht mit mir, weil das . . . ich bitte Dich, ſprich nicht mit mir . . . eine Kugel vor die Stirn — das iſt das Einzige, was mir übrig bleibt!“ ſprach er mit wahrer Verzweiflung, indem er den Kopf in die Hände barg und in Thränen ausbrach, obgleich er doch kurz vorher noch ſo ruhig an den Paßgänger gedacht hatte.

„Ach, Du zartes Jünglingsgemüth! Nun, wem iſt das nicht paſſirt! Es iſt ja kein Unglück: vielleicht kriegen wir's noch in Ordnung. Warte 'mal hier auf mich.“

Der Graf ging hinaus auf den Corridor.

„Welches Zimmer bewohnt der Gutsbeſitzer Luchnow?“ fragte er den Kellner.

Dieſer erbot ſich, dem Grafen den Weg zu zeigen. Ohne auf die Ein-

wendungen von Luchnow's Diener zu achten, der bemerkte, ſein Herr ſei ſoeben erſt nach Hauſe gekommen und beliebe ſich zur Ruhe zu begeben, trat er direct in's Zimmer. Luchnow ſaß im Schlafrock vor einem Tiſche und zählte einige Haufen vor ihm liegender Bankſcheine. Auf dem Tiſche ſtand eine Flaſche Rheinwein, den er ſehr liebte. Nach ſeinem großen Gewinn erlaubte er ſich dieſes Vergnügen. Er ſah kalt und ſtreng durch die Brille den Grafen an, als beſinne er ſich nicht auf ihn.

„Sie ſcheinen mich nicht zu erkennen?“ ſprach der Graf, ſich mit feſten Schritten dem Tiſche nähernd.

Luchnow erkannte ihn und fragte:

„Womit kann ich dienen?“

„Ich möchte mit Ihnen ſpielen,“ entgegnete der Graf, indem er auf dem Divan Platz nahm.

„Jetzt?“

„Ja, jetzt.“

„Ein anderes Mal mit dem größten Vergnügen, Graf, aber jetzt bin ich müde und will gleich zu Bette. Iſt Ihnen nicht ein Gläschen Wein gefällig? Ausgezeichneter Wein.“

„Aber ich möchte jetzt ein kleines Spielchen machen.“

„Es thut mir leid, aber ich habe nicht mehr die Abſicht, zu ſpielen. Vielleicht wäre einer der anderen Herren noch dazu bereit; ich ſpiele nicht mehr. Sie werden mich entſchuldigen, Graf.“

„Sie ſpielen alſo nicht?“

Luchnow machte mit den Schultern eine Bewegung, die ſein Bedauern darüber ausdrückte, daß er dem Wunſche des Grafen nicht nachkommen könne.

„Sie wollen es durchaus nicht?“

Wieder dasſelbe bedauernde Achſelzucken.

„Wenn ich Sie aber ſehr darum bitte. . . . Nun, werden Sie ſpielen?“

Dasſelbe Schweigen und ein verſtohlener Blick über die Brille hinweg auf das ſich verfinſternde Geſicht des Grafen.

„Werden Sie ſpielen?“ ſchrie der Graf plötzlich mit lauter Stimme und ſchlug ſo heftig mit der Hand auf den Tiſch, daß die Rheinweinflaſche umfiel und der Wein ausfloß. „Sie haben doch vorher nicht ehrlich geſpielt? Werden Sie jetzt ſpielen? Ich frage Sie zum dritten Mal.“

„Nein, ich habe es bereits geſagt. Es iſt wahrhaftig merkwürdig, Graf, ſo mir nichts dir nichts zu den Leuten hereinzukommen und ihnen das Meſſer an die Kehle zu ſetzen,“ entgegnete Luchnow, ohne die Augen zu erheben.

Es folgte ein kurzes Schweigen, während deſſen das Geſicht des Grafen immer bleicher und bleicher wurde. Plötzlich betäubte ein furchtbarer Schlag auf den Kopf Luchnow. Er fiel auf den Divan zurück, indem er noch nach dem Gelde zu faſſen verſuchte — und ſtieß einen ſo markerſchütternden, verzweifelten Schrei aus, wie man ihn von einem ſtets ſo ruhigen und präſentablen Menſchen

kaum erwartet hätte. Turbin raffte das auf dem Tiſche noch übrig gebliebene Geld zuſammen, ſtieß den Diener, der ſeinem Herrn zu Hilfe eilen wollte, zurück und verließ mit raſchen Schritten das Zimmer.

„Wenn Sie Genugthuung verlangen, ſo ſtehe ich zu Ihren Dienſten; ich bin noch eine halbe Stunde in meinem Zimmer zu treffen," rief der Graf, noch einmal an Luchnow's Thür zurückkehrend, dieſem zu.

„Spitzbube, Räuber!" ſcholl es von da zurück. „Das kommt vor's Criminalgericht!"

Iljin, der des Grafen Verſprechen, ihm da heraus zu helfen, gar nicht beachtet hatte, lag noch immer ebenſo in ſeinem Zimmer auf dem Divan und Thränen der Verzweiflung erſtickten ihn faſt. Das Bewußtſein der Wirklichkeit, welches, trotz des ſonderbaren Wirrwarrs von Gedanken, Gefühlen und Erinnerungen, die ſeine Seele erfüllten, durch die Theilnahme und Zärtlichkeit des Grafen erweckt worden war, verließ ihn nicht mehr. Seine an Hoffnungen ſo reiche Jugend, die Ehre, die allgemeine Achtung, die Träume von Liebe und Freundſchaft — alles das war auf ewig verloren. Die Quelle ſeiner Thränen begann bereits zu verſiegen, die unnatürliche Ruhe der Hoffnungsloſigkeit bemächtigte ſich mehr und mehr ſeiner Seele, und der Gedanke an den Selbſtmord, der nicht mehr Widerwillen und Entſetzen in ihm erweckte, feſſelte immer öfter ſeine Aufmerkſamkeit. Da erſcholl der feſte Schritt des Grafen.

Auf Turbin's Geſicht waren noch die Spuren des Zornes zu bemerken, ſeine Hände zitterten etwas, aber aus ſeinen Augen ſtrahlte eine von Herzen kommende Fröhlichkeit und Zufriedenheit mit ſich ſelbſt.

„Da! Gewonnen!" ſprach er, indem er einige Handvoll Banknoten auf den Tiſch warf. „Zähle nach, ob es Alles iſt. Und komme raſch in den gemeinſchaftlichen Saal; ich fahre gleich," fügte er hinzu, als bemerkte er die ungeheure Erregung der Freude und Dankbarkeit auf dem Geſichte des Ulanen nicht, und ging, ein Zigeunerliedchen pfeifend, aus dem Zimmer.

## VIII.

Saſchka, den Gurt zur Reiſe bereits feſt um die Taille geſchlungen, kam melden, daß die Pferde angeſpannt ſeien, aber bat um die Erlaubniß, erſt noch den Mantel des Grafen abholen zu dürfen, der, wie er behauptete, mit dem Kragen dreihundert Rubel werth ſei, und den vertrackten blauen Pelz dem Schurken zurückzugeben, der ihn beim Adelsmarſchall gegen den Mantel des Grafen vertauſcht habe; aber Turbin ſagte, das ſei nicht nöthig und ging in ſein Zimmer, um ſich umzukleiden.

Der Cavalleriſt ſaß immer noch, jetzt aber ſchweigend, neben ſeiner Zigeunerin und ſchnuckte fortwährend, der Kreisrichter wollte Schnaps haben und forderte alle Herrſchaften zu ſich zum Frühſtück auf, wobei er behauptete, ſeine Frau werde ganz beſtimmt ſelbſt gleich mit den Zigeunerinnen tanzen. Der hübſche junge Mann ſetzte Iljuſchka höchſt tiefſinnig aus einander, daß ein Clavier

mehr Seele habe, denn auf der Guitarre könne man kein B-moll nehmen. Der Beamte trank traurig ſeinen Thee in einer Ecke und ſchien ſich beim Tageslichte ſeiner nächtlichen Schlemmerei zu ſchämen. Die Zigeuner ſtritten in ihrer Sprache mit einander und beſtanden darauf, den Herrſchaften noch Etwas vorzuſingen; Steoſchka widerſetzte ſich jedoch dem, indem ſie behauptete, der „Barorai" (in ihrer Sprache: Graf oder Fürſt, oder richtiger noch: Großer Herr) ſei böſe. Ueberhaupt war bei Allen ſchon der letzte Funke fröhlicher Weinlaune erloſchen.

„Nun zum Abſchiede noch ein Lied, und marſch! nach Hauſe," ſagte der Graf, der, bereits im Reiſeanzug, friſcher, fröhlicher, hübſcher wie je in den Saal trat.

Die Zigeuner ſtellten ſich wieder in einen Kreis und wollten eben ihr Lied anſtimmen, als Iljin, einen Packen Banknoten in der Hand, hereinkam und den Grafen etwas bei Seite rief.

„Ich hatte im Ganzen nur funfzehntauſend Rubel Kronsgeld und Du haſt mir ſechszehntauſend dreihundert gegeben," ſprach er; — „der Reſt gehört Dir."

„Das iſt ja famos! gieb her!"

Iljin gab das Geld, ſah ſchüchtern den Grafen an, öffnete den Mund, um Etwas zu ſagen, erröthete aber nur ſo ſtark, daß ihm die Thränen in die Augen traten; dann faßte er die Hand des Grafen und begann ſie zu drücken und zu quetſchen.

„Mach', daß Du fortkommſt! . . . Iljuſchka! . . . hör' mich an. . . . Da haſt Du Geld; aber nun müßt Ihr mich mit Geſang bis an den Schlagbaum begleiten!" Er warf ihm die tauſenddreihundert Rubel, die Iljin ihm gebracht, auf die Guitarre, die hundert Rubel jedoch, die er geſtern vom Cavalleriſten geborgt, vergaß er zurückzugeben.

Es war ſchon zehn Uhr Morgens. Die Sonne lugte bereits über die Dächer der Häuſer hervor. Die Menſchen eilten geſchäftig durch die Straßen, die Kaufleute hatten längſt ihre Buden geöffnet, Damen ſchlenderten im Goſtinny-Dwor herum, als die ganze Bande der Zigeuner, der Kreisrichter, der Cavalleriſt, der hübſche junge Mann, Iljin und der Graf, letzterer im blauen Bärenpelz, auf die Anfahrt des Gaſthauſes hinaustraten. Es war ein ſonniger Tag und Thauwetter. Drei Poſttroiken, die Pferde mit hoch aufgebundenen Schweifen, im weichen Schmutze platſchend, fuhren vor und die ganze fröhliche Geſellſchaft ſetzte ſich ein. Der Graf, Iljin, Steoſchka, Iljuſchka und Saſchka der Burſche nahmen im erſten Schlitten Platz. Blücher, außer ſich vor Freude, ſprang wie toll umher, wedelte mit dem Schwanze und bellte das Deichſelpferd an. Die übrige Geſellſchaft mit den Zigeunern und Zigeunerinnen placirte ſich in den beiden anderen Schlitten. Vor dem Gaſthauſe noch ſtellten ſich die Schlitten in eine Reihe und die Zigeuner ſtimmten ein Chorlied an.

Die Troiken, buchſtäblich die ihnen entgegenkommenden Equipagen auf's Trottoir drängend, fuhren mit Geſang und Schellengeläute durch die ganze Stadt.

Nicht wenig wunderten ſich Kaufleute und Vorübergehende, Unbekannte

und namentlich Bekannte, als sie die hochgeborenen Edelleute in Begleitung von Zigeunern und Zigeunerinnen am hellichten Tage mit Gesang durch die Straßen fahren sahen.

Als sie bis zum Schlagbaum gefahren waren, hielten die Schlitten an und die Gesellschaft begann sich vom Grafen zu verabschieden.

Iljin, der zum Abschiede ziemlich viel getrunken und die ganze Zeit selbst gekutscht hatte, wurde plötzlich melancholisch und überredete den Grafen, noch einen Tag zuzugeben; als er sich aber überzeugte, daß das unmöglich sei, warf er sich mit Thränen in den Augen seinem neuen Freunde um den Hals und versprach, wenn er nach Moskau käme, wolle er bitten, daß man ihn unter die Husaren in dasselbe Regiment überführe, wo Turbin diente. Der Graf war besonders munter, stieß den Cavalleristen, der ihn vom Frühmorgen an schon ganz entschieden duzte, in einen Schneehaufen, hetzte Blücher auf den Kreisrichter, nahm Steoschka in seine Arme und sagte, er werde sie mit sich nach Moskau entführen, und sprang endlich in den Schlitten, indem er Blücher, der durchaus auf dem Boden des Schlittens sitzen wollte, neben sich auf den Sitz zwang. Saschka bat den Cavalleristen noch einmal, den Mantel des Grafen von „dort" wegzunehmen und ihnen nachzuschicken, und nahm dann gleichfalls seinen Sitz auf dem Bocke ein. Der Graf rief „Vorwärts!", schwenkte grüßend seine Mütze über dem Kopfe, pfiff den Pferden zu und fort ging es. Die Troiken fuhren nach verschiedenen Seiten aus einander.

* * *

In weiter Ferne dehnte sich das einförmige Schneefeld aus, durch das sich, wie ein Faden, die schmutzig-gelbe Landstraße schlengelte. Die helle Sonne spielte mit ihren blendenden Strahlen auf dem geschmolzenen, mit einer durchsichtigen Eiskruste bezogenen Schnee und erwärmte angenehm Kopf und Rücken. Die in Schweiß gebadeten Pferde dampften. Die Schellen klingelten. Ein Bauer mit einer Fuhre lenkte eilig seinen hin- und herschleudernden kleinen Schlitten mit den aus Stricken zusammengeknoteten Leinen zur Seite, indem er selbst mit seinen durchnäßten Bastschuhen auf dem aufgeweichten Wege nachschlurrte; ein dickes, rothbackiges Bauerweib, mit einem Kinde in dem Busen ihres Schafpelzes, saß auf einer anderen Fuhre und trieb mit den Enden ihrer Leine eine weiße, dünnschweifige, klapperdürre Mähre an. Der Graf dachte plötzlich an Anna Feodorowna.

„Zurück!" rief er dem Jämschtschik zu.

Dieser verstand ihn nicht gleich.

„Kehr' um! zurück in die Stadt! Flink!"

Die Troika passirte wieder den Schlagbaum und hielt vor der gedielten Anfahrt des der Frau Saizew gehörenden Hauses an. Der Graf sprang heraus, lief die Treppe hinauf, durch das Vorzimmer, das Gastzimmer in's Schlafzimmer, und da er die kleine Wittwe noch schlafend traf, nahm er sie in seine

Arme, hob ſie vom Bette auf, küßte ſie auf die verſchlafenen Augen und lief eilig wieder zurück. Anna Feodorowna, noch halb im Schlaf, fragte noch, was geſchehen ſei, als der Graf ſchon wieder im Schlitten ſaß, dem Jämſchtſchik „Vorwärts!“ zurief und, ohne ſich weiter bei der Vergangenheit aufzuhalten, ja, ohne nur an Luchnow, die kleine Wittwe oder Steoſchka zu denken, ſondern in ſeinen Gedanken nur mit dem beſchäftigt, was ihn in Moskau erwartete, auf ewig der Stadt K. den Rücken kehrte.

(Schluß folgt.)

# Neues über Balthaſar Ruſſow.

Von Dr. **Theodor Schiemann** in Reval.

Im 16. Jahrhundert haben die erſchütternden politiſchen Wandlungen in den Geſchicken des alten Livland eine hiſtoriſche Literatur hervorgerufen, welche den Vergleich mit dem Beſten nicht zu ſcheuen hat, was jenes geiſtig hocherregte Jahrhundert an geſchichtlichen Darſtellungen hervorgebracht hat. Abgeſehen von zahlreichen Streitſchriften, die im Drang der Tagesereigniſſe entſtanden und mit ihnen wieder ſchwanden, haben uns die folgenden Chroniſten im Zuſammenhang die Geſchichte Livlands erzählt: Balthaſar Ruſſow, der Revaler Prediger; Salomon Henning, der Miniſter des erſten Herzogs von Kurland; Renner, der Parteigänger der Fürſtenberg'ſchen Politik und endlich Nyenſtedt, der ehrwürdige Bürgermeiſter von Riga.

Sie Alle haben ihre Verdienſte; inhaltlich und formell gebührt aber die erſte Stelle dem Manne, der den Vorwurf dieſer Betrachtung bildet: Balthaſar Ruſſow.

Das Leben dieſes großen Chroniſten iſt bis heute noch wenig bekannt. Er, der Sorge getragen hat, daß die Geſchichte ſeiner Heimath lebendig bei den Nachkommen fortlebe, hat ſelbſt keinen Biographen gefunden. Einige intereſſante Mittheilungen danken wir dem Fleiß des verſtorbenen Archivars C. Rußwurm, doch hat die Lückenhaftigkeit ſeines Materials ihn vielfach zu falſchen Schlüſſen gedrängt. Heute ſind wir in der Lage, klarer ſehen zu können.

Die Ordnungsarbeiten am Revaler Stadtarchiv ließen hoffen, daß ſich bei dem ungeheuren Material zufällig erhaltener biographiſcher Nachrichten auch für die Geſchichte Ruſſow's Ausbeute finden werde. Da der in das 16. Jahrhundert fallende Stoff, wenn auch noch nicht geordnet, ſo doch Blatt für Blatt durchgeſehen und zu größeren und kleineren Rubriken zuſammengelegt iſt, läßt ſich für dieſen Zeitraum mit annähernder Beſtimmtheit ſagen, was da iſt und was fehlt.

Für die Geſchichte Ruſſow's hat ſich nun ziemlich viel gefunden. Zunächſt ein Brief ſeines Lehrers, des Rectors am fürſtlichen Pädagogium zu Stettin, Magiſter Matthäus Wolff, vom 7. Febr. 1562 an den Rath der Stadt Reval.

Zweitens eine Bittſchrift Balthaſar Ruſſow's und Godert Horſtmann's (vom 14. Juli 1571) an den Revaler Rath, den ſie erſuchen, daß der Vater ihrer beiderſeitigen Frauen, Hans von Ganderſen, angehalten werde, den verſprochenen Brautſchatz auszuliefern. Drittens die Abfindung der Kinder Balthaſar Ruſſow's aus ſeiner erſten Ehe (ein Sohn und zwei Töchter) bei Gelegenheit ſeiner Verheirathung mit der tugendſamen Jungfrau Anna Bade, geſchloſſen im dritten Jahre ſeines betrübten Wittwerſtandes, im Febr. 1593. Viertens mehrere Actenſtücke von geringerer Bedeutung mit Zeugenausſagen Ruſſow's in Angelegenheiten dritter Perſonen. Fünftens ein Schmähbrief des Tonnis Maydel auf Lode, geſchrieben 1588, am Tage, den Gott gab, in Anlaß der Ruſſow'ſchen Chronik. Sechstens endlich ein Verzeichniß der Subſcribenten auf die Chronik vom Jahre 1601. Der Schwerpunkt fällt auf die Nummern 1 bis 3 und 5. Zieht man hierzu noch das von Rußwurm veröffentlichte Material in Betracht, ſo ergiebt ſich ein annähernd greifbares Bild der Lebensumſtände unſeres Chroniſten.

Wir führen unſeren Leſern die Nr. 1 in hochdeutſcher Ueberſetzung vor:

„Den Ehrbaren, Ehrſamen, Ehrenfeſten und wohlweiſen Herren Burgermeiſtern und Rathmannen der Stadt Revell in Lyfflandt, meinen günſtigen Herren und guten Freunden, dienſtlich.

Meine willige, wiewohl unbekannte Dienſte zuvor, Ehrbare, Ehrenfeſte, Großgünſtige Herren. Ich kann E. G. aus hochdringender Noth nicht vorenthalten, daß Herr Bartholomeus Frolich, ſeliges Gedächtniß, mein beſonderer guter Gönner und Freund, etwa vor 3 Jahren mir einen Schüler, von Reval bürtig, mit Namen Balthaſar Ryſſow, Simon Ryſſowen Sohn, gecommendiret und denſelbigen zu befördern befohlen hat. Wiewohl aber meine Dienſte ſehr geringe ſein, habe ich dennoch zu Lieb' und Ehren dem guten frommen Herrn Bartholomeo Frolichen den vorgedachten Balthaſar Ryſſow mir in Sonderheit vor allen Anderen befohlen ſein laſſen. Ich habe ihn mit meinen mitverwandten Collegen beides, in Kunſt und Tugend, nach der Gabe, die mir der allmächtige Gott gegeben hat, treulich unterwieſen. Und dieweil zu der Zeit, das Gott geklagt ſei, Livland vom Ruſſen mit Krieg beängſtigt ward und er deswegen kein Geld aus ſeinem Vaterlande bekommen konnte, habe ich ihm mit meinem eigenen Gelde gedienet und ihm laut ſeiner Handſchrift, die er mir gegeben hat, 11 Thaler vorgeſtreckt. Ich weiß mich auch zu erinnern, daß ich einmal um ſeinetwillen an einen E. Rath zu Reval geſchrieben habe und für ihn gebeten, daß ihm ein E. R. zu ſeinen studiis zu Hilfe kommen wolle. Und hätte ich ihm mehr Förderung um des obgenannten Herrn Bartholomei willen thun können, ich wollte es ungern unterlaſſen haben. Er hat mir aber, deß ich mich zu ihm nicht verſehen, ſehr übel gelohnet. Denn er iſt ohne mein Vorwiſſen und Wollen weggezogen und hat mir weder Heller noch Pfennig bezahlt. Sein Vater Symon Ryſſow ſchrieb mir ſelbſt vor ungefähr zwei Jahren, ich ſollte ja den Jungen nicht verlaſſen, er wolle mir Alles bei ſeiner Seelen Seligkeit bezahlen (denn das ſind ſeine Worte). Auf dieſe Worte hätte ich dem guten Manne all mein Hab' und

Gut vertraut. Wie es aber kommt, daß beide, Vater und Sohn, ihrer Verheißung und Zusage nicht nachkommen, deß kann ich mich nicht genugsam verwundern. Es gelanget derwegen, Ehrbare, Ehrenfeste, Wohlweise, Großgünstige Herren, an E. E. G. meine ganz dienstliche und freundliche Bitte, E. E. G. wollten unbeschweret sein und obgenannten Symon Ryssow ermahnen und dahinhalten, daß er mir von seines Sohnes wegen gebührliche Bezahlung thue. Das Geld aber schicke er dem ehrbaren und wohlweisen Herrn Jochim Krumhussen, ehemaligen Rathsverwandten zu Narva, jetzt aber im Land zu Pommern zu Treptow auf der Rega gesessen, meinem günstigen Herrn und Freunde, der wird mir's gewißlich zustellen.

E. E. G. und einem Jeden, in Sonderheit aus ganz Livland, wiederum zu dienen und zu willfahren, will ich stets gutwillig und bereit befunden werden. Und befehle hiermit E. E. G. und die ganze Stadt Reval und Livland dem Allmächtigen in seinen gnädigen Schutz und Schirm.

Datum Stettyn, den 7. Tag Februarii anno 1562. Euer Ehrbare Gunsten dienstwilliger Magister Mattheus Wolff, des fürstlichen Pädagogii zu Stettyn Rector."

Magister Mattheus ist auch sonst eine nicht unbekannte Persönlichkeit. Aus Stargard gebürtig, war er von 1557 bis 1570 Rector am Gymnasium — oder wie er es nennt, am fürstlichen Pädagogium — zu Alt-Stettin. Darauf wurde er Doctor der hl. Schrift und Pastor an der St. Jacobs-Kirche zu Greifswald, endlich Pastor an der Marien-Kirche und Professor der hl. Schrift an der Universität zu Greifswald.

Leider hat sich weder die Antwort des Rathes, noch ein weiteres Schreiben Wolff's erhalten. Man wird wohl nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß er zu seinem Gelde gekommen ist. Es muß eine zeitweilige Verlegenheit gewesen sein, welche die Russow, Vater und Sohn, zu dem allerdings höchst auffallenden Schritte veranlaßte.

Simon Russow, der Vater des Chronisten, ist nicht weiter bekannt. Sogar in den Revaler Bürgerlisten hat sich keine Spur desselben entdecken lassen. Nur ein Asmus Russow tritt uns in den 40er und 50er Jahren entgegen. Dagegen berechtigt uns die Erwähnung des Bartholomäus Frölich zu Schlüssen, welche einiges Licht auf die Jugendgeschichte Balthasar Russow's werfen. Frölich oder, wie sein Name wohl richtiger lautet, Frolinck, war mit Johannes Mouwikinck und Georg Mulberg Lehrer an der Revaler Stadtschule, die unter der Leitung des Rectors Magister Nicolaus Tegelmeister stand.

Diese Schule hat offenbar auch Balthasar Russow besucht, und da sein Name in der (vollständig erhaltenen) Liste der Freischüler fehlt, ist man befugt anzunehmen, daß er zahlender Schüler war, der Vater also jedenfalls nicht unbemittelt war. Auch der Umstand, daß er den Sohn nicht als Stipendiaten des Raths, sondern auf eigene Kosten nach Stettin schicken konnte, führt zu dem gleichen Ergebniß. Das „arme Schuljungen-Buch", welches jenes oben erwähnte

Verzeichniß der Freischüler und die Rechenschaftsberichte über die Ausgaben derselben giebt, läßt uns einen Einblick in das Unterrichtswesen der damaligen städtischen Lateinschule thun.

Außer dem Rector und den drei Hauptlehrern wirkten an der Schule noch die sogenannten locati, Lehrer, welche auf kürzere Zeit gedungen waren, häufig Studenten, die dann die Aufgabe hatten, zurückgebliebenen Schülern „auf ihrer Kammer privatim" nachzuhelfen. Diese Stellung nahm z. B. 1555 Joachim Balk ein und auch der spätere Prediger an der Heiligengeist-Kirche, Ostmann, hat zeitweilig auf diesem Felde gearbeitet.

Der Unterricht begann mit den Elementen, dem A-b-c und wandte sich dann gleich über Donat und Katechismus jener geistlich-humanistischen Richtung zu, welche die Lateinschulen jener Zeit charakterisirt. Im Religionsunterricht fiel der Schwerpunkt auf den Katechismus, den Diejenigen, welche sich der Gottesgelahrtheit zu widmen gedachten, auch „undeutsch", d. h. ehstnisch, lernen mußten. Im Bibellesen scheinen der Psalter und die Evangelien bevorzugt gewesen zu sein, letztere wurden lateinisch gelesen, doch ist nicht denkbar, daß die niederdeutsche Bibel nicht auch in Gebrauch gewesen sein sollte. Es hat sich aber keine Notiz darüber erhalten, daß sie für einen Schüler gekauft worden wäre. Die Grundlage des grammatischen Unterrichtes bildeten nächst einer mir sonst nicht bekannten kleinen Grammatik von Bonius die Bücher des Praeceptor Germaniae, Philipp Melanchthon's: die «grote» grammattica, die sintax und die sintaxis major, auch wird noch ein besonderes compendium grammatice genannt. Dabei memorirte man fleißig aus den Vocabularien, deren mehrere in Gebrauch waren und studirte die Colloquien des Erasmus von Rotterdam. Von klassischen Schriftstellern wurden die Briefe Cicero's, Aesop und Terenz gelesen. Nur die Erwähnung des Aesop weist auf das Studium des Griechischen hin. Doch ist es nicht unmöglich, daß wir es hier mit einem lateinischen Aesop oder gar mit Luther's Fabeln Aesopii zu thun haben. In späterer Zeit, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, lehrte man in der Revaler Stadtschule mit Bestimmtheit Griechisch; mit weiter fortgeschrittenen Schülern wurde endlich noch Dialektik getrieben.

Balthasar Russow wird, wie die übrigen Schüler, mit Blackhorn (Tintenfaß) und Pennal zur Schule gegangen sein, mit den übrigen an den Festtagen in der Kirche gesungen und all jene Freuden und Leiden getheilt haben, die nun einmal vom Schülerleben untrennbar sind. Daß er ein tüchtiger Schüler war, zeigt sowohl die Empfehlung Frolinck's, als das Zeugniß, das der nicht ohne Grund erbitterte Magister Wolff ihm ausstellt. Um 1559 war er nach Stettin gekommen (der 1541 in Rostock immatriculirte Baltazar Pomeranus Revaliensis, den Rußwurm anführt, ist jedenfalls nicht mit dem Chronisten identisch); wohin ihn zu Anfang des Jahres 1562 sein Weg führte, wissen wir nicht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er noch eine oder die andere deutsche Universität besucht hat, bevor er nach Reval heimkehrte, wo er am 12. März 1563 in der St. Olai-Kirche ordinirt wurde, um die Stellung eines Predigers an der Heiligen-

geist-Kirche anzutreten. Als solcher hatte er im Heiligengeist eine Amtswohnung, und da die Vorsteher des gemeinen Kastens für die Instandhaltung derselben zu sorgen hatten, sind uns zahlreiche Notizen über die Reparatur seines Hauses erhalten, welche uns ein wenigstens annähernd greifbares Bild desselben geben.

Drei Stufen führten über die Freitreppe (den Beischlag) in den geräumigen, durch Glasfenster erhellten Flur, in dessen Wänden wohl, wie üblich, Schränke eingemauert waren. Die eigentliche Wohnung bestand aus zwei Zimmern, an deren Einrichtung Russow im Laufe der Zeit, namentlich für Kachelöfen und Fenster, viel verwendete, ebenso brechen die Rechnungen für Umbau von Badstube und Keller nicht ab. Im Jahre 1591 allein gingen dafür nicht weniger als 100 Mark auf. Auch sein Dach hat er neu decken, den Hof pflastern, neue Rinnen, einen Backofen und eine neue Hausthür machen lassen. Er war, wie sich aus jenen Rechnungen ergiebt, ein achtsamer und sorgfältiger Wirth, und man hat den Eindruck, als ob die Räume unter seinen Händen sich zu dehnen begannen.

Die Nothwendigkeit dazu lag freilich auch vor. Nachdem Russow aus Deutschland heimgekehrt war, wurde er, wie wir sagten, 1563 Prediger an der Heiligengeist-Kirche. Als solcher trat er auch zur Schule wieder in directe Beziehungen, und wenn uns auch nicht überliefert wird, daß er Unterricht an derselben ertheilt habe, das „arme Schuljungen-Buch" zeigt mehrfach Spuren seiner Thätigkeit. So hatte er vom April bis zum August 1567 einen Schüler, Bartholomeus Kosewerter, in Kost und empfing dafür 10 Mark, ein anderes Mal wird verzeichnet, daß er zweien Knaben zu Weihnachten neue Kleidung erwirkte u. s. w. Im Jahre 1571 ist er dann in den „echten Stand" getreten. Er vermählte sich mit der Tochter eines besitzlichen Bürgers, Hans von Gandersen, der uns aus den Stadtbüchern wohl bekannt ist. Er hatte 1533 den Bürgereid geleistet, war also zur Zeit, da er Schwiegervater unseres Chronisten wurde, bereits ein Sechsziger. Ein, wie es scheint, eigener Mann. Am 14. Juli 1571 hatte er seine beiden Töchter, die eine mit Balthasar Russow, die andere mit dem Bäckermeister Godert Horstmann verlobt und, wie üblich, war in der großen Gildestube ein freundlicher Vertrag über die Mitgift der Bräute geschlossen worden. Jede von ihnen sollte 200 Mark und dazu das Haubengeschmeide der kürzlich verstorbenen Mutter als Erbe zu gleichen Theilen erhalten. Nach geschlossener Ehe aber weigerte sich Gandersen, seinen Verpflichtungen nachzukommen, namentlich von dem Haubengeschmeide wollte er sich nicht trennen und erst nach seinem Tode es den Töchtern zukommen lassen, so daß die Schwiegersöhne sich genöthigt sahen, nachdem alle freundliche Vermittelung Nichts gefruchtet hatte, beim Rath Klage zu führen. Am 18. August entschied der Rath gegen Gandersen, und zwischen ihm und Russow war darnach Frieden. Dagegen scheint Godert Horstmann ein roher Geselle gewesen zu sein. Aus irgend einem Grunde in seinen Erwartungen getäuscht, mißhandelte er seine junge Frau so sehr, daß auf Hans von Gandersen's Klage der Rath noch im Jahre 1571 sich zu zwei-

maligem Einſchreiten genöthigt ſah und den ſchlechten Ehemann zuletzt mit Gefängniß beſtrafte. Es iſt undenkbar, daß dieſe verwandtſchaftlichen Beziehungen nicht auch auf das häusliche Leben Ruſſow's ihren Schatten geworfen hätten. Er ſelbſt lebte augenſcheinlich in glücklicher Ehe. Seine Frau gebar ihm drei Kinder, einen Sohn, der den Namen des Vaters, Balthaſar, führte und zwei Töchter. Aber nach 19jähriger Ehe iſt ſie 1590 geſtorben und bald darnach raubte der Tod ihm auch die Töchter. Wie üblich, hatte Ruſſow nach dem Tode ſeiner Frau den Kindern Vormünder geſetzt und ihnen ihr Vermögen zugewieſen. Der Sohn erhielt 50 Thaler, jede Tochter 25 Thaler und „etlich Silber", zuſammen einhundert Thaler, die nach dem Tode der Schweſtern dem allein übrig gebliebenen Sohne zufielen. Von dieſem erfahren wir nicht mehr, als daß er 1593 außer Landes war, ob als Kaufmann oder Studien halber, läßt ſich nicht feſtſtellen; wahrſcheinlich iſt das Erſtere, da er uns 1598 als Bruder der Schwarzenhäupter entgegentritt. Im Jahre 1617 liegt er in Proceß mit ſeiner Stiefmutter um des Vaters Nachlaß; weil „ſeine Gelegenheit nicht hat ſein können, nach Reval zu kommen", bevollmächtigt er ſeinen Freund Falentin Kruß von Stockholm aus, ihn zu vertreten. Wahrſcheinlich trieb er alſo in Schweden Handelsgeſchäfte. Aus ſpäterer Zeit fehlen alle Nachrichten über ihn oder ſeine Nachkommen. Dagegen wiſſen wir, daß, nachdem Balthaſar Ruſſow, der Vater, drei Jahre im betrübten Wittwerſtande verbracht und „ſeine Gelegenheit nicht ſein wollte, in ſolchem Elende und Betrübniß länger zu leben und zu ſchweben", er ſich nach einer ehrlichen Perſon umſah, die ihm im Alter „under ogen gahn" möchte. Er war damals mindeſtens 50 Jahre alt und fand die neue Gefährtin in Anna Bade.

Die Familie der Bade tritt in Reval erſt zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf. Der Stammvater derſelben ſcheint der ſpätere Gerichtsvogt Herr Jürgen Bade geweſen zu ſein. Jedenfalls gehörte ſie in den Kreis der Revaler Patriciergeſchlechter. Ein Ehecontract hat ſich nicht erhalten, wohl aber eine von Ruſſow's eigener Hand aufgeſetzte und ſpäter in das „Rades bok" übertragene Verſchreibung, wie es im Fall ſeines Todes mit ſeinem Nachlaſſe zu halten ſei. Wir erſehen daraus, daß er ein verhältnißmäßig wohlhabender Mann geworden war. Haus, Holzraum und Garten waren ſein eigen, dazu 400 Thaler in guter Münze und außerdem gedenkt er dabei ſeiner Bücher und desjenigen, was er der Jungfer Anna Bade in's Brautfaß gegeben. Stirbt er vor ihr, ſo ſoll Alles ihr zufallen, ſollte ſie aber ſich wiederum verändern, ſo hat ſie nur Anſpruch auf die 400 Thaler. „Was das Hausgeräthe belangt, ſoll mein Sohn haben die Hälfte des Zinnenzeuges, dazu ein ſilbern Stof und meine Bücher und Kleider, all das Uebrige: Hausgeräth an Silber, Kupfer, Meſſing, Holz, Leinen, Wolle, Betten und Bettzeug, Nichts ausgenommen, ſoll meine nachgelaſſene Wittfrau haben."

Als Ruſſow dieſe zweite Ehe einging, hat er ſeine livländiſche Chronika bereits beendet. 1577 hatte er ſein Manuſcript geſchloſſen, 1578 erſchien die

erſte, 1584 die zweite, weiter fortgeſetzte Auflage. Es hat ſich, wie bereits oben erwähnt wurde, eine Aufzeichnung Ruſſow's über den Vertrieb ſeines Werkes in Ehſtland erhalten. Es ſind vier Blatt Papier, von Ruſſow's eigener Hand geſchrieben. Das Ganze trägt die Ueberſchrift: „Reſt meiner Beſoldung und bewilligten Zulage zur Verantwortung der Chronika". Von Anno 1594, 95, 96, 97, 98, 99 und 1600.

Das Verzeichniß umfaßt, nach Kirchſpielen geordnet, die ehſtländiſchen Käufer des Buches. Es ſind im Ganzen 171 Perſonen, welche 338 Exemplare abgenommen haben. Das Exemplar der Chronik koſtete einen halben Reichsthaler bei einjähriger Stundung des Preiſes; für jedes weitere Jahr kam der ungeheure Zuſchlag von einem halben Thaler hinzu. Außerdem wurde noch die von einzelnen Perſonen bewilligte Zulage gebucht. Die Forderungen Ruſſow's ſtellten ſich darnach für die 338 aufgeführten Exemplare auf 301½ Reichsthaler und 58 Reichsthaler verſprochener Zulage. Das waren jedoch nur die ausſtehenden Poſten, von denen 110 Zahlungen noch bei ſeinen Lebzeiten eingingen, während — wie man aus der Thatſache ſchließen muß, daß dieſe Abrechnung dem Rathe eingeliefert wurde — der noch ausſtehende Reſt nach ſeinem Tode für die Erben beigetrieben wurde. Wie viel Exemplare der Chronik in früheren Jahren, im übrigen Livland und in Deutſchland umgeſetzt wurden, läßt ſich leider nicht feſtſtellen. Intereſſant iſt aber der Umſtand, daß — wenigſtens für Ehſtland — Ruſſow den Vertrieb ſelbſt beſorgte. Daß unſer Chroniſt wegen ſeines Buches von den Zeitgenoſſen viele Angriffe zu erdulden hatte, iſt bekannt. Elert Kruſe verfaßte einen „Wahrhafftigen Gegenbericht auf die Anno 1578 ausgegangene Lieffländiſche Chronika Balthaſar Ruſſow's" und H. von Tiefenhauſen auf Berſon eine Gegenſchrift unter dem Titel: „Begangene Irrthümbe und Fehler des liefländiſchen Chronikenſchreibers Balthaſaris Ruſſouwens". Manches Andere mag verloren gegangen ſein. Mit am heftigſten und leidenſchaftlichſten iſt aber jene Zuſchrift des Toenisz Maidell auf Lode, deren Schluß ſich im Revaler Archive in Bruchſtücken erhalten hat. Wir laſſen wegen des großen Intereſſes des Gegenſtandes den Text in hochdeutſcher Ueberſetzung folgen:

„. . . Schmäher und öffentlichen Schanddeckel oder bäueriſche Büberei bei uns noch haben ſollten, als an euch zu erſehen iſt, der unſeres lieben löblichen Vaterlandes ſo treulos und leichtfertig, mit ſo groben, erlogenen, ſchmählichen, unerhörten, erdichteten Lügen ſollte gedenken und ſie in der ganzen Welt ausſchreien, unter ehrlichen Leuten ausſprengen und in öffentlichen Druck bringen. Das aber habt ihr mehrfach gethan, ohne Urſache, mit giftigem, bübiſchem, angeerbtem Frevel, Haß, Neid und unbilliger Verfolgung, treuloſen Gemüthes an deutſchem Geblüte; welches keinem aufrichtigen, frommen, fleißigen Seelſorger nimmer wohl angeſtanden hat und auch ſein Tage nicht erhöret iſt, in keinen Schriften und Büchern auch nicht erfunden, daß ſich von Gott berufene, ehrliche Kirchendiener Gottes ſolcher großen verlogenen Leichtfertigkeit ſollten ihrem Amt zuwider befliſſen haben, als ihr nun als ein unvernünftiger Bauernochſe gethan habt, ohne jenigerlei Fürſten, Herren, Ritter

oder Grafen Rath, Willen, Freiheit oder Zulaß; von welchen doch alle löblichen Scribenten, geiſtliche wie weltliche Bücher zu ſchreiben oder in den Druck zu befördern, ein jeder in Sonderheit Zulaß und günſtigen Willen zu haben ſich befleißigen. Ich erachte aber, dies Buch iſt ergangen mit des Kubias von Peßküll's Freiheit, wie denn das Sprichwort ſagt: „Wie der Teufel iſt, ſo hat er auch ein Kind", deſſen Knecht und Scribent ſeid ihr jetzt geworden, weil ihr nicht Acht hattet auf königliche Gnade und fürſtliche Freiheit, da doch alle Scribenten der Wahrheit von denſelbigen hohen Potentaten beſchützt und gehandhabt werden. Darum haben ſie den fürſtlichen Titel, daß ſie Schützer, Schirmer, Troſt, Spiegel, Aufrichter, Erretter und Vermehrer ſind aller Tugend, Ehre und ehrlichen Namen an Landen, Städten und Grafſchaften der Edelen und Edelleute. Ohne dieſen fürſtlichen Beiſtand, Hilfe, Rath und Zulaß mag oder kann keiner nächſt Gott zu ſolchen Tugenden kommen, oder ſich unterſtehen, von irgend welchen Landſchaften oder Fürſtenthümern zu ſchreiben oder in den Druck zu verfertigen, als was der aufrichtigen Wahrheit gemäß und keinen löblichen Landſchaften zu nahe iſt.

Das aber habt ihr wenig geachtet und euch viel weniger der königlichen Gnade und Freiheit bekümmert, ſondern aus eigenem Gutdünken und bäueriſchem, heidniſchem, giftigem Gemüthe dieſe Lügenchronik oder des Teufels Alkoran mit aller Leichtfertigkeit vorgenommen und zuſammengebracht und nicht bedacht, ſo manchen ehrlichen Mann, ja auch Frauen und Jungfrauen, edel und unedel, ja auch die löblichen Kriegsleute mit Lügen namhaftig in die Welt zu bringen. Ehrlichen Kriegsleuten, deren es Gott lob viele giebt, ſeid ihr in der Schmähſchrift und in dem verächtlichen Buch nicht wenig durch unverſchämte Erdichtungen zu nahe getreten. Dies ſolltet ihr wegen des löblichen Predigtamtes unterwegs gelaſſen und einem anderen loſen, leichtfertigen Buben befohlen haben. Nun finde ich aber euch unter dieſem Haufen, was doch einer, der ein ehrlich Gemüthe in ſich hat, wohl anders bedacht und ſich des alten Sprichwortes erinnert hätte: „die Welt bleibt den unnützen Scribenten Nichts ſchuldig" (nun fehlen zwei Blätter oder vier Seiten, darnach fährt der Text fort):

„... was die Urſache iſt, und zu vermelden und offenbaren. Was aber über euch in kurzen Tagen beſchloſſen iſt, für eure gehabte Mühe und bübiſche Arbeit, wird die Zeit auch geben. Gott gebe einem Jeden ſeinen rechten Lohn. Es mag Einer ſagen, wäre die böſe Arbeit ungethan geblieben, er hätte nimmer keinen böſen Lohn erhalten. Ja wahrlich, davon ſage ich auch, hättet ihr die Bibel und andere ſchöne und edle Dinge vorgenommen, deren man Gott lob in deutſcher Sprache genug findet, es wäre viel rühmlicher geweſen. Aber ich achte, es wird mit eurer Gelegenheit alſo ſein, daß ihr die Untugend vor der Tugend liebet. Achte, es war, wie die Fabel Aeſopus meldet von einem Hahnen, der einſt einmal eine ſchöne Perle im Miſthaufen fand, da ſprach der Hahn: Ach du ſchönes Dingelein! was machſt du hier und liegſt hier ſo jämmerlich? Wenn dich ein Kaufmann fände, der würde deiner froh und du würdeſt zu großen Ehren kom-

men, aber du bist mir und ich dir nicht nütze, ich finde ein Körnlein oder Würmlein und lasse ihm alle Perlen, magst bleiben, wo du bist.

Diese Fabel meldet, daß alle werthe Kunst, Ehre und Tugend, löbliche Bücher bei Bauern und groben Knollen unwerth sind, wie denn alle Kunst und Weisheit bei denselben verachtet ist, wie man spricht: Kunst geht nach Brod. Sie wirbt aber, daß man Weisheit lehre, Frömmigkeit und Tugend nicht verachten soll . . . zu welcher Kunst und Tugend göttlichen Wortes ihr als ein Diener Gottes berufen seid und nicht, um verächtliche weltliche Lügenbücher zu schreiben. Wie ihr denn jetzt in dieser Zeit der Chronik halber viel andere göttliche und geistliche Sachen nicht recht habt brauchen können, sondern mit der guten Perlen im Dreck liegen lassen. Oder seid ihr von denen einer, die zween Herren zugleich dienen können, dem Rathhause und der Kirchen? Ihr mögt es vielleicht nicht bedenken, die gemeine Welt redet wunderlich davon, als auch, Gott besser's zu ersehen ist; welches mich auch jetziger Zeit zu diesem Schreiben bewogen hat, wegen meines lieben Vaterlandes an euch zu thun, dieweil ich euren Lügen-Alkoran ganz durchgelesen habe und alle Lügen und Unbilligkeit notiret, welches ich zuvor kein Mal mit Gelegenheit habe thun können. Dieweil ich viel lose Narrheiten in eurem Buche gefunden, habe ich um Erhaltung der Wahrheit dies Brieflein an euch gehen lassen, nebst dem Lügenbuch, damit ihr nicht gar in eurem bäurischen groben Vornehmen weiter verharret, damit ihr ersehen und erfahren sollt, daß noch Leute in der Welt leben, die auch noch etwas verwahret haben von alten Geschichten, ja auch noch wohl daneben gedenken, was in 40 Jahren, Gott gebe 50, sich in Livland zugetragen hat, damit die rechte Wahrheit noch allenthalben in allem Guten zu Tage komme. So will ich meines Theiles so viel zu dem Alkoran thun, als sich dazu gebührt, und was auf solche leichtfertige Schreiber, als ihr einer seid, gehört. Das soll meinem lieben Vaterlande zu Ehren geschehen und euch und den Eueren zum Schimpf und zum Gedächtniß. Und soll eurer auch wieder zum Besten gedacht werden, wie man solcher Leuteschänder und gemeiner Ehrendiebe zu gedenken pflegt, und der Alkoran soll erst recht umgekehrt werden, damit die losen, leichtfertigen Lügen mögen an den Tag kommen. Dazu habt ihr Verstand genug und ich thue euch wieder, was euch nicht lieb ist und was die helle Wahrheit mit sich bringt. Datum Lode, den Tag, den Gott gab, Anno 88. Toenisz Maidell."

In dieser Entgegnung Maidell's lebt ohne Zweifel ein ebenso lebendiger Patriotismus wie in der Chronik Russow's. Nur ist der Standpunkt Beider ein entgegengesetzter und es charakterisirt die Zeit, daß zwei Ehrenmänner in den wichtigsten politischen Fragen des Landes so weit aus einander gehen konnten. Darin eben liegt die Tragik jener bösen Tage, daß das Bewußtsein dessen, was recht und was unrecht sei, auch den Besten verloren gehen konnte. Russow hat dieses Schreiben, in dem er eine persönliche Bedrohung erblicken mußte, dem Rathe eingereicht. Weiteres erfahren wir jedoch über diese Angelegenheit nicht. Es ist sehr zu bedauern, daß von Maidell's Schreiben sich nur dies kleine

Bruchstück erhalten hat. Seine Absicht, eine Widerlegung der Russow'schen Chronik zu schreiben, hat er leider nicht ausgeführt. Dagegen könnte das mit seinen Randglossen versehene Exemplar der Chronik noch erhalten sein, und es wäre in hohem Grade lohnend, Nachforschungen nach demselben anzustellen.

Der Hauptvorwurf, den Maidell gegen Russow erhebt, daß dieser nämlich von parteiisch-städtischem Standpunkte geschrieben habe, ist zweifellos zutreffend. Russow konnte nicht anders, und ebenso sicher ist es, daß in seiner Chronik vieles sachlich Falsche sich findet. Ganz abgesehen von den älteren Partien, sind auch die von unserem Chronisten selbst erlebten Dinge vielfach schief oder auch geradezu falsch dargestellt. Er giebt uns nur den Wiederhall dessen, was seiner Zeit in Reval für wahr galt, nicht die objective Wahrheit. Nur darf man ihm keinen Vorwurf daraus machen. Er hatte die Mittel nicht, den inneren Zusammenhang der Dinge zu ergründen, sobald es sich um Thatsachen handelte, welche ihre Wurzel außerhalb des Weichbildes der Stadt hatten. Heute seine Urtheile zu wiederholen, wäre ungerecht und unhistorisch. Bietet uns schon die Renner'sche Chronik nach vielen Richtungen ein Correctiv seiner Anschauungen, das Bild ändert sich noch viel wesentlicher, sobald man an der Hand archivalischer Quellen die Zeit betrachtet. Von Riga aus gesehen, ist bereits der Gesammteindruck ein anderer; wie er von Mitau her sich abspiegelte, zeigt die Chronik Salomon Henning's, und anders wieder tritt er uns aus polnischen und russischen Quellen entgegen.

Aber gerade in seiner Einseitigkeit und durch dieselbe ist Russow groß. Die Geschichte des Unterganges livländischer Selbständigkeit vom Standpunkte des Predigers, der ein furchtbares Strafgericht Gottes sich erfüllen sah; des Revaler Bürgers, der in seiner Vaterstadt allein die Mauern fest stehen sah, da Alles rings zusammenbrach; vom Standpunkte des deutschen Patrioten, da überall fremdes Volk in der äußersten Grenzmauer deutscher Zunge sich einzudrängen begann — so ist seine Geschichte geschrieben. Und wer, der dies Buch gelesen hat, wollte leugnen, daß er es schrieb mit seinem Herzblute? Noch heute erwärmen wir uns an seinem Patriotismus, erheben wir uns an seinen Hoffnungen und fühlen wir seine Schmerzen mit. Jene Vorrede, in der er seine Chronik dem Rath der Stadt Bremen widmet, ist ein unerreichtes Muster, sowohl der Sprache wie dem Inhalte nach. Das erste geographische Capitel giebt ein Bild so plastisch, wie wir aus jenen Tagen es nicht wieder besitzen; die Beschreibung endlich des alten Livland, wie es vor dem großen Russenkriege in Freud' und Leid, an Sonn- und Werkeltagen sich erging, ist so farbenprächtig, als hätte ein niederländischer Meister uns seine beste Leinwand vorgeführt.

Vor Allem aber die Sprache. Es giebt kaum eine Schrift, in welcher das Niederdeutsche uns edler und reiner entgegentritt. Niemand hat wie er verstanden, mit der Sprache zu malen, für jeden Gedanken in gleichem Maße das treffendste Wort und die meist bezeichnende Wendung zu finden. So ist

Balthasar Russow einer der Klassiker niederdeutscher Zunge, und trotz der Schatten, die, wie jeder markanten Persönlichkeit, auch ihm eigen waren, wollen wir doch stolz sein, daß wir ihn den Unseren nennen können. Ueber den Ausgang Russow's läßt sich nur wenig sagen. Er ist im Laufe des Jahres 1600 — jedenfalls nach dem 15. April — oder zu Anfang des Jahres 1601 gestorben. Sein Name aber wird fortleben, so lange die Erinnerung an die alte deutsche Colonie an der Ostsee dauert.

# Zur Geſchichte des Briefes und der Poſtmarken.

Von **C. Grevé** in Moskau.

Viele der Wunder ſind, doch kein
Wundervolleres als der Menſch!
Denn auch über das graue Meer
Schwebt er, mitten in Südens Sturm,
Von ewig wechſelndem Aufruhr
Des Wogenſchwalls umbrauſt.
Die höchſte, ſegensgabenreiche,
Prangende Göttin, die Erde, zermalmet er,
Kreiſenden Pflugs ſie ſpaltend in jeglichem Frühling
Mit der Roſſe Zugkraft.
Liſtig umgarnend fängt er weg
Leicht hinflatternde Vögel, fängt
Walddurchſchweifender Thiere Schaar,
Fängt die ſchwimmende Brut der See
Durch netzgeſponnene Windung —
Der hochbegabte Menſch!
Er zähmte der ungebahnten Wildniß
Schwärmende Thiere mit Liſt, und den mähnigen
Nacken des Roſſes umjocht er und berggenährte,
Nimmermüde Stiere.
Des Geiſtes erhabenen Flug
Und Sprache gewann er, und ſchuf
Staatbauendes Herrſchergeſetz.
Er wehrt böſen Reif, mächtigen Froſtes Pfeil
Und Sturmregen ab, reich an Rath.
Es findet ohne Rath ihn nie
Der Morgen: blos vor dem Tod
Wird er keine Flucht erſpäh'n!
Doch Bann der ſchwerſten Seuchen fand ſeine Weisheit.
Den ſtaunenerregenden Blick
Verſenkend in jegliches Reich,
Neigt bald er dem Böſen ſich, bald
Dem Ziele guter That. — — —

Mit dieſen Worten preiſt Sophokles in ſeiner Antigone die Gewalt und Größe des menſchlichen Geiſtes und ſeine wunderbare Entwickelungsfähigkeit. Schon damals, faſt zwei und ein halbes Jahrtauſend zurück, konnte der große Tragöde behaupten, daß des Menſchen forſchender Blick in das Weſen aller Dinge eindringe, nur gegen den Tod könne er kein Mittel, kein Kraut — wie's im Sprichwort heißt — finden. Mit wie viel mehr Recht könnte es der berühmte große Sohn des kleinen Kolonos heute ausſprechen, wo das Jahrhundert des Dampfes und der Elektricität ſeine glänzenden Triumphe auf wiſſenſchaftlichem und techniſchem Gebiete feiert — wo jeder Tag, man kann wohl ſagen: jede Stunde, uns neue, tiefe Blicke in das Weſen der Natur und ihr ſtreng nach ewig giltigen Geſetzen geordnetes Walten eröffnet. Von Sophokles bis auf unſere Tage verfloſſen über 2350 Jahre — wie viel Jahrhunderte und Jahrtauſende mögen aber in's Meer der Ewigkeit hinabgeſtiegen ſein, ehe es der Menſch bis zu der geiſtigen Reife brachte, welche unſeren Dichter zu ſo vollen, begeiſterten Accorden, zu dem oben wiedergegebenen Preislied auf die Menſchheit anregte? Denn allmähliche, ſtufenweiſe Entwickelung aus unſcheinbaren, kleinen Anfängen zu großen Effecten, das iſt das für alle Dinge geltende Naturgeſetz. Wir entwürdigen den menſchlichen Geiſt durchaus nicht, wenn wir annehmen, daß es einſtmals Zeiten gegeben, in denen ſich der homo sapiens nicht gar ſo ſehr vom Thiere unterſchied, d. h. eben auch blos auf Erlangung der nöthigen Leibesnahrung ſein ganzes Können und Wiſſen richtete — Zeiten, in denen der darwiniſtiſche „Kampf um's Daſein" nicht mit Anſtand und Höflichkeit, wie heut zu Tage, ausgefochten wurde, ſondern mit der Fauſt und den — Zähnen! Ja, mit den Zähnen, denn die Gelehrten haben Beweiſe, daß unſere Altvordern Cannibalen geweſen, Ihresgleichen verſpeiſten und raffinirt die größeren Röhrenknochen der Herren Mitbrüder zu ſpalten wußten, um das Mark zu gewinnen, welches damals nicht zu Pomade verwendet, ſondern als höchſte Delicateſſe verſpeiſt wurde. Langſam nur rang ſich der Menſch empor zu würdigerem Menſchenthum.

Endlich, nach vielen Generationen, hatte er die Stufe erklommen, wo er ſich ſeiner Sitten nicht mehr zu ſchämen brauchte, wo ein gewiſſer Stolz ſich in ihm regte — hatte er doch Alles aus eigener Kraft erreicht. Es regte ſich auch das Bedürfniß, der Nachwelt den Ruhm ſeiner Thaten zu überliefern, den Enkeln zu erzählen von den Errungenſchaften ſeines Geiſtes: der Menſch begann ſich in bildlichen Darſtellungen zu verſuchen. So entſtanden an einzelnen geeigneten Orten erſt rohe, dann immer beſſer und gewandter ausgeführte Bildwerke, wie ſie uns an den Felswänden Indiens, Syriens und Egyptens und vielen anderen alten Culturſtätten des Erdballs als Zeugen längſt dahingegangener Geſchlechter erhalten ſind und wie ſie in den Gräbern und Tempeln der Egypter in großer Vollkommenheit das Auge des Alterthumsforſchers erfreuen und von dem öffentlichen und privaten Leben der uns durch Ebers' Werke ſo nahe gerückten Nilthalbewohner bis in's Genaueſte berichten. Dieſe Bilderſchrift

verwandelte ſich im Laufe der Jahrhunderte in eine Zeichenſchrift, indem aus den vollſtändig ausgeführten Bildern dieſen entſprechende, einfachere, leichter zu malende Zeichen entſtanden. Manche Völkerſchaften brachten es nicht weiter, als bis zu einer aus einzelnen Wort- oder Silbenzeichen beſtehenden Schrift, wodurch natürlich für den das Leſen und Schreiben Lernenden eine harte Gedächtnißarbeit geſchaffen war. Hierher gehören z. B. die Chineſen. Andere Völker aber erdachten eine Lautzeichen- oder Buchſtabenſchrift, welche das ſchriftliche Fixiren eines Gedankens bedeutend erleichterte. Die Erfindung ſolcher Buchſtaben wird nun gewöhnlich den Phöniciern zugeſchrieben. Beſtätigung durch die hiſtoriſche Forſchung findet dieſes in ſo fern, als die älteſten Proben wirklicher Buchſtabenſchrift ſich auf dem älteſten gemünzten Gelde, dem phöniciſchen, finden. War erſt die Schrift erfunden und die Möglichkeit gegeben, ſeine Gedanken in ſichtbaren, einfachen Zeichen feſtzuhalten, ſo mußte es ja den Menſchen auch bald einfallen, die ſo gleichſam greifbar gewordenen Worte, Wünſche und Meinungen an weit entfernte Freunde und Bekannte zu ſenden, eine ſchriftliche Unterhaltung mit ihnen anzuknüpfen und ſo den Brief in's Leben zu rufen.

Uns intereſſiren heute vor Allem die Phaſen, welche das äußere Gewand des Briefes durchzumachen hatte, ehe er in ſeiner jetzigen Geſtalt und Form erſchien. Ehe wir aber an unſere eigentliche Aufgabe gehen, ſei eine kurze Erklärung des Wortes „Brief" vorausgeſchickt. Brevis litera — ein kurzes Schriftſtück, iſt der lateiniſche Urſprung unſeres deutſchen Wortes, welches zu verſchiedenen Zeiten eine ſehr verſchiedene Bedeutung hatte. Im Mittelalter verſtand man unter Brief ſo viel wie Urkunde, Diplom, wofür ja ſchon die Ausdrücke „Freibrief, Geleitsbrief, verbrieftes Recht" und ähnliche Beweis genug ſind. Im 16. Jahrhundert, als aus Briefen, die auf eine größere Leſerſchaft und für die Oeffentlichkeit berechnet waren, die erſten Zeitungen entſtanden, nannte man dieſe letzteren Briefe.

Wohl die merkwürdigſte Art von Briefen, vielleicht gar die allerälteſte, haben wir in den Quipoos der alten Inkas, der Bewohner des Goldlandes Peru zur Zeit der ſpaniſchen Invaſion unter Pizarro. Sie beſaßen ganze Archive von Quipoos aus alter Zeit, von denen auf uns leider wenig gekommen iſt und zudem iſt es bis hierzu nicht gelungen, dieſe Art Schrift, wenn man ſie ſo nennen darf, zu entziffern. Es waren dies nämlich keine geſchriebenen, ſondern in Schnüre oder Riemen geknüpfte, geknotete Briefe. Dieſe Knotenſchrift — sit venia verbo — beſtand eben darin, daß man Knoten von verſchiedener Geſtalt und Größe und dem entſprechend verſchiedener Bedeutung in die Schnur knüpfte und dieſe dann als Schriftſtück aufbewahrte, zu den Acten legte, um modern zu reden, oder als Brief dem Adreſſaten überſandte. Die Eingeborenen Guayanas ſollen ſich noch jetzt einer ähnlichen Knotenſchrift bedienen, die aber vollſtändiger iſt als die altperuaniſche, indem die Gedanken nicht nur durch verſchiedene Knoten und Schlingen ausgedrückt werden können, ſondern es ſind hier noch bunte Fäden hinzugekommen, welche die Ausdrucksfähigkeit erhöhen. Als eine Art Briefe

können füglich auch die Abbildungen angeſehen werden, welche die aztekiſchen Regierungscommiſſare von den unter Cortez gelandeten Spaniern anfertigten, um ſie dem Könige Montecupoma gleichſam als Rapport nach der Hauptſtadt zu überſenden.

Briefe im engeren Sinne finden wir zuerſt bei den Pharaonen, den Königen des alten Wunderlandes Egypten. Das Leben dieſer Beherrſcher eines an zahlloſe Ceremonien in Cultus und Staatsweſen gewöhnten Volkes war ſtreng geregelt und jede Tagesſtunde durch die Etiquette einer beſtimmten Beſchäftigung gewidmet. So mußten z. B. die Könige jeden Morgen die eingelaufene Correſpondenz perſönlich leſen. Dieſe auf Papyrus geſchriebenen und zuſammengerollten Briefe werden wohl meiſt geſchäftlicher Art geweſen ſein, etwa Rapporte von höheren Militairs oder Staatsbeamten, wenn auch im Uebrigen kein Grund vorliegt anzunehmen, daß nicht auch viele Schreiben privater Natur geweſen ſein mögen. Dieſe Nachrichten verdanken wir dem berühmten Hiſtoriker Diodor aus Sicilien, der ein Zeitgenoſſe des Julius Cäſar war. Ein anderer Gelehrter derſelben Epoche, Dionys aus Halikarnaſſus in Karien, nimmt als den älteſten Brief den an, welchen der indiſche König Staberobates an die bekannte heldenhafte Beherrſcherin Aſſyriens, an Semiramis, richtete. Welchen Charakters dieſe Correſpondenz geweſen, ob ſie ein politiſches Ultimatum in irgend einer mittelaſiatiſchen Frage oder ein billet doux enthielt, wiſſen wir leider nicht.

Es iſt ein trauriger Erfahrungsſatz, daß auch die wohlthätigſte und nützlichſte Erfindung, ſei ſie welcher Art ſie wolle, doch gemißbraucht werden kann und gemißbraucht wird zum Schaden Einzelner oder auch ganzer Gemeinſchaften. So erging es auch mit dem Briefe von Anfang an. Schon Homer, deſſen herrliche Gedichte uns zurückführen in die ſagenhafte Heroenzeit des Hellenenvolkes, erwähnt eines Briefes, welchen der eiferſüchtige Prötos, König von Argos, ſeinem Gaſte, dem Götterſohne Bellerophon, an Hoobates, den Beherrſcher Lykiens, mitgab und der den Zweck hatte, Letzteren zur Vernichtung des Ueberbringers anzureizen, weil er, ähnlich wie Joſeph bei Potiphar, ohne es zu beabſichtigen, die Liebe im Herzen der Königin Sthenoboia, der Gemahlin des Prötos, entzündet hatte. Brunhilde, die 80jährige, durch ihre Grauſamkeit und Ränkeſucht, aber auch durch ihre Staatsklugheit berühmt gewordene Königin der auſtraſiſchen Franken, ſandte mit einem fränkiſchen Großen einen Brief, der ebenfalls dem Boten Verderben bringen ſollte. Er wurde aber, da er auf Papyrus geſchrieben war, ſofort nach Empfang zerriſſen, um Verrath zu verhüten, doch ein Knecht des Major domus, Warnacher, ſammelte die Stücke, klebte ſie auf ſein Wachstäfelchen und machte ſo den Brief wieder lesbar, wodurch denn auch die ganze Intrigue an den Tag kam. Ja, ſelbſt von dem frommen und gottesfürchtigen Könige David berichtet uns die Schrift Aehnliches. Dieſer Vorgang gab denn auch den Namen für alle derartige, heimtückiſche Zwecke verfolgende Briefe her, welche als ſog. „Uriasbriefe“ bezeichnet zu werden pflegen.

Auch ein anderer Mißbrauch, die Verletzung des Briefgeheimniſſes, welche

ein natürliches Recht und so alt als das Briefschreiben ist, findet sich schon in den ältesten Zeiten. Durch das Verschließen eines Briefes thut der Absender eben seinen Willen kund, daß er den Inhalt des Schreibens nicht dem ersten besten Auge zur Einsichtnahme darbieten wolle. Ein unbefugtes Erbrechen eines Briefverschlusses ist daher stets als ein arges Vergehen betrachtet worden. — Durch Lucian erfahren wir sehr umständlich von häufigen Verletzungen des Briefgeheimnisses. Ebenso hören die Klagen über diesen Punkt im Mittelalter nicht auf. Luther sah sich 1528 zu einem sehr energischen Protest genöthigt in seiner Schrift: „Von heimlichen und gestohlenen Briefen, sampt einem Psalm, ausgeleget widder Hertzog Georgen zu Sachsen", weil seine Briefe an Leipziger Bürger erbrochen wurden. Selbst Briefe fürstlicher Personen verfielen diesem Rechtsbruche. Der Landgraf Philipp von Hessen ließ 1593 einen Brief an den Herzog von Braunschweig erbrechen und der Schwedenkönig Gustav Adolph klagte in seiner Kriegserklärung 1630 den römischen Kaiser deutscher Nation der Erbrechung eines Briefes an den Fürsten von Siebenbürgen an. Ludwig der Vierzehnte und der Cardinal Richelieu betrieben die Verletzung des Briefgeheimnisses systematisch. Bekannt ist ja das Cabinet noir des damaligen Pariser Postamts, wo so mancher Brief zum Zwecke späterer Denunciation geöffnet wurde. Dieses geschah so gewandt und künstlich, daß der Empfänger keine Spur einer Verletzung nachweisen konnte, und es kostete das „königliche Plaisir", wie Richelieu es nannte, dem Staate jährlich 300,000 Livres. In Deutschland haben ihrer Zeit das schwarze Cabinet des Grafen Brühl in Dresden und die Erbrechung von gegen 2000 Briefen täglich in Berlin durch Napoleon's General-Intendanten Bignon im Jahre 1806 viel Unheil angerichtet. Auch England blieb von diesem Verbrechen nicht frei, klagte doch Swift häufig darüber.

Doch zurück zu unserem Thema. Aus den letzten Jahrhunderten vor und den ersten nach Christi Geburt, ebenso aus dem Mittelalter sind uns in ziemlicher Menge Briefe in Abschriften und auch in Originalen erhalten. Roms Weltherrschaft begünstigte die Verbreitung des Lateinischen und diese Sprache finden wir denn auch bis tief in's Mittelalter hinein als Sprache der Gebildeten im mündlichen, noch mehr aber im schriftlichen Verkehr. Der älteste, wenigstens zum größten Theil deutsch abgefaßte Brief stammt aus dem 11. Jahrhundert aus der Feder des Mönches Ruodgert von St. Gallen. In dem eben erwähnten Säculum erschienen auch die ersten sogenannten Briefsteller, d. h. Anweisungen für die formelle Abfassung eines Briefes. Die von solchen Leitfäden gegebenen Regeln tragen natürlich den Stempel ihrer Zeit und erinnern oft sehr an die Regeln Cicero's und seiner Nachahmer. Solche aus dem Mittelalter legen sehr viel Gewicht auf allerlei schwülstige, höfische Phrasen und verschnörkelte Titulaturen und zerlegen den Brief in eine große Anzahl von Hauptbestandtheilen. So zählt der Diakon von Monte Cassino, Alberich, in seiner ars dictandi deren fünf auf, nämlich salutatio, den Gruß; captatio benevolentiae, die Bewerbung um das Wohlwollen des Empfängers; narratio, die Erzählung; petitio, das

Geſuch und conclusio, den Schluß. Im 17. Jahrhundert, in der Blüthe der Zopfzeit, verſtieg man ſich ſogar bis zu zwölf Generaltheilen des Briefes. — Einige der älteren Briefſteller, die merkwürdigſten, geſtatten Sie mir anzuführen, um Ihnen durch die abſonderlichen Titel wenigſtens eine Idee vom Charakter des damaligen Briefſtyls zu geben. Da verdanken wir z. B. dem 16. Jahrhundert Fabri's „gülden Epiſtelbüchlein, dergleichen nit geſehen worden“ (Köln 1565) und desſelben Verfaſſers „Neu vollkommen Canzlei- und Titelbuch rhetoriſcher jetziger canzleiſcher Zierlichkeit“. 1679 erſchien Franz' „Neuaufgerichtete Liebeskammer, darin allerhand höfliche verliebte Sendſchreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andere Perſonen abgefaßt und beantwortet ſind“. Gegen Ende desſelben Jahrhunderts gab Schrödter ſein „ſonderbares Briefſchränklein“ heraus. Aehnliche Briefſteller, beſonders Junker's einſt ſehr beliebter „wohlinformierter Briefſchreiber“, dienten noch zur Zeit Gottſched's und Gellert's bei dem briefſchreibenden Publicum als maßgebend und erſt die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihrem raſch pulſirenden Leben, ihrem ungeduldigen, allem Weitſchweifigen abholden Weſen hat das Verdienſt, dieſes ſchnörkelhafte Zopfthum bei Seite geſchoben und durch knappere, gewandtere Formen erſetzt zu haben.

Nachdem wir ſomit geſehen, daß die Sitte des Briefſchreibens eine uralte iſt und ſo weit zurückreicht, wie die Erfindung, die Gedanken durch irgend eine Art ſichtbarer Zeichen feſtzuhalten und aufzubewahren für ſpätere Generationen, wenden wir uns den Schreibmaterialien zu, die beim Briefe Verwendung fanden, um deren allmähliche Vervollkommnung zu verfolgen.

Es wurde ſchon eingangs erwähnt, daß die von Natur glatten oder auch künſtlich geglätteten Felſen mancher Gegenden zur Aufnahme von Inſchriften dienen mußten. Für den erſten Anfang genügte dieſes wohl, aber bald diente die Schrift nicht mehr blos monumentalen Zwecken und es mußte wünſchenswerth erſcheinen, transportables Material zum Schreiben zu beſitzen. Man griff zu beſonders hergerichteten Steinen und Fellen, wie uns dies die alte Königsbibliothek der Aſſyrer zeigt, von welcher zahlreiche Reſte gefunden worden ſind. Die Schriftſtücke ſind meiſt juriſtiſchen, politiſch-ökonomiſchen oder commerziellen Inhalts, doch befinden ſich unter denſelben auch briefartige Bitt- und Klageſchriften, beſonders aus der Regierungszeit des Königs Aſſur-bani-habal, des Sardanapal der Bibel. Zu den Schriftſtücken auf Fellen müſſen wir jedenfalls auch den Brief des Hiſtiäus von Milet an ſeinen Neffen Ariſtryones zählen, welcher, wie bekannt, um das Briefgeheimniß zu ſichern, auf die Kopfhaut eines vorher geſchorenen Sclaven geätzt war. Leder als Schreibmaterial findet ſich auch noch ſpäter, als ſchon Papyrus und Pergament allgemein verbreitet waren. So berichtet uns Strabo von einer Geſandtſchaft der Inder, welche dem Kaiſer Auguſtus einen auf Leder geſchriebenen Brief überreichte, und der Abt Johannes von Gorge wurde vom König Childerich an den Khalifen Abd-ur-rahman im Jahre 954 geſandt, um letzterem ein Schreiben zu übermitteln, das mit ſchöner

Schrift auf ein ganzes Lammsfell gemalt war. Als Curioſum mag erwähnt werden, daß Petrarcha, wie es heißt, ſeine glühenden Sonette an Laura auf ſein ledernes Wamms ſchrieb.

Dem Stein und Leder wurde bald von zarterem Material Concurrenz gemacht. So vertrauten die alten Chineſen ihre Geiſteserzeugniſſe trockenen Baumblättern von größerer Dimenſion an und auch jetzt noch, im 19. Jahrhundert, welches ſelbſt dem wilden Maori Neuſeelands europäiſche Cultur gebracht, expediren engliſche Poſtbeamte in der oſtindiſchen Landſchaft Oriſſa Briefe, welche mit einer ſcharfen Metallnadel auf Palmblätter geritzt ſind und mit Palmbaſt umbunden werden. Die Verarbeitung von Pflanzenfaſern zu einem feſteren, haltbareren Material zu Schreibzwecken erdachten die Egypter, indem ſie die Stengel der Papyrusſtaude in Waſſer weichen ließen, bis Gährung eintrat, um ſie dann kreuzweiſe über einander gelegt zu preſſen. Merkwürdiger Weiſe iſt dieſe Pflanze in Unter-Egypten, wo ſie maſſenhaft gezogen wurde, nicht mehr zu finden. Sie hat ſich in ihre eigentliche Heimath, die ſüdlicheren, oft ſumpfartig flachen linken Nebenflüſſe des Nil, zurückgezogen, z. B. an den Gazellenfluß, während man in Sicilien, wo ſie zur Zeit der Sarazenenherrſchaft angebaut wurde, ſie noch jetzt verwildert antrifft.

Die Römer und Griechen bedienten ſich einer Art von Notizbüchelchen, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, um ihren Freunden Nachrichten zukommen zu laſſen. Zwei hölzerne oder auch elfenbeinerne Täfelchen waren buchdeckelartig mit einander verbunden und auf der Innenſeite mit einer Lage Wachs überzogen, in welches die Schriftzüge vermittelſt eines harten Griffels eingegraben wurden. Der Empfänger konnte das Wachs mit dem einen ſpatelförmigen Ende des Griffels wieder glätten und ſofort die Antwort hineinſchreiben, wie wir aus mancher Bemerkung in Cicero's Briefen erſehen. Man nannte dieſe Tafeln pugillares, tabellae duplices, hatten ſie drei Brettlein — triplices — oder auf Griechiſch *διπτυχα*. Selbſt zu Briefen zarter Natur, zu denen unſere Zeit roſa Papier verwendet, benutzte man dieſe Wachstäfelchen, und Properz beweint in einer ſeiner Elegien den Verluſt ſeiner tabellae, die ihm beſonders lieb und theuer geworden, da ſie lange Zeit zwiſchen ihm und ſeiner Geliebten hin- und hergewandert. Schrecklich iſt ihm der Gedanke, daß ein Geizhals ſie gefunden haben möge und nun proſaiſche Rechnungen darauf ſchreibe. Dieſe Tafeln waren oft von kunſtvoller, feiner Arbeit und theurem Material, wie z. B. die *διπτυχα* der Conſuln, welche ſie bei ihrem Amtsantritt vertheilen ließen. 1854 fand man in Siebenbürgen, bei Vöröſpatak, in einem alten verſchütteten Römerſchacht eine Menge ſolcher, noch ſehr gut erhaltener Wachstafeln mit Briefen und Geſchäftsnotizen.

Eine Art geheimen Feldpoſtbrief finden wir bei den Spartanern. Ihre Ober-Controlbeamten, die Ephoren, bedienten ſich nämlich der Skytalen oder Stabbriefe, um einander Nachrichten zukommen zu laſſen, die nicht für Jedermanns Kenntnißnahme beſtimmt waren. Ein ſchmaler weißer Riemen wurde um

einen Stab gewickelt und dann der Länge nach darauf geſchrieben. Entziffern konnte ſolch einen Brief natürlich nur eine Perſon, die ihn auf einen Stab von genau denſelben Dimenſionen, wie ſie der des Schreibers hatte, wickeln konnte.

Zur Zeit der Imperatoren, wo ja in Rom, dem damaligen Centrum der civiliſirten Welt, Alles zu haben war, was die reichen außeritaliſchen Provinzen und Nachbarländer erzeugten, Alles, was nur Kunſt und Gewerbe leiſteten — kam die charta niliaca, prachtvolles egyptiſches Papyruspapier, in Aufnahme, wie Horaz und Martial uns berichten. Doch muß man nicht glauben, daß die wächſernen Täfelchen ſofort verſchwanden. Im Gegentheil, ſie blieben noch ſehr lange in Gebrauch, wie wir uns aus manchem Briefe überzeugen können. Ja, ſogar im 5. Jahrhundert nach Chriſtus ſchreibt der heil. Auguſtin einem Freunde: „Die elfenbeinernen Täfelchen, die ich noch beſaß, habe ich mit einem Briefe an Deinen Onkel geſandt. Du wirſt dieſes Stück Pergament um ſo eher entſchuldigen, weil ich es nicht aufſchieben konnte, ihm zu ſchreiben und es doch auch für ſehr unpaſſend hielt, Dich ohne Nachricht zu laſſen. Aber die Tafeln — wenn nämlich von mir welche noch in Deinen Händen ſein ſollten — ſende mir umgehend, denn ich brauche ſie nothwendig.“ Offenbar war alſo das Pergament noch nicht faſhionable. Ja, noch 1168 ſchreibt der Abt Wilibald an Papſt Eugen, er ſende ihm die Abſchrift eines Briefes vom Abt in Fulda auf Pergament, weil das auf Wachstafeln eingeritzte Original den weiten Transport nicht überdauern dürfte. Ferner ſpricht auch der Umſtand für noch ziemlich allgemeine Benutzung dieſer Tafeln, daß Heinrich von Valdecke im ſelben 12. Jahrhundert ſeine Lavinia an Aeneas ſchreiben läßt und den Vorgang ſo beſchreibt:

Ir tavelen sie nam
und einen griffel von golde,
daran sie scrîben wolde.
Mit angsten plônete sie daz waz
und solde scrîben Enêas,
dô ir ir mûder ûrlaub gab.

Die Erfindung des Pergaments, oder vielmehr die Wiederaufnahme dieſes altaſiatiſchen Materials, ſchreibt man dem Könige Eumenes von Pergamum zu, der im Jahre 180 eine Bibliothek anlegen wollte, aber, da die Ptolomäer die Ausfuhr des Papyrus verboten hatten, ſeine Bücher auf beſonders präparirtem Leder ſchreiben laſſen mußte. Das robuſte, derbe Mittelalter erzeugte dieſes dauerhafte Material in ſehr vielen verſchiedenen Sorten. Man wußte den thieriſchen Stoff ſchließlich ſo geſchickt zu behandeln, daß der weißen, cartonähnlichen Maſſe Niemand ihre lederne Herkunft anſehen konnte. Dieſem Pergament haben wir die Erhaltung ſo mancher wichtigen und intereſſanten Handſchrift zu verdanken. Das leicht zerſtörbare Papier hätte wohl ſchwerlich die wechſelvollen Schickſale des Mittelalters überdauert. Papier wurde erſt aus Baumwolle, ſpäter aus Leinenlumpen hergeſtellt und zwar kannte man ſeine Bereitung in Samarkand ſchon im 8. Jahrhundert n. Ch., während wir Europäer erſt im 14. Jahrhundert mit ihm bekannt wurden. Unſere neuerungsſüchtige, erfindungs-

kranke Zeit hat das Holzmaſſepapier auf den Markt geworfen, welches billiger, aber in vieler Beziehung ſchlechter als Leinenpapier iſt. Einzelne Beiſpiele der Benutzung von Wollenpapier haben wir freilich ſchon aus früherer Zeit. Der Kaiſer Conſtantin IX. ſchrieb dem ſchon einmal genannten Khalifen Abd-ur-rahman auf blaugefärbtem Baumwollenpapier mit Goldſchrift, doch hat dieſes Material nie dauernde Ausbreitung diesſeits der Wolga gefunden.

Die Japaneſen, welche jetzt in jeder Beziehung Europa nacheifern, beſaßen vor noch nicht ſo langer Zeit ein recht gutes Papier aus den Blättern der brussonetia papyrifera, einer Maulbeerart. Das theuerſte Material fand ſeiner Zeit in Perſien Verwendung — man ſchrieb auf Seide. So war das hiſtoriſche Gedicht „Schahnameh“, das Königsbuch, welches die Geſchichte Perſiens von Erſchaffung der Welt bis zum Untergange der Saſſaniden behandelt, prachtvoll mit Miniaturen verziert auf Seide niedergeſchrieben. Werke eines ſo erhabenen Geiſtes, wie des Abul Kaſim Mançur Firduſi, „des Paradieſiſchen“, wie ihn ſeine Landsleute nennen, waren freilich einer ſolchen Auszeichnung auch werth.

Wie wir aus den altteſtamentlichen Schriften erſehen können, bediente man ſich zur Uebertragung der Schriftzeichen auf das zur Aufnahme derſelben beſtimmte Material hölzerner, elfenbeinerner oder auch metallener Griffel. Erſt viel ſpäter tauchten die calami, Schilfkiele, auf, deren Führung eine lange Uebung erforderlich machte und ſchließlich doch nur zur Erzeugung dicker, plumper Buchſtaben befähigte. Die ſchreibluſtigen Mönche erſt verfielen auf den Gedanken, von der Gans nicht blos den Braten und die Daunen, ſondern auch die Schwungfederkiele zu benützen. Nur die erſten fünf Federn jedes Flügels der Gans waren zu dieſem Zwecke tauglich und mußten im Mai oder Juni, während der Mauſer, gerupft werden. Die beſten aber ſollten die von ſelbſt ausgefallenen ſein. Getaucht wurden die calami wie die Gänſefedern in Leimwaſſer mit Ruß, Maulbeerſaft oder die ſchwärzliche Flüſſigkeit, welche man dem Farbebeutel des Tintenfiſches, der Sepia, einer Octopus-Polypenart, entnahm. Zu Chriſti Zeit und bis in's Mittelalter kannte man eine ſchöne, feſthaftende, nicht leicht bleichende Tinte, die aus Galläpfeln und Vitriol als Hauptbeſtandtheilen bereitet wurde. Freilich war ſolche Tinte ein theurer, ſehr ſeltener, dabei viel begehrter Artikel, das ſehen wir aus einem Briefe an Wernher von Tegernſee (1180), in welchem derſelbe um Ueberſendung der ſchönen, im Wohnorte des Briefſchreibers unerſchwinglich theuren Tinte gebeten wird. Die Tinte, wie wir ſie kennen, zumal die Copirtinte, iſt erſt eine Errungenſchaft jüngeren Datums.

Um 1514 erwähnt Neudörfer der Aeltere metallener, in Nürnberg hergeſtellter Schreibfedern — aber wir erfahren ſpäter Nichts mehr von ihnen: ſie kamen in Vergeſſenheit, weil ſie wohl nicht zweckentſprechend conſtruirt waren. Erſt 1820 verbreiteten ſich die jetzt allgemein bekannten und benutzten Stahlfedern, welche den quiekenden, jedem nervöſen Menſchen Grauen einflößenden Gänſekiel, der noch dazu ſehr oft und ſehr künſtlich beſchnitten werden mußte,

ſollte das Schreiben nicht zu einer Art Spritzmalerei werden — verdrängten und ſich bald zu hoher Vollkommenheit emporſchwangen.

Verſchieden wie das Schreibmaterial waren auch die Mittel zum Verſchließen der Briefe. In Egypten hat man gerollte und gefaltete Briefe gefunden, durch welche ſchmale Streifen Pergaments gezogen und dann an den Enden geſiegelt waren, ſo daß die Briefe nur nach Zerreißung dieſes Bandes geleſen werden konnten. Aehnlich verſchloſſen, nur von Hanffäden ſtatt des Pergaments durchzogen, waren die älteren päpſtlichen Bullen und Breven. Die Pharaonen wie auch die römiſchen Kaiſer bedienten ſich zum Siegeln des Bienenwachſes, welches leicht den Abdruck ihrer meiſt prachtvoll gearbeiteten Siegelringe empfing. An wichtigeren Urkunden wurden Siegel aus Blei, Silber oder Gold angebracht und dieſe zum Schutz vor äußeren ſchädlichen Einflüſſen in Kapſeln gehüllt, welche oft ebenfalls aus koſtbarem Material gefertigt waren. Von dieſen Kapſeln, den Bullen — italieniſch bolla, die Kugel — erhielten ja auch bekanntlich die päpſtlichen Erlaſſe ihre Benennung. Aus dem altfranzöſiſchen bulete, dann buletin entſtand unſer modernes Billet.

Im 15. Jahrhundert fand der echte Siegellack von China aus in Europa Eingang. Das älteſte nachweisbare Siegel dieſer Art befand ſich an einem Briefe, welchen der Rheingraf Th. F. Daun, ein Ahne des berühmten öſterreichiſchen Feldherrn, am 3. Auguſt 1554 aus London erhielt. Mit der Zeit lernte man den Siegellack in den verſchiedenſten Qualitäten und Farben herſtellen, aber zugleich begann man ſich auch ſchon nach einem einfacheren Verſchlußmittel für Briefe umzuſehen, das weniger zeitraubende Manipulationen bei ſeiner Anwendung erforderte und fand ein ſolches 1624 in den Oblaten, welche anfangs nur in Speier angefertigt wurden. Als nun 1820 von England aus die von Brewer erfundenen Couverts in Aufnahme kamen, verſuchte man das Verſchlußmittel an dieſen ſelbſt anzubringen, indem man den Rand der Innenſeite des Deckblattes mit Gummi beſtrich, was das unäſthetiſche, aber doch praktiſche „Zulecken“ der Briefe im Gefolge hatte.

Es bleibt uns nur noch übrig, von dem letzten nothwendigen Beſtandtheile eines modernen Briefes — von den Poſtmarken zu reden. In früheren Zeiten, wo das Leſen und Schreiben nicht Gemeingut, ſondern eine ſeltenere Fertigkeit der gebildeten Klaſſen war, die Correſpondenz daher noch nicht die gewaltigen Dimenſionen angenommen hatte, welche ſie heut zu Tage aufweiſt, fühlte man erklärlicher Weiſe nicht das Bedürfniß, den Modus der Bezahlung für die Beförderung der Briefe zu vereinfachen. Aber doch zeigte ſich ſchon frühzeitig das Beſtreben, dem correſpondirenden Publicum die Sache bequemer, dem Staate aber die Einnahme für die Expedition der Briefe ſicherer zu geſtalten. Am 8. Auguſt 1653 ſetzte es der Maître de requêtes in Paris, Mr. Velayer, durch, daß wenigſtens für die Stadtpoſt Francozwang eingeführt wurde. Seine Freimarken, oder richtiger geſagt: Portoquittungen, beſtanden in ſchmalen Papierſtreifen mit der Aufſchrift: «port payé» und dem Datum. Sie koſteten einen

Sol oder Sou. Ebenſo iſt Velayer der Erfinder der Briefkaſten. Seine boëttes wurden täglich dreimal: um 6 Uhr früh, 11 Uhr Vormittags und 3 Uhr Nachmittags geleert. Leider aber gewann ſeine Neuerung keinen feſten Beſtand: die Regierung ſah ſich veranlaßt, dieſelben ſehr bald wieder aufzuheben.

Der Erfinder der eigentlichen Frei- oder Poſtmarken ſoll der großbritanniſche General-Poſtmeiſter Rowland Hill geweſen ſein. Jedenfalls ſteht ſo viel feſt, daß im Jahre 1835 ein das Poſtporto betreffender Bericht im Parlament erſtattet wurde, aber erſt nach Verlauf von fünf Jahren (1840) kamen die erſten Marken in Gebrauch. Wir können alſo die engliſchen ſchwarzen 1-Penny- und blauen 2-Pence-Marken mit vollem Recht als die Ureltern aller Poſtmarken bezeichnen, denn wenn auch 1819 in Sardinien geſtempelte Quartbogen mit den Waſſerzeichen und dem Stempel „General-Direction der königl. Poſten“ von der Regierung ausgegeben wurden und bis 1836 in Umlauf blieben, ſo kann man dieſelben doch nicht Freimarken nennen.

Die beiden ſchon erwähnten britiſchen Marken waren von ziemlicher Größe, glichen eher Couvertſtempeln und trugen die ſogenannte Mulready'ſche Illuſtration, die Verherrlichung des britiſchen Weltverkehrs darſtellend. Bald wurde dieſes Bild durch kleinere Marken mit der Büſte der Königin Victoria erſetzt und der Name „Königinnen-Köpfe“ blieb ihnen darnach bis zum heutigen Tage. Das Beiſpiel des Inſelreichs fand erſt nach mehreren Jahren Nachahmung auf dem Continent. 1843 ging dieſem Braſilien voraus, es folgte 1844 der Genfer Canton. Im Jahre 1845 decretirte der finnländiſche Senat die Einführung von Poſtmarken; das nächſte Jahr kamen ſie in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in Gebrauch, darauf (1848) wurden die erſten 10-Kopeken-Marken von den ruſſiſchen Poſten ausgegeben; 1849 ſchloſſen ſich Bayern, Belgien, Frankreich, endlich 1850 Preußen und Oeſterreich an. Ueberall aber verhielt ſich das Publicum die erſte Zeit gleichgiltig gegen die ſo praktiſche Neuerung und die Meiſten machten ſich noch immer die Mühe, ſo oft ein Brief aufzugeben war, zur Bezahlung des Portos auf die Poſtämter ſich zu verfügen.

Vor vielleicht 12 Jahren ließen die Poſtverwaltungen Couverts anfertigen, auf denen ſich die Marken in Form eines Stempels befanden. Dieſe Idee hatte ein Engländer, Mr. Knight, ſchon in den zwanziger Jahren publicirt, hatte aber nicht durchdringen können — jetzt courſiren ſolche Enveloppes überall. Eine Einrichtung von ſehr weitgehender Bedeutung traf der jetzige deutſche Reichspoſt-Director Stephan vor ungefähr 10 Jahren, indem er die Correſpondenzkarte in's Leben rief. Nicht nur hat dieſelbe vereinfachend auf den Verkehr per Brief gewirkt — ſie hat auch den Briefſtyl und die Schreibweiſe ſtark verändert, indem ſie zur Fortlaſſung unnützen Floskelkrams und phraſenhafter Höflichkeitsformeln zwang und eine telegrammartige Knappheit und Kürze in Aufnahme brachte. Den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erreichte aber das Briefweſen durch Stephan's genialſte und bedeutendſte Schöpfung, den Weltpoſtverein. Die Umſtändlichkeit, welche durch die verſchiedenen Portoſätze bedingt wurde, kam in

Wegfall und die Bequemlichkeit und Leichtigkeit der Correſpondenzaufgabe zog bald den ganzen Erdkreis in das Bereich höherer Cultur und ihres wohlthätigen Einfluſſes.

Nicht ſo alt als die Poſtmarken iſt die Liebhaberei, dieſelben zu ſammeln. Vor vielleicht 20 Jahren mögen die erſten Philateliſten aufgetaucht ſein. Dieſes fürchterliche Wort: „Philatelie“ iſt eine Erfindung der profeſſionellen oder, wie ſie ſich ſelbſt zu nennen belieben: „wiſſenſchaftlichen“ Sammler. Seine Bedeutung klar hinzuſtellen, wenn man auf das Stammwort zurückgeht, iſt nicht gerade leicht. Das dem Sinne nach nächſtſtehende Wort der Griechen: ἀτέλεια bedeutet „Unvollkommenheit, Freiheit von Abgaben“. Philateliſten ſind alſo offenbar Freunde der Abgabenfreiheit. Die Marken befreien uns aber nicht von den Abgaben für die Expedition der Briefe, ſondern erleichtern blos die Entrichtung derſelben. Rapid wuchs dieſe Liebhaberei zu einer allgemein verbreiteten Leidenſchaft: Schüler, Privatleute, Militairs, Beamte — Alles ſammelt, je nachdem mit mehr oder weniger Sinn und Verſtand, Manche nur um zu ſammeln, dermal allerlei Sammlungen auch im Geiſte unſerer Zeit liegen*). Sogar ein ſpecieller Handelszweig iſt aus der Philatelie erwachſen, mit beſonderen Centren und Börſen. Zuerſt exiſtirte eine ſolche in Paris, im Hôtel Drouot; ſpäter verlegte man ſie in die Tuileries, dann nach dem Palais de Luxembourg, bis ſie dann endlich in der Avenue Marigny ihren bleibenden Sitz nahm. In Deutſchland ſind Berlin, Leipzig und Frankfurt am Main als Vororte des Markenſports anzuſehen. Beſondere Marken-Albums ſind im Handel zu haben, von den einfachſten Ausgaben bis zu wahren Prachtwerken, die das Anordnen und die Controle über die Vollſtändigkeit einer Sammlung erleichtern. In früheren Zeiten, wo noch Niemand daran dachte, ſeine freien Stunden mit derartigen Dingen hinzubringen, wurden die Marken nach Empfang eines Briefes mit dem Couvert vernichtet, daher ſind auch alle älteren Freimarken fortan ſelten geworden und ſtehen ſehr hoch im Preiſe, einige ſind ſogar nur für Cröſuſſe erſchwinglich. So werden jetzt franzöſiſche 1-Franc-Marken von 1849 (orangegelb) mit 75—100 Rbl. notirt. Hawai, die älteſte Form, iſt unter 400—500 Rbl. nicht zu bekommen. Denſelben Preis fordern die Markenhändler für Réunions à 15 und 30 Cs. Das Non plus ultra aber, mit einem Werth von 600 Rbl., ohne Unterſchied ob gut erhalten oder defect, iſt Mauritius 1850, roth und blau. Solche Raritäten dürfen ſich natürlich nur Millionäre erlauben, wie der Herr Baron Arthur Rothſchild in Paris, deſſen Sammlung jedem Einzelnen, der ſich als Jünger der Philatelie erweiſt, bereitwilligſt gezeigt wird. Sie ſoll einen Werth von 200,000 Rbl. repräſentiren und auch die vollſtändigſte ſein nächſt der des deutſchen Reichspoſt-Muſeums zu Berlin, auch einer Schöpfung des nimmer ruhenden Poſtorganiſators Stephan.

*) So hat Schreiber dieſes z. B. auch ſchon eine Sammlung verſchiedener Knöpfe zu ſehen Gelegenheit gehabt.

Zum Schluſſe ſeien einige ſtatiſtiſche Bemerkungen geſtattet. Die Menge der in jedem Lande jährlich expedirten Briefe kann recht wohl als Gradmeſſer für den Cultur- und Civiliſationszuſtand der betreffenden Nation dienen, da man von der Größe des brieflichen Verkehrs mit ziemlicher Sicherheit auf die größere oder geringere Verbreitung der Leſe- und Schriftkenntniß ſchließen kann. Obenan ſteht England mit 35,5 Briefen pro Kopf im Jahre; dann folgen in abſteigendem Verhältniß die Schweiz mit 22, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 19, Deutſchland mit 16,8, Niederlande mit 15, Frankreich mit 13,1, Belgien mit 13, Dänemark mit 11, Oeſterreich mit 9,5, Italien und Schweden mit je 6,5, Spanien und Ungarn mit je 4,8, Griechenland mit 1,8, Rußland mit 1,2 und ſchließlich die Türkei mit 0,3 Briefen pro Kopf im Jahre. Berechnen wir die Zahl der Briefe, welche jeder einzelne Europäer, deren wir ungefähr 312 Millionen zählen, im Laufe eines Jahres ſchreibt, ſo erhalten wir 10 bis 12. Natürlich geſtaltet ſich in Wirklichkeit die Sache anders, da es Märtyrer giebt, die täglich ſchon weit mehr als 10 Briefe zu ſchreiben haben, während andere Glückliche vielleicht blos eine Neujahrs- oder Geburtstags-Gratulation abzufaſſen brauchen. Die Zahl der im Weltpoſtverkehr aufgegebenen Poſtkarten allein beträgt an 5727 Millionen.

# Gedichte.

## Gerda.

Von **A. S. C. Wallis.**

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Niederländiſchen von **A. Brandt** in Haarlem.

Noch hatte nicht die Schuld mit ſcheuem Tritt
Walhallas heil'ge Schwelle überſchritten,
Noch hatte ſie das Daſein nicht erhalten,
Das Kind von Schmerz und Angſt: die bleiche Hela,
Die Todesgöttin; und kein Schattenreich
Sprach noch von Sterben und von Untergang.
Wohl droht' in düſter'n Sagen Ragnarok,
Der Schreckenstag: Verwüſtung; — doch er drohte,
Wie's Wölkchen dräut, wenn blaue Luft noch blauer,
Und helle Sonne heller noch d'rum ſcheint.
Ein lächelnd Heute überſtrahlte noch
Das Bild der Zukunft, Schreckbild einer Nacht,
Die noch nicht herrſchte.
Doch war Friede nicht
Der Götter Theil; der Rieſen zahlreich Heer
Bedrohte ſtets voll Neid Walhallas Ruh';
Denn nicht vergeſſen konnte ihre Schaar,
Daß einſt bei ihnen Odin's Macht geruht,
Daß ihre Hand das Scepter einſt geführt.
Schlecht lernt ſich Unterwerfung nach Befehl,
Und Dienſtbarkeit nach Herrſchaft. Aus Walhalla
Verſcheucht, war ſuchend bald ihr Blick geheftet
Auf and're Reiche.
In der Götter Hut
Schlief noch die Erde ihren Unſchuldstraum.
Dort Herr zu werden, dort der Aſen Macht
Zu brechen und das Kleinod ihres Stolzes
Zu ſchänden, war der Rieſen heißer Wunſch.
Furchtbar wie ſeiner Herrſchaft Element,
Das Feuer, wie's entflammte und erloſch
Auf ſeinen Wink, ſtand Surtur an der Spitze,

Die Kraft und Liſt der Flamme ſchlau vereinend,
Wenn mit betrügeriſchem Reiz ſie prahlt
Und lockt, wo ſie Verderben bringt und Tod.
Nicht nur mit Waffen kämpfte er und Feuer
Nicht nur, das brennt; das ſchlimm're auch der Zwietracht
Sucht' er zu ſchüren in der Götter Reich,
Um Eiferſucht auf Odin, Eigendünkel,
Begierde zur Selbſtherrſchaft anzuregen,
Die Aſen durch die Aſen zu verderben.
Doch eitel war ſein Streben. Nur Verrath
Im Inner'n kann die ſtarke Veſte fällen,
Die jedem Sturm des Feindes widerſtand, —
Und in dem Aſenherz war kein Verrath;
Gift ſchadet nicht, wo's nicht in Wunden trieft.

Beſiegt nach langem Kampfe beugte endlich
Der Rieſen Heer das Haupt vor Odin's Macht.
Vergeblich hatte drohend ſich die Hand
Geſtrecket nach dem ſonn'gen Reich der Menſchen.
Der Flammenſtahl, den Freyer jubelnd ſchwenkte,
— Walhall zu hüten trug ihm Odin auf —
Beſchützte kühn die ſchwachen Erdbewohner.
Die Finſterniß ſtritt fruchtlos mit dem Licht;
Wenn Surtur ſtark war, ſtärker noch war Freyer.
Das Götterſchwert, von Götterhand geführt,
Verſchlug des Feindes Schaar, und blutig wund
War Surtur ſelbſt geflohn.
Vor Odin's Thron,
Das Antlitz hell vor Stolz und Siegesfreude,
Trat nun voll junger Kraft der Ueberwinder,
Schlug an den Schild das Schwert und jauchzte laut:
„Nun ſoll kein Feind uns unſ're Ruh' mehr ſtören,
Aus iſt's mit ihm, und ſicher iſt Walhalla!"
„Ja, ſicher iſt Walhalla!" — wie ein Echo
Klang durch der Aſen Schaar der Jubelruf.
Und froh umringten ſie den frohen Sieger.
Schon wollten ſie das ſcharfe Schwert entgürten,
Denn ſeine blut'ge Arbeit ſchien gethan;
Doch wehrend winkte plötzlich Odin's Hand.
Allvaters Lippen hatten nicht gejauchzt,
Und wie ein Schatten, der den Gegenſtand
Verkündet oft von fern, ſo ſchien ein Leid,
Das noch nicht war, die Furchen ſchon zu ziehen
Auf ſeine Stirn. Mit ernſter Stimme ſprach er:
„Voreil'ge Freud' iſt kurze Freud'; und ſicher
Sich wähnen — der Gefahren größeſte.
Daß Uebermuth den Fall des Feindes nicht
An Dir, der ihn geſchlagen, blutig räche!
Du ſtritteſt rühmlich, um ſo beſſer waffne
Dich, daß Du einſt nicht ruhmlos ſtreiten müſſeſt;

Und eben weil Du ſiegteſt, fürchte Surtur;
Ein großes Ehemals iſt eine Pflicht
Der Zukunft. Halte heilig ſtets das Schwert,
Das ich Dir anvertraute, denn es droht,
Wo Du es abgiebſt, Unheil ohne Maß."

Und Freyer ſchüttelte erſtaunt das Haupt:
„Wovon noch Unheil fürchten, wenn der Kampf
Enſchieden? Narben ſollen Surtur lehren,
Das Schwert, das ſolche Wunden ſchlug, nicht mehr
Zu reizen."
„Oder lehren, ſie zu rächen."

„Die Zukunft trage ihre eig'ne Sorge;
S'iſt Friede jetzt. ‚Genieße das, was iſt,
Enthülle nicht, was wird', ſprach oft Allvater;
Heut' ſprech ich's nach. Nimm Theil an unſ'rer Freude,
Laß nicht mein Schwert zur Ruhe kehren ohne
Ein Wort von Dir, den Sieg mir zu belohnen.
Droht wahrlich neuer Streit, ſo iſt er ferne."

„Nicht ferner als die Stunde, die der Schuld,
Der erſten Miſſethat das Leben giebt.
Der erſte Fehltritt öffnet Walhall's Pforten
Dem Heer des Feindes;" finſter klang die Antwort
Von Odin's Lippen, und ſein Blick durchflog
Mit tiefem Ernſt der Götter weite Reihe.
Ein Glanz von Freude lag auf Aller Zügen;
Nichts ſchien am Heil Walhallas mehr zu fehlen.
Was ſann Allvater denn? ſah er mit Angſt
Ein Heil, das keinen Hintergrund gewährte
Von größer'm Heil? Hinunterſteigen muß,
Wer auf dem Gipfel ſteht. Kein Streben folgt
Mehr auf Vollendung. Dachte Odin, wie
Vor'm Untergang die Sonn' am hellſten ſtrahlt?
Auf Loki fiel ſein Blick, den ſtolzen Gott,
Der nun das trotz'ge Haupt in Unterwerfung
Noch beugte, doch die Adlerflügel ſchon,
Wenn unerwachſen auch, zu fühlen anfing.
Noch war der Traum, den Loki träumte, rein,
— O Eden, das nur einmal jedem Herzen
Beſchieden, das ſich jeder ſelbſt zerſtört!
Der Seele Jugend, ach, wer dich behielte! —
Doch ſchlief in ſeinen Augen ſchon die Zukunft,
Die nicht mehr rein war; ſchlief ein Durſt, der gierig
Das Gift der Sünde trinken würde, wenn
Ihr Becher erſt ihm in die Hand gegeben.
Und in den Jubelruf der Götter miſchte
Sich aus Allvaters Bruſt ein banger Seufzer.
Doch freundlich ſprach er dann: „Ja, nicht undankbar
Sei Odin: Wähle Deinen Lohn, mein Freyer."

„Wähl', was Du willſt," klang's nach im Aſenchor.
„Das ſchönſte Lied, das ſang von Götterehre,
Die ſtärkſte Axt, die ihren Ruhm erfocht,
Den reichſten Labetrank, die edelſte
Der Speiſen. Jede Gabe wird Dir gern
Geſchenkt."
Um Freyer's Lippen ſpielte ſchalkhaft
Ein Lächeln: „Deine Lieder kenn' ich, Bragi;
Mein ſtarker Thor, oft ſchwang ich Deinen Hammer;
Ich leerte Deinen Becher, Freya; ſchmeckte,
Iduna, wie ſo ſüß ſind Deine Früchte.
Gar ſchön iſt Alles, aber — ſchon genoſſen.
Ich hege einen ander'n Wunſch: Allvater,
Auf Erden gönn' mir eine Zeit zu weilen,
Auf jener Erd', auf die Du niederblickſt
Von Deinem gold'nen Thron. Nie ſah ich ſie,
Obgleich ich für ſie ſtritt. Nur Odin's Fuß
Betrat bis jetzt die uns verborg'nen Auen
Des Menſchenreichs. Zeig' endlich mir die Welt,
Auch mich laß das Geſchlecht der Menſchen ſehen."

Der Götterglanz auf Odin's Stirn ward finſter
Bei jenem Wort: „Du würdeſt ander'n Lohn,
So hoffte ich, Dir wählen. Dem Bewohner
Walhallas iſt auf Erden Sein nicht gut.
Wer höh're Sphären kennt, der richte nie
Die Schritte zu den nieder'n. Das Verlangen
Sei ein Hinauf-, nie ein Hinunterſteigen,
Surtur kann kehren; bleib' der Götter Schild.
Nicht weg von ihnen darf Dich Midgard locken."

„Iſt Midgard's Macht ſo groß? der Götterſohn,
Der Sieger Surtur's, ſollte er ſich fürchten
Vor'm Einfluß jenes nichtigen Geſchlechts
Der Menſchen, die er ſchützt? Du ſpotteſt Freyer's.
Haſt ſelbſt Du eitel Nichts uns nicht genannt
Die ird'ſche Freude?"
„Nichts iſt ſie dem Weiſen,
Der Nichts begehrt und keinen Wunſch mehr nährt.
Dein Herz jedoch, mein Sohn, ſchlägt jung und feurig.
Stets fürchte Seh'n und Wiſſen. Und ſo lange
Du noch begehren kannſt, nimm Dich in Acht
Zu ſchauen, was begehrlich. Wie der Strom
Sein Bette nicht verlaſſen, und der Stern
Von ſeinen Bahnen nimmer irren darf,
So blüheſt, Aſenruhm, du nicht auf Erden,
Biſt du daheim im Himmel, Himmelsbürger.
Bedenke, wie uns Nornenmund verkündet:
Kein eng'res Band, als was ſie jetzt verbindet,
Darf zwiſchen Menſch und Göttern je beſtehen;

Weh', wo ſie je vergeſſen, was ſie ſcheidet.
Wo ſich das Waſſer mit der Flamme paart,
Verderben ſie in ihrem Kuß einander,
Und tief're Kluft, als Flamm' und Waſſer theilt,
Iſt ſie, die zwiſchen Erd' und Himmel gähnt.
Die unzerbrechliche, die ew'ge Ordnung
Greif' nicht vermeſſen an. Geh' nicht zur Erde."

In Freyer glühte noch der Geiſt des Streits,
Der Waffen ſchärfet, aber auch das Wort.
Er fragte, ſpöttiſch mit den Lippen ſchmunzelnd:

„Weil es verboten iſt?"
„Weil das Verbot
Dir ſagt, es wäre Unrecht."
„So nennſt Du es."

„Und da ich's thue, muß mir Freyer glauben."

„Zum blinden Jünger nur willſt Du mich machen."

„Was blind nicht folgen wollte, wär' das Glaube?
Sobald wir rechnen, unterſuchen wollen,
In eig'ner Waage And'rer Rechte wägen,
Und And'rer Wunſch an eig'nen Wünſchen prüfen,
So iſt in uns kein reiner Glaube mehr,
Kein Folgen mehr, nur ein Zuſammengehen
So weit, wie uns der eig'ne Wille führt,
Ein Band nur von Bedürfniß, nicht von Liebe.
Hat Freyer's Herz nicht mehr für Odin übrig?"

„Es ſei, ich ſchwöre, daß ich nie die Erde
Betreten will; doch laß mich wenigſtens
Zum Lohn ſie ſeh'n, wenn auch von ferne nur,
Auf eine Stunde Deinen Thron beſteigen
Und wiſſen, was Allvater ſieht. Zu kurz
Iſt eine Stunde doch zum Böſen."
„Sohn,
Ein Augenblick iſt noch zu lang dazu."
Das ernſte Wort ging ungehört vorüber
An Freyer's Ohr; auf Odin's Thron ſchon hatte
Er ſich geſetzt, und voller Spannung blickte
Er durch den ungemeſſ'nen Raum der Welt.

Tief unten lag die Erde. Niemals hatte
Der bleiche Schmerz noch ihre junge Schönheit
Getrübt; denn Unſchuld herrſchte; — und den Schmerz
Gebar die Schuld. Nicht hatte Leidenſchaft,

Haß oder Liebe mit Verzehrungsfeuer
Der Menſchen Bruſt durchwühlt; die harte Hand
Des Krieges hatte noch den grünen Teppich,
Womit der ſonnig milde Sommer ſegnend
Die Fluren ihr bedeckte, nie zerriſſen.
In ihrer Thäler ſchatt'gem Laub war Friede
Gelagert noch. Nie hielten Speer und Axt
Auf Erden blut'ge Ernte. Es bedurfte
Der Felder Ernte nur den Arm des Mähers.
Noch konnte überall ein Saatfeld ſein:
Zum Todtenacker ward kein Raum erfordert.
Endloſes Leben blühte noch den Menſchen
Und auch die ewig ungeſtörte Ruhe,
Die dieſes Leben endlos machen konnte.

Mit ſpött'ſchem Lächeln ſagte darauf Freyer:
„Iſt dies das ſel'ge Midgard, das nicht ohne
Gefahr ich ſehen konnte, dies das Midgard,
Das aus Walhall' mich locken könnte? Wahrlich,
Ich neide nicht die Menſchen: All ihr Heil
Beſteht darin, daß ſie kein Unheil kennen;
Wer nimmer ſtritt, ſchmeckt keine Siegesfreude."
Und ſchon verlaſſen wollte er enttäuſcht
Allvaters Seſſel, ſpottend ob der Menſchheit.
Da ſtrahlten plötzlich ihm zwei helle Augen
Entgegen, die mit Macht zurück ihn hielten.
Zwei wundervolle Augen, tief und blau,
Wie je der unbewölkte Sommerhimmel
Im Sonnenlichte; Sonnenlicht und Himmel
Verbunden. — All die Pracht von Freya's Frühling,
Die Schönheit von Iduna's ew'ger Jugend
Erbleichte plötzlich bei dem holden Bild,
Das voll Entzückung ſeine Blicke ſchauten.
Wer war es? war ein Kind der Erde ſie,
Die Jungfrau, die ſelbſt Göttinnen beſchämte?
Blank wie der Winterſchnee war ihre Wange,
Doch ſanfte Roſen blühten auf dem Schnee;
Und heller als die Krone Frigga's glänzte
Das Gold der Locken, ihr das Haupt umwogend.
Wohl war ſie lieblich, Gerda, Midgard's Tochter,
Schön wie der Menſchheit kaum erblühte Jugend,
Schön wie ein Traum von Frühlingsüppigkeit
Und Liebe, — ohne Nacht und ohn' Erwachen.
So ſchön und rein auch wie der Winterteppich,
Eh' noch ein roher Fußtritt ihn entweiht.

Lang ſtarrte Freyer's Blick hinab; ein nie
Empfundenes Gefühl, halb Furcht und halb
Entzückung, zitterte ihm durch die Bruſt.
Begriff er jetzt, weshalb die Nornen warnten?

Er ſtand vom Thron auf, Wunſch noch Frage äußernd,
— So ſchweigt die See, eh' ſich der Sturm entfeſſelt. —
Schon ruhiger ſchlug Odin's Herz; denn gern
Verſagt die Seele ſich das Recht, zu fürchten
Und zweifelt ſelbſt an dem, was nie betrügt,
An ihrer Ahnung, daß ſich Unheil nähert. —
Doch Ruhe wohnte nicht in Freyer's Bruſt.

Schwer laſtete ſein Eid auf ſeinem Herzen,
Der von der Erd' ihn trennte und von Gerda.
Wohin er ſah, Nichts ſah er, als ihr Bild,
Kein Traumbild — und doch unerreichbar, wie
Im Schlummer eine liebliche Erſcheinung.
Ihm war es doppelt werth, weil unerreichbar.
Was nützten ihm Walhallas Herrlichkeiten?
Nicht ſüß war mehr der Götter Lächeln ihm,
Verlangen ſchwieg, wo es beſitzen konnte.
Mit dem Verbot war auch der Wunſch geboren,
Und nur was ihm verſagt, ſchien anzulocken.
Gleichwie vom Schnee die abgelöſte Flocke
So lange wächſt, bis ſie zertrümmern kann,
So wächſt, bis ſie befriedigt wird, Begierde.
Und ſtärker wurde Freyer's Wunſch, je ſchwerer
Er zu erfüllen ſchien. Da ward vom Böſen
Der ſchlummernde Gedanke wach und raunte:
„Ein Thor, wer ſich in Feſſeln ſchlagen ließ,
Noch thörichter, wer fortfährt ſie zu tragen, —
Wirf ab die Ketten!“ Konnt' er ſie zerreißen?
Die Frage, die zum Willen ſchon geworden,
Kam häufiger ihm ſtets auf ſeine Lippen.
Nur durch der Rieſen Lager ging der Pfad,
Der zu der Erde führte. Aber wie
Ihn insgeheim betreten, daß kein Schwertſchlag,
Kein wilder Kampf Walhallas Ruhe ſtörte,
Allvater ſeinen Wortbruch zu verrathen?
Gab's eine Liſt, die rege Wachſamkeit
Des Feindes ſo zu hintergeh'n, daß Surtur
Frohlockend nimmer ſähe, wie ein Gott
Das göttliche Geſetz, das eig'ne Wort
Zu ſchänden wagte, — weilend auf der Erde?
Geſponnen ward, verworfen Plan auf Plan,
Der frohe Lichtglanz ſchwand aus Freyer's Augen;
Er ließ ſich einſam, unbefriedigt nieder
Beim Freudenmahl — ihm keine Freude mehr.

So ſah ihn Surtur, ſein geſchlag'ner Feind,
Der ſchleichend Schlaue. „Freyer,“ ſprach er freundlich,
„Noch ſchloß ſich nicht die Furche, die das Schwert,
Das ſcharfe, das Dir Odin gab, gepflügt.
Noch fühle ich den Schmerz der Wunde brennen.

Und doch — beklag' ich Dich, ja, will Dir beiſteh'n. —
Den Rieſen, die ſich folgſam vor mir beugen,
Gebiete ich, daß ſie die Augen ſchließen,
Wenn Deine Schritte Gerda's Wohnung ſuchen;
Nur kleine Gabe ford're ich zum Lohn."

„Kein Lohn, der je zu theuer dieſen Beiſtand
Bezahlen könnte," jauchzte Freyer, „ſprich,
Was wünſcheſt Du?"
„Das Zeichen meiner Schmach
An Deiner Seite reize mich nicht länger,
Erzählend meinen Fall. Gieb mir Dein Schwert."
Bei dieſen Worten Surtur's drang ein Seufzer
Aus Freyer's Bruſt; viel lieb war ihm die Waffe,
Die Ehrengabe Odin's. Jede Scharte
Im glatten Stahl bezeugte harten Streit
Und glanzerfüllten Sieg. Ihm war's, als würfe
Mit jenem Schwert er ſeinen Ruhm dahin,
Sein beſſ'res Ich, die Seele ſeiner Seele,
Mit ihrem Stolz und Adel. Odin's Wort
Erklang noch tief in ſeines Herzens Grund,
Ihn warnend: „Halte heilig ſtets das Schwert,
Das ich Dir anvertraute, denn es droht,
Wo Du es abgiebſt, Unheil ohne Maß."
Was für ein Unheil war das? Lange ließ er
Die Blicke ruh'n auf dem entblößten Stahl,
In inner'm Zwieſpalt. Wie ſo blank und rein
Es war, wie hell im Sonnenlicht es glänzte!
Rein wie ein Herz, das Schuld noch nicht befleckte,
Hell wie ein Himmel ohne finſt're Wolke.
Doch noch viel heller ſtrahlten Gerda's Augen! —
Da gab dem liſtig lauernden Betrüger
Als Schatzung ſeiner Schuld das Schwert er ſchweigend.

Zum grünumrankten Haus, wo Gerda weilte,
Getragen auf den Flügeln des Verlangens,
Ging Freyer. Purpurglüh'ndes Abendroth
Umſchleierte die mild bethaute Landſchaft.
Der Blumen und der Felder Duft verſchmelzend
Weht' aus dem Athemzug der Abendkühle
Mit ſanftem Säuſeln durch den Wald und rauſchte
Wie Geiſterſtimme zitternd in dem Laub.
War das der Nornen Stimme, weil die Stunde
Geſchlagen, die ſie einſt vorhergeſagt?
Und mahnten ſie den Götterſohn zuletzt:
„Kehr' um, noch kannſt Du kehren." — Freyer hörte
Im Säuſeln einen Klang nur — Gerda's Namen,
Nur ein Verſprechen hört' er — Selig ſein.
Nicht hätte jetzt im Purpurlicht des Abends
So ſchön die Erde vor ihm liegen dürfen,

Hätt' er ſich ſollen fügen in's Verbot,
Das ihre Auen ihm verſchloß. Kein Schatten
Von Sorg' und Leid ließ ihn als höh'res Heil
Walhalla ſeh'n. Die Erd' in junger Pracht
Erſetzte und ſchien ſelbſt ihm ein Walhalla.

Nun hielt er inne. Dort, wo Frühlingsroſen,
Ihr Bild, ſo üppig blühten, ſah er Gerda.
Das Haupt wie eine Blum' auf ſchlankem Stengel
Geneigt; ein ſinnreich Lächeln um die Lippen;
Das blaue Auge träumeriſch geſenkt.
Halb Jungfrau, halb noch Kind, ſo ſtand ſie da
Und flocht von Roſen ſich den duft'gen Kranz.

Entzückt vom Anblick dieſes holden Bildes,
Verweilte Freyer; trat ihr dann zur Seite
Und „Gerda" klang's von ſeinen Lippen, „Gerda".

Nie hatte ſie den Klang voll Gluth vernommen,
Den Namen nie gehört in ſolchem Ton.
Das blonde Haupt erhob ſich d'rum mit Staunen
Und fragte: „Welcher Wunſch führt Dich zu Gerda?"

„Ich bitte um das Recht des Fremden, Gaſtrecht."
Noch ſchob Verrath und Undank nicht den Riegel
Der Furcht vor Midgard's Thüren. „Sei willkommen!"
D'rum ſprach ſie.
„Bin ich, Gerda, Dir willkommen?"
Er griff die Hand ihr; und das lang bekämpfte,
Verſchwiegene Gefühl zerriß die Feſſeln.
„O, ſag' mir, daß ich's bin," ſo klang es feurig,
„Sag', daß mein Herz es fühlte, als ein and'res
An Dich nur dachte und für Dich nur ſchlug,
Und ſiecht' in banger Sehnſucht. Was die Flamme
Erkoren, bleibt in ihren heißen Armen
Nicht kalt, und wo der Sturmwind brauſend küßt,
Da reißt er mit; — allein das Herze ſollte
Des Herzens Ruf nicht hören? Hat die Seele
Kein Echo für das, was die Seele ſpricht?"

Sie ſah ihn an, — es ſtrahlten ſeine Augen
Von überird'ſchem Licht, — von jenem Licht,
Das in Walhallas heil'gen Hallen ſchien.
Ein Strahlenkranz ruht' auf der glatten Stirne
Und ſpielte ihm im üpp'gen Lockenhaar,
Das glänzend wallte um die ſtolzen Züge
Voll hehrer Majeſtät und voller Jugend.
Noch hatte Walhall's Reiz ihn nicht verlaſſen,
Wenn auch Walhallas Unſchuld von ihm wich.
Sie ſah ihn an — o, allzu langer Blick,
Der an den Lippen hing, zu ſüßer Klang

Der Stimme, die ihr flüſterte in's Ohr
Und doch gehört ward! Plötzlich wogt' ihr Blut
Mit ſchneller'm Herzensſchlag, die Wangen brannten,
Das off'ne Lächeln, das den Fremden ſonſt
Gaſtfrei begrüßte, ſtarb auf ihrem Antlitz,
Wo ſich die Bläſſe mit der Röthe ſtritt.
Ihr ſenkte Scheu zum erſten Mal die Augen;
Sie hätte fliehen mögen und den Zauber,
Der ſie gefeſſelt, brechen.
„Gerda," fragt' er,
„Willſt Du mich fliehen? Blieb Dein Herz doch taub,
Als mein Herz ſprach? Sieh' mich noch einmal an."
Die ganze Seele lag in ſeinem Blick. —
„Du fürchteſt Dich vor mir?"
Da wallte ihr
Im Herzen tief're, heiligere Rührung,
Die es beruhigte und ihre Scheu
Auflöſte in Vertrauen. Weihend floß
Das Licht des blinden, frohen Kinderglaubens,
Das keine Furcht noch kennt, um ihre Züge.
Es war, als ob die Sonne heller ſtrahlte,
Dem Roſenkelch noch reich'rer Duft entſtrömte,
Der Vogelchor nur Jubellieder anhob.
Die erſten Thränen feuchteten ihr Auge;
Doch Thränen, die des Lachens Freude raubt,
In ſtiller Seligkeit das Glück beſchämend,
Ein Thau, der nur die ſchönſten Blumen tränkt.
Und wie von unſichtbarer Macht gedrungen,
An ſeine breite Bruſt das Haupt ſie ſchmiegte,
Und fühlte ſich geſchützt in ſeinen Armen.

Umſchlungen hielt er ſie. Die letzten Strahlen
Der Sonne hüllten ſie in hellen Lichtglanz.
In Nichts ſchien Alles um ſie her zu ſinken,
Und ſie nur blieben. Seine Lippen drückten
Den erſten Kuß auf Gerda's reinen Mund.
Die Liebe war geboren!
Wie der Wind
In Harfen rauſcht, ſo rauſchte das Gefühl,
Das neue — durch das weite All. Die Blumen,
Sie flüſterten es leis einander zu,
Es jubelte im Lied der Nachtigallen,
Es murmelte im Bach, es plätſcherte
Im Fluſſe, und es brauſte in der See.
Der Mond ging auf; in ſeinem Schein zerſchmolz
Der Silberton zur ſichtbar'n Harmonie.
Und Klänge, Düfte, Licht und Schatten ſtimmten
Die Hymne an der allererſten Liebe,
Auf Erden in des Menſchen Bruſt geboren.

So ſchön und ſtrahlend, weil erfüllt vom ſüßen
Geheimniß, als er endlich wiederkehrte,
War Freyer nie geſehen in Walhalla.
Nie ſchien er würdiger, der Götter Schild,
Ihr Schutz und Ruhm zu ſein; und jene Stunde
Doch hatte ihn vom Götterreich entfremdet.
Kalt, leer ſchien Alles; Gerda's Arme waren
Wie Ketten, die ihn ſchwer hinunterzogen.
Und nur die Furcht, es möchte Odin's Auge
Zu oft ihn an der Götter Tiſch entbehren,
Und fehlt' er ihm, mit Sorg' und Angſt ihn ſuchen,
— Die Furcht des Unrechts, die das Unrecht ſtraft —
Mahnt' ihn, den Aſenſaal nicht ganz zu meiden
Und, wenn auch ungern, in Walhall' zu weilen.
Doch keine Frage äußerte Allvater,
Kein ſtreng argwöhniſches: „Wo gehſt Du hin?“
Groß, wie er ſelbſt war, war auch ſein Vertrauen.

Und Freyer's Schüchternheit floh mit den Tagen,
Und als er Balder's gold'ne Sonnenroſſe
Stets einen neuen Morgen ſah erwecken,
In Ruh' heimkehrend nach vollbrachter Reiſe,
Und Nichts Entdeckung drohte oder Unheil,
Da ſchien auch ihm ſein Glück auf immer ſicher.
Schon längſt vergeſſen war bei Gerda's Kuß
Der Preis, wofür er ihn gekauft; nicht Angſt
Beſchlich ihn, wenn er ging durch's Rieſenlager.
Er ſah nicht, wie ſie Waffen ſchmiedeten,
An keinen Kampf mehr dacht' er, nur an Liebe,
Und Surtur's Lächeln dünkte ihm kein Hohn.
Ihn ſelbſt betrog begangener Betrug,
In Schlaf ihn vor der lauernden Gefahr,
Die ihn bedrohte, wiegend. —
Wieder ſtand er,
Furchtloſer Freude voll und voll Verlangen,
Bereit, hinabzuſteigen auf die Erde.
Da trat ihm Odin ruhig ernſt entgegen;
Ein bitt'res Weh ſprach aus den ernſten Zügen,
Die nicht die Zeit, die Leid nur altern konnte;
Und von den Lippen, die ſonſt immer huldreich
Zum Gruß ſich öffneten, klang nun es ſtreng:
„O Freyer, reicher'n Schatz, als Perlenmuſcheln
Der See, als tiefe Erdenſchächte bergen,
Beſaß Walhall' — Vertrauen hieß ſein Name.
Groß war Dein Theil in Odin's Reich, noch größer
Dein Theil an ſeiner Lieb' in ſeinem Herzen.
Und Furcht vor Mißbrauch hielt mich nicht zurück,
Als Gabe Dir der Allmacht Schwert zu ſchenken,
Das Erd' und Himmel Deiner Hut vertraute.
Du gabſt Dein Wort mir; heilig in Walhalla

War ſtets das Wort der Treue noch geweſen.
Was iſt es jetzt? — Nein, ſprich nicht, ſieh' nicht fragend
Mich an; ich weiß, was Du gethan — Du gingeſt
Hinab zur Erd'? O könnteſt Du es leugnen!"

Und Freyer beugte ſtumm ſein Haupt; er wagte
Allvaters ſtrengem Blick nicht zu begegnen.
Wie Hagelſchlag, ſo fielen Odin's Worte
Zerſchmetternd auf die Blume ſeines Glücks,
Die er ſo ſicher, ſo verborgen wähnte.
„Du weißt" — war Alles, was er ſtammeln konnte.
„Ich weiß, — ja leider gabſt Du mir's zu wiſſen,
Daß Odin's erſte Reue Du bewirkteſt, —
Ich weiß, daß meine Gunſt zum Spott Du machteſt.
Weh' Dir, Du brachteſt Armuth in den Himmel,
Sein höchſtes Kleinod ward durch Dich geſtohlen.
Die Flucht nahm das entheiligte Vertrauen
Beleidigt; — ſchon im Voraus wird fortan
Der Zweifel jedes zarte Band entweihen,
Das noch geknüpft wird nach der erſten Lüge.
Wo Unwahrheit einmal ſich angeſiedelt,
Da ſchwand der Werth des Wortes, das verbindet,
Der Liebe Kern, der fromme Glaube — ewig.
Verletzbar iſt der Eid nach Deinem Eidbruch;
Und wo droht kein Verrath, nun Freyer mich
Verrathen konnte!"
Dunkles Roth der Scham,
Das nie zuvor noch ſeine Wangen deckte —
Und nie um Schuld ſie hätte decken müſſen —
Zog über Freyer's Antlitz; doch es flammte
Auch Zorn dabei des derben Vorwurfs wegen.
„Von Eidbruch ſprichſt Du; ja, ich gab mein Wort,
Ich ſchwur, die Erde niemals zu betreten;
Doch bindet denn ein Eid, der ohne Recht
Gefordert? — Was freiwillig ich geopfert,
Ich kannt' es nicht. Und wenn mir Odin ſpähend
Gefolgt, ſo weiß er, eitel war ſein Drohen;
Nicht Unheil, Seligkeit fand ich auf Erden."

„Ich ſpähte nicht; die Gabe wär' armſelig,
Wenn beim Gebrauch der Geber wachen müßte.
Das Schwert in Surtur's Hand verräth Dich mir.
Du, der ihn wider Walhall' haſt gewaffnet,
Wo iſt der Stahl, der für Walhalla ſtreitet? —
Die Rieſen nahen, — horch! ihr Kriegsgeſchrei.
Wehrloſer, der des Mannes Wort gebrochen,
Des Mannes Waffe ſucheſt Du vergebens."

Und Freyer's Fauſt, als müßte Odin's Worte
Sie Lügen ſtrafen, ſtreckte ſich wie krampfhaft

Nach ſeinem Griff. Das Kriegsgeſchrei erkannt' er,
Das ſchon ſo oft gedröhnet durch Walhalla.
Die alte Fährlichkeit entflammte wieder
Die alte Kampfluſt. Machtlos jedoch ſank ihm
Die Hand; ach, keine Waffe fand ſie mehr.
War er denn wehrlos? Sollte jenes Schwert,
Das einſt von ſeines Ruhmes Thaten zeugte,
In Surtur's Hand von ſeiner Schmach jetzt ſauſen?
Und lachte Surtur, daß die Liſt gelungen?
Nein, dreimal nein! „Der Feigling nur iſt wehrlos!"
So rief er ſtolz; „den Vorwurf ſpare Dir,
Den ich noch nicht verdiente; unerloſchen
Noch lodert Kraft und Muth in meinen Adern,
Und wie vorhin, ſo ſtreit' ich für Walhalla."

„Du trotzeſt Surtur's Macht auch ohne Waffe!"

„Die, Odin, raubt mir Niemand. Freyer's Waffe
Iſt Freyer's Muth. Laß ſeh'n, wer mich beſiegt!
Ja, dennoch trotz' ich ihm."
„Verweg'ner, wähnſt Du
So leicht, die Laſt des Unrechts abzuſchütteln?
Schwingt Surtur nicht das Schwert, das Götter ſchwangen?
Macht der geweihte, unbeſiegte Stahl
Nicht unbeſiegbar ihn?"
„Du fürchteſt alſo
Für uns und für Walhalla? Solche Furcht
Wär' arger Hohn. Wie kann denn Bragi's Harfe
Von Ewigkeit und Aſengröße rauſchen?
Zerreiße ihre Saiten, denn das Lied
Iſt eine Lüge. Kann ein Surtur uns
Beſiegen, fort dann mit dem eiteln Rühmen
Der Götterkraft; kann ſie gebrochen werden,
So war ſie nimmer Kraft und möge ſchwinden.
Du fürchteſt für die Götter?"
Odin ſchwieg.
Dann war's, als ob ein Lichtſtrahl ſeine Züge
Verklärte; hoffnungsvoll das Haupt erhob er
Und ſprach in feſtem Ton: „Nein, nicht für ſie. —
Zwar hob ich nie den dunklen Schleier auf,
Der uns die Zukunft birgt; ich hoffe, nimmer
Schlägt mir die Stunde, die mich forſchend drängt
Zu Mimir's Brunnen, wo die Bilder ſchlummern.
Wenn auch von Ragnarok die Runen reden,
Von einem Schwert, das uns vertilgen ſoll
In Surtur's Hand, doch fühl' ich, daß nicht Surtur,
Dem Böſen nicht der letzte Sieg beſchieden;
Zerſtörung kann nicht ſein der Schöpfung Ende,
Und Ragnarok iſt nicht der Dinge Schluß.
Die Nornen weiſſagten von fernen Zeiten,

Worin der Menſch in ander'n Tempeln knien,
Zu einer ander'n Gottheit beten wird;
Doch kommt die Zeit, ſo iſt, wer uns verdrängt,
Ein Gott des Lichts und nicht der Finſterniß,
Zur Sühne eine Macht, nicht zum Verderben." —

Allvater ſchwieg, und es umwölkte wieder
Sein Antlitz ſich; ein ſchwerer Seufzer drang
Von ſeinen Lippen; langſam ſprach er endlich:
„Der Götter nicht — der Menſchen wegen wein' ich,
Weil ſie Dein Schwert hinfort nicht mehr beſchirmt,
Sie eig'ne Kraft im Kampf nicht ſchützen kann.
Beim Weh, das ſie bedroht, mein Herz mir blutet."

„Beim Weh, das ſie bedrohet?" fragte Freyer,
Schwer athmend und erbleichend. „Welches Unheil
Erwartet jene?"
„Kummer, Furcht und — Tod,
Der Sünde Kinder und auch ihre Rächer.
Noch ſchliefen ſie im dunklen Schooß der Zukunft
Und harreten der Stimme, die ſie weckte;
Als Deine That ſie rief, da ſchlug die Stunde.
Ihr finſt'rer Flügelſchlag rauſcht durch die Sphären,
Und bald, ſich werfend auf die ſchwächſte Beute,
Erfaßt ihr Griff von Eiſen erſt die Menſchheit.
Vorbei iſt Midgard's Ruhe; ungehemmt
Wird Surtur's Schwert mit Blut das Erdreich tränken."

„Und ſollte Odin's Allmacht —"
„Sie iſt hin.
Schon ſehe ich, wie Loki ſich erhebt,
— Bewußt der Kraft zum Böſen mit dem Böſen —
Und ehe noch den Körper Surtur tödtet,
Sein Gift die Seele mordet durch das Uebel,
Das er d'rin weckt. Ohnmächtig prallt zurück
Allvaters Wort und Wille von dem Herzen,
Das ſich vor Loki beugt. Ich ſeh' den Menſchen,
Wie Du, verrathen, ſündigen — und leiden,
Denn Leid iſt aller Sünde Frucht und Ende.
Er krümmt ſich machtlos unter's Joch des Wehes,
Des ſchweren, nie getrag'nen. Und mit Thränen
Bewillkommt ihn und ſagt ihm Lebewohl
Hinfort das Leben. Wie mit Schmerz geboren,
Wird er mit Schmerz begraben. Auf den Thron
Steigt jetzt der bleiche König Tod; — der Menſch
Greift fruchtlos nach der Freude Bild, das neckend
An ihm vorüber ſchwebt, ſtets weiter, weiter,
Bis wo kein Weiter iſt — zum Rand des Grabes.
Die Manneskraft wird in dem Kampfe brechen,
Die Roſe auf der Jungfrau Wange welken
Und Todesſchmerz des Lebens Schmerz erſt ſtillen.

Das Werden ſchon wird mit Vernichtung drohen,
Und wie das Fackellicht verzehrt die Fackel,
Wird Schönheit durch ihr Blüh'n Selbſtmord begehen.
Das eiſerne Geſetz des Todes iſt —
Vergänglichkeit."

„Vergänglichkeit," ſprach Freyer
Gedämpft — und ſchaudernd, er, der nie geſchaudert; —
War das der Tod, der Große, Ungebor'ne,
Doch lang Gefürchtete, das dunkle Räthſel,
Das ſcheu die Götter wohl erwähnet hatten,
Den der allſeh'nde Odin nur gekannt
In ſeinen Schrecken, eh' an's Licht er kam?
Sollt' Alles denn vergehen, auch die Blume,
Die ihm geblüht am Herzen, mehr ihm war
Als Erd' und Himmel? Nicht allein vergeh'n,
Sie ſollte leiden, theilen Aller Weh,
Auch ſie? — Ein Schrei rathloſer Selbſtanklage
Zerriß die ſtolze Bruſt verzweiflungsvoll.
Der heit're Gott der Ernte, dem man dankte,
Wenn gold'ner Same, in die ird'ſchen Furchen
Geſtreuet, Frucht trug hundert-, tauſendfach,
Sah jetzt in ſeiner Schuld auch einen Samen
Und ſank gebrochen nieder bei der Ernte.
Ein heißer Strom von männlich trägen Thränen
Quoll brennend aus den Augen — groß fürwahr
Der Schmerz, der einen Gott das Weinen lehrte —
Und zu Allvaters Füßen warf er ſich.
„Ja," ſprach er ſchluchzend, „ja, geſündigt hab' ich,
Doch Sünde kennt erſt, wer die Früchte kennt.
Ich maß den Abgrund nicht, den ſelbſt ich grub.
Erbarmung, Vater, mach' mich nicht ſo ſchuldig,
Gieb nicht der ganzen Menſchheit Fluch mich preis.
Geſündigt hab' ich, — daß der Rache Fülle
Dafür mich treffe, die verdiente ich.
Jedoch die Menſchen ſchone, ſchone ſie,
Die grauſam ich verführt und namenlos
Doch liebe; liebte — mehr noch als mein Wort
Und meine Ehre. Laß das Licht des Lebens,
Die holde Liebe, nicht zum Mörder werden.
Nimm von mir die Unſterblichkeit, die ſelbſt
Des Glanzes ich beraubet und entweiht,
Wie Sterbliche, ſo ſtrafe mich und widme
Dem Tode mich."

„Der Tod hat keine Pfeile
Für Deine Bruſt."

„Ich ſollte ſtraflos ſein!
Gerechtigkeit iſt Odin's heil'ger Name,
Und daß für meine Schuld die Unſchuld büßte,
Wärſt Du zufrieden? Nicht für Unrecht hielt,
Die mir ſie ſchenkte, dieſe ihre Liebe.

Nur ich that Böſes; doch wie ich auch fehlte,
Noch hab' ich Rechte — Recht auf Deine Strafe.
Du ſtrafſt zu ſchwer, wo Du mich ſtraflos machſt."

In Odin's ſtrengem Blick der ſcharfe Vorwurf
Ward d'rob gemildert und wehmüthig klang es:
„O Sohn, Du trägſt ſchon jetzt die Wucht der Strafe,
Denn wo des Herzens Reinheit iſt verloren,
Verſinkt ein Paradies auf ewig, ſchließt
Ein Himmel ſeine Pforten; wie Dein Schatten
An Dich gekettet, wird die Miſſethat
Auf ewig Dich begleiten. Und die Schuld
Wirft Reu' als ihren Schatten und nicht Rache,
Nur Ueberzeugung, ſie verdient zu haben.
Und in der Sünde ſelbſt liegt auch die Buße."

„Und Kraft nicht auch, ſie wieder gut zu machen?"

„Was macht ſie wieder gut? Du ſprachſt von Sterben;
Du meinſt, dem Tod genügte ſchuld'ges Blut?
Dir wär' er Heil, nicht Strafe; keine Kraft
Zur Sühne wohnt im Opfer ohne Würde.
Dem Leidenden iſt Tod nicht, ſondern Leben
Die Buße. Eine Laſt iſt Dir das Daſein,
So trage ſie und zeige durch Ergebung
Das, was Dich reut; doch wenn ein Weg zur Rettung
Der Menſchheit Dir im Leben offen ſtünde,
Wo ungelitt'ne Schmerzen Deiner harrten,
Wär' dennoch Deine Bitte: Laß mich geh'n?"

„Du kennſt den Weg; ach, zög're, frage nicht,
O Vater! An mein Herz will jeden Dorn
Auf jenem Schmerzenspfad ich gerne drücken,
Wie Roſen; ach! ich flehe, Vater" . . .
„Sohn,
Der Dorn, von dem Du ſprichſt, verletzet tief,
Nicht leichte Laſt ſinkt Dir auf Deine Schultern."

„Die Schuld war ſchwer; — wie wäre leicht die Buße?
Nicht denk' an mich, gedenke nur der Menſchen,
Die ſchuldlos — denke an Dein eig'nes Loos.
Wie leidvoll muß Allvaters Zukunft ſein,
Der Alles anſchau'n muß, wird Schmerz und Tod
Sein Schauen ſein; und wenn er wüßte, wie
Im Menſchenherzen Furcht und Reue wühlten,
Wie könnte Freud' er ſchmecken in Walhalla?
Beim Heil der Götter, bei ihr, die ich liebe,
Bei dem, was Dir ich war, beim reinen Vormals,
Ach, lehre mich der Zukunft Noth abkaufen."

Das Eis von Odin's Strenge ſchmolz; er ſprach:
„Hinfort iſt für Allvater keine Freude,
Denn ſieht nicht auch ſein Blick, was Freyer leidet?
Wer ſelig ſein will, der ſei nicht allſehend.
O Du mein Stolz, mein Auserkor'ner, theuer
Mir wie mein eig'nes Blut, wie Thor und Balder,
Muß ich Dein Urtheil ſprechen!“ Er hielt inne,
— Die Liebe leidet mit, wo ſie verwundet —
Dann fuhr er finſter fort: „Vermeſſen ſchwingend
Das Siegesſchwert, das Dein Verrath ihm gab,
Wird Surtur, Flammen ſpeiend, bald den Menſchen
Sich nahen, um wie Halme vor der Sichel
Sie abzumähen. Tritt ihm dann entgegen,
Entblöße unbeſchirmt die Bruſt dem Stahl,
Und wie im Todeskampf, verzehrt von Reue,
Wird brechen Dir Dein Herz, das all den Jammer
Des Lebens litt, und all den Todesjammer
Auch kennen wird — doch ohne Todesruh';
Denn Deine Buße fordert Sterbensſchmerz,
Nicht Sterben: Dir iſt nicht der Tod das Ende.
Erwachen wieder wirſt Du in Walhalla,
In Deinem öden Herzen ſtets das Bild,
Das niemals mehr Beſitz Dir werden wird,
Nur ew'ge Sehnſucht — ewig wie Du ſelbſt.
Kannſt Du dies Alles tragen ohne Klage,
Freiwillig? — So nur retteſt Du die Menſchheit
Und kaufſt das Schwert von Schuld und Tod zurück.“

„Dein Wille ſoll geſcheh'n,“ war Freyer's Antwort,
Die Wange bleich, doch ſtolz das Haupt erhoben.
Ihn ſchauderte beim Meſſen ſeiner Schuld;
Er bebte nicht beim Leid, das ſie verſöhnte,
Das ihn nur treffen ſollte; und ein Strahl
Des Lichts, der Freude ſchier drang aus den Augen
Ihm, als er Odin's Hand umklammernd rief:
„Für dieſe Wucht des Schmerzes habe Dank,
Mein Vater, Dank auch für das Weh des Todes
Und für das ſchlimm're, — daß kein Tod mich tödtet —
Unſterblichkeit. Zum Fluch ſei mir der Segen,
Zum Fluch der ewig ungeſtillten Sehnſucht.
Nicht gäbe ich mein Leid für's Heil der Menſchen.
O Leben ohne Lieb' und Sonnenglanz,
Das Schmerz nicht kennt, weil dir die Freude fremd iſt,
Schon durch den Mangel heißer Thränen froſtig;
O Leben, das nicht Liebe macht zum Leben,
Nicht ruf' ich dich zurück, auch nicht im Schmerz.
Wer trauert, liebte; wer entbehrt, beſaß,
Und trauern ſie nicht um verlor'ne Wolluſt,
Sie haben Wolluſt nie gekannt. Ich war
Doch einmal ſelig — Heil mir, daß ich trau're!“

Allvaters Bruſt bewegte tiefe Rührung
Bei dieſen Worten. Ob er früh'rer Tage
Gedachte, alter Zeiten, als kein Haß
Noch ſcheidend zwiſchen Göttern ſtand und Rieſen?
Schön war das ſtolze Rieſenkind Laufeja,
Als ihre Liebe er gewann; und Frigga,
Die göttliche, die in Walhalla herrſchte,
Sie war nicht ſchöner. Längſt ſchon ſchieden ſie,
Und doch war's oft, als ob Laufeja's Bild
Er wieder ſchaute — denn Erinnerung
Ruft wohl den Duft zurück von längſt verwelkten,
Mit heißen Küſſen einſt bedeckten Blumen
Und einen Sonnenſtrahl, der längſt verſank
In düſt're Nacht. — Zum erſten Mal erhob
Ein Zweifel ſeine Stimm' in Odin's Bruſt.
War Ruhe nur geweſen, was er nannte
Die ird'ſche Seligkeit?

In tiefem Sinnen
Betrat er Midgard's Auen — jenen Ort,
Der Freyer's Glück geſchaut; er richtete
Zu ihr, die Freyer liebte, ſeine Schritte.
Ach, mit wie bangem Herzen harrte Gerda
Des ſchon ſo lang — für ſie unendlich lang —
Erwarteten Geliebten; kam er nie?
Ein Schritt erklang, und jauchzend, hoch erröthend
Lief ſie auf Odin zu mit off'nen Armen,
Um feſt den Theuren an ihr Herz zu drücken.
Doch plötzlich wich erſchrocken ſie zurück:
Nicht Freyer's ſtrahlend ſchöne junge Züge
Trug jener Fremdling, der ſich ernſt ihr nahte.
Mit finſter'm Blick und tief gefurchter Stirn
Stand da ein and'rer, und das Freudenroth
Auf ihrer Wange fühlte ſie erbleichen
Vor ſeinem Auge, das ſie forſchend anſah.
Nicht Freyer's Stimme klang von ſeinen Lippen
— O grauſam jede Stimme, welche nicht
Die ſeine war —: „Was macht Dich beben, Gerda?
Gaſtfreiheit war die Perle in der Krone
Von Midgard, und auf ſeiner Schwelle lachte
Das freundliche Willkommen. Warum ſchweigſt Du?
Wenn je ein Gaſt Dir Furcht und Angſt einflößte,
Ließ keinen Gruß er übrig?"

„Sei gegrüßt,"
War ſtammelnd ihre Antwort; doch der Ton
Glich nicht dem Gruß von früher, als willkommen
Noch Jeder war, erwartet Keiner wurde.
Die Augen ſchlug ſie nieder, damit nicht
Die Thränen von getäuſchter Hoffnung zeugten.

„Nicht fürchte mich," ſo klang es freundlich tröſtend
Aus Odin's Mund, „laß Deine Thränen fließen;"
Und auf ihr ſchönes Antlitz niederblickend,
Vergab ſein Herz im Stillen Freyer's Schuld.
Sanft ihre Hände faſſend, fuhr er fort:
„Gerda, ich weiß, was früh Dich Morgens weckte,
Was bang Dich ſtarren macht in's Abendroth,
Ich weiß, wen Du verlangend hier erwarteſt,
Doch ach, Du weißt es ſelbſt nicht. Fragteſt je
Du, wo der Fremde herkam, den Du liebteſt?"

„Da ich ihn liebte, wozu ſollt' ich fragen?"

„Doch wenn die Antwort eine Scheidewand
Errichtet hätte zwiſchen Dir und ihm?"

Es war, als ob ſich einen Augenblick
Ihr Herz zuſammenzog; vermochte denn
Sie beide irgend Etwas je zu ſcheiden?
Doch dann glitt ihr der Sonnenſchein des vollen
Vertrauens wie ein Lächeln über's Antlitz:
Nichts trennte ſie. Und faſt vermeſſen ſprach ſie:
„Wo iſt die Wand, die Liebe trennt von Liebe?
Wer er auch ſei" — und ihre Augen ſtrahlten —
„Er iſt und bleibt der Eine, den ich liebe.
Woher er kommt? Wie finſter auch der Ort,
Als ſeine Heimath wird er hell mir ſcheinen."

„Die Trennung, die ich meine, ach, iſt weiter,
Als ſie die Erde machen kann. Kein Kind
Der Erde, die Dich trägt, nicht Deinesgleichen,
Ein Sohn der Götter iſt er; nimmer darf
Er leben, Menſch wie Du, im Staub der Welt."

Nur ſtolze Freude lag in ihrer Stimme,
Nicht Schreck: „Doch lieben darf ich ihn und lieben
Will ich ihn nun — und bis in Ewigkeit,
Wie er mich liebet; trennen kann nicht Erde
Noch Himmel unſ're Herzen von einander;
Und iſt er ſelbſt ein Gott, ſo ſtehet ja
Bei ihm die Macht, die Erd' und Himmel beide
Ihm unterwirft, dann kann ja kein Verbot
Für ihn, der ſelber der Befehl iſt, gelten."

Ein trüber Zug umſpielte Odin's Lippen.
So hatte ja Laufeja's Mund geſprochen
Zur Stunde, die zum harten, ew'gen Streit
Mit dem Geſchlecht der Rieſen rief die Götter.
Er hatte ja geliebt, — und waren ſie
Nicht doch geſchieden? Sagen durfte er:

„Das meine nicht; auch für die Götter gilt
Ein ew'ges Recht, das Keiner ſchänden darf;
Wer das Geſetz ſchafft, der iſt auch ſein Diener. —
Hör' auf mein Wort: Allvater nennt man mich,
Weil ich zu Herzen nehme Aller Loos;
Sollt' ich mein Kind zum Böſen leiten wollen?
Nicht grauſam bin ich, wo ich Dir die Binde
Abnehme von den Augen und Dir zeige,
Wie nie auf Erden Freyer's Pfad und Deiner
Sich kreuzen dürfen. Ich will nur Dein Heil
Und Aller Heil."
Ungläubig ſprach ſie: „Aller!
Was nützt und ſchadet meine Liebe ihnen?"

„Was dieſe Lieb' erkaufte, war Verbrechen,
Sie iſt die Wurzel, daraus wachſen wird
Ein Baum von Schuld und Schmerzen, deſſen Zweige
Das ganze Erdreich überſchatten werden —
Wenn leben bleibt ſein Keim. Sieh' um Dich her,
Wie ſchön, wie friedlich blühend iſt noch Alles,
Was Dich umgiebt, — Du wollteſt jenen Frieden
Zerſtöret ſeh'n, gebrochen jene Blüthe?"

Sie ſchwieg und ohne Regung ſtand ſie da.
Ihr Auge hing voll Angſt an Odin's Zügen.
Verſtand ſein Herz noch jenes Blickes Sprache?
Erbarmung leuchtete von ſeinem Antlitz,
Und peinlich war ihm, was er reden mußte;
Was Rettung brachte, doch ſo grauſam ſchien.
Vom Leid der Zukunft ſprach er, von dem Tod,
Der mit der Sünde käme, wenn die Menſchheit
Nicht mehr im Schutz Walhallas ſtehen dürfte.
Die Stimme bebte ihm vor Wehmuth, doch
Dann fuhr er tröſtend fort: „An Freyer's Schuld
Haſt Du kein Theil gehabt, nicht theilen ſollſt Du
Die Strafe Freyer's; und das Schmerzensjoch
Sollſt Du nicht tragen. Mit dem Götterſtabe,
Der ewiges Vergeſſen Dir verleiht,
Will ich Dein Herz berühren, daß es werde
So ruhig wie vordem; Dein Angeſicht
Wird blüh'n in ew'ger Schönheit, ew'ger Jugend." —

„Wird er es ſchauen?"
„Du wirſt ihn vergeſſen;
Gleichwie das Sonnenlicht, das von den dunklen
Gewitterwolken, die es kurze Zeit
Verfinſtern, Nichts mehr weiß, ſo wird ſein Bildniß
Verbleichen und vergeh'n in Deinem Buſen."

Und ſchneidend klang ein ſchriller Schmerzensſchrei
Von ihren Lippen: „Ihn vergeſſen!" rief ſie

Und preßte auf ihr pochend Herz die Hand,
Als wollte ſie den heil'gen Schatz behüten,
Den es in ſeiner Tiefe barg. „Ich ſollte,
Daß Freyer mich geliebet, nicht mehr wiſſen, —
Daß Seligkeit an ſeiner Bruſt ich ſchmeckte?
In ſeinem Rauſchen ſollte nicht der Wind
Mehr flüſtern von dem Lied, das er einſt ſang;
Das Bächlein ſollte ſchweigen und mich nicht
Erinnern an das Licht, das heller war
Als je das Licht der Sonne, — an die Sonne
In ſeinen Augen! Nicht mehr träumen ſollt' ich
Von ihm! — Ach, ſo Du Vater biſt in Wahrheit,
Erbarmung! heiſche mehr nicht als mein Leben:
Mein Glück."
„Und ehe Freyer zu Dir kam,
Als noch die Leidenſchaft Dir nicht genaht,
Warſt Du nicht glücklich? Schlug Dein Herz nicht friedlich?
So jagend jetzt! Wie hell Dein Auge ſtrahlte! —
Da kannteſt Du noch nicht der Trennung Thränen."

„Auch keine Freude noch des Wiederſehn's."

„Nicht Einſamkeit."
„Auch kein Zuſammenſein."

„Und lohnt der kurze Preis ſolch langes Opfer?
Auf Deiner Wange wechſelt Todesbläſſe
Ab mit dem Roth der Spannung; zitternd fragſt Du
Beim Schallen jedes Schritts: iſt's nicht der ſeine?
Unruhig ſinkſt Du Abends auf Dein Lager,
Und wo Du beim Erwachen ihn nicht findeſt,
Begrüßeſt Du mit Thränenthau den Morgen,
Der einſt Dich weckte aus traumloſem Schlaf.
Nicht glücklicher hat Dich gemacht die Liebe."

„Du ſprichſt — und ſchwach ſind Deine ſtärkſten Worte —
Zu ſchwach, je mein Verlangen zu beſchreiben
In Stunden, wo er fern iſt, — Du vergiſſeſt
Die Stunde, wo an ſeiner Bruſt ich ruhte."

Bewegt ſah Odin lang ſie an; ihm war,
Als ob vergang'ne Zeiten wiederkehrten,
Als ob Laufeja's Lippen wieder lachten. —
Sein Blick glitt über Midgard's grüne Auen;
Sein Geiſt ſah, wie der Tod darüber hinſchritt,
Verwüſtend ihre Schönheit; nebſt dem Tode
Jedoch erhob ſich noch ein and'res Bild,
Unzähl'ge Formen tragend, aber alle
Entſprungen aus derſelben großen Liebe.
Als heiße Gattenliebe, Freundestreue,

Als Kindesehrfurcht, Schweſterinnigkeit
Sprach dieſes Bild, als ein die Menſchenherzen
Erhebendes Gefühl ſtets. War es beſſer,
Es eine kurze Zeit zu kennen, als
Gefühllos ſein die ungezählten Jahre?
Des Lebens Dauer, ward ſie denn bezahlt
Mit ſeinem Heil? Noch beſſer war es, grauſam
Die Muſchel zu zerbrechen, als wenn ewig
Die Perle d'rin verborgen blieb!
„Wohlan,"
Klang endlich langſam es von ſeinen Lippen,
„Des Wiſſens bangſte Pflicht und größtes Vorrecht
Sei, Gerda, Dir verlieh'n; der Schleier falle;
Steh' wiſſend vor der Zukunft düſter'm Kreuzweg,
Wähl' Deinen Pfad, des Zieles Dir bewußt.
Ich zwing' Dich nicht; was Heil verleiht, muß frei ſein,
Selbſt Sonnenlicht ſchmerzt das verweinte Auge,
Und Fluch wär' uns ein Segen, den wir haßten.
Die unverletzte Ruhe kannteſt Du,
Die Schmerz noch Sorge ſtörte, worin Angſt
Nicht bebte, — die das höchſte Glück mir ſchien.
Du kannteſt auch das Glück, das Deinem Herzen
Die Liebe geben konnte, ihre Freude,
So ſchnell verflogen und in Furcht genoſſen,
Mit ängſtlicher Gefahr gekauft, mit Thränen
Bezahlt und ſtets bedrohet durch den Tod.
Du kennſt das Heil der Sterblichen; ſo wähle
Denn zwiſchen Lieb' und Leben; fühlen kann
Das Menſchenherz nicht, ohne auch zu brechen."

„Nie ſollt' ich den Geliebten wiederſeh'n?"

„Du haſt ihn lieb gehabt, haſt ausgenoſſen,
Der Freude voller Becher iſt geleert,
Von ſeinem Labſal nur Erinn'rung übrig.
Voll ſteht der Schmerzenskelch an Deinen Lippen, —
Willſt Du ihn trinken? — nicht für Dich allein,
Du wählſt für Alle, die auf Erden athmen."

Die Seele, die in ihren Augen glänzte,
Sie ſuchte ſeine Seele und dann beugte
Das Haupt ſie und ſie flüſterte: „Mein Vater,
So laß ſie lieben denn — und laß ſie ſterben."

# Aus der Hauptstadt.

Ausstellungen und kein Ende. — M. G. Kondratenko. — Zwei russische Marinemaler: Rufin Sjudkowski und Iwan Aiwasowski. — Die Klever'sche Ausstellung. — Ein Salon- und Boudoirmaler: K. Makowski. — Eine „büßende Magdalena" und ein „Christusbild". — N. Sjuchorowski und Makarow. — Einige Worte über die „XIV. Wanderausstellung" und die „III. Universale Akademische Ausstellung".

St. Petersburg, Mitte Juni.

Ihnen von der hinter uns liegenden Kunstsaison zu berichten — das ist der Zweck der diesmaligen Plauderei „Aus der Hauptstadt", zu einer Zeit, wo unsere vielen Maler und wenigen Bildhauer längst schon davongeflattert sind, nach allen Himmelsrichtungen hin.

Könnte ich auch viel erzählen von dem echten, unverfälschten Sommer und seinen diesjährigen Freuden und Leiden innerhalb und außerhalb der Stadt, und von den mancherlei Dingen, die uns in diesen Hundstagen interessiren, und von den noch zahlreicheren Dingen, die uns interessiren müßten, es aber nicht thun — wohl oder übel ist eine Unterlassungssünde gut zu machen, und so wollen wir uns denn mit dem gemalten Sommer nicht blos, sondern auch mit den gemalten übrigen Jahreszeiten beschäftigen und all den Dingen, die den russischen bildenden Künstler interessirt haben und die er mit Pinsel und Meißel zu fixiren und zu verkörpern einen — oft nicht ganz begreiflich erscheinenden — Drang verspürte.

Und diese Aufgabe, von unserer letzten Kunstsaison zu berichten, ist wahrlich keine leichte und kleine: begann die Saison doch bereits zu einer Zeit, wo die letzten Bilder der russischen Section auf der Antwerpener Ausstellung noch nicht heimgekehrt waren und dauerte sie doch noch fort, als bereits die Exponenten unserer an der Berliner Jubelausstellung theilnehmenden Künstler auf der Reise nach der Metropole des deutschen Reiches begriffen waren.

In der That, von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl unserer berufenen und unberufenen Aussteller und Ausstellungen zu und auch die Zahl der Besucher dieser letzteren, obschon nicht gleichzeitig die der Käufer: die „schlechten Zeiten" gestatten nicht immer, das Entzücken über das eine oder andere Werk in einer

dem Autor willkommeneren Weiſe zu documentiren, als blos in ſchmeichelhaften Redensarten und bewunderungsvollen Interjectionen. . . .

Viel, ſehr viel wurde ausgeſtellt und Sie können natürlich nicht erwarten, daß ich Ihnen irgend wie ausführlich von Allem erzählen ſollte, was der Petersburger vom October 1885 bis zum Mai 1886 auf dieſem Gebiete zu ſehen bekam: wohl ein gutes Tauſend Kunſtwerke mögen es geweſen ſein; angefangen bei Sonderausſtellungen, wie die Makarow's und die Sſuchorowſki's, wo es nur je ein Bild zu ſehen gab, bis zu der III. allgemeinen akademiſchen Ausſtellung, wo der Katalog gegen 350—400 Nummern aufwies.

Der allgemeine Eindruck war ein recht erfreulicher: reges Schaffen; neben mancherlei Auswüchſen ein hübſches Streben; ein friſcher Geiſt neben allerdings auch Separatismus und Coterienweſen — man konnte im Ganzen wirklich zufrieden ſein; aber einen «clou», einen Senſationserfolg, wie ihn z. B. Repin in der vorigen Saiſon mit ſeinem Gemälde „Iwan der Schreckliche an der Leiche ſeines von ihm erſchlagenen Sohnes" hatte — das gab's in dieſem Jahre nicht.

* * *

Doch, um Sie davon zu überzeugen, daß es auch hier endlich einmal Etwas „geben" ſoll, ſo will ich nun wirklich beginnen und zwar mit dem jüngſten der Einzelausſteller, mit dem Ihnen ſchon bekannten Landſchafter M. G. Kondratenko, der auch in chronologiſcher Hinſicht den Reigen eröffnete.

Sie erinnern ſich wohl noch deſſen, was hier über dieſen jungen Künſtler vor Jahr und Tag geſagt wurde anläßlich ſeiner erſten Ausſtellung, wo er zum Beſten des Fonds des Lermontow-Denkmals eine hübſche Collection von Studien und Bildern aus dem Kaukaſus dem Publicum zugänglich machte, natürlich nicht blos um jenes wohlthätigen Zweckes willen, ſondern auch, um die Waare ſo bequemer an den Mann bringen zu können. Und das iſt das Heikle an der Sache.

Es giebt ja mancherlei Wege, die nach dem Rom der Künſtlercarrière führen, oder in den Hafen eines behaglichen und ſicheren Daſeins mit feſter Kundſchaft und einem „ſtylvoll" ausgeſtattetem Atelier. Regelmäßige Sonderausſtellungen ſind einer dieſer Wege und ihn ſcheint Herr Kondratenko gewählt zu haben. Leider — denn ſeine Kunſt muß dadurch beeinträchtigt werden.

Da zieht man im Frühjahr hinaus in die Berge und Steppen und ſkizzirt und componirt und malt und malt, um zum October ſo ein, zwei Dutzend neuer Bilderchen und Bilder fertig zu haben und ſie ausſtellen und zum Theil wenigſtens verkaufen zu können; erwirbt ſo einige Tauſend Rubel, die Einen bis zur nächſten Ausſtellung über Waſſer halten u. ſ. w. — bis, bis einmal ſich Alle davon überzeugt haben, daß es ja gar keine neuen Bilder ſind, ſondern die alten Motive mit den altbekannten Licht- und Schattenſeiten.

Von Jahr zu Jahr Fortſchritte machen, iſt einem Maler, der ſchon eine gewiſſe Poſition errungen hat, nicht gut möglich: viel eher arbeitet er ſich in eine gewiſſe Manier hinein, an der ſchließlich ſein ganzes Können ſcheitert.

Kondratenko iſt freilich noch immer derſelbe treffliche Zeichner und ſeine Technik iſt dieſelbe vorzüglich ſaubere und einfache; aber derſelbe mittelmäßige Coloriſt iſt er auch noch immer: Sonnenſchein zu malen, hat er inzwiſchen noch nicht gelernt, und kalt und froſtig und reich an den mißlichen blauen Tönen in verſchiedenen Nüancen und Combinationen ſind die Bilder nach wie vor. Naturwahrheit — das iſt's vor Allem, was ſeinem Colorit fehlt. Da war z. B. auf ſeiner letzten Ausſtellung ein kleines Bildchen: Revals nebelumhüllte Silhouette, vom Catharinenthal'ſchen Strande aus geſehen. Nicht nur, daß hier der erſte Plan mit dem Tone des Hintergrundes gar nicht harmonirt, ſo unterſcheidet er ſich auch durch Nichts von dem einiger Motive aus dem Kaukaſus. . . . Eins war aber recht erfreulich: Kondratenko hat ſeine frühere Kraft in der Darſtellung von Mondlicht-Effecten — denen er ſeinen Ruf überhaupt verdankte — wieder gewonnen und ſie gar noch entwickelt, indem er ſich jetzt einfacherer Mittel bedient. Das beſte Gemälde dieſer Art von ihm befand ſich übrigens nicht auf dieſer Sonderausſtellung, ſondern auf der univerſalen akademiſchen Frühlingsausſtellung, die er mit einer großen Leinwand „Mondnacht in Bachtſchiſſarai" beſchickt hatte, einem Bilde voll tiefer Poeſie und fein künſtleriſchen Realismus. . . .

Hoffen wir, daß wir in der nächſten Saiſon — keiner Kondratenko'ſchen Sonderausſtellung begegnen werden, im Intereſſe des Künſtlers ſelbſt, der alles Zeug dazu hat, etwas Namhaftes und Bleibendes zu leiſten.

* * *

Wie anders berechtigt erſchien da eine zweite Sonderausſtellung, die in demſelben Monat in den Sälen der Akademie der Künſte ſtattfand und die den Manen eines todten Malers galt. . . .

Am Ende des Saales, der uns mitten im November ſo frühlingsmäßig empfing mit ſeiner Decoration aus immergrünen Pflanzen, blickte aus ſchwarzer Draperie und Lorbeerſträuchern ein lebensgroßes Männerportrait auf uns herab; der Mann mit dem treuherzigen Ausdruck und dem ſinnenden Auge, mit der hohen Stirn und der feingebildeten Hand, den es darſtellte — es war Rufin Sſudkowſki, der allzu früh verſtorbene Schöpfer all der Gemälde, Bilder, Skizzen und Studien, die, weitaus über 100 betragend, hier zuſammengebracht waren, um noch einmal, zum letzten Male, beredtes Zeugniß abzulegen von dem großen Können und der ſchönen Kunſt deſſen, der Rußlands größter Marinemaler geworden wäre, wenn nicht, wie Ihnen bekannt, der grauſame Tod allen Hoffnungen plötzlich ein „Veto" entgegengeſetzt hätte.

Sie kennen den Maler, ſeinen Lebenslauf, ſein Schaffen und Wirken aus früheren Briefen „Aus der Hauptſtadt". Darum bleibe vielfach Geſagtes heute unwiederholt.

Nur Eins ſei bemerkt: Wer ein Freund der Kunſt iſt und ſpeciell ein Freund Sſudkowſki's — für den war jene Ausſtellung im höchſten Grade intereſſant. Der Eine hatte hier Gelegenheit, höchſt intereſſante Studien anzuſtellen

über die Entwickelung eines Malers überhaupt; der Andere — ſich davon zu überzeugen, wie grundlos gehäſſig und häßlich all das Gerede und Geklatſche war, das da empört that darüber, daß man von Sſudkowſki nur Studien und Skizzen zu ſehen bekäme und das ſo überaus leichtfertig um ſich warf mit ſchwerwiegenden Worten, wie „Plagiat“ und „Imitation“ und wie ſonſt die Ausgeburten erhitzter Brodneidphantaſie hier heißen mochten. Auf dieſer poſthumen Ausſtellung gab's Studien und Skizzen in Hülle und Fülle; Studien und Skizzen, die vom Ringen und Schaffen des todten Malers in zwiefacher Weiſe Zeugniß ablegten: einmal in ſo fern, als man ſich jetzt davon überzeugen konnte, daß er keins ſeiner großen, hier von mannigfachen Ausſtellungen her wohlbekannten Bilder ohne viele fleißige Studien direct nach der Natur gemalt hat, und dann, weil dieſe Ausſtellung uns insbeſondere trefflich die verſchiedenen Phaſen des Schaffens des todten Künſtlers vor die Augen führte.

Da hingen z. B. am Ende des Saales, faſt einander gegenüber, rechts ein Sonnenſchein-Effect auf bewegtem Meere und links der „Hafendamm von Odeſſa“. Verglich man beide Bilder mit einander, ſo wollte man nicht glauben, daß ſie ein und derſelbe Maler gemalt: rechts — der reine Aiwaſowſki; links — nun, links der reine Sſudkowſki, als würdiger Rivale eines Andreas Achenbach, an deſſen im vorigen Jahre bei Gaupie in Paris erſchienenen und wohl auch vielen der Leſer der „Nordiſchen Rundſchau“ zu Geſicht gekommenen Stahlſtich einer „Brandung am Hafendamm“ das Gemälde auch ſeinem Motive nach erinnert, ohne deshalb irgend Etwas an Eigenart in Technik und Colorit zu verlieren. . . . Welche Luft, welches Leben, welche Bewegung, welch Colorit in dieſem meiſterhaften Sturmbilde — dem letzten, das der Maler gemalt und das hier noch, ganz ebenſo wie ſeine große „Neunte Welle“, unbekannt war — eine wahre Rhapſodie des Meerlebens, eine Symphonie von Sturm- und Wogengebrüll, in der das ſtarre Felsgeſtein den Grundton bildet. . . .

Gegenüber dem anderen Bilde dachte, wie geſagt, Jedermann ſofort an Aiwaſowſki. Und in der That, es gab da gar manche Bilder, Studien, Skizzen zu Lande und zu Waſſer — und ſie waren nicht die beſten und ſie zeigten ein altes Datum — die an den Veteranen unſerer Marine- und Südrußland-Maler erinnerten: ja, mehr als das — die ganz ſeinen Stempel trugen. Doch mitten zwiſchen ihnen begegneten wir, aus ganz derſelben Epoche Sſudkowſki'ſchen Schaffens, anderen Arbeiten, die ſchon deutlichſt ein eigenartiges Beſtreben bekundeten. . . .

Andere wieder, die riefen wohl dem einen oder anderen Bilde gegenüber aus: „Der reine Bogoljubow!“ Gewiß — es zeigten dieſe Bilder dieſelbe Art der Farbenauftragung — aber war darum das Talent, das in ihnen zu Tage trat, wohl minder groß? Man vergaß ja immer, daß man es mit einer eine Wirkſamkeit von 15 Jahren umfaſſenden Ausſtellung zu thun hatte. Und daneben ſtieß man auf ſo gar Vieles, was weder an Aiwaſowſki, noch an Bogoljubow, noch an Kuindſki oder Beggrow, Orlowſki oder Achenbach erinnerte, ſondern was durchweg einzig und allein Sſudkowſki war.

Wer bei uns hat denn sonst noch eine „Neunte Welle" — die jedes Mal mächtigste und stärkste bei der Brandung nach einem Sturm — so packend und gewaltig dargestellt? wer noch so ohne jegliche mit verschiedenen Lichteffecten operirende captatio benevolentiae ein riesengroßes Bild der „Darjal-Schlucht" gemalt, von der es schon wenigstens ein Dutzend verschiedener Bilder giebt?

Wer ist so zu Hause und verwachsen in und mit dem Leben des Meeres bei Sonnenschein und Regen, bei wildem Sturm und unheimlicher Stille nach und vor ihm, bei schwüler, sommerlicher Windstille und bei melancholischer, wolkenschwangerer Herbstdämmerung?

Die trübe, düstere, gewitterdrohende oder aber einförmige, melancholische Schlachtwetter-Stimmung ist jedoch Sudkowski jedenfalls die geläufigste und liebste gewesen: die Tragik seines so plötzlich abgelaufenen Künstlerlebens macht sich auch hierin geltend und mit tiefer Wehmuth nur verweilte man daher vor den verschiedenen Skizzen aus Finnland und seinen Skären, wo vor nicht ganz drei Jahren der junge Künstler seine Flitterwochen verleben konnte. . . . Und anderthalb Jahre später begruben sie ihn in seiner Vaterstadt Otschakow. . . .

* * *

Es wurde soeben wiederholt der Name Aiwasowski genannt und mit dem Sudkowski's zusammengestellt, und wir haben hier gleich Gelegenheit, es noch einmal zu thun, denn kaum war die posthume Ausstellung des jüngsten unserer Marinemaler geschlossen, so wurde die des ältesten derselben in den nämlichen Sälen eröffnet.

Die Fruchtbarkeit, die Prof. Iwan Aiwasowski noch immer entwickelt, ist geradezu erstaunlich; im Alter von ca. 75 Jahren, trotz 50jähriger unermüdlicher Thätigkeit, war er im Stande, nach nur zwei oder drei Jahren dem Petersburger wiederum gegen 30 neue Gemälde vorzuführen, darunter einige von sehr großem Umfange. Freilich, wer der tour de force beigewohnt, die der Künstler vor Jahr und Tag in der Akademie, in einem Kreise von Zöglingen derselben, ausführte, wo er im Verlaufe von drei Stunden auf einer ca. 1 Quadrat-Meter großen Leinwand ein Bild hervorzauberte, eine wildbewegte See, in Grau-in-grau-Stimmung, mit einem Schiff in drohendster Gefahr, wie wir es ähnlich auch schon auf mancher seiner Ausstellungen gesehen — der wird weniger erstaunt sein, denn er war Zeuge der wirklich beispiellosen Technik, über die Aiwasowski verfügt, eine Technik, die allerdings mit Routine Verwandtschaft zeigt und einer Manier in Conception und Ausführung Vorschub leistet, die aber auf die große Masse doch nie ohne Wirkung bleibt.

Und nicht blos bei uns. Auch im Auslande hat Aiwasowski, bis nach Amerika hinein, noch stets viel Beifall gefunden und so auch zu Beginn des letzten Winters wieder, wo er in mehreren Großstädten und Curorten, zuletzt in Nizza, Ausstellungen veranstaltete, denen theilweise ein geradezu enthusiastisches Lob gespendet wurde. Oder ist's nicht enthusiastisch, wenn ein südfranzösischer Dichter in einem dem russischen Marinemaler gewidmeten Sonette singt:

«Vous fixez l'impalpable et créez l'infini;
Vous leur donnez votre âme, et vous, mortel béni,
La nature vous dit ses secrets à l'oreille . . .»

Was wohl Aiwaſowſki ſelbſt dazu meinen mag: „Die Natur flüſtert Euch all ihre Geheimniſſe in's Ohr"? . . .

Als er am 10. Januar d. J. ſeine Ausſtellung den Zöglingen der Akademie zugänglich machte und inmitten der jungen Künſtlerſchaar und ſeiner Bilder an die Schüler eine ſehr bedeutſame Rede richtete, da hieß es u. A in ihr:

„Bemüht Euch ſtets, ſo realiſtiſch als möglich zu ſein, bis Ihr einen ſolchen Vorrath an Erforſchung und Kenntniß der Natur in Euch aufgenommen, daß Ihr ein Recht habt, frei zu ſchaffen und frei Eure perſönlichen künſtleriſchen Eindrücke auf der Leinwand zu fixiren. Zu meinem Bedauern muß ich geſtehen, daß ich ſelbſt allzu früh aufgehört habe, die Natur zu ſtudiren mit all der erforderlichen realen Strenge und Gewiſſenhaftigkeit; daraus auch erklären ſich die Mängel und die Verſündigungen an unbedingter künſtleriſcher Wahrheit, die mir meine Kritiker vollkommen berechtigter Weiſe vorwerfen. Dieſer Mangel wird nicht einmal ausgekauft durch die tiefe Ueberzeugung, mit der ich meine Eindrücke wiedergebe, noch durch die Technik, die ich mir im Laufe von funfzig Jahren unermüdlichen Arbeitens angeeignet habe. Wie mächtig aber das Studium der Natur iſt, und ihr Copiren, ſo zu ſagen, davon konnte ich mich noch dieſer Tage überzeugen, als ich die Studien eines unſerer begabteſten Künſtler (es war wohl Profeſſor W. D. Orlowſki gemeint; er hat ſich in dem letzten Jahre vornehmlich der Marinemalerei zugewandt) zu bewundern Gelegenheit hatte, der jetzt mit erſtaunlicher Gewiſſenhaftigkeit am Ufer desſelben Schwarzen Meeres gearbeitet hat, das der Gegenſtand zahlreicher meiner Bilder war."

Aufrichtig geſtanden — an der diesmaligen Ausſtellung des alten Aiwaſowſki waren mir eigentlich dieſe Scene und dieſe Rede das Liebſte und Intereſſanteſte.

Selbſtlos und beſcheiden ſprach ſo der Siebenzigjährige im Kreiſe der oft nur allzu ſelbſtbewußten heranwachſenden Generation; rückhaltslos ein Selbſtbekenntniß ſeiner Mängel ablegend, das Können Anderer anerkennend; aber ſo auch gleichzeitig beweiſend, wie hoch und werth ihm die Kunſt gilt, wie ernſt er es mit ihrem Dienſte nimmt; ſo, endlich, auch ſeine — „Kritiker" entwaffnend. . . .

Uebrigens fanden ſich dieſes Mal neben großen phantaſtiſchen Gemälden voll decorativer Compoſition und gewagten coloriſtiſchen Effecten, wie das „Gewitter", das uns die Farbenwirkung hinter Wolken aufzuckender Blitze zeigte, und der wie die Schlußdecoration einer großen Ausſtattungsoper ſich ausnehmende „Untergang von Herculanum und Pompeji", und neben einigen ſeiner bekannten farbenſchillernden Sonnenauf- und untergangseffecte auch mehrere Bilder, aus denen uns wirkliche Natur, ohne Phantaſterei und farbenglühende Schwärmerei, entgegenwehte. . . .

Man muß eben die Künſtler nehmen, wie ſie genommen werden wollen,

und ſo wollen auch wir den jugendfriſchen greiſen Aiwaſowſki nehmen als den ſchwärmeriſchen, phantaſtiſchen, poetiſirenden Optimiſten, als welchen er ſich uns allezeit gegeben hat, in ſeinen früheren, wie auch in den allerletzten Bildern. Wir wollen hier auch nicht die gewiß doch recht nahe liegende Parallele ziehen zwiſchen den Bildern des ſoeben beſprochenen realiſtiſchen und — wie die ganze moderne junge ruſſiſche Kunſtwelt, ob ſie nun mit Pinſel oder Feder arbeitet — ſtark peſſimiſtiſch angehauchten Sſudkowſki und denen ſeines einſtigen Lehrers.

Wer erkennt nicht den Idealiſten in den meiſten der farben- und lichtdurchſtrahlten Bilder Aiwaſowſki's, den Idealiſten und Optimiſten, dem ſelbſt in Momenten ſchwerſter Kämpfe der Elemente Welt und Natur noch immer ein freundliches, faſt möchte man ſagen „roſiges“ Geſicht zeigen?

* * *

Auch Prof. Jul. v. Klever veranſtaltete in dieſem Winter wieder eine Sonderausſtellung. Mancher griff ihn dieſerhalb an, weil wir in den Räumen der „Geſellſchaft zur Förderung der Künſte“ nur wenig Neues von dem baltiſchen Landſchaftsmaler par excellence zu ſehen bekamen. Aber der Vorwurf war nicht zutreffend: wir begegneten unter den ca. 50—60 Nummern, die den Zeitraum von 1868—85 umfaßten, alſo ſo ziemlich die ganze Künſtler-Carrière des Profeſſors, allerdings manchen alten, lieben Bekannten, wiewohl in anderem Gewande, aber andererſeits nicht nur einigen neuen Motiven, ſondern — und zwar vor Allem — einer ungemein reichen Anzahl von Studien, die doch den Allermeiſten neu ſein dürften, neu und intereſſant.

Denn es gilt hier dasſelbe, was erſt von der poſthumen Sſudkowſki-Ausſtellung geſagt wurde: ſolche Einzelausſtellungen ſind äußerſt lehrreich und nur in dieſer Art eigentlich erſcheinen ſie voll und ganz berechtigt. Wir bekommen da einen tiefen Einblick in den Schaffensproceß des Malers; wir können ihn da belauſchen in ſeinem vertraulichſten, intimſten tête-à-tête mit der Natur — ich ſpreche hier in erſter Linie natürlich von der Landſchaftsmalerei —; wir ſehen hier, wie er mit ihr verkehrt, wie ſie ſich ihm giebt, ohne Zwang, sans gêne. Da giebt's keine Nebengedanken an die Toilette, keinen äußeren Apparat; da ſchwindet jeder Gedanke an den Styl und die Färbung des künftigen Rahmens, an die Decoration der Wand, an der das Gemälde einſt hängen, an die kunſtvolle Lampe, die es einſt beleuchten ſoll. . . . Vor einer Studie erfaßt uns meiſt ſo eine Art weihevoller Stimmung, eine Ahnung deſſen, was der Künſtler gelobt in jener Stunde heiliger, urſprünglichſter Schaffenskraft; ſeine Seele ſpricht zu uns aus ihr heraus, und die Reize der jungfräulichen Natur, die auf ihn gewirkt, ſie nehmen auch uns beſonders gefangen, weil ſie unmittelbarer und friſcher an uns herantreten.

Aber vielleicht eben darum geizt der Künſtler — obſchon allein dadurch das Verſtändniß für ihn ganz geweckt wird — gemeinhin mit der öffentlichen Ausſtellung ſeiner ſchönſten Momente: er hält das wohl für eine Profanation

derſelben und er ſucht daher die Lieblinge ſeines Herzens zu ſchützen vor indiscreter Neugier; um ſo mehr, als dieſe in ihrem Unverſtande oder ihrer Bosheit erbarmungslos mit Füßen tritt, was ihm lieb und werth und theuer.

Allerdings hat letzteres, wer ſo virtuos Studien malt, ſo fein ausführt bei aller breiten Pinſelführung, wie Klever, wohl kaum zu fürchten.

Manche von ihnen ſind für den Kunſtfreund geradezu „Leckerbiſſen“, wie namentlich auch zwei Motive vom Brigittenkloſter in Reval; aber das Allermeiſte war überhaupt nicht zu haben: es war ſchon verkauft oder wird gar nicht verkauft. Um ſo dankenswerther aber war dieſes jüngſte Ausſtellungs-Unternehmen unſeres berühmten Landsmannes, der ſoeben aus Berlin zurückgekehrt iſt, wo er als Commiſſionair der K. Akademie die ruſſiſche Section auf der dortigen Jubelausſtellung organiſirt hat.

* * *

Und jetzt führe ich Sie in eine eigenartige Ausſtellung. Es iſt, als träten wir in einen Salon der ariſtokratiſchen Hôtels und Palazzos an den Quais, an der Sſergijewſkaja, an der Fontanka. . . . Koſtbare Schreine, ſtylvolle Seſſel, üppige Ottomanen, herrliche Draperien aus Plüſch oder Gobelin, ſchwellende Teppiche, zottige oder ſeidenweiche, glänzende Felle, blinkende Statuen aus ſchneeweißem Marmor und edler Bronze, mächtige Palmen und rieſengroße Blattpflanzen, Veilchenduft und Heliotrop-Parfüm . . . Und mitten d'rin, in den kleidſamſten, zarteſten oder majeſtätiſchſten Toiletten, hier aus Batiſt und lichter Seide, da aus ſchwerem, farbenſattem Sammet, mit Blumen und Federn, mit Geſchmeide und Spitzen geſchmückt, die wohlbekannten, bei allen Premièren, bei fahſionablen Concerten, auf dem Turf-Platz, im Engliſchen Park zu Peterhof und in ſonſtigen Heimſtätten unſerer Beaumonde anzutreffenden lieblichen, holdſeligen oder ſtolzen Marmorbildniſſen gleich kalten Tänzerinnen vornehmſter Namen oder ſolcher, die ſchon von Weitem den Schimmer des Goldes vor ſich her leuchten laſſen. . . . Und dann wieder ſehen wir dieſelben Damen von Welt auf einem Maskenball, auf dem ſie alle in prunkender, juwelenſtrotzender, farbenblendender, altruſſiſcher Bojarinnentracht erſchienen ſind.

Wo ſind wir? Nun — nicht in einem jener Salons unſeres high life, ſondern in den Sälen des „Salzdépôts“, und jene reichen Ausſtattungen, jene lieblichen oder hinreißenden, ſtrengen oder kalt zurückweiſenden Mädchen und Frauen, jene holdſeligen, geputzten Kinder — es ſind lauter Portraits, die Konſtantin Makowſki, unſer Schönmaler par excellence, gemalt; der „ruſſiſche Makart“, wie er oft genannt wird, da er mit dem verſtorbenen Wiener Künſtler Vieles gemein hat, Fehler ſo gut als Lichtſeiten; der in Antwerpen preisgekrönte Maler der „Bojarenhochzeit“ und der „Nixen“ — er iſt's, der uns hier die Toilettenphantaſien fahſionableſter Damenſchneider ausplaudert.

Portraits ſind alle jene Damen und Kinder und — wenn Sie wollen, ſind ſie doch keine Portraits. Makowſki ſucht ſeine Portraits ſtets zu „Bildern“

zu gestalten und er versteht auf's Graziöseste zu schmeicheln: manche schöne Dame muß sich von Pinseln Complimente gefallen lassen; solche aber, wie sie der Pinsel Makowski's zu sagen weiß, nimmt wahrlich keine übel. Daher auch ist er der Damen-Portraitmaler der Großen Welt.

Zu „Bildern" sucht er aber, der ursprünglich nur Genremaler war, seine Portraits zu gestalten, indem er viel Nachdruck auf geschickt gewählte Accessoires legt und zu ihnen, in der einen oder anderen Weise, die Person selbst in Beziehung bringt.

Prof. Makowski veranstaltete hier zum ersten Male eine große Sonderausstellung und der ganze Charakter seines Könnens und seiner Malweise trat hier denn auch greifbar zu Tage: die brillanten Seiten seiner Kunst, wie seine effectvolle Weise, seine virtuose Technik in der Behandlung aller Stoffe und Materien, die einen schönen Frauenleib schmücken können, ihm das gehörige Relief zu verleihen im Stande sind; sein blendendes, oft kühnes Colorit, die Weichheit und Geschmeidigkeit seiner Pinselführung; aber auch seine Schattenseiten — hier und da eine Nachlässigkeit in der Zeichnung, ein Sichhinwegsetzen über die Anatomie, ein übermäßiges Gewichtlegen auf die Form und Hintenansetzung des Inhalts.

Und sonderbar, wenn man da so ein Stündchen umhergewandert war zwischen den ca. 60 Bildern und Studien, unter denen auch das reine Genre und die Landschaft vertreten waren, so gelangte man zur Ueberzeugung, daß man am liebsten zurückkehrte nicht zu all jenen glänzenden Portraits, denn der Mensch verträgt auf die Dauer nicht so viel Eleganz und Blendung, deren Hohlheit und Ideenarmuth er nur zu bald erkennt; und auch nicht zu den Genrebildern, die eigentlich nur bewiesen, daß Makowski die Genrebilder allein schwerlich zu dem Namen verholfen hätten, den er heute besitzt; noch auch zu den Landschaften, die wieder einmal darthaten, daß es nicht leicht ist, zweien Herren zu dienen und daß man sehr wohl mit der Salonluft auf vertrautestem Fuße stehen kann, ohne daß man deshalb diejenige in Gottes freier, schöner Natur ebenso genau zu kennen braucht — sondern zu den prächtigen, oft breit und kräftig alla prima hingeworfenen Studien, voll frischen, natürlichen Lebens, wie jene mannigfaltigen Köpfe alter und junger Zigeunerinnen und Grusinierinnen, Armenier und Kaukasier; wie die flott und expressiv gemalten Brustbilder einiger berühmter Sänger; wie ein paar reizende moderne Frauentypen. . . .

* * *

Daß die Makowski'sche Ausstellung viel besucht wurde, versteht sich von selbst.

Und viele Besucher hatte auch Herr Ssuchorowski, ein Sensationsmaler, der den „Rummel" gründlich kennt und weder die Sinnlichkeit anzuregen, noch durch allerlei Brimborium zu wirken verschmäht — denn es bringt was ein.

Vor circa drei oder vier Jahren, da malte er uns die Titelheldin des Zola'ſchen Romans „Nana“. Es war wohl keine Nana, aber ein üppiger, nackter Frauenkörper, mit cyniſcher Offenherzigkeit und frivolem Realismus gemalt; auf dem Lotterbette liegend, den Beſchauer ſinnlich angrinſend. Er ſtellte ſie aus bei künſtlicher Beleuchtung und — um die Täuſchung noch größer zu machen — warf er auf einen Stuhl vor dem Bilde einige weibliche Toilettengegenſtände hin. . . . Mehrere Wochen hindurch lief das Publicum dem unzüchtigen Weibsbilde zu; dann rollte der Autor das Bild zuſammen und begab ſich mit ihm auf die Wanderſchaft durch Europa, um, nachdem ihm die Ausſtellungen ſchon ſehr viel eingebracht, ſchließlich das Machwerk in London für einen horrenden Preis zu verkaufen. . . .

Dann machte er ſich daran, ein neues Bild zu malen und — «les extrêmes se touchent» — dieſes Mal wählte er ſich eine — büßende Maria Magdalena. Aha! dachte man: das wird nun wohl eine Nana im Katzenjammer ſein. Indeſſen, wie das erſte Bild keine Nana, ſo war das zweite keine Maria Magdalena.

Es wurde wiederum bei künſtlicher Beleuchtung und außerdem in einer aus Pappe und Lappen hergeſtellten Grotte ausgeſtellt. Correggio, Tizian, Murillo, Rubens hätten ſich im Grabe umgedreht, wenn ſie dieſe Büßerin geſehen hätten. Da war keine Spur von Reue und Buße in den Zügen des uns aus der Grotte entgegentretenden und mit Lumpen bekleideten Weibes, ſondern nur eine Erbitterung und eine Art Erſtarrung, als brütete ſie über irgend einen hölliſchen Racheplan. Und wenn das Frauenzimmer, das da ſo zerlumpt in den wilden Bergesſchluchten umhervagabundirt war, plötzlich zu uns hereingetreten wäre, die wir ſelbſt in der künſtlichen Höhle ſtanden, ſo hätte man ſich in dem unheimlich dunklen Raum unwillkürlich nach einem Poliziſten umgeſehen, der dieſe einem von Dorf zu Dorf ziehenden Circus-„Director“ durchgebrannte Landſtreicherin hätte aufgreifen können. . . .

Ja — aber „Effect“ machte die Sache doch.

Und jetzt, während die Maria Magdalena ſich ebenfalls auf die Reiſe begeben hat — ſie verſteht ja das Vagabundiren — malt der Herr Akademiker bereits an einem dritten, dieſes Mal wiederum ganz nackten Frauenkörper: an einer Eva „vor dem Sündenfall“. Das Geſchäft ſcheint alſo recht einträglich zu ſein: das Weib „während des Sündenfalls“, die „Nana“, brachte ihm ein ſtattliches Haus in der Reſidenz ein; das Weib „nach dem Sündenfall“, die Maria Magdalena, wird ihm vermuthlich eine zierliche Villa verſchaffen und dem Weibe „vor dem Sündenfall“ bleibt dann vorbehalten, zum Uebrigen noch einen Weinberg und einen Obſtgarten hinzu zu thun.

Dann wird Herr Sſuchorowſki wieder zu dem wahrſcheinlich zurückkehren, von dem er ausging: zu dem Malen guter Portraits und anſtändiger, aber nicht bedeutſamer Genrebilder. . . .

«Les extrêmes se touchent» — ſage ich noch einmal. Nicht blos beim

Maler, sondern auch beim Publicum: Dieselben, die die „Maria Magdalena“ im Hansen'schen Hause an der Ecke der Kl. Stallhofstraße und des Newski-Prospects betrachteten, umstanden bald darauf im „Salzdépôt“ das „Christusbild“ Makarow's, eines ca. 65jährigen Malers, bekannt durch eine Reihe guter Kirchenbilder. Ein Heiligenbild soll dieses Gemälde sein, trägt aber nicht den Stempel eines solchen. „Нерукотворный образъ Спасителя“ — schon dieser Titel „Nicht von irdischen Händen gemaltes Christusbild“ sagt uns, welchen Charakter dieses schöne Gemälde von eigenartigem Reize trägt. Es gehört in die Kategorie der lieblich-melancholischen Veronica-Bilder, die, im Gegensatz zu den finsteren, starren, schmerzvollen Abgarus-Bildern, ein sanftes, mildes, versöhnendes Gepräge zeigen und dabei meist etwas Mystisches haben, wie jene etwas kraß Realistisches. . . . Und ebenso, wie auf dem bekannten Bildniß des Veronica-Tüchleins, erblicken wir auch hier nur den Kopf des Heilandes auf hellem Leinwandgrunde, schattenhaft und verschwommen und doch bei längerem Sichhineinversenken von sprechendem Ausdrucke, der uns ein „Also hat Gott die Welt geliebet“ zuruft. . . . Das gläubige Auge des Beschauers führt das Schattenhafte, das nur Angedeutete aus und so ist das Bildniß — das übrigens in seiner Idee und Technik nichts Neues bedeutet — wohl im Stande, Andacht zu wecken und von der feierlich-ernsten und schwermüthig-milden Stimmung, die es beherrscht, dem mitzutheilen, der sinnend davor steht. Neu ist's nur in seiner Bestimmung, als Heiligenbild zu dienen, die auch durch das plastisch gemalte Oellämpchen aus geschliffenem rothen Glase angedeutet wird, das der Maler, leider den Gesammteindruck dadurch etwas beeinträchtigend, nebst einem grau in grau gehaltenen Palmenzweige am unteren Rande angebracht hat. Neu ist's auch in so fern noch zu nennen, als gemeinhin gerade die Abgarus-Bilder der morgenländischen Kirche eigenthümlich waren und Rom diesen, als eine Art Gegengewicht, den Typus der Veronica-Bilder entgegenstellte. . . .

Das war das Bild, das im März ebenso viel von sich reden machte, als die „büßende Maria Magdalena“, obschon es ohne allen Hocuspocus ausgestellt war. Der Weg, der von dem einen zum anderen Bilde führt, ist ein erheblich längerer und weiterer, als die Strecke von der Ecke der Kl. Stallhof-Straße und des Newski-Prospects bis zum „Salzdépôt“, gegenüber dem Sommergarten, und zwischen ihnen liegt gar eine tiefe Kluft, die Geschäftsmacherei und gläubigen Sinn von einander trennt; eine Kluft aber, die unser Publicum gern überbrückt mit seinem stetigen Sensationsbedürfniß, denn es besuchte beide Ausstellungsräume gleich gern. . . .

* * *

Welchen Ausstellungsraum aber besucht es denn etwa nicht gern? Es war überall zu finden, wo's was zu sehen gab und, wie gesagt, in der hinter uns liegenden Saison gab's auf dem Gebiete der bildenden Künste sehr viel zu sehen, viel, viel mehr, als ich im engen Rahmen dieser Plauderei zu bewältigen im Stande bin.

Und daher muß ſchon Mancherlei unbeſprochen bleiben, wie z. B. die Ausſtellung der Concurrenten um die große goldene Medaille der K. Akademie im November v. J., unter denen insbeſondere zwei preisgekrönte, nunmehr demzufolge als Penſionäre der Akademie im Auslande weilende Künſtler zu nennen wären: der hochbegabte, zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigende Schlachtenmaler Nikolai Sſamokiſch und der äußerſt talentvolle, in die Fußſtapfen eines Orlowſki tretende Landſchafter Sſemen Waſſilkowſki; wie die VI. Aquarell-Ausſtellung, die in erfreulicher Weiſe Zeugniß dafür ablegte, daß auch in dieſem edlen Zweige der Malerei in Rußland ein ſtetiger Fortſchritt ſich bemerkbar macht; wie die intereſſanten Ausſtellungen der beiden in gleicher Weiſe künſtleriſche und philanthropiſche Zwecke verfolgenden Genoſſenſchaften, der „Geſellſchaft zur Unterſtützung von Künſtlerwittwen und -Waiſen“ und des ungemein ſtrebſamen „Erſten Damen-Kunſt-Vereins“, welch letzterer dafür ſpricht, wie bei uns auch das weibliche Geſchlecht in immer nähere Beziehungen zur Kunſtpflege tritt; wie die Sculptur-Ausſtellung der Herren Aubert und Lanceray, von denen der letztere ungemein talentvolle Künſtler inzwiſchen zum Leidweſen aller Freunde ruſſiſcher Kunſt geſtorben iſt, nach einem Leben voll angeſtrengter Arbeit und Exploitation ſeitens des Kunſtgewerbes — Lanceray arbeitete ſeine in ganz Europa bekannten nationalen und aſiatiſchen Jagd- und Reitergruppen vornehmlich für die Ateliers von Bronzegießereien —; wie die verſchiedenen Ausſtellungen in unſeren Kunſtſchulen und die von zum Verkaufe beſtimmten Galerien und Collectionen.

Das Alles muß heute unbeſprochen bleiben, wie auch mancherlei andere Dinge: die Betheiligung der ruſſiſchen Kunſt auf der Berliner Jubel-Ausſtellung; die Künſtler und Kunſtkritiker, die uns der Tod in dieſem Jahre geraubt; verſchiedene unſer Kunſtleben betreffende Fragen, die auf dasſelbe ein bezeichnendes Licht werfen, wie die Spaltung zwiſchen den „Akademikern“ und den „Wanderausſtellern“, eine Kluft, die ſich ſogar bis nach Berlin hin erſtreckte u. ſ. w.

Auf viele dieſer Dinge werden wir wohl noch im Laufe des Jahres Gelegenheit finden zurückzukommen. Für heute aber genüge es, wenn ich nun zum Schluſſe noch bei den beiden alljährlichen großen Collectiv-Ausſtellungen einen Augenblick verweile.

* * *

Die Ihnen früher bereits eingehender geſchilderten „Wanderausſteller“, die noch immer der Akademie der Künſte gegenüber in Oppoſition ſich befinden, wiewohl ihr Kreis ſichtlich zuſammenſchmilzt, eröffneten, wie üblich, ihre Jahresausſtellung am erſten Sonntage im Monat März, dieſes Mal wieder in den engen Räumen der Akademie der Wiſſenſchaften.

In quantitativer, wie qualitativer Hinſicht nahm ſich ihre diesjährige Ausſtellung recht ärmlich aus. Ich führte bereits vor Jahr und Tag aus, wie ſeit Begründung der großen „univerſalen Ausſtellungen“ in der Akademie der Künſte

nach neuem, freiheitlicherem Modus durchaus nicht mehr Alles, was jung und frisch ist und rege, eigenartige Schaffenslust bekundet, blos auf der Wanderausstellung zu finden sei; vielmehr begegnen wir in den Sälen der Akademie der Künste von Jahr zu Jahr in immer größerem Maße Repräsentanten solchen frischen, geistigen Strebens, während die „Wanderausstellungen" immer mehr nicht blos diese sie früher auszeichnende Eigenschaft zu verlieren beginnen, sondern — zum Leidwesen vieler Vertreter des „jungen Rußlands" — auch in gewisser, specifischer Hinsicht immer farbloser werden. Dieser Klasse Besucher mag namentlich die heurige Wanderausstellung viel zu wenig Elend, Pessimismus, Tendenziosität aufgewiesen haben; sie erschien ihnen einfach langweilig; und nicht ihnen allein, sondern auch dem objectiven kunstkritischen Besucher, der neben der Langeweile eigentlich nur noch rohe Technik, erschrecklich viel naturalistischen Realismus und erschütternd wenig Schönheitssinn in Auswahl und Behandlung der Motive constatiren konnte. Das trat namentlich auch auf dem Gebiete des Genres und des Portraits hervor, welch beide Gebiete früher die Glanzseite der „Wander-Aussteller" waren. Kramskoi, der hochbegabte Portraitmaler, bildete eigentlich in dieser Hinsicht die einzige Ausnahme. Zudem fehlten manche Namen, die früher den Wanderausstellungen einen besonderen Reiz verliehen und man begegnete dafür vielen neuen, von denen die meisten nicht im Stande waren, jene zu ersetzen; und von den altbekannten, wie Schischkin und Wolkow, Bogoljubow und Beggrow, W. Makowski und N. Makowski, Newrew und Bronnikow ꝛc., war so herzlich wenig Hervorragendes vorhanden, daß man den Rückgang bald bemerkt hatte.

Und auch an einem dominirenden Mittelpunkte, um den sich das Uebrige hätte gruppiren können, fehlte es, denn das interessante Riesenbild Repin's, das nur im Treppenhause Platz finden konnte, kam erst vor Thoresschluß der Ausstellung auf dieselbe.

Der durch seine Sensationsgemälde so bekannte Maler stellte dieses Mal etwas ganz anders und höchst erfreulich Geartetes aus, ein mächtiges Bild, das eine denkwürdige Episode aus den erinnerungsreichen Krönungstagen des Jahres 1883 behandelt: „Se. Majestät hält an die Landgemeinde-Aeltesten eine Anrede". Das Gemälde ist, wenn ich nicht irre, für eins der Palais in Moskau bestimmt. Von den Dimensionen desselben giebt uns der Umstand einen Begriff, daß die Figuren auf dem ersten Plan, die, nebenbei bemerkt, uns den Rücken zukehren, erheblich über Lebensgröße sind. Um Se. Majestät bilden die Aeltesten, untermischt mit Adelsmarschällen, einen Halbkreis; hinter der hoch aufgerichteten Gestalt des Kaisers stehen die Kaiserin, die Großfürsten und das Gefolge. Im Hintergrunde liegt duftig und luftig das Wodynski-Feld; links und rechts wird das Bild durch Nebengebäude des Petrowski-Palaishofes abgeschlossen. Breit und flott ist das Ganze gemalt und der Composition merkt man es sofort an, daß wir einen historischen Moment vor uns haben: sie ist bedeutsam, klar, anschaulich, obschon wir nur wenigen Gesichtern die Wirkung der bekannten Kaiser-

worte ablesen können, da sie ja uns nicht zugekehrt sind; immerhin ist aber auch die Haltung Aller eine sehr charakteristische und expressive; sehr sprechend ist auch der Ausdruck bei dem einen und anderen Adelsmarschall. Daß wir in den Landgemeinde-Aeltesten Typen von allen möglichen unter russischem Scepter stehenden Völkerschaften begegnen, angefangen bei den Finnen, Ehsten und Letten, bis hinunter zu den Armeniern, Grusiniern und Kirgisen, versteht sich von selbst, wie auch, daß das Bild gerade hierdurch an Interesse und coloristischem Werthe gewinnt.

Ein Bild von solcher Größe und Bedeutung hatte die III. akademische Ausstellung nicht aufzuweisen, aber dafür bot sie im Allgemeinen viel mehr und viel Gutes und Erfreuliches. Es hatten sich heuer bereits ca. 120 Künstler und Künstlerinnen mit ca. 380—400 Werken betheiligt. Von diesen Exponenten vertraten nur 13 die edle Sculptur — und unter den Bildhauern schoß zudem ein Ausländer, Enrico Bragho, den Vogel ab — und die Hälfte der übrigen Exponenten waren Landschafter und Marinemaler, die zusammen nahezu 200 Bilder ausgestellt hatten. Dieses Verhältniß ist sehr charakteristisch für unsere Kunstpflege überhaupt, doch soll heute nicht mehr näher dargethan werden, warum einerseits es so wenig Bildhauer bei uns giebt und andererseits so unendlich viele Landschafter und Marinemaler. . . .

Indessen gehören die meistbemerkten jüngsten Talente gerade nicht dieser Klasse an: St. Bakalowitsch und Alexander Nowskalzew, Shellsaew und Rostworowski sind Genre- und Historienmaler; der erst genannte Ssamokisch — Schlachtenmaler. Die Bilder dieser vielversprechenden jungen Künstler — Alles Pensionaire der Akademie — wurden viel bewundert und umstanden und ich bedauere, daß ich Sie heute vor dieselben ebenso wenig führen kann, wie vor die Arbeiten der jungen Landschafter Kratschkowski, Kryshizki, Pissemski, Ssergejew, Golimski, Tkatschenko, die alle einst den Ruf russischer Landschaftsmalerei, wie Orlowski, Wolkow, v. Klodt, v. Klever u. A. ihn neuerdings begründet haben, aufrecht zu erhalten durchaus berufen sind.

Daß neben den Jungen und Jüngsten die Alten und Aeltesten nicht fehlen, versteht sich von selbst und daneben fiel die große Zahl befähigter Malerinnen, wie Frl. von Kuegelgen (reizende Portraits), Frl. von Wistinghausen, Frl. Wachter, die Fürstin Imeretinskaja u. A. auf, sowie die starke Betheiligung von Ausländern an der Ausstellung, darunter solcher wie Gabriel Max, Sichel, Hirschel, Dahl, Galofré, Huyermans ꝛc. . . .

Doch nun sei's genug: Eins wird Ihnen aus diesem so unvollständigen Berichte, der aber immerhin auf den einen und anderen Modemaler ein Streiflicht werfen konnte, jedenfalls klar geworden sein — daß es in diesem Jahre bei uns wirklich sehr, sehr viel zu sehen gab und daß Geschmacksrichtungen aller Art vertreten waren.

J. Norden.

# Vom Büchertiſch.

**Im Banne der Schmach.** Roman von F. v. Hörſchelmann. Verlag von Duncker in Leipzig. 1885.

**Dimiter.** Roman von F. v. Hörſchelmann. Verlag von Duncker in Leipzig. 1886.

Es iſt keine erquickliche Aufgabe, die vorſtehend namhaft gemachten Romane einer Beſprechung zu unterziehen. Ein unleugbar gut veranlagtes ſchriftſtelleriſches Talent bewegt ſich in beiden Romanen auf einem Boden, auf dem es ſich nicht heimiſch fühlt und auf dem ſich wohl auch kaum einer der Leſer derſelben heimiſch fühlen kann. Das erſtere Urtheil bezieht ſich auf den ſpeciellen Charakter der Darſtellung, das zweite auf den ſpecifiſchen Charakter der gewählten Stoffe. Es fehlt der Verfaſſerin weder an Geiſt, noch an Schwung der Sprache und plaſtiſchem Schilderungsvermögen hinſichtlich der Aeußerlichkeiten des Romans. Aber wie die folgerichtige Entwickelung der Handlung viel zu wünſchen übrig läßt, ſo iſt auch die pſychologiſche Charakterzeichnung eine recht verſchwommene und die conventionelle Schablone kaum überſchreitende. Es iſt unendlich viel krankhafter Sentimentalität vorhanden und wenig geſundes Gefühl, viel Excentricität und wenig Natur. Dabei weht durch beide Erzählungen ſo viel moraliſche Hoſpitalluft und ein ſo athembeſchwerender Parfüm exotiſcher Phantaſie, daß die Lectüre beider Romane Einen faſt ebenſo afficirt, wie ſinnereizender Moſchusduft in einem Krankenzimmer, in dem jede geſunde Ventilation fehlt. Wenn im erſtgenannten Roman die Schickſale einer modernen Abenteurerin geſchildert werden, die ſich auf der Staffel ehrgeizigen Streberthums aus dunkler Vergangenheit bis in die höchſten Schichten der Geſellſchaft emporſchwingt, um nur deſto tiefer zu fallen, ſo wird uns in dem zweiten Roman in der Geſtalt Dimiter's ebenfalls eine Perſönlichkeit vorgeführt, deren innere Haltloſigkeit und ungezügelte Gefühlsſchwelgerei die Verfaſſerin vergeblich mit dem Nimbus einer gewiſſen geiſtigen Bedeutung zu verbrämen ſucht: man ſieht die Schwächen und kann an die Vorzüge, von denen man nur wiederholt erzählen hört, nicht recht glauben. Wir bedauern aus all dieſen Gründen, die beiden Romane unſeren

Leſern nicht ſonderlich empfehlen zu können, zumal die den beiden Erzählungen zu Grunde liegenden Diſſonanzen durch keinen verſöhnenden Schlußaccord aufgelöſt werden. —y.

Eine Dichtung von Graf **A. Goleniſchtſchew-Kutuſow.** Nebſt Anhang. In deutſcher Ueberſetzung mit Beifügung des ruſſiſchen Textes von Jeſſen (Ludwig von Oſten). St. Petersburg, 1886. H. Schmitzdorff. 77 S.

—z. In dem vorliegenden hübſch ausgeſtatteten Bändchen, welches Ihrer Majeſtät der Kaiſerin gewidmet iſt, bietet uns der als Ueberſetzer und Dichter bereits vortheilhaft bekannte Verfaſſer, den eine nahe Freundſchaft mit Fr. Bodenſtedt verbindet und verwandte dichteriſche Bahnen führt, eine formgerechte und fließende Uebertragung einer größeren Dichtung des Grafen A. Goleniſchtſchew-Kutuſow „Es tagt“ und einiger kleineren Gedichte verſchiedener ruſſiſcher Autoren. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche einer ſich eng an das Original anſchließenden poetiſchen Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen im Wege ſtehen, wird die ſorgfältige Arbeit und geſchickte Verdolmetſchung Jeſſen's gebührend zu würdigen wiſſen und mit einzelnen Unebenheiten nicht allzu ſtreng in's Gericht gehen, wie z. B. die Wendung auf S. 37: „wo der Liebe Drang . . . muthiges Vertrau'n . . . *gehret*“. Von ſolchen Kleinigkeiten abgeſehen, zeigt ſich Jeſſen durchaus auf der Höhe ſeiner Aufgabe, und auch die Auswahl der einzelnen Stücke, welche außer einigen Krylow'ſchen Fabeln, die bekanntlich beſonders ſchwierige Ueberſetzungsprobleme bilden, und dem Shukowſki'ſchen Gedicht „Rußlands Ruhm“ meiſt neuere poetiſche Schöpfungen bieten, darf als eine recht glückliche bezeichnet werden. Hoffentlich folgt dieſer dankenswerthen „zweiten Blumenleſe“, wie ſie auf dem Titelblatt bezeichnet iſt, bald eine dritte. Bei dem hervorragenden Intereſſe des deutſchleſenden Publicums gerade für die eigenartige neuere poetiſche Literatur Rußlands iſt jede Ueberſetzung von charakteriſtiſchen Proben derſelben, namentlich wenn ſie aus einer ſo berufenen Feder fließt, wie die Jeſſen's iſt, doppelt verdienſtvoll.

**Deutſche Encyklopädie.** Ein neues Univerſal-Lexikon für alle Gebiete des Wiſſens. 500 Bogen in 8 Bänden. Vollſtändig in 100 Lieferungen à 60 Pfennig. Monatlich zwei Lieferungen. Verlag von Fr. Wilh. Grunow. Leipzig, 1886. (Lieferung 8—14.)

—r. Das von uns bereits mehrfach erwähnte vortreffliche Werk, das bei knappſter Raumverwendung doch in durchaus überſichtlicher und bequem lesbarer typographiſcher Ausſtattung eine außerordentliche Fülle von Stoff verarbeitet und die gehaltvolle Wiſſenſchaftlichkeit des Textes durch einen ſeltenen Reichthum an

erläuternden Illuſtrationen weſentlich erhöht, liegt uns nunmehr bereits bis zur 14 Lieferung, die bei dem Artikel „Bacon" abbricht, vor. Wir haben ſchon früher wiederholt Gelegenheit genommen, auf die Vorzüge dieſer dankenswerthen Edition aufmerkſam zu machen, wobei wir uns freilich ein Eingehen auf einzelne beſonders glücklich bearbeitete Artikel nur in geringem Maße geſtatten konnten. Liegt es doch auf der Hand, daß jeder Verſuch, dem ſtofflichen Material ſelbſt einer einzelnen Lieferung auch nur annähernd gerecht zu werden, eine räumliche Ausdehnung beanſpruchen würde, die ſich bei einer Beſprechung in dieſen Blättern von ſelbſt verbietet. So wollen wir uns denn auch heute auf dieſe allgemeine Anerkennung der Reichhaltigkeit, Gründlichkeit und Ueberſichtlichkeit des trefflichen Grunow'ſchen Sammelwerkes beſchränken und nur noch auf die gewaltige Schaar der Mitarbeiter an demſelben in aller Kürze hinweiſen. An dem 8. und 9. Heft allein haben z. B. nicht weniger als 130 Autoren gearbeitet, meiſt die hervorragendſten Vertreter ihres Specialfaches. Die Sorgfalt in der Vertheilung des Stoffes geht ſogar ſo weit, daß u. A. an dem Artikel Aphrodite zwei Gelehrte thätig geweſen ſind, indem der eine die griechiſche Göttin, der andere im Anſchluß daran ihre ſemitiſche Schweſter Aſtarte behandelt. Auch von baltiſchen Namen finden wir einige vertreten. So hat H. v. Samſon-Himmelſtjerna in Dorpat die ruſſiſche Literatur übernommen, während der aus Reval gebürtige Prof. Georg Dehio in Königsberg über Baukunſt ſchreibt. Zum Schluß ſei noch erwähnt, daß das Werk mit der 14. Lieferung nunmehr bereits in den 2. Band eingetreten iſt, der mit dem Buchſtaben B beginnt.

Nachſtehende Werke ſind der Redaction ferner von den reſp. Verlegern oder Verfaſſern eingeſandt worden und werden einer eventuellen Beſprechung je nach Raum und Gelegenheit vorbehalten:

Dr. Otto Henne am Rhyn: Culturgeſchichte des deutſchen Volkes. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung. 1. Abtheilung. Berlin, 1886.

Aus der Berliner Geſellſchaft. 2. Auflage. Berlin, Verlag von Walther & Apolant. 1886.

Karl Frenzel: Neue Novellen. Band I. u. II. Berlin, Verlag von Rudolf Walden. 1886.

Dr. Carl Munding: Die Lügen des ſocialen Evangeliums und die moderne Geſellſchaft. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1886.

H. Bauer: Der verzauberte Apfel. Eine Seminariſten-Geſchichte. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. 1886.

Th. de Quincey: Bekenntniſſe eines Opiumeſſers. Deutſch von L. Ottmann. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. 1886.

K. von Perfall: Die Langſteiner. Süddeutſcher Roman in 2 Bänden. Düſſeldorf, Verlag von Felix Bagel. 1886.

A. Block: Der Stadtknecht von Prenzlau. Ein Zeitbild aus dem 15. Jahrhundert. Prenzlau, Verlag von Theophil Biller. 1886.

Carl Guſtav Andreſen: Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutſchen. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 4. Aufl. 1886.

A. W. Iffland: Ueber meine theatraliſche Laufbahn. Bd. 24 der deutſchen Literaturdenkmale des XVIII. u. XIX. S. Heilbronn, Verlag von Gebrüder Henninger. 1886.

K. Ph. Moritz: Anton Reiſer. Ein pſychologiſcher Roman. Bd. 23 der deutſchen Literaturdenkmale des XVIII. u. XIX. S. Heilbronn, Verlag von Gebrüder Henninger. 1886.

Julius Lippert: Culturgeſchichte der Menſchheit in ihrem organiſchen Aufbau. I. Lieferung. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. 1886.

K. J. Schröer: Fauſt von Goethe, mit Einleitung und fortlaufender Erklärung. I. Theil. Zweite durchaus revidirte Auflage. Heilbronn, Verlag von Gebrüder Henninger. 1886.

Nicolay: Zur Neujahrszeit im Paſtorat zu Nöddeboe. Nach der dritten Auflage des däniſchen Originals, deutſch von W. Reinhardt. 5. Auflage. Norden, Henricus Fiſcher's Nachfl. 1886.

Eduard von Hartmann: Ausgewählte Werke. Heft 1—5. Wohlfeile Ausgabe in Heften zu 1 Mark. Berlin, Carl Duncker's Verlag (C. Heymons). 1886.

Leon Hardt: Die Brüder Nolde. Trauerſpiel. In Commiſſion bei Heinrich Minden in Dresden und Leipzig. 1885.

K. Philippeus: Alexander Puſchkin's Boris Godunow. Metriſche Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen. St. Petersburg 1885.

Selma Mohnicke: Ueber Bücher. Ein Eſſay von R. W. Emerſon. Ueberſetzung aus dem Engliſchen. 2. Auflage. Norden, Henricus Fiſcher's Nachfolger. 1885.

Robert Proelß: Heinrich Heine. Sein Lebensgang und ſeine Schriften, nach den neueſten Quellen dargeſtellt. Stuttgart, Rieger'ſche Verlagsbuchhandlung. 1886.

Berthold Thorſch: Iwan Turgenjew. Charakterbild eines modernen Dichters. Leipzig, Verlag von Franz Duncker. 1886.

Univerſal-Bibliothek der bildenden Künſte. Nr. 1—5. Leipzig, Verlag von Bruno Lemme.

# Bibliographiſcher Anzeiger.

## (Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in St. Petersburg.

**Afghanistan,** Belouchistan, Perse et Turkestan av. les environs de Hérat. 1 feuille demi-colombier. Paris, Garnier frères. fr. —,60.

**Alexejew,** W., Neues Lehrbuch der ruſſiſchen Sprache. 1. Curſus. 3. Aufl. 151 S. St. Petersburg, Schmitzdorff. SR. —,80.

**Andree's,** R., Volksſchul-Atlas für die ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen in 28 Karten. 4. Aufl. 4°. Geb. Riga, Kymmel. Mk. 1,20.

**Baar,** F., Der obſchtſchini (gemeinſchaftliche) Landbeſitz, der Landmangel, die Ueberſiedelung und die landwirthſchaftliche ökonomiſche und commerzielle Kriſis in Rußland. 47 S. Riga, Deubner. SR. 1.

**Balmer,** H. F., Studien über den Seeweg zwiſchen Europa und Weſtſibirien. 4°. 101 S. Mit 1 Karte d. Kara-Sees u. d. Mündungen d. Obj-Jeniſſey. Hamburg, Friederichſen. Mk. 4.

**Beiträge** zur Kenntniß des ruſſiſchen Reiches u. der angrenzenden Länder Aſiens. 2. Folge. Hrsg. von G. v. Helmerſen und L. v. Schrenck. 8. Bd. 450 S. St. Petersburg. Mk. 7,70.

**Bericht** über den Haushalt und die Verwaltung der Stadt Riga für 1884. 588 S.

**Biel,** J., Studien über die Eiweißſtoffe des Kumys und des Kefir. 53 S. St. Petersburg, Ricker. SR. —,60.

**Böhm,** Ch., Deutſches Leſebuch für Elementarſchulen. 1. Thl. 7. Aufl. 190 S. Cart. Reval, Kluge. Mk. 1,20.

**Booch,** F., A. Frey und F. Meſſer, Hand-Wörterbuch der ruſſiſchen und deutſchen Sprache. Ruſſiſch-deutſches Wörterbuch. 4. Aufl. 1148 S. Leipzig. Mk. 9.

**Bulletin** du congrès international de Botanique et d'Horticulture, réuni à St. Pétersbourg le 5—15. Mai 1884. 335 p. avec 8 pl. et 1 carte. Berlin, Friedländer & Sohn. Mk. 15.

**Clercq,** P. H. de, Les finances de l'empire de Russie. 315 p. avec 5 tabelles. Amsterdam, Olivier. fr. 10.

**Danilewſky,** G. P., Die Fürſtin Tarakanow. 1775—1776. Hiſtoriſche Novelle. Ueberſetzt von L. Stein und S. Markós. 170 S. Berlin, Deubner. Mk. 3.

**Débely,** M., Souvenirs et croquis pour jeunes et vieux. Suisse. Russie. Allemagne. 2. éd. 319 p. Lausanne, Payot. SR. 1,50.

**Dehio,** K., Ueber Homöopathie. 16 S. Reval. SR. —,30.

**Detaille,** Ed., Les grandes manoeuvres de l'armée Russe: Souvenir du camp de Krasnoé-Sélo 1884. Fol. 32 p. avec 5 pl. et 23 gravures. Paris; Boussod, Valladon et Co. fr. 30.

**Deubner's** Sammlung klaſſiſcher ruſſiſcher Schriftſteller mit accent. Text und deutſchen erläuternden Anmerkungen. Hrsg. von W. Körner. Bd. I. Serg. Sſolowjew, Die Regierung Peter's des Großen. Berlin, Deubner. Mk. 2,50.

**Diebold,** W., Ein Beitrag zur Anthropologie der Kleinruſſen. 45 S. mit 2 Tabellen. Dorpat, Schnakenburg. SR. 1.

**Dostoievsky,** Le crime et le châtiment. Trad. par V. Devély. 2 vol. Paris, Plon. fr. 7.

— Humiliés et offensés. Trad. par Ed. Humbert. Paris, Plon. fr. 3,50.

**Doſtojewſki,** Th., Aus dem todten Hauſe. Denkwürdigkeiten eines nach Sibirien Verbannten. 411 S. Dresden, Minden. Mk. 5.

**Doſtojewſki,** F. M., Raskolnikow. Roman. Ueberſ. von W. Henckel. 2. Aufl. München, Heinrichs.

**Du Chatenet.** E., Les évadés de Sibérie, voyage des frontières de la Chine aux rives de la mer glaciale. 159 p. Limoges, Ardant & Co.

**Ein Jahr in Livland.** Eine Erzählung für die baltiſche Jugend von A. v. S. Berlin, Deubner. Mk. 3.

**Ernſt,** E., Mainachtsgeiſter. 153 S. Riga, Mellin & Neldner. Mk. 2.

**Felddienſt-Verordnungen** für die ruſſiſche Armee vom Jahre 1881. Ueberſ. v. Bichler. 2. Aufl. 135 S. mit 6 Holzſchn. Hannover, Helwing. Mk. 2.

**Felix,** G., Moskau 1812. Schauſpiel in 5 Aufzügen. Berlin, Steinthal. Mk. 1,50.

**Fels,** R. v., Neidoſcha. Roman. 309 S. Breslau, Schottlaender. Mk. 4.

**Feſtrede** zur Jahresfeier der Stiftung der Univerſität Dorpat am 12. Dec. 1885 geh. von R. Thoma nebſt den Mittheilungen über d. Preis-Aufgaben ſowie d. Univerſitäts-Jahresbericht p. 1885. 48 S. 4°. Dorpat, Schnakenburg. SR. 1.

**Fischer,** J. de, De St. Pétersbourg, rôle des amphibiens en agriculture. 23 p. Montpellier, Grollier et fils.

**Förſter,** C. F. Aug., Aus meinen Mußeſtudien. Gedichte und Lieder. 224 S. Geb. mit Goldſchnitt. Riga, Fluthwedel.

**Frey,** A., Schul-Wörterbuch der deutſchen und ruſſiſchen Sprache. 3. Aufl. 336 u. 445 S. Leipzig, Haeſſel. Mk. 6.

**Gernet,** A. v., Der Emancipationsſtreit Weißenſteins mit dem Gute Mexhof. Ein Beitrag zur Geſchichte der kleinen baltiſchen Städte. Reval, Waſſermann. Mk. —,75.

**Glaſenapp,** C. F., Deutſche Schulgrammatik. 1. u. 2. Lernſtufe. 2. Aufl. 72 S. Cart. Riga, Kymmel. Mk. —,80.

**Goleniſchtſchew-Kutuſow,** Graf A., Eine Dichtung nebſt Anhang. Deutſch mit ruſſ. Text von Jeſſen (L. v. Oſten). Zweite Blumenleſe. 77 S. Geb. St. Petersburg, Schmitzdorff.

**Gontcharof,** Marc le nihiliste, roman de moeurs russes, traduit et adapté par M. Gothi. Paris, Plon.

**Goolishambarow,** St., Map of the Apsberon peninsula (on the western shores of the Caspian sea) showing petroleum wells, oil refineries, pipe lines etc. Second ed. Tiflis. SR. 2.

**Gorbunoff,** M., Ueber ruſſiſche Spitzen-Induſtrie. Ein Beitrag zur Geſchichte der Hausinduſtrie. 3 Bogen. Wien, Pichler's Wittwe. Mk. 1.

**Greeley,** 3 years of arctic research. 2 vols. with 100 ill. and cartes. New-York, Scribner.

**Hagemann,** P., Heinrich Heine in Dorpat. Eine wehmüthige Reminiscenz aus den 70er Jahren in kritiſcher Beleuchtung. 55 S. Berlin, Hettler. Mk. 1.

**Haguet,** P., Boris Trofimoff. Scènes de la vie russe contemporaine. Paris, Lemerre. fr. 3,50.

**Handel und Schifffahrt** von Reval und Baltiſchport 1884. Gr. 4°. 79 S. Reval, Kluge. Mk. 6.

**Haenſell,** J., Handbuch für den Unterricht in der Formenlehre der ruſſiſchen Sprache. 4. Aufl. 200 S. Geb. Riga, Kymmel. Mk. 4.

**Hapogood,** J. F., The epic songs of Russia. With an introductory note by prof. Francis J. Child. New-York. sh. 12½.

**Hechel,** C., Compendium der Stereometrie nach Legendre. 4. Aufl. 84 S. Cart. Reval, Kluge. Mk. 1,50.

**Hodgetts.** J. F., Ivan Dobroff: a story of russian life. Ill. Philadelphia. sh. 7½.

**Hoheiſel,** K., Deutſche Grammatik für höhere Unterrichtsanſtalten. 3. Aufl. Von K. Sallmann. 240 S. Reval, Kluge. Mk. 2,40.

**Horae societatis entomologicae Rossicae.** Vol. 19. Hft. 3, 4. Berlin, Friedländer.

**Huhn,** A. F., Predigten über die Leidensgeſchichte unſeres Herrn und Heilandes. 2. Aufl. 368 S. Reval, Kluge. Mk. 3.

**Induſtrie-Zeitung,** Rigaſche. Organ des techniſchen Vereins zu Riga, redigirt von M. Glaſenapp. Riga. Gr. 4°. 12. Jahrg. 1886. 24 Nrn. SR. 4,50.

**Jonas,** E., Das Großfürſtenthum Finnland. Prakt. Reiſehandbuch. Bearb. von E. Jonas. Mit einer neuen Karte von Finnland. Berlin, Goldſchmidt. Mk. 1,50.

**Jordan,** P., Die Reſultate der ehſtländ. Volkszählung vom 29. Dec. 1881 in textl. Beleuchtung. 159 S. m. 4 graph. Darſtell. Reval, Lindfors' Erben. SR. 2,80.

**Klotchkow,** B., St. Petersburg. Catalogue de livres rares et curieux russes et étrangers. En vente aux prix marqués. No. 4. 1000 No.

**Koſtomarow,** N., Ruſſiſche Geſchichte in Biographien. Ueberſetzt von W. Henckel. 4. Lfg. S. 241—420. Leipzig, Duncker. Mk. 1,50.

— Ruſſiſche Geſchichte in Biographien. Ueberſetzt von W. Henckel. 6. Lfg. (Bd. I. S. 401 bis 480). Leipzig, Duncker. Mk. 1,50.

**Kraszewski,** J. I., Sur la Sprée. Roman trad. du polonais par A. H. 245 p. Paris, Hachette & Cie. fr. 1,25.

— Sans coeur. Roman traduit du polonais par L. Mickiewicz. Avec une préface de L. Ulbach. 450 p. Paris, Westhauser. fr. 3,50.

**Krieg,** Der deutſche, mit Rußland. Zeitgemäße Betrachtungen. 32 S. Leipzig, Findel. Mk. —,50.

**Kröger,** S., Die wiſſenſchaftlichen Grundlagen der modernen Hydrotherapie. 57 S. Mitau, Felsko. Mk. 1,50.

**Lahuſen,** J., Die Inoceramen-Schichten an dem Olenek und der Lena. 4°. 13 S. mit 2 Taf. St. Petersburg. Börſenbl. 84.

**Landzert's,** V. P., Coursbuch für Rußland. Sommerfahrdienſt 1886. 418 S. St. Petersburg. SR. —,60.

**Lanham,** Farthest north. New-York.

**Letnew,** P., Fremde Schuld. Nach dem Ruſſiſchen von W. Goldſchmidt. 308 S. München, Heinrichs. Mk. 4.

**Liſt & Francke,** Leipzig. Antiquar. Katalog. Nr. 179. Geſchichte, Sprache und Literatur der ſlaviſchen Völker. 754 Werke.

**За редактора: Wilh. Warbandt.**

Дозволено цензурою. Ревель, 28-го Іюня 1886.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

# Zwei Huſaren.

Novelle von Graf **L. N. Tolſtoi.**

Ueberſetzt von **W. Stein** in St. Petersburg.

(Schluß.)

## IX.

Ueber zwanzig Jahre waren ſeitdem vergangen, viel Waſſer darüber hingefloſſen, viele Menſchen geſtorben, viele geboren, viele herangewachſen und wieder alt geworden, noch mehr Gedanken waren entſtanden und wieder vergangen, manches Schöne und manches Schlechte aus alten Zeiten untergegangen, manches gute Neue, aber noch mehr unfertiges, ekelerregendes Neue auf Gottes Welt erſchienen.

Der Graf Feodor Turbin war längſt in einem Duell mit einem Ausländer, den er auf offener Straße mit einer Hetzpeitſche durchgeprügelt hatte, gefallen; ſein Sohn, ein ſehr netter junger Mann und ihm ähnlich wie ein Tropfen Waſſer dem anderen, war bereits dreiundzwanzig Jahre alt und diente in der Chevaliergarde. In moraliſcher Hinſicht jedoch hatte er gar keine Aehnlichkeit mit ſeinem Vater. Auch nicht eine Spur der ſtürmiſchen, leidenſchaftlichen und — die Wahrheit zu geſtehen — ausſchweifenden Neigungen des vorigen Jahrhunderts war an ihm zu bemerken. Neben Verſtand, Bildung und angeborener glücklicher Naturanlage bildeten Sinn für verfeinerte Lebensformen und den höheren Comfort des Lebens, praktiſche Beurtheilung ſowohl der Menſchen als der Verhältniſſe, Vernunft und umſichtige Vorſicht ſeine hervorragenden Eigenſchaften. Die militairiſche Carrière des jungen Grafen verſprach eine glänzende zu werden. Mit dreiundzwanzig Jahren war er bereits Lieutenant, und als der Krieg ausbrach, beſchloß er, weil es vortheilhafter für's Avancement ſei, in die active Armee überzutreten: er ließ ſich als Rittmeiſter in ein Huſaren-Regiment überführen und ward bald an die Spitze einer Escadron geſtellt.

Im Mai des Jahres 1848 marſchirte das S.'ſche Huſaren-Regiment durch das K.'ſche Gouvernement, und die Escadron, welche unter dem Commando des

jungen Grafen Turbin ſtand, hatte Befehl, in Moroſowka, dem Gute Anna Feodorowna's, zu nächtigen. Anna Feodorowna lebte noch, aber war ſchon ſo alt, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr für jung hielt, was bei einer Frau viel ſagen will. Sie war ſehr ſtark geworden, wodurch man, wie es heißt, gewöhnlich jünger ausſieht; aber ſelbſt auf dieſer weißen Fülle waren dicke, weiche Runzeln zu bemerken. Sie fuhr niemals mehr in die Stadt, kam überhaupt nur mit Mühe in eine Equipage hinein, war aber immer noch ebenſo gutmüthig wie früher und ebenſo einfältig, wie man der Wahrheit gemäß jetzt wohl ſagen kann, wo ſie nicht mehr durch ihre Schönheit beſtrickt. Sie lebte mit ihrer Tochter Liſa, einer zweiundzwanzigjährigen echt ruſſiſchen ländlichen Schönheit, und ihrem Bruder, dem uns bekannten Cavalleriſten, zuſammen, der aus Gutmüthigkeit ſein ganzes kleines Vermögen verthan und im Alter ſeine Zuflucht zu Anna Feodorowna genommen hatte. Sein Haar war ſchon ganz grau geworden, aber über der eingefallenen Oberlippe prangte immer noch ein ſorgfältig ſchwarz gefärbter Schnurrbart. Runzeln bedeckten nicht nur ſeine Stirn und Wangen, ſondern auch die Naſe und den Hals, und die ganze Geſtalt war vom Alter gebeugt; aber den ſchwachen, krummen Beinen ſah man noch die ſtramme Haltung des früheren Cavalleriſten an.

In dem kleinen Gaſtzimmer des alten Hauſes, deſſen jetzt weit geöffnete Fenſter und Balconthür auf einen altmodiſchen, ſternförmigen Lindenpark hinausſahen, war die ganze Familie Anna Feodorowna's und alle ihre Hausgenoſſen verſammelt. Anna Feodorowna ſelbſt, in einer lila Kazaweika, mit bereits ganz ergrautem Haar, ſaß auf dem Divan vor dem runden Mahagonitiſch und legte Patience. Der alte Bruder, in ſauberen weißen Beinkleidern und einem blauen Ueberrock, hatte ſich beim Fenſter niedergelaſſen und machte Gabelſchnur aus weißer Baumwolle — eine Beſchäftigung, die ihn die Nichte gelehrt hatte und die er ſehr liebte, weil es die einzige war, die er jetzt noch vornehmen konnte; denn zum Leſen der Zeitungen, ſonſt ſeine Lieblingsbeſchäftigung, waren ſeine Augen ſchon zu ſchwach geworden. Pimotſchka, Anna Feodorowna's Pflegling, lernte neben ihm eine Lection auswendig unter Liſa's Anleitung, die gleichzeitig mit hölzernen Stricknadeln Strümpfe aus Ziegenwolle für den Onkel ſtrickte. Die untergehende Sonne warf, wie immer um dieſe Zeit, ihre durch die Bäume der Linden-Allee gebrochenen ſchrägen Strahlen auf das eine Eckfenſter und die neben demſelben ſtehende Etagère. Im Garten und im Zimmer war es ſo ſtill, daß man deutlich das Flattern einer Schwalbe vor dem Fenſter, oder im Zimmer das leiſe Seufzen Anna Feodorowna's oder das Räuſpern des Alten hörte, wenn er ein Bein über das andere ſchlug.

„Wie legt man das, Liſinka, zeige es mir, ich vergeſſe es immer," ſagte Anna Feodorowna, mit dem Auslegen des Patience innehaltend.

Liſa ging mit ihrer Arbeit in der Hand zur Mutter und warf einen Blick auf die Karten.

„Ach, Sie haben ſich ja verſehen, Herzensmama!" ſagte ſie, indem ſie die

Karten umlegte, „ſo muß es ſein. Aber es wird doch in Erfüllung gehen, was Sie ſich gedacht haben," fügte ſie hinzu, indem ſie unbemerkt eine Karte abhob.

„Nun, Du betrügſt mich immer, ſagſt immer, daß es ausgekommen iſt."

„Nein, wirklich, Mama, es wird ſich erfüllen. Es iſt ausgekommen."

„Nun, gut, gut, Du Schmeichelkatze. Aber iſt es nicht ſchon Zeit, Thee zu trinken?"

„Ja, gleich. Ich habe die Theemaſchine ſchon aufſtellen laſſen. Wollen Sie den Thee hierher haben? — Nun, Pimotſchka, mach', daß Du mit dem Lernen fertig wirſt und komm' etwas Laufen."

Und Liſa verließ das Zimmer.

„Lieschen, Liſinka!" rief der Onkel, der die ganze Zeit ſtarr auf ſeine Arbeit geſehen hatte, „ich glaube, ich habe wieder eine Maſche fallen laſſen. Hebe ſie auf, Herzchen."

„Gleich! gleich! ich laſſe nur den Zucker ſchlagen."

Nach drei Minuten war ſie wirklich wieder da, lief auf den Onkel zu und zupfte ihn am Ohr.

„Da! damit Sie nicht wieder Maſchen fallen laſſen!" ſprach ſie lachend. „Sie haben ja nicht einmal Ihr Penſum geendigt."

„Nun, ſchon gut, ſchon gut; mach' es zurecht, da war irgend ein Knoten hineingekommen."

Liſa nahm die Gabel, zog eine Stecknadel aus ihrem Halstuch, das dabei vom Zugwinde des Fenſters etwas gelüftet ward, fand mit der Stecknadel die verlorene Maſche, zog ſie zweimal durch und reichte die Gabel wieder ihrem Onkel.

„Jetzt müſſen Sie mich dafür küſſen," ſprach ſie, ihm ihre roſige Wange reichend und ſteckte ihr Halstuch wieder zu. „Sie bekommen heute Thee mit Rum; es iſt ja Freitag."

Und wieder ging ſie in's Theezimmer.

„Onkelchen, kommen Sie doch ſehen! Die Huſaren kommen anmarſchirt!" hörte man bald darauf ihre klangvolle Stimme rufen.

Anna Feodorowna begab ſich mit ihrem Bruder in's Theezimmer, deſſen Fenſter auf's Dorf hinausgingen, um die Huſaren zu ſehen. Durch das Fenſter konnte man ſehr wenig ſehen, nur daß ſich irgend etwas in einer Wolke von Staub bewegte.

„Schade, Schweſter," bemerkte der Onkel zu Anna Feodorowna, — „ſchade, daß es ſo eng hier iſt und der Flügel noch nicht ausgebaut iſt, ſonſt hätten wir die Offiziere hier aufnehmen können. Huſaren-Offiziere ſind ein ſo munteres, prächtiges Völkchen; ich hätte ſie doch gern geſehen."

„Und ich hätte mich von Herzen gefreut; aber Sie wiſſen ſelbſt, Bruder, daß wir keinen Platz haben: mein Schlafzimmer, Liſa's Stübchen, das Gaſtzimmer und Ihr Zimmer — das iſt Alles. Wo ſoll man ſie da unterbringen? ſagen Sie ſelbſt. Michailo Matwejew hat des Staroſten Hütte für ſie eingerichtet; er ſagt, es ſei auch da ganz rein."

„Wir hätten Dir einen Mann unter ihnen ausgeſucht, Liſinka, einen ſchönen Huſaren!“ meinte der Onkel.

„Nein, ich will keinen Huſaren; ich will einen Ulanen: Sie haben doch unter den Ulanen gedient, Onkel? . . . Von den Huſaren will ich nichts wiſſen; das ſind Alles ſolche Tollköpfe, wie man ſagt.“

Und Liſa erröthete ein wenig, brach aber gleich darauf wieder in ihr melodiſches Lachen aus.

„Da kommt Uſtjuſchka gelaufen; man muß ſie fragen, was ſie geſehen hat,“ ſprach ſie.

Anna Feodorowna befahl, Uſtjuſchka hereinzurufen.

„Du kannſt nun ſchon nicht bei der Arbeit ſitzen; was brauchteſt Du die Soldaten zu ſehen?“ ſagte ihr Anna Feodorowna. „Nun, wo ſind die Offiziere untergebracht?“

„Bei Jeremkins, gnädige Frau. Es ſind zwei ſo hübſche Menſchen, der eine ein Graf, ſagt man.“

„Wie heißen ſie?“

„Kaſarow oder Turbinow; ich weiß nicht recht, bitte um Entſchuldigung.“

„Iſt das eine Gans! Verſteht nichts zu erzählen. Hätteſt Du doch wenigſtens ihren Familiennamen gefragt!“

„Ich will gleich hinlaufen und nach demſelben fragen.“

„Ja, ich weiß ſchon, wie Du das thun würdeſt; — nein, laß lieber Danilo gehen. Sage ihm, Bruder, daß er hingeht und frägt, ob die Offiziere nicht irgend etwas brauchen; man muß ihnen doch alle Artigkeit erweiſen: die gnädige Frau habe befohlen, darnach zu fragen.“

Die beiden Alten ſetzten ſich zum Theetiſch und Liſa ging in's Leutezimmer, um den geſchlagenen Zucker in den Kaſten zu legen. Uſtjuſchka erzählte ihr dort von den Huſaren.

„Fräulein, mein goldenes Fräulein; iſt das aber ein bildſchöner Menſch, dieſer Graf!“ ſprach ſie, „ein wahrer Cherubim mit ſchwarzen Augen. Das wär' 'mal ein Bräutigam für Sie! Was für ein hübſches Paar!“

Die anderen Mädchen lächelten beifällig dazu; die alte Wärterin, die mit einem Strickſtrumpf am Fenſter ſaß, ſeufzte und ſprach mit vor Inbrunſt beklommenem Athem ein Gebet dafür.

„Alſo ſo haben Dir die Huſaren gefallen,“ ſagte Liſa; „aber eine wahre Meiſterin im Erzählen biſt Du, das iſt wahr! Bring', ich bitte, etwas Fruchtſaft herein, Uſtjuſchka, wir wollen doch den Huſaren das Leben etwas verſauern.“

Und Liſa verließ lachend, mit der Zuckerdoſe in der Hand, das Zimmer.

„Ich möchte doch gar zu gerne ſehen, was das für ein Huſar iſt,“ dachte ſie; „ob blond oder brünett? Und er würde ſich gewiß auch freuen, unſere Bekanntſchaft zu machen. So aber wird er wegziehen und nicht einmal wiſſen, daß ich hier bin und an ihn gedacht habe. Und wie Viele ſind ſchon ſo an mir vorübergegangen! Niemand ſieht mich außer dem Onkel und Uſtjuſchka. Wie

ſorgfältig ich mich auch friſiren, was ich immer anziehen mag, Niemand bewundert mich," dachte ſie ſeufzend mit einem Blick auf ihre volle weiße Hand. „Er iſt gewiß groß von Wuchs, hat große Augen und einen ganz kleinen ſchwarzen Schnurrbart. Nein, ich bin doch ſchon zweiundzwanzig Jahre alt und Niemand hat ſich noch in mich verliebt, bis auf den pockennarbigen Iwan Spatytſch; und vor vier Jahren war ich doch noch hübſcher: ſo verblühen meine jungen Jahre Niemandem zur Freude! Ach! ich armes, armes Landfräulein!

Die Stimme der Mutter, die ſie zum Theeeinſchenken rief, erweckte das Landfräulein aus ihrer vorübergehenden Träumerei. Sie ſchüttelte das Köpfchen und ging in's Theezimmer.

Das Beſte kommt immer unverſehens; je mehr man ſich Mühe giebt, um ſo ſchlechter wird es. Auf dem Lande giebt man ſich ſelten Mühe bei der Erziehung, und daher gelingt ſie in den meiſten Fällen unverſehens ausgezeichnet gut. So auch hier mit Liſa. Anna Feodorowna hatte ihr aus geiſtiger Beſchränktheit und moraliſcher Sorgloſigkeit gar keine Erziehung gegeben; ſie hatte ſie weder Muſik, noch die ſo unentbehrliche franzöſiſche Sprache lernen laſſen; ſie hatte nur unverſehens ihrem ſeligen Manne ein geſundes, hübſches Kind, eine Tochter geboren, ſie dann der Amme und Wärterin übergeben, ſie genährt und auch bekleidet, aber nur mit Zitzkleidchen und bocksledernen Schuhen, ſie ſpazieren geſchickt, um Beeren und Pilze zu ſammeln, ſie von einem eigens dazu engagirten Seminariſten im Leſen, Schreiben und in der Arithmetik unterrichten laſſen und nach ſechszehn Jahren unverſehens in Liſa eine Freundin, eine immer heitere, freundliche Geſellſchafterin und thätige Hausfrau gefunden. Anna Feodorowna hatte aus Gutmüthigkeit immer irgend einen kleinen Zögling im Hauſe, ſei es nun das Kind eines Leibeigenen oder einen Findling. Von ihrem zehnten Jahre an beſchäftigte ſich Liſa mit dieſem kleinen Weſen: ſie unterrichtete ſie, kleidete ſie an, führte ſie in die Kirche und berief ſie, wenn ſie gar zu unartig wurde. Dann kam der alte, hinfällige, gutmüthige Onkel in's Haus, den man beaufſichtigen mußte wie ein Kind; dann waren die Hofsleute und Bauern da, die ſich mit Bitten und mit Klagen über ihre verſchiedenen Leiden an das junge Fräulein wandten, und die ſie mit Pihlbeerenthee, Pfeffermünze oder Campherſpiritus behandelte; dann die häusliche Wirthſchaft, die nach und nach in ihre Hände übergegangen war; dann das unabweisliche Bedürfniß, zu lieben, das für's Erſte nur in der Natur und in der Religion ſeine Befriedigung fand, — und aus Liſa war unverſehens ein praktiſch-thätiges, freundlich-munteres, ſelbſtändiges, reines und tief religiöſes weibliches Weſen geworden. Es gab allerdings auch kleine Leiden gekränkter Eitelkeit zu überwinden, wenn ſie z. B. die Nachbarinnen in modiſchen, aus K. verſchriebenen Hüten neben ſich in der Kirche ſtehen ſah; es gab Aerger bis zu Thränen über die Launen der alten, oft unzufriedenen Mutter, Liebesträumereien in den allerungeſchickteſten, primitivſten Formen; — aber eine nützliche, zum Bedürfniß gewordene Thätigkeit verſcheuchte all dieſe augenblicklichen Verſtimmungen wieder, ſo daß bei zweiundzwanzig Jahren nicht ein Fleck, nicht ein Schatten in

die helle, ruhige Seele des ſich in voller phyſiſcher und moraliſcher Schönheit entwickelnden Mädchens fiel. Liſa, mittelgroß, eher voll als mager, hatte braune, nicht beſonders große Augen mit einem leichten dunklen Schatten am unteren Lide und langes, blondes Haar, das ſie in einer Flechte trug. Ihr Gang war behäbig, ſie wiegte ſich etwas von einem Fuße auf den anderen, wie ein Entchen, wie man zu ſagen pflegt. Der Ausdruck ihres Geſichts, wenn ſie gerade praktiſch beſchäftigt und von keiner beſonderen inneren Erregung beherrſcht war, ſagte einem Jeden, der ſie anſah: „Es iſt ſchön und luſtig, auf Gottes Welt zu leben, wenn man Jemanden zu lieben hat und das Gewiſſen rein iſt.“ Sogar in den Momenten des Aergers, der Verwirrung, der Aufregung und der Trauer, ſelbſt durch die Thränen, die finſter zuſammengezogene linke Augenbraue, die auf einander gepreßten Lippen leuchtete, gegen ihren Willen, in den Grübchen ihrer Wangen, auf ihren Lippen, in ihren glänzenden Augen, die nur heiter und fröhlich in das Leben zu ſchauen gewöhnt waren — leuchtete das durch den Verſtand noch unverdorbene, gute, wahre Herz hindurch.

## X.

Obgleich die Sonne nicht mehr am Himmel ſtand, war die Luft noch heiß, als die Escadron in Moroſowka einmarſchirte. Ihr voraus auf der ſtaubigen Landſtraße lief in ungeſchicktem Trabe eine von der Heerde verlaufene bunte Kuh, ſich immerfort umſehend und von Zeit zu Zeit mit ängſtlichem Gebrüll ſtehen bleibend, und konnte es durchaus nicht begreifen, daß ſie ganz einfach nur zur Seite hätte auszuweichen brauchen, um ihrer Angſt überhoben zu ſein. Bauerweiber, Greiſe, Kinder und Hofsleute drängten ſich zu beiden Seiten des Weges, um die Huſaren zu ſehen. In einer dichten Staubwolke zogen ſie auf ſchwarzen, ſtramm gezügelten, ſchnaubenden und ſtampfenden Roſſen daher. Zur rechten Seite der Escadron ritten, nachläſſig auf ſchönen Rappen ſitzend, zwei Offiziere: der eine derſelben war der Commandeur, Graf Turbin, der andere ein noch ſehr junger, eben erſt vom Junker zum Cornet beförderter Offizier mit Namen Poloſow.

Aus der anſehnlichſten Hütte des Dorfes trat ein Huſar in weißem Leinwandkittel heraus und näherte ſich mit abgezogener Mütze den Offizieren.

„Wo iſt unſer Quartier?“ fragte ihn der Graf.

„Für Ew. Erlaucht,“ erwiderte der Quartiermeiſter, am ganzen Körper zitternd, „hier, beim Staroſten, ich habe die ganze Hütte gereinigt. Ich forderte Quartier im Herrenhauſe, aber da, hieß es, ſei kein Platz; die Gutsherrin ſoll eine ſo böſe Frau ſein.“

„Nun gut,“ ſagte der Graf, indem er abſtieg und ſeine Beine vor des Staroſten Hütte reckte und ſtreckte, „iſt meine Kaleſche angekommen?“

„Zu Befehl, Ew. Erlaucht, da iſt ſie,“ entgegnete der Quartiermeiſter, mit der Mütze auf das durch das Thor ſichtbare Lederverdeck der Kaleſche zeigend. Dann ſtürzte er voraus in den Flur der Hütte, wo ſich die ganze Bauerfamilie verſammelt hatte, um den Offizier zu ſehen. Ein altes Weib warf er ſogar

um, indem er mit dienſtfertiger Haſt die in die gereinigte Hütte führende Thür öffnete und dem Grafen Platz machte.

Die Hütte war ziemlich groß und geräumig, aber durchaus nicht ſehr rein. Der deutſche Kammerdiener des Grafen, wie ein Herr gekleidet, hatte bereits das eiſerne Feldbett hergerichtet und aufgemacht und ordnete jetzt die Wäſche im Koffer.

„Pfui! Was für eine Schweinerei von Quartier!“ rief der Graf ärgerlich. — „Djadenko! War es denn nicht möglich, irgend wo im Herrenhofe ein beſſeres zu finden?“

„Wenn Ew. Erlaucht befehlen, ſo will ich gleich Jemanden dahin ſchicken,“ entgegnete Djadenko. — „Aber das ſcheint auch ſo eine elende Baracke zu ſein, nicht viel beſſer wie eine Hütte.“

„Jetzt lohnt es ſich auch nicht mehr. Du kannſt gehen.“

Der Graf warf ſich auf's Bett, die Arme unter dem Kopfe kreuzend.

„Johann!“ rief er dem Kammerdiener zu; „wieder einen Knuller in der Mitte des Bettes! Daß Du nicht verſtehſt, ein Bett ordentlich aufzumachen!“

Johann wollte es in Ordnung bringen.

„Nein, jetzt iſt es ſchon nicht mehr nöthig. . . . Wo iſt mein Schlafrock?“ fuhr er mit unzufriedener Stimme fort.

Der Diener reichte ihn ihm.

Der Graf warf, ehe er ihn anzog, einen Blick auf den Saum desſelben.

„Das dachte ich mir ja; der Fleck iſt nicht ausgenommen. Nein, kann man ſchlechter bedient werden, als von Dir?“ fügte er hinzu, indem er ihm den Schlafrock aus der Hand riß und ihn anzog. — „Du thuſt das wohl abſichtlich, wie? . . . Iſt der Thee fertig? . . .“

„Ich habe noch nicht Zeit gehabt, ihn zu bereiten.“

„Eſel!“

„Darnach nahm der Graf einen ſchon fertig gelegten franzöſiſchen Roman zur Hand und las ſchweigend ziemlich lange darin, während Johann im Flur die Theemaſchine anmachte. Der Graf war augenſcheinlich ſehr übler Laune, wahrſcheinlich in Folge der Müdigkeit, des Staubes, der engen Kleider und des hungrigen Magens.

„Johann!“ rief er nach einer Weile wieder, „gieb mir die Rechnung von den zehn Rubeln. Was haſt Du in der Stadt gekauft?“

Der Graf ſah die Rechnung durch und machte unzufriedene Bemerkungen über die theuren Preiſe der Einkäufe.

„Gieb Rum zum Thee.“

„Rum habe ich nicht gekauft.“

„Ausgezeichnet! Wie viele Male habe ich Dir ſchon geſagt, daß immer Rum da ſein muß!“

„Ich hatte nicht Geld genug.“

„Warum hat denn Poloſow nicht gekauft? Hätteſt Du doch von ſeinem Burſchen nehmen können.“

„Der Cornet Poloſow? Ich weiß nicht. Sie ließen Thee und Zucker kaufen.“

„Rindvieh! . . . Mach', daß Du fortkommſt! . . . Du allein biſt im Stande, mich um all meine Geduld zu bringen. . . . Du weißt doch, daß ich auf Märſchen meinen Thee mit Rum trinke.“

„Hier ſind zwei Briefe für Sie aus dem Stabe,“ ſagte der Kammerdiener.

Der Graf brach liegend die Briefe auf und begann ſie zu leſen. Da trat mit heiterer Miene der Cornet herein, der bis jetzt damit beſchäftigt geweſen war, die Escadron einzuquartieren.

„Nun, Turbin! es ſcheint ja ganz gut hier zu ſein! Aber bin ich müde geworden, das muß ich geſtehen! Es war ſo heiß!“

„Ausgezeichnet gut! Eine abſcheuliche, ſtinkende Hütte und keinen Rum zum Thee, dank Ew. Wohlgeboren Gnaden! Dein Tölpel von einem Denſchtſchik hat keinen gekauft und meiner auch nicht. Hätteſt Du es ihm doch wenigſtens geſagt!“

Darauf nahm er ſeinen Brief wieder auf. Als er ihn zu Ende geleſen, knitterte er ihn zuſammen und warf ihn auf die Diele.

„Warum haſt Du keinen Rum gekauft?“ fragte unterdeſſen im Flur der Cornet flüſternd ſeinen Denſchtſchik, „Du hatteſt doch noch Geld?“

„Warum ſollen wir denn immer Alles kaufen? Ohnehin habe ich immer alle Vorräthe zu beſorgen; und der Deutſche da thut nichts, als den ganzen Tag ſeine Pfeife rauchen. Das iſt Alles!“

Der zweite Brief war, wie erſichtlich, nicht unangenehm, denn der Graf lächelte, während er ihn las.

„Von wem iſt er?“ fragte Poloſow, nachdem er in's Zimmer zurückgekehrt war und während er in der Nähe des Ofens auf Brettern ſich ein Bett zurechtmachte.

„Von Mina,“ entgegnete munter der Graf und reichte ihm den Brief. „Da, willſt Du ihn leſen? Was für eine reizende Perſon! . . . Wahrhaftig, beſſer wie unſere Fräulein. . . . Sieh' nur, wie viel Gefühl und Verſtand in dieſem Briefe! Eins nur iſt fatal — ſie bittet mich um Geld.“

„Das iſt wohl fatal,“ bemerkte der Cornet.

„Ich habe es ihr allerdings verſprochen; aber nun der Marſch, und dann . . . übrigens, wenn ich noch drei Monate die Escadron befehlige, dann kann ich es ihr wohl ſchicken. Es wird mir auch nicht leid thun, wahrhaftig: für ein ſo reizendes Geſchöpf, wie?“ fragte er lächelnd, mit Intereſſe den Ausdruck von Poloſow's Geſicht beobachtend, während dieſer den Brief las.

„Schrecklich unorthographiſch, aber ganz nett, und ſie ſcheint Dich wirklich zu lieben,“ meinte der Cornet.

„Hm! das wollte ich meinen! Nur ſolche Frauen verſtehen noch wirklich zu lieben, wenn ſie einmal lieben.“

„Aber von wem war der andere Brief?“ fragte der Cornet, indem er den Brief, den er eben geleſen hatte, zurückgab.

„Ach, es iſt da ein gewiſſer Herr, ein gehöriger Lump übrigens, an den ich eine Spielſchuld zu begleichen habe, der erinnert mich nun ſchon zum dritten Mal daran ... ich kann ſie ihm jetzt nicht abzahlen, habe kein Geld ... ein dummer Brief!“ erklärte der Graf, augenſcheinlich durch die Erinnerung daran geärgert.

Ziemlich lange nach dieſem Geſpräch ſchwiegen beide Offiziere. Der Cornet, der, wie es ſchien, ganz unter dem Einfluß des Grafen ſtand, trank ſchweigend ſeinen Thee, warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf das ſchöne, verfinſterte Geſicht Turbin's, der unverwandt aus dem Fenſter ſah und konnte ſich nicht entſchließen, die Unterhaltung wieder aufzunehmen.

„Was meinſt Du, es kann ausgezeichnet werden,“ wandte ſich plötzlich mit fröhlichem Kopfnicken Turbin zu Poloſow: „wenn bei uns in der Linie in dieſem Jahre noch Avancement ſtattfindet und wir vielleicht gar in ein Gefecht gerathen, ſo kann ich meine Rittmeiſter in der Garde überflügeln.“

Das Geſpräch ward auch beim zweiten Glaſe Thee noch über dieſes ſelbe Thema fortgeſetzt, als der alte Danilo hereintrat und den Befehl Anna Feodorowna's überbrachte.

„Die gnädige Frau haben noch befohlen, zu fragen, ob Sie nicht der Sohn des Grafen Feodor Iwanowitſch Turbin zu ſein belieben?“ fügte von ſich aus Danilo hinzu, der den Familiennamen des Grafen erfahren hatte und ſich des Beſuches des ſeligen Grafen in der Stadt K. noch erinnerte, „unſere gnädige Frau, Anna Feodorowna, hat ihn ſehr genau gekannt.“

„Das war mein Vater, und ſage der gnädigen Frau, ich ließe ſehr danken und brauche nichts, ließe nur bitten, ob es nicht möglich ſei, irgend wo ein reineres Zimmerchen zu bekommen, im Hauſe oder ſonſt wo!“

„Aber warum ſagteſt Du das?“ bemerkte Poloſow vorwurfsvoll, als Danilo fort war; „iſt es denn nicht einerlei? Eine Nacht, was liegt daran; wir werden ſie dort geniren.“

„Warum nicht gar! Ich glaube, wir haben uns genug in dieſen rauchigen Hütten herumgetrieben! ... Man ſieht doch gleich, daß Du ein unpraktiſcher Menſch biſt. Warum ſoll man es nicht benutzen, wenn man auch nur auf eine Nacht ſich wie ein Menſch einquartieren kann? Sie werden ſich im Gegentheil ſehr freuen.“

„Eins nur iſt widerlich,“ fuhr der Graf lächelnd, ſeine weißen, glänzenden Zähne zeigend, fort; „wenn dieſe Dame nämlich wirklich meinen Vater gekannt hat. Man hat gewöhnlich Grund, ſich ſeines ſeligen Papas zu ſchämen: denn es ſteckt immer irgend eine ſcandalöſe Geſchichte oder eine vergeſſene Schuld dahinter. Daher kann ich es nicht leiden, ſolche väterliche Bekannte zu treffen. Uebrigens, das lag ſchon im Geiſte jener Zeit,“ fügte er wieder ernſt hinzu.

„Ach, und ich habe Dir nicht erzählt,“ ſagte Poloſow, „daß ich neulich den Commandeur der Ulanenbrigade, Iljin, traf. Er wollte Dich ſchrecklich gerne ſehen und ſcheint eine wahre Leidenſchaft für Deinen Vater gehabt zu haben.“

„Dieſer Iljin iſt, glaube ich, ein gehöriger Taugenichts. Merkwürdig nur,

daß alle dieſe Herren, die behaupten, meinen Vater gekannt zu haben und ſich bei mir einſchmeicheln wollen unter dem Vorwande, mir hübſche Züge von meinem Vater zu erzählen, zuweilen ſolche Geſchichten auftiſchen, daß man ſich ſchämt, ſie anzuhören. Eins iſt und bleibt aber wahr — ich laſſe mich nicht durch's Gefühl beeinfluſſen und ſehe alle Dinge mit leidenſchaftsloſen Augen an —: er war ein gar zu hitziger, leidenſchaftlicher Menſch und hat manchmal nicht ganz hübſche Streiche losgelaſſen. Aber das lag im damaligen Zeitgeiſte. In unſerem Jahrhundert wäre vielleicht ein ſehr praktiſcher Menſch aus ihm geworden, denn er hatte fabelhafte Fähigkeiten, das muß man ihm laſſen."

Nach einer Viertelſtunde kehrte Danilo zurück und überbrachte die Aufforderung der Gutsherrin an die Offiziere, freundlichſt im Herrenhauſe übernächtigen zu wollen.

## XI.

Als Anna Feodorowna erfuhr, daß der Huſarenoffizier der Sohn des Grafen Feodor Turbin ſei, gerieth ſie in Aufregung.

„Ach, du mein Himmel! Der Herzensjunge! . . . Danilo! raſch, geh', lauf' hin und ſage, die gnädige Frau laſſe ſie zu ſich bitten," ſprach ſie, indem ſie aufſprang und in's Mädchenzimmer ging. — „Liſinka! Uſtjuſchka! Du mußt Dein Zimmer hergeben, Liſa. Du kannſt in des Onkels Zimmer hinüberziehen; und Sie, Bruder . . . Bruder! Sie ſchlafen dieſe eine Nacht im Gaſtzimmer, nicht wahr? Eine Nacht, das ſchadet nichts."

„Thut nichts, Schweſter; ich ſchlafe auch auf der Diele."

„Er muß ein bildhübſcher Menſch ſein, wenn er dem Vater ähnlich iſt. So werden meine alten Augen ihn doch ſehen, den Goldjungen. . . . Sieh' Du ihn Dir nur recht an, Liſa. Sein Vater war ein Bild. . . . Wo bringſt Du den Tiſch hin? Laſſe ihn hier!" ſprach aufgeregt und geſchäftig Anna Feodorowna, — „hier müſſen zwei Betten herkommen, eins kann man vom Verwalter nehmen, — und auf dieſe Etagère ſtelle den Cryſtallleuchter, den mir der Bruder zum Namenstage geſchenkt hat, und ſtecke ein Wallrathlicht d'rauf."

Endlich war Alles fertig. Trotz der Einmiſchung der Mutter richtete Liſa auf ihre Weiſe ihr Stübchen für die beiden Offiziere her. Sie nahm blendend weiße, nach Reſeda duftende friſche Bettwäſche und machte die Betten auf, ließ Lichte und eine Caraffe mit Waſſer nebenbei auf das Tiſchchen ſtellen, räucherte mit Räucherpapier im Leutezimmer und zog ſelbſt mit ihrem Bettchen hinüber in des Onkels Zimmer. Anna Feodorowna hatte ſich inzwiſchen etwas beruhigt und ſich wieder auf ihren gewohnten Platz geſetzt. Sie nahm ſogar die Karten in die Hand, legte ſie jedoch nicht, ſondern ſtützte ſich auf ihre runden Ellenbogen und verſank in Nachdenken. „Nein, wie die Zeit fliegt!" ſprach ſie flüſternd zu ſich ſelbſt. „Wie lange iſt es denn her, daß das Alles geſchah? Wie jetzt noch, ſehe ich ihn vor mir. War das ein Schelm, ein Unart!" Und die Thränen traten ihr in die Augen. — „Jetzt iſt Liſinka ſo weit! Aber nein, ſie iſt nicht das, was ich in ihren Jahren war . . . ein nettes Mädchen, aber nicht das . . ."

„Liſinka, Du könnteſt wohl Dein Mousseline-en-laine-Kleid heute Abend anziehen.“

„Werden Sie ſie denn einladen, Mama? Ach, lieber nicht,“ entgegnete Liſa, welche der Gedanke, die Offiziere zu ſehen, in eine unerklärliche Aufregung verſetzte, „lieber nicht, Mama!“

Und wahrhaftig, größer als der Wunſch, ſie zu ſehen, war die Furcht vor irgend einem beſeligenden Glücke, das, wie ihr ſchien, ſie erwartete.

„Sie werden vielleicht ſelbſt ſich vorſtellen wollen, Liſinka!“ ſagte Anna Feodorowna, während ſie ihr mit der Hand über's Haar ſtrich und dabei dachte: nein, das Haar iſt es nicht, das ich in ihrem Alter hatte . . . „Ja, Lieschen, wie ich Dir wünſchte . . .“ Und ſie wünſchte wirklich ſehnlich etwas für ihre Tochter, aber an eine Heirath mit dem Grafen konnte ſie nicht denken, und Beziehungen, wie ſie zwiſchen ihr und dem Vater des Grafen beſtanden, konnte ſie nicht wünſchen, — etwas war es jedoch, was ſie heiß, innig für ihre Tochter erſehnte; vielleicht nur, in der Seele ihrer Tochter noch einmal das reiche Leben nachzuempfinden, das ſie mit dem Seligen durchlebt.

Den alten Cavalleriſten hatte die Ankunft des Grafen auch etwas aufgeregt. Er ging in ſein Zimmer und ſchloß ſich darin ein. Nach einer Viertelſtunde erſchien er wieder in einer Huſarenjacke und hellblauen Beinkleidern und begab ſich mit dem ſchüchtern-zufriedenen Geſichtsausdrucke eines jungen Mädchens, das zum erſten Male ein Ballkleid an hat, in das den Gäſten angewieſene Zimmer.

„Ich will mir doch die jetzigen Huſaren 'mal anſehen, Schweſter! Der ſelige Graf war ein echter Huſar, das muß man ſagen. Nun, wollen ſehen, wollen ſehen.“

Die Offiziere waren bereits durch die Hinterthür in das für ſie hergerichtete Zimmer gelangt.

„Nun, ſiehſt Du!“ ſagte der Graf, ſo wie er ging und ſtand mit den ſtaubigen Stiefeln ſich auf das aufgemachte Bett werfend: „Iſt es hier nicht beſſer als da unten in der Hütte mit den Tarakanen?“

„Davon iſt keine Rede, aber es iſt doch unangenehm, die Wirthe ſo zu beläſtigen. . . .“

„Was für ein Unſinn! Man muß in allen Dingen praktiſch ſein. Sie ſind im Gegentheil ſehr glücklich darüber, ganz gewiß. . . . He, Menſch!“ rief er dem Diener zu. „Sieh' 'mal nach, ob Du nicht irgend etwas bekommen kannſt, um dieſes Fenſter zu verhängen; ſonſt wird es in der Nacht ziehen.“

In dieſem Augenblicke kam der alte Mann herein, um Bekanntſchaft mit den Offizieren zu machen. Er unterließ es natürlich nicht, wenn auch mit einigem Erröthen, zu erzählen, wie er der Kamerad des ſeligen Grafen geweſen, wie er ſich ſeines Wohlwollens erfreut und ſogar mehr als einmal Beweiſe der freundſchaftlichen Geſinnungen des Verſtorbenen gehabt habe. Meinte er nun unter dieſen Beweiſen freundſchaftlicher Geſinnungen, daß jener ihm die von ihm ge-

borgten hundert Rubel nicht zurückgegeben, oder daß er ihn in einen Schneehaufen geworfen oder ihn geſchimpft hatte, — das erklärte der Alte nicht näher. Der Graf war ſehr höflich und artig gegen den alten Cavalleriſten und dankte für die Einquartierung.

„Sie werden entſchuldigen, daß Alles ſo einfach iſt, Graf“ (er hätte faſt Ew. Erlaucht geſagt, ſo ſehr war er im Umgange mit vornehmen Leuten aus der Uebung gekommen). „Das Häuschen der Schweſter iſt nur klein. Aber dies hier wollen wir gleich mit etwas verhängen, und dann wird es gut ſein,“ ſagte der Alte und verließ unter dem Vorwande, für einen Vorhang zu ſorgen, in Wahrheit jedoch, um ſo raſch als möglich ſeinen Bericht über die Offiziere zu erſtatten, mit den Füßen ſcharrend und ſich verbeugend, die jungen Leute.

Bald darauf kam die hübſche Uſtjuſchka, um mit dem Shawl der gnädigen Frau das Fenſter zu verhängen. Auch hatte die gnädige Frau befohlen, zu fragen, ob die Herren nicht Thee wünſchten?

Die gute Unterkunft übte augenſcheinlich eine günſtige Wirkung auf die Laune des Grafen aus: er ſcherzte und lachte munter mit Uſtjuſchka, ſo daß dieſe ihn ſpäter ſogar einen loſen Buben nannte, erkundigte ſich, ob ihr Fräulein hübſch ſei und entgegnete auf ihre Frage, ob Thee gefällig ſei, den könne man immerhin bringen, namentlich aber, da ihr eigenes Abendeſſen noch nicht fertig ſei, wäre es ihm angenehm, wenn er jetzt gleich ein Gläschen Schnaps, einen Imbiß und wo möglich etwas Xeres haben könnte.

Der Onkel war entzückt über die Höflichkeit des jungen Grafen und hob die jungen Offiziere der jetzigen Generation bis in den Himmel, indem er behauptete, ſie präſentirten ſich ungleich vortheilhafter als die Offiziere aus alter Zeit.

Anna Feodorowna war damit nicht einverſtanden, — in ihren Augen konnte es überhaupt nichts Beſſeres geben, als den Grafen Feodor Iwanowitſch; ſie ward zuletzt ernſtlich böſe und bemerkte trocken: „Für Sie, Bruder, iſt immer der Letzte, der Ihnen Sammetpfötchen zeigt, auch der Beſte. Das weiß ein Jeder, daß die Menſchen jetzt klüger ſind als früher, aber der Graf Feodor Iwanowitſch tanzte die Ecoſſaiſe ſo hinreißend und war ſo liebenswürdig, daß Alle damals wie toll nach ihm waren, das kann man wohl ſagen; er nur kümmerte ſich um Niemanden, als um mich. Es gab alſo auch in alten Zeiten liebenswürdige und gute Menſchen.“

Da ward die Meldung von der Bitte um Schnaps, einen Imbiß und etwas Xeres überbracht.

„Nun, ſehen Sie, Bruder, wie Sie ſind! Sie machen immer Alles nicht ſo, wie es ſein ſoll. Man hätte ein Abendeſſen beſtellen müſſen,“ ſprach Anna Feodorowna etwas gereizt. — „Liſa! ſorge dafür, Herzchen!“

Liſa lief in die Vorrathskammer, um Champignons und friſche Schmandbutter auszugeben und beſtellte beim Koch Fleiſchkuchen.

„Haben Sie noch Xeres nach, Bruder?“

„Nein, Schweſter; ich habe nie welchen gehabt.“

„Wie denn nicht! Sie trinken doch immer etwas mit Ihrem Thee?“

„Das iſt Rum, Anna Feodorowna.“

„Iſt denn das nicht dasſelbe? Nun, ſo geben Sie Rum, das iſt ja einerlei. Und hören Sie, Bruder, ſollen wir ſie nicht lieber hierher bitten? Sie wiſſen ja, wie ſich's ſchickt. Das können ſie doch nicht übel nehmen?“

Der Cavalleriſt verſicherte, er ſtehe dafür, daß der Graf in ſeiner Güte die Einladung nicht ausſchlagen werde, er wolle gleich gehen und die jungen Leute mitbringen. Anna Feodorowna begab ſich in ihr Zimmer, um ihr Kleid aus gros-grain anzuziehen und eine neue Haube aufzuſetzen. Liſa jedoch war ſo beſchäftigt, daß ſie keine Zeit hatte, das roſaleinene Kleidchen mit den breiten Aermeln, das ſie an hatte, gegen ein anderes zu vertauſchen. Und dann fühlte ſie ſich auch ſehr aufgeregt; es war ihr, als ſtehe ihr ein erſchütterndes Ereigniß bevor, als hänge eine niedrige, ſchwarze Wolke dicht über ihrem Haupte. Dieſer gräfliche Huſar, dieſer Ausbund von Schönheit kam ihr vor wie ein ganz fremdes, unergründliches, aber doch erhabenes Weſen. Sein Charakter, ſeine Gewohnheiten, ſeine Rede — alles das war gewiß ſo außergewöhnlich, wie ſie es noch nie geſehen. Alles, was er denkt und ſpricht, muß klug und wahr ſein, Alles, was er thut, ehrenhaft, ſein ganzes Aeußere muß bezaubernd ſein. Sie zweifelte nicht daran. Wenn er nicht nur einen Imbiß und Xeres, ſondern noch ein Bad aus Salbei mit Wohlgerüchen verlangt hätte, ſo hätte ſie ſich nicht darüber gewundert, ihn nicht deshalb getadelt, ſondern wäre feſt überzeugt geweſen, daß das ſo ſein müſſe.

Der Graf war gleich bereit, der Aufforderung Folge zu leiſten, als der Cavalleriſt ihm den Wunſch ſeiner Schweſter mitgetheilt hatte; er fuhr ſich mit der Bürſte durch's Haar, warf ſeinen Mantel über und nahm ſeine Cigarrendoſe in die Hand.

„Komm',“ ſagte er zu Poloſow.

„Laß uns lieber nicht gehen,“ meinte der Cornet: «Ils feront des frais pour nous recevoir.»

„Unſinn! Es beglückt ſie nur. Ich habe auch ſchon Erkundigungen eingezogen: Da iſt ein hübſches Mädchen, eine Tochter. . . . Komm',“ ſagte der Graf auf franzöſiſch.

«Je vous en prie, messieurs,» fiel der Cavalleriſt ein, nur um zu zeigen, daß er auch franzöſiſch könne und verſtanden habe, was die Offiziere ſprachen.

## XII.

Liſa erröthete, ſchlug die Augen nieder und machte, als ſei ſie ſehr beſchäftigt mit dem Einſchenken des Thees, als die Offiziere eintraten, denn ſie fürchtete ſich, ſie anzuſehen. Anna Feodorowna, im Gegentheil, ſtand haſtig auf, begrüßte ſie und begann dann, ohne ein Auge von ihm zu verwenden, mit dem Grafen zu ſprechen; bald fand ſie eine frappante Aehnlichkeit mit dem Vater, bald ſtellte

ſie ihm ihre Tochter vor, bald bot ſie ihm Thee, Saft oder zu Hauſe bereitete Obſtpaſte an. Auf den Cornet gab ſeines beſcheidenen Auftretens wegen Niemand Acht, und das freute ihn ſehr, denn ſo viel es ihm der Anſtand erlaubte, ſah er Liſa an und vertiefte ſich bis in alle Einzelheiten in ihre Schönheit, von der er augenſcheinlich mächtig ergriffen war. Der Onkel hörte der Unterhaltung ſeiner Schweſter mit dem Grafen zu und wartete mit einer fertigen Rede auf der Zunge auf die Gelegenheit, ſeine alten Cavalleriegeſchichten zu erzählen. Der Graf war beim Thee, nachdem er eine ſeiner ſtarken Cigarren angeraucht, die Liſa faſt zum Huſten gebracht hätte, ſehr geſprächig und liebenswürdig, ſchaltete anfangs nur in den Pauſen der ununterbrochenen Reden Anna Feodorowna's ſein Wort ein, bemächtigte ſich aber ſchließlich allein der Unterhaltung. Eins nur fiel ſeinen Zuhörern etwas unangenehm auf: er brauchte in ſeinen Erzählungen häufig Worte, die, in ſeiner Geſellſchaft nicht für anſtößig geltend, hier doch ein wenig kühn waren. Anna Feodorowna erſchrak etwas darüber, Liſa erröthete bis über die Ohren; aber der Graf bemerkte weder das Eine, noch das Andere, ſondern blieb ebenſo ruhig, unbefangen und liebenswürdig. Liſa goß ſchweigend den Thee in die Gläſer und ſchob dieſe, ohne ſie den Gäſten zu reichen, nur etwas näher zu ihnen hin; ſie hatte ſich noch immer nicht von ihrer Aufregung erholt und horchte geſpannt auf die Worte des Grafen. Seine durchaus nicht geiſtreichen Geſchichten, ſein Stocken beim Sprechen beruhigten ſie etwas. Sie hörte keinen der von ihm erwarteten ſehr klugen Ausſprüche, ſah nichts von der ähſtetiſchen Schönheit, die ſie an ihm zu finden dunkel gehofft hatte, und beim dritten Glaſe Thee, als ihre ſanften Augen zufällig einmal ſeinem Blicke begegneten, und er, ohne die ſeinigen niederzuſchlagen, höchſt ruhig, mit einem faſt unmerklichen Lächeln fortfuhr, ſie anzuſehen, fühlte ſie ſich ſogar etwas feindſelig gegen ihn geſinnt und fand bald, daß nicht nur nichts Beſonderes an ihm ſei, ſondern daß er ſich auch nicht im Geringſten von allen denen unterſcheide, die ſie bisher geſehen, daß es ſich nicht lohne, ihn zu fürchten, daß er ſich nicht einmal durch beſondere Schönheit auszeichne, nur ſeine Fingernägel ſeien beſonders lang und rein. Liſa fühlte ſich plötzlich ganz beruhigt und nahm nicht ohne eine gewiſſe innere Wehmuth von ihrem Ideale Abſchied; nur der Blick des ſchweigſamen Cornets, den ſie fortwährend auf ſich gerichtet fühlte, beunruhigte ſie. „Vielleicht iſt es nicht er, ſondern er!“ dachte ſie.

## XIII.

Nach dem Thee bat die alte Dame ihre Gäſte in's Nebenzimmer und nahm ſelbſt wieder ihren gewohnten Platz auf dem Divan ein.

„Wollen Sie ſich nicht etwas ausruhen, Graf?“ fragte ſie. „Womit ſollen wir denn nun unſere lieben Gäſte unterhalten?“ fuhr ſie auf ſeine verneinende Antwort hin fort: „Spielen Sie Karten, Graf? Ach, Bruder, Sie ſollten doch ein Spielchen arrangiren . . .“

„Sie ſpielen ja ſelbſt auch Préférence, Schweſter,“ entgegnete der Ca-

valleriſt; „da wollen wir ſchon zuſammen bleiben. Halten Sie mit, Graf? Und Sie auch?“

Die Offiziere drückten ihre Bereitwilligkeit aus, Alles zu thun, was ihren liebenswürdigen Wirthen gefällig wäre.

Liſa brachte aus ihrem Zimmer ihre alten Karten herbei, die ſie darauf legte, ob Anna Feodorowna's Fluß bald vergehen werde, ob der Onkel in dieſer Woche noch aus der Stadt, wohin er gefahren, zurückkehren oder die Nachbarin heute zum Beſuch kommen werde u. ſ. w. Dieſe Karten waren, obgleich ſie auch ſchon zwei Monate gedient hatten, doch noch reiner als diejenigen, deren ſich Anna Feodorowna bediente.

„Sie werden aber wohl nicht auf einen kleinen Einſatz ſpielen wollen?“ fragte der Onkel. — „Wir ſpielen mit Anna Feodorowna immer zu einem halben Kopeken. . . . Und ſelbſt dabei gewinnt ſie ganz beträchtlich.“

„Ach, ganz, wie Sie befehlen, mir iſt Alles recht,“ entgegnete der Graf.

„Nun, dann zu einem Kopeken Banco, unſeren lieben Gäſten zu Ehren. Mögen Sie mich arme alte Frau kapp und kahl ſpielen,“ ſagte Anna Feodorowna, indem ſie ſich behäbig und gemüthlich in ihrem Lehnſeſſel niederließ und ihre Mantille zurechtzupfte.

„Wer weiß, vielleicht gewinne ich ihnen doch noch einen Harten ab,“ dachte ſie bei ſich; denn auf ihre alten Tage hatte ſie eine kleine Leidenſchaft für die Karten bekommen.

„Soll ich Sie lehren, mit Miſère und einer beſonderen Tabellenrechnung zu ſpielen?“ fragte der Graf. „Das iſt ſehr luſtig.“

Allen gefiel die neue Petersburger Art zu ſpielen ausgezeichnet gut. Der Onkel verſicherte, ſie ſei ihm bekannt; man habe früher „Boſton“ ſo geſpielt, er habe es nur etwas vergeſſen. Anna Feodorowna verſtand nichts davon, und zwar ſo lange nicht, bis ſie ſich ſchließlich genöthigt fühlte, lächelnd und mit zufriedenem Kopfnicken zu verſichern, jetzt habe ſie es verſtanden und es ſei ihr Alles klar. Nicht wenig Heiterkeit jedoch gab es inmitten des Spieles, als Anna Feodorowna, mit dem Aß und König blank in der Hand, Miſère anſagte und mit ſechs Stichen ſitzen blieb. Sie kam zuletzt ganz aus der Faſſung und verſicherte mit ängſtlichem Lächeln einmal über's andere, ſie habe ſich noch nicht ganz an die neue Manier gewöhnt. Die verlorenen Stiche wurden ihr angeſchrieben und es kamen noch viele hinzu, da der Graf, an ein großes Spiel gewöhnt, ausgezeichnet anſagte und vorſichtig ſpielte und die Bedeutung der Fußſtöße, die ihm der Cornet unter dem Tiſch verſetzte, ſowie deſſen grobe Fehler beim Whiſtanſagen durchaus nicht verſtand.

Liſa trug noch Obſtpaſte, drei verſchiedene Gattungen Eingemachtes und eine gewiſſe Gattung auf beſondere Art geweichter Aepfel auf; dann ſtellte ſie ſich hinter den Stuhl der Mutter, ſah dem Spiele zu und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Offiziere, namentlich aber auf die weißen Hände des Grafen mit den feinen, wohlgepflegten, roſigen Nägeln, die mit

ſo viel Uebung, Sicherheit und Grazie die Karten austheilten und die Stiche einſtrichen.

Wieder hatte Anna Feodorowna auf's Gerathewohl die Anderen überboten, bis ſieben gekauft und ein Bête von drei Stichen gemacht. Nachdem ſie nun noch auf das Angebot ihres Bruders irgend ein unmöglich hohes Spiel angeſagt, verlor ſie völlig den Kopf und gerieth in Haſt und Unruhe.

„Thut nichts, Mama! Sie werden noch gewinnen!“ ſagte Liſa lächelnd, um der Mutter aus ihrer lächerlichen Lage herauszuhelfen. — „Machen Sie doch den Onkel einmal Bête; dann iſt er verloren.“

„Wenn Du mir wenigſtens helfen wollteſt, Liſinka!“ ſagte Anna Feodorowna mit einem ängſtlichen Blick auf ihre Tochter. — „Ich weiß gar nicht, wie . . .“

„Ich verſtehe auch nicht, auf dieſe Art zu ſpielen,“ entgegnete Liſa, in Gedanken die Remiſen der Mutter überzählend. — „Aber ſo werden Sie viel verlieren, Mama! — Und zu einem Kleide für Pimotſchka wird nichts nachbleiben,“ fügte ſie ſcherzend hinzu.

„Ja, ſo kann man leicht ein zehn Rubel verlieren,“ ſprach der Cornet mit einem Blick auf Liſa, mit der er gern ein Geſpräch angeknüpft hätte.

„Spielen wir denn nicht auf Banco?“ fragte, Alle der Reihe nach anſehend, Anna Feodorowna.

„Ich weiß nicht, wie, aber mit Banco verſtehe ich nicht zu rechnen,“ bemerkte der Graf. — „Wie iſt das? Ich meine, was iſt das, Banco?“

„Jetzt rechnet ja Niemand mehr nach Banco,“ fiel der Onkel ein, der immer nur klein angeſagt hatte und im Gewinn war.

Die alte Frau ließ mouſſirenden Fruchtwein reichen, trank ſelbſt zwei große Glas davon und ſchien dann in der Verzweiflung alle Hoffnung aufgeben zu wollen. Eine Strähne ihres grauen Haares quoll unter ihrer Haube hervor, aber ſie ſtrich ſie nicht wieder zurück. Ihr kam es gewiß vor, als habe ſie Millionen verloren und ſei überhaupt nicht mehr zu retten. Der Cornet ſtieß den Grafen immer häufiger mit dem Fuße an, der Graf jedoch ſchrieb unbekümmert die Remiſen der Alten an. Endlich war die Partie zu Ende. So ſehr ſich auch Anna Feodorowna Mühe gab, mit der unſchuldigſten Miene von der Welt ihre Notirungen unterzuſchieben, ſich zu ſtellen, als habe ſie ſich in der Rechnung geirrt, verſtehe überhaupt dieſe Art Rechnung nicht, wie entſetzt ſie auch über die Größe ihres Verluſtes war, ſtellte ſich doch ſchließlich heraus, daß ſie neunhundert und zwanzig Marken verloren hatte. „Das macht in Banco neun Rubel?“ fragte ſie mehrere Male und konnte den ungeheuren Umfang ihres Verluſtes nicht eher faſſen, als bis der Bruder zu ihrem unausſprechlichen Entſetzen ihr erklärte, er betrage zweiunddreißig und einen halben Rubel Banco, und die müſſe ſie ſogleich bezahlen. Der Graf gab ſich nicht einmal die Mühe, ſeinen Gewinn zu zählen, ſondern ſtand, ſobald das Spiel zu Ende war, auf und trat zum Fenſter, an welchem Liſa, mit den Vorbereitungen zum Abendimbiß

beſchäftigt, aus einer Glasburke Champignons auf einen Teller legte, und hier that er ganz ruhig und einfach das, was der Cornet den ganzen Abend ſo ſehnlich gewünſcht und nicht zu thun verſtanden hatte: er fing ein Geſpräch über das Wetter mit ihr an.

Der Cornet befand ſich unterdeß in einer ſehr unangenehmen Lage. Nach dem Fortgange des Grafen und namentlich Liſa's, die ihre gute Laune noch aufrecht zu erhalten verſtanden hatte, ließ Anna Feodorowna ihrem Aerger freien Lauf.

„Wie unangenehm, daß wir Sie ſo ausgeplündert haben," bemerkte Poloſow, nur um etwas zu ſagen. „Es iſt wahrhaftig unverantwortlich."

„Das wollte ich meinen, wenn man ſich ſolche Tabellen und Miſèren ausdenkt! Davon verſtehe ich nichts. Wie viel macht es denn in Banco im Ganzen aus?" fragte ſie.

„Zweiunddreißig Rubel. Zweiunddreißig und einen halben Rubel," wiederholte der Cavalleriſt in Folge ſeines Gewinnes mit einer gewiſſen ſchadenfrohen Munterkeit, „rücken Sie nur mit dem Gelde heraus, Schweſter . . . geben Sie her!"

„Ich werde es ſchon bezahlen bis auf den letzten Kopeken, aber ein anderes Mal ſollt Ihr mich nicht mehr fangen. Das kann ich ja in meinem ganzen Leben nicht wieder zurückgewinnen."

Anna Feodorowna ging mit eilig wackelnden Schritten in ihr Zimmer und kehrte nach einer Weile mit neun Rubeln Banco zurück. Nur auf die hartnäckige Forderung des Alten hin bezahlte ſie Alles.

Poloſow befand ſich in wahrer Angſt, daß Anna Feodorowna ihn ausſchelten werde, ſobald er jetzt ein Wort an ſie richtete. Er machte ſich daher leiſe und heimlich aus dem Staube und geſellte ſich zu dem Grafen und Liſa, die im offenen Fenſter ſich mit einander unterhielten. —

Im Zimmer, auf dem ſchon zum Abendeſſen gedeckten Tiſche brannten zwei Talglichte. Die Flammen dieſer Lichte flackerten zuweilen leiſe unter dem Hauche der milden, warmen Mainacht. In dem zum Garten hin geöffneten Fenſter war es auch hell, aber anders als im Zimmer. Der faſt volle Mond, der ſeinen goldigen Schimmer ſchon verloren, ſchwebte über den Wipfeln der hohen Linden und beleuchtete immer heller feine, weiße Wölkchen, die von Zeit zu Zeit über ihn hinzogen. In dem Teiche, deſſen auf einer Stelle vom Monde verſilberte Oberfläche durch die Allee ſchimmerte, quakten die Fröſche. In dem duftigen Cyrenenſtrauche dicht unter dem Fenſter, deſſen vom Thau durchnäßte Blüthen leiſe ſchwankten, hüpften und flatterten kaum hörbar kleine Vögelchen.

„Welch himmliſches Wetter!" ſagte der Graf, indem er zu Liſa trat und ſich auf das niedrige Fenſterbrett ſetzte. „Sie gehen wohl viel ſpazieren?"

„Ja," entgegnete Liſa, die ſchon nicht die geringſte Verwirrung mehr in der Nähe des Grafen empfand, „des Morgens, ſo um ſieben Uhr, habe ich in

der Wirthſchaft zu thun und dann gehe ich ein wenig mit Pimotſchka, Mamas Pflegling, ſpazieren."

„Wie ſchön, auf dem Lande zu leben!" meinte der Graf, indem er ſein Glas in's Auge klemmte und bald in den Garten, bald auf Liſa's Geſicht ſah. „Und in der Nacht beim Mondſchein gehen Sie nicht ſpazieren?"

„Nein. Aber vor zwei Jahren ſpazierten wir jede Nacht mit dem Onkel, wenn der Mond ſchien. Er litt an einer merkwürdigen Krankheit — der Schlafloſigkeit. Sobald der Vollmond ſchien, konnte er nicht einſchlafen, und in ſein Stübchen — ſehen Sie, das dort auf den Garten hinaus, mit dem niedrigen Fenſter — ſcheint gerade der Mond hinein."

„Sonderbar," bemerkte der Graf. „Das iſt doch Ihr Zimmerchen, ſollte ich meinen?"

„Nein, ich werde nur dieſe Nacht daſelbſt ſchlafen. Mein Zimmer bewohnen Sie."

„Iſt es möglich? . . . Ach, mein Gott, ich werde mir nie die Unruhe verzeihen, die ich Ihnen gemacht habe," ſagte der Graf, indem er zum Beweiſe ſeiner Aufrichtigkeit ſein Glas aus dem Auge fallen ließ; „wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie ſtöre . . ."

„Das iſt ja keine Störung. Im Gegentheil, ich bin ſehr froh: des Onkels Zimmer iſt ſo nett, ſo freundlich, das Fenſter ſo niedrig; ich werde dort ſitzen, bis ich ſchläfrig werde, oder klettere auch vielleicht in den Garten hinunter und ſpaziere noch ein wenig herum."

„Was für ein prächtiges Mädchen!" dachte der Graf, ſetzte wieder ſein Glas auf, ſah ſie an und verſuchte, als wolle er ſich höher auf's Fenſterbrett ſetzen, ihren Fuß mit dem ſeinigen zu berühren. „Und wie ſchlau ſie mir zu verſtehen gab, ich könne ſie heute Nacht am Fenſter ſehen, wenn ich wollte!" Liſa verlor dadurch in ſeinen Augen einen großen Theil ihres Reizes: der Sieg ſchien ihm gar zu leicht.

„Wie herrlich muß es ſein," ſprach er mit einem träumeriſchen Blick in die dunkle Allee, „eine ſolche Nacht im Garten, mit einem Weſen, das man liebt, zu verbringen."

Liſa fühlte ſich etwas verwirrt bei dieſen Worten und der wiederholten, gleichſam abſichtsloſen Berührung ihres Fußes. Sie ſagte daher, ehe ſie es recht bedacht hatte, etwas, nur damit ihre Verwirrung nicht bemerkt werde. Sie ſagte: „Ja, es iſt ſehr ſchön, in mondhellen Nächten zu ſpazieren." Das Zuſammenſein wurde ihr peinlich, ſie band die Burke, aus der ſie die Champignons genommen, zu und wollte vom Fenſter zurücktreten, als der Cornet hinzukam und es ſie reizte, zu erfahren, was er für eine Art Menſch ſei.

„Was für eine herrliche Nacht!" ſagte er.

„Sie verſtehen nur vom Wetter zu ſprechen!" dachte Liſa.

„Was für eine wundervolle Ausſicht!" fuhr der Cornet fort, „Sie ſind ſie aber gewiß ſchon überdrüſſig geworden," fügte er hinzu, da er die eigenthüm-

liche Neigung beſaß, Menſchen, die ihm ſehr gefielen, leicht etwas unangenehme Dinge zu ſagen.

„Woher glauben Sie das? Immer einer und derſelben Speiſe, immer desſelben Kleides kann man überdrüſſig werden, aber eines Gartens nicht, namentlich, wenn man gerne ſpazieren geht — bei noch etwas hellerem Mondſchein. Aus des Onkels Zimmer ſieht man den ganzen Teich. Ich werde heute Nacht aus dem Fenſter ſehen.“

„Nachtigallen ſcheinen Sie nicht zu haben?“ fragte der Graf, der ſehr unzufrieden damit war, daß Poloſow gekommen und ihn geſtört hatte, die näheren Bedingungen des Rendezvous zu erfahren.

„Nein, wir hatten immer welche, aber im vorigen Jahre wurde eine eingefangen, und jetzt, in der vorigen Woche, fing eine ſo ſchön an zu ſingen, als der Kreisrichter mit Schellengeläute angefahren kam und die Nachtigall erſchreckte. Vor zwei Jahren haben wir zuweilen mit dem Onkel in der dunklen Allee zwei Stunden lang geſeſſen und die Nachtigall gehört.“

„Was erzählt Ihnen dieſe kleine Plappertaſche da?“ fragte der Onkel, ſich der Gruppe nähernd. „Iſt Ihnen nicht ein kleiner Imbiß gefällig?“ —

Nach dem Abendeſſen, während deſſen der Graf durch das den Speiſen geſpendete Lob und ſeinen guten Appetit einigermaßen die ſchlechte Laune der Wirthin zu vertreiben vermochte, nahmen die Offiziere Abſchied und zogen ſich in ihr Zimmer zurück. Der Graf drückte zu Anna Feodorowna's Erſtaunen dem Onkel die Hand und drückte auch die ihrige nur, ohne ſie zu küſſen, worauf er ſelbſt Liſa die Hand reichte und ihr dabei mit ſeinem angenehmen Lächeln gerade in die Augen ſah. Dieſer Blick verwirrte das junge Mädchen wieder.

„Hübſch iſt er,“ dachte ſie, „aber ſchrecklich eingenommen von ſich ſelbſt.“

## XIV.

„Aber wie konnteſt Du nur!“ ſagte Poloſow, als ſie wieder in ihrem Zimmer waren, „ich gab mir doch ſolche Mühe, abſichtlich zu verlieren und ſtieß Dich immer unter dem Tiſche an. Nein, ſchämſt Du Dich gar nicht? Die Alte war ja ganz betrübt.“

Der Graf brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Eine urkomiſche alte Perſon! Wie ſie böſe wurde!“

Und wieder lachte er, und zwar ſo herzlich, daß ſelbſt Johann, der vor ihm ſtand, die Augen niederſchlug und ſich eines leiſen Lächelns nicht enthalten konnte.

„Ein famoſer Sohn des Hausfreundes! . . . Ha, ha, ha!“ lachte der Graf weiter.

„Nein, es war wirklich nicht recht. Mir that ſie zuletzt ordentlich leid,“ ſagte der Cornet.

„Unſinn! Wie jung Du noch biſt! Wollteſt Du denn, daß ich verlieren

ſollte? Warum ſollte ich verlieren? Ich habe meiner Zeit auch verloren, als ich nicht zu ſpielen verſtand. Zehn Rubel, Brüderchen, kann man ſchon brauchen. Man muß das Leben praktiſch anſehen, ſonſt wird man immer zum Narren gehalten."

Poloſow ſchwieg. Ueberdies wollte er allein im Stillen an Liſa denken, die ihm wie ein ausnahmsweiſe reines, herrliches Weſen vorkam. Er kleidete ſich aus und legte ſich in's weiche, reine, für ihn beſtimmte Bett.

„Was für ein Blödſinn ſind doch all dieſe militairiſchen Ehren und Auszeichnungen!" dachte er, indem er auf das mit dem Shawl verhängte Fenſter ſah, durch das ſich einige bleiche Strahlen des Mondes ſtahlen. „Das wahre Glück iſt, in einem ſtillen Winkel mit einem lieben, klugen, ſchlichten Weibe zu leben! Das iſt das wahre, dauernde Glück!"

Aber aus einem gewiſſen Gefühle der Scheu theilte er dieſe Phantaſien ſeinem Freunde nicht mit, ja erwähnte ſogar mit keinem Worte des jungen Mädchens, trotzdem er überzeugt war, daß der Graf auch an ſie dachte.

„Warum kleideſt Du Dich nicht aus?" fragte er den Grafen, der im Zimmer auf- und abging.

„Ich bin noch gar nicht ſchläfrig. Löſche das Licht aus, wenn Du willſt; ich lege mich auch ſo hin."

Und er fuhr fort, auf- und abzugehen.

„Ich bin auch noch gar nicht ſchläfrig," ſprach Poloſow ihm nach, fühlte ſich jedoch nach dem heutigen Abend mehr als je geärgert von dem Einfluſſe, den der Graf auf ihn ausübte, und geneigt, ſich dagegen aufzulehnen. „Ich kann mir denken," ſprach er, in Gedanken ſich an Turbin richtend, „was für Gedanken Dir im wohlfriſirten Kopfe jetzt herumgehen! Ich habe ja geſehen, wie ſie Dir gefiel. Aber Du biſt nicht im Stande, dieſes ſchlichte, wahre Geſchöpf zu verſtehen: Du brauchſt eine Mina, die Epauletten eines Obriſten. Ich werde ihn wirklich fragen, wie ſie ihm gefallen hat."

Aber Poloſow, im Begriff, die Frage zu thun, beſann ſich eines Anderen; er fühlte, daß er nicht nur nicht im Stande wäre, mit ihm zu ſtreiten, wenn die Anſicht des Grafen über Liſa nicht diejenige ſein ſollte, die er vorausſetzte, ſondern daß er auch nicht einmal fähig wäre, ihm nicht beizuſtimmen; ſo ſehr hatte er ſich ſchon gewöhnt, ſich dem Urtheil des Grafen unterzuordnen, das ihm doch mit jedem Tage ſchwerer zu tragen und ungerechter ſchien.

„Wohin?" fragte er, als der Graf die Mütze aufſetzte und zur Thür ſchritt.

„In den Stall; ich will doch 'mal nachſehen, ob Alles in Ordnung iſt."

„Sonderbar!" dachte der Cornet, löſchte aber doch das Licht aus und legte ſich auf die andere Seite, indem er ſich Mühe gab, die unwillkürlich in ſeinem Herzen aufſteigenden einfältig eiferſüchtigen und feindſeligen Empfindungen gegen ſeinen früheren Freund zu verſcheuchen.

Während deſſen hatte ſich Anna Feodorowna, nachdem ſie wie gewöhnlich

ihren Bruder, ihre Tochter und ihren Pflegling zärtlich bekreuzigt und geküßt, auch in ihr Zimmer zurückgezogen. Lange ſchon hatte die alte Frau an einem Tage nicht ſo viele heftige Eindrücke empfangen, ſo daß ſie nicht einmal ruhig beten konnte. Die traurig-lebhafte Erinnerung an den ſeligen Grafen und den jungen Gecken, der ſie ſo gottlos beim Spiel übervortheilt hatte, kam ihr nicht aus dem Sinn. Jedoch kleidete ſie ſich gewohnheitsmäßig aus, trank das halbe Glas Kwaß, welches auf ihrem Tiſchchen neben dem Bett bereit ſtand und legte ſich in's Bett. Ihre Lieblingskatze kam leiſe in's Zimmer geſchlichen; ſie rief ſie herbei und begann ſie zu ſtreicheln und ihrem Schnurren zu lauſchen, konnte aber immer nicht einſchlafen.

„Die Katze ſtört mich," dachte ſie und trieb ſie fort. Die Katze fiel weich auf die Diele, drehte langſam ihren dicht behaarten Schwanz und ſprang auf die Ofenbank; dann kam das Mädchen herein, das des Nachts auf der Diele im Zimmer der Herrin ſchlief, breitete ihre Filzmatratze auf der Erde aus, löſchte das Licht und zündete die Nachtlampe an. Endlich ſchnarchte auch das Mädchen, aber der Schlaf wollte ſich noch immer nicht bei Anna Feodorowna einſtellen, ihre aufgeregte Phantaſie beruhigen. Die Figur des Huſaren ſchwebte ihr vor, ſobald ſie die Augen ſchloß und erſchien ihr in verſchiedenen ſonderbaren Geſtalten im Zimmer, wenn ſie mit offenen Augen beim ſchwachen Lichte der Nachtlampe einen Blick auf die Commode, den Tiſch oder das an der Wand hängende weiße Kleid warf. Bald ſchien es ihr heiß im Federbett, bald war ihr das Ticken der Uhr auf dem Tiſchchen unerträglich, bald ſchnarchte das Mädchen unausſtehlich durch die Naſe. Sie weckte ſie auf und befahl ihr, nicht mehr zu ſchnarchen. Wieder bildeten die Gedanken an ihre Tochter, an den alten und den jungen Grafen, an das Préférenceſpiel einen wirren Knäuel in ihrem Kopfe. Bald ſah ſie ſich ſelbſt in einem Walzer mit dem alten Grafen, ſah ihre vollen, weißen Schultern, fühlte Jemandes Küſſe auf denſelben, bald ſah ſie ihre Tochter in den Armen des jungen Grafen. Wieder fing Uſtjuſchka an zu ſchnarchen.

„Nein, etwas iſt jetzt anders als früher, die Menſchen ſind nicht dieſelben. Der Andere wäre für mich in's Feuer gegangen. Und er wußte auch, wofür. Aber dieſer ſchläft gewiß wie ein Sack, freut ſich, daß er gewonnen hat und denkt nicht daran, die Cour zu machen, wie Jener, der auf Knien vor mir lag und fragte: „Was willſt Du, daß ich thun ſoll? Soll ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen oder was ſonſt?" Und er hätte es gethan, wenn ich es befohlen."

Plötzlich erſcholl das Tappen bloßer Füße auf dem Corridor, und Liſa, nur ein Tuch über die Schultern geworfen, ſtürzte bleich und zitternd in's Zimmer und fiel faſt auf das Bett der Mutter. —

Nachdem ſie der Mutter „Gute Nacht" geſagt, war Liſa in das frühere Zimmer des Onkels gegangen. Sie zog eine weiße Nachtjacke an und verbarg ihre dicke, lange Flechte unter einem Tuch. Dann löſchte ſie das Licht aus, öffnete das Fenſter, ſetzte ſich mit untergeſchlagenen Füßen auf einen Stuhl am

Fenſter und blickte mit träumeriſchen Augen auf den jetzt ſchon an ſeiner ganzen Oberfläche in ſilbernem Glanze ſchimmernden Teich.

Alle ihre gewohnten Beſchäftigungen und Intereſſen erſchienen ihr plötzlich in einem ganz anderen Lichte. Die kritikloſe Liebe zu ihrer launiſchen alten Mutter, die zu einem Stück ihrer Seele geworden war, der hinfällige, aber liebenswürdige Onkel, die Leute vom Hofe, die das Fräulein vergötterten, die milchenden Kühe und die Kälber — dieſe ganze, ſchon ſo viele Male unter ihren Augen abgeſtorbene und wieder ſich erneuernde Natur, in deren Mitte ſie, Andere liebend und von ihnen geliebt, aufgewachſen war, Alles, was ihr bisher eine ſo leichte, angenehme Erholung der Seele geweſen war, das Alles ſchien ihr plötzlich nicht mehr das zu ſein, ſchien ihr langweilig, unnütz geworden. Es war, als hätte ihr Jemand geſagt: „Närrchen, Närrchen! Zwanzig Jahre haſt Du unnütz gelebt, Dich für Andere abgeplagt, ohne Zweck und Ziel, und nicht gewußt, was Glück und Leben heißt!“ Sie dachte das jetzt, als ſie in die Tiefe dieſes hellen, unbeweglichen Gartens ſchaute, lebhafter, viel lebhafter als je zuvor. Und was hatte ſie auf dieſe Gedanken gebracht? Durchaus nicht die plötzliche Liebe zum Grafen, wie man es hätte vermuthen ſollen. Er mißfiel ihr im Gegentheil. Der Cornet hätte ihr eher gefallen können; aber er war ſo einfältig, ſo arm, ſo ſchweigſam. Sie vergaß ihn unwillkürlich und rief ſich, wenn auch mit Aerger und Widerſtreben, wieder das Bild des Grafen in's Gedächtniß. „Nein, das iſt es nicht!“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Ihr Ideal war ſo herrlich. Es war ein Ideal, das auch inmitten einer ſolchen Nacht, einer ſolchen Natur, ohne deren Schönheit zu verletzen, hätte geliebt werden können, ein Ideal, das noch nie verſtümmelt worden war, um mit irgend einer groben Geſtalt der Wirklichkeit verſchmolzen zu werden.

Anfangs hatten die Einſamkeit und der Mangel an Umgang mit Menſchen, welche ihre Aufmerkſamkeit hätten auf ſich ziehen können, die Folge gehabt, daß die ganze Kraft der Liebe, welche die Vorſehung gleichmäßig einem jeden Menſchen zuertheilt hat, heil und unberührt in ihrem Herzen blieb, und nun hatte ſie ſchon zu lange in dem beſcheidenen Glück gelebt, in ſich die Anweſenheit dieſes gewiſſen Etwas zu fühlen und, nur von Zeit zu Zeit das geheimnißvolle Gefäß ihres Herzens öffnend, ſich an dem Anſchauen ſeines Reichthums geweidet, als daß ſie unbedacht auf den erſten Beſten Alles, was es enthielt, hätte ausgießen können. Gebe Gott, daß ſie bis zum Grabe ſich dieſes ängſtlich behüteten, kargen Glücks erfreuen möge. Wer weiß, ob es nicht beſſer, ſtärker iſt als jedes andere, und nicht vielleicht das einzig wahre, mögliche?

„Ach, mein Gott,“ dachte ſie, „habe ich wirklich ganz umſonſt meine Jugend verlebt und mein Glück nicht gefunden? Wird nichts mehr ſein, niemals mehr? Iſt das wahr?“ Und ſie erhob den Blick zum hohen, hell vom Monde beleuchteten Himmel, der von weißen, flockigen Wolken bedeckt war, welche, die Sterne verdunkelnd, näher zum Monde hinzogen. „Wenn der Mond dieſe oberſte weiße Wolke erreicht, ſo iſt es wahr,“ dachte ſie. Ein nebeliger Wolkenſtreif

ſchwebte über die untere Hälfte der hellen Scheibe und dämpfte ein wenig das Licht auf dem Graſe, den Wipfeln der Linden, dem Teiche; die ſchwarzen Schatten der Bäume hoben ſich weniger ſcharf ab. Und wie um den düſteren Schatten, der die Natur verdunkelte, zu begleiten, erhob ſich jetzt ein leiſer Windſtoß und trug den thauigen Duft der feuchten Blätter, der naſſen Erde und der blühenden Syrenen bis zum Fenſter.

„Nein, es iſt nicht wahr,“ tröſtete ſie ſich ſelbſt, — „und wenn die Nachtigall noch heute Nacht ſingt, ſo iſt Alles, was ich jetzt gedacht habe, Unſinn, und ich brauche nicht zu verzweifeln,“ fuhr ſie in ihren Gedanken fort.

Lange noch ſaß ſie ſo ſchweigend, als erwartete ſie etwas, obgleich doch Alles ſchon wieder hell geworden und gleichſam erwacht war, und mehr als einmal darnach noch Wölkchen über den Mond gezogen und Alles verdunkelt hatten. Sie war ſo am Fenſter ſitzend ſchon faſt eingeſchlafen, als der jubelnde Triller einer Nachtigall, der tief unten vom Teiche herüberſcholl, ſie erweckte. Das Landfräulein ſchlug die Augen auf. Mit neuem Genuß erfriſchte ſich ihre ganze Seele an dieſem geheimnißvollen Zuſammenhange mit der Natur, die ſo ruhig und hell ſich vor ihr ausbreitete. Sie ſtützte ſich auf beide Ellenbogen. Ein ſüß beengendes Gefühl von Trauer beklemmte ihr die Bruſt, und Thränen einer reinen, Alles umfaſſenden Liebe, die ſich nach Befriedigung ſehnte, edle, beruhigende Thränen entſtrömten ihren Augen. Sie faltete die Hände auf dem Fenſterbrett und legte ihren Kopf darauf. Ihr Lieblingsgebet kam ihr ganz von ſelbſt auf die Lippen und ſie ſchlummerte ſo noch mit feuchten Augen ein.

Die Berührung einer Hand erweckte ſie. Sie erwachte; aber dieſe Berührung war leicht und angenehm. Die fremde Hand drückte allmählich feſter ihre Hand. Plötzlich kam ſie zum vollen Bewußtſein der Wirklichkeit; ſie ſtieß einen Schrei aus, ſprang auf, und ſich ſelbſt einredend, daß ſie den Grafen nicht erkannt habe, der, vom Mondlichte begoſſen, unter ihrem Fenſter ſtand, lief ſie aus dem Zimmer.

## XV.

Es war wirklich der Graf geweſen. Als er den Schrei des Mädchens und den Ruf des Wächters hinter dem Zaune hörte, der auf dieſen Schrei antwortete, lief er Hals über Kopf, mit dem Gefühl eines auf friſcher That ertappten Diebes über das feuchte, thauige Gras in die Tiefe des Gartens. „Ach, ich Eſel!“ ſchalt er ſich. „Ich habe ſie erſchreckt. Ich hätte ſie leiſe mit Worten wecken müſſen. Ach, ich ungeſchicktes Rindvieh!“ Er blieb ſtehen und horchte. Der Wächter trat durch das Pförtchen in den Garten, ſeinen Stock über den Kies des Weges nachſchleifend. Er mußte ſich verſtecken. Er ſtieg hinunter zum Teich. Die Fröſche erſchreckten ihn und machten ihn zuſammenfahren, als ſie eilig dicht vor ſeinen Füßen in's Waſſer plumpten. Hier kauerte er ſich, ohne auf ſeine naſſen Füße zu achten, nieder und begann Alles zu überdenken, was er gethan, wie er über den Zaun geklettert, ihr Fenſter geſucht und endlich die

weiße Geſtalt entdeckt hatte, wie er mehrere Male, auf das geringſte Raſcheln horchend, ſich dem Fenſter genähert und wieder fortgegangen war, wie es ihm einen Augenblick unzweifelhaft geſchienen, daß ſie, ärgerlich über ſeine Saumſeligkeit, ihn erwartete, und im nächſten wieder unmöglich, daß ſie ſich ſo leicht zu einem Rendezvous entſchloſſen habe, wie er endlich, in der Vorausſetzung, daß ſie nur aus einer gewiſſen, bei einem Fräulein vom Lande erklärlichen Blödigkeit ſich ſtellte, als wenn ſie ſchliefe, entſchloſſen näher getreten war und ihre Stellung klar überſehen habe, dann aber plötzlich eilig zurückgelaufen war und, nur weil er ſich ſeiner Feigheit ſchämte, endlich kühn auf ſie zugetreten und ihre Hand berührt hatte. Der Wächter ließ noch einmal ſeinen Ruf erſchallen und verließ dann, das knarrende Pförtchen hinter ſich ſchließend, den Garten. Das Fenſter von des Fräuleins Zimmer ward zugeſchlagen und von innen mit einem Laden verſchloſſen. Es war dem Grafen ſchrecklich ärgerlich, das zu ſehen. Er hätte viel darum gegeben, wenn er jetzt noch einmal Alles von Neuem hätte anfangen können: jetzt wäre er nicht mehr ſo dumm geweſen. . . . „Aber ein reizendes Mädchen! So friſch! Wahrhaft entzückend! Und das habe ich verpaßt! O, ich dummes Rindvieh!“ Jetzt war ihm der Schlaf ganz vergangen und er begann mit den entſchiedenen Schritten eines ſehr aufgebrachten Menſchen auf's Gerathewohl immer geradeaus den Weg entlang zu gehen, der ſich längs der Linden-Allee hinzog.

Und hier brachte auch ihm dieſe Nacht ihre verſöhnenden Gaben einer wehmüthigen Trauer und des Bedürfniſſes nach Liebe. Die ſenkrechten, bleichen Strahlen des Mondes warfen runde Lichtflecke auf den lehmigen, hin und wieder mit Gras bewachſenen oder von einem trockenen Zweige verſperrten Weg. Ein krummer, dürrer Aſt ſah, von der Seite beleuchtet, wie mit weißem Moos bekleidet aus. Die ſilberglänzenden Blätter raſchelten leiſe. Im Hauſe waren alle Lichter erloſchen, alle Laute verſtummt. Die Stimme der Nachtigall allein ſchien den ganzen ſchweigenden, hellen, unermeßlichen Weltraum zu füllen. „Mein Gott, was für eine Nacht! Was für eine himmliſche Nacht!“ dachte der Graf, tief die duftige Friſche des Gartens einathmend. „Und doch fühlt man ſich wehmüthig. Als wäre man mit ſich ſelbſt, mit den Anderen, mit dem ganzen Leben unzufrieden. Aber ein prächtiges, liebes Mädchen! Vielleicht war ſie wirklich betrübt, daß . . .“ Hier verwirrten ſich ſeiner Träume Vorſtellungen: er ſah ſich in dieſem ſelben Garten mit dem Landfräulein in den verſchiedenſten, allerſonderbarſten Lagen; dann nahm plötzlich ſeine geliebte Mina die Stelle des Fräuleins ein. „Ach, ich Eſel! Ich hätte ſie ganz einfach um die Taille faſſen und küſſen ſollen.“ Und mit dieſem reuevollen Bedauern kehrte der Graf in's Zimmer zurück.

Der Cornet ſchlief noch nicht. Er drehte ſich ſogleich im Bette um, mit dem Geſichte zum Grafen.

„Du ſchläfſt nicht?“ fragte der Graf.

„Nein!“

„Soll ich Dir erzählen, was geſchehen iſt?“

„Nun?“

„Nein, lieber nicht . . . oder doch. Drück' Deine Füße zuſammen.“

Der Graf, der ſich in Gedanken ſchon über das Fehlſchlagen ſeiner Intrigue getröſtet hatte, ſetzte ſich mit heiterem Lächeln auf das Bett des Kameraden.

„Kannſt Du Dir vorſtellen, daß dieſes Fräulein mir ein Rendezvous gegeben hat!“

„Was Du ſagſt!“ rief Poloſow, vom Bette aufſpringend.

„Höre nur zu.“

„Ja, wie denn? Wann? Das iſt ja nicht möglich!“

„Wann? Während Ihr da Eure Préférence-Rechnung machtet, ſagte ſie mir, ſie werde heute Nacht am Fenſter ſitzen, und es ſei ganz leicht, hineinzuklettern. Das nenne ich mir 'mal einen praktiſchen Menſchen! Während Ihr mit der Alten rechnetet, habe ich mir dieſes Geſchäftchen arrangirt. Du hörteſt es ja ſelbſt, ſie ſagte es ja vor Dir, daß ſie heute Nacht am Fenſter ſitzen und auf den Teich hinausſehen werde.“

„Ach, das ſagte ſie nur ſo.“

„Das weiß ich eben nicht ſo genau, war es unabſichtlich oder nicht. Vielleicht wollte ſie wirklich nicht gleich ſo weit gehen, aber es klang wenigſtens darnach. Jedenfalls iſt eine abſcheuliche Geſchichte daraus geworden. Ich habe mich wie ein Eſel benommen!“ ſchloß er mit einem verächtlichen Lächeln über ſich ſelbſt.

„Was iſt denn geſchehen? Wo warſt Du?“

Der Graf erzählte mit Hinweglaſſung ſeiner mehrmaligen zaghaften Anläufe Alles, wie es geweſen war.

„Ich habe die Geſchichte ſelbſt verdorben; ich hätte kühner ſein müſſen. Aber ſo ſchrie ſie auf und lief davon.“

„Sie ſchrie alſo auf und lief davon,“ ſagte der Cornet, mit einem gezwungenen Lächeln das Lächeln des Grafen erwidernd, der einen ſo lang andauernden, mächtigen Einfluß über ihn ausgeübt hatte.

„Ja. Nun aber iſt's Zeit, zu ſchlafen.“

Der Cornet drehte ſich wieder mit dem Rücken zur Thür und lag ſo zehn Minuten ſchweigend. Gott allein mag wiſſen, was unterdeß in ſeiner Seele vorging. Als er ſich wieder umwandte, drückte ſein Geſicht einen tiefen Schmerz und feſte Entſchloſſenheit aus.

„Graf Turbin!“ rief er mit vor Aufregung gebrochener Stimme.

„Was fehlt Dir? Phantaſirſt Du oder nicht?“ entgegnete ruhig der Graf. „Was iſt gefällig, Cornet Poloſow?“

„Graf Turbin! Sie ſind ein Schurke!“ ſchrie Poloſow und ſprang vom Bette auf.

## XVI.

Am anderen Tage zog die Escadron aus. Die Offiziere ſahen ihre Wirthe nicht mehr und nahmen nicht von ihnen Abſchied Mit einander ſprachen ſie

auch nicht. Nach dem Ausmarſch wollten ſie an dem erſten Raſttage ihren Streit ausfechten. Aber dem Rittmeiſter Schulz, einem guten Kameraden, ausgezeichneten Reiter, von dem ganzen Regiment geliebten und vom Grafen zum Secundanten erwählten Offizier, gelang es, die Sache ſo weit beizulegen, daß ſie ſich nicht nur nicht ſchlugen, ſondern daß auch Niemand im Regiment von der Angelegenheit etwas erfuhr und ſogar Turbin und Poloſow, wenn auch nicht in den früheren freundſchaftlichen Beziehungen, ſo doch beim „Du" blieben und ſich auf Diners und Geſellſchaften trafen.

# Ueber die Entwickelung der Städte Europas.

Von **Oskar Kleinenberg** in Mitau.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Entwickelung der Städte eine Höhe erreicht hat, wie nie zuvor. Noch nie, können wir getroſt behaupten, hat es auf der Welt ſo viele und ſo große Städte gegeben, denn wenn auch einzelne Gegenden in dieſer Beziehung Rückſchritte gemacht haben, ſo iſt dieſer Ausfall doch überreichlich ausgeglichen durch die ungemeine Steigerung der ſtädtiſchen Bevölkerung in Nordamerika und dem größten Theile Europas. Dieſes rapide Wachsthum der Städte iſt eine Erſcheinung der neueſten Zeit; es vollzieht ſich in unſerem Jahrhundert, am ſtärkſten aber, gewiſſermaßen vor unſeren Augen, in der zweiten Hälfte desſelben.

Als Typen dieſer Bewegung werden gewöhnlich die fabelhaft aufſchießenden Städte der nordamerikaniſchen Union angeführt; aber das Wachsthum vieler Städte Europas ſteht dahinter nicht zurück und ſelbſt in unſerem Erdenwinkel hat es ſich in augenfälliger Weiſe vollzogen.

Im Jahre 1783 ſchätzte man Riga auf 28,000 Einwohner, Dorpat auf 3400, Pernau auf 2200, dem ſtanden 1881 gegenüber 170,000 Einwohner für Riga, 30,000 für Dorpat und 13,000 ſelbſt für das abgelegene Pernau. Für einige unſerer kurländiſchen Städte entnehme ich einer alten Beſchreibung Kurlands folgende Daten für das Jahr 1801: Mitau ſoll damals 9400 Einwohner (4637 männl., 4763 weibl.) gehabt haben, jetzt hat es 30,000; Bauske damals 1300, jetzt 6100, Doblen 64 — 1060, Goldingen 1350 — 9000, Libau 4900 — 27,500, Windau 1250 — 5700. Die für 1801 angegebenen Zahlen beruhen freilich auf keiner ſicheren Zählung und ſind vielleicht theilweiſe zu niedrig gegriffen; die große Steigerung unſerer ſtädtiſchen Bevölkerung, namentlich in den letzten Jahrzehnten, kann aber Niemand bezweifeln. — Das prägnanteſte Beiſpiel dafür giebt wohl meine Vaterſtadt Libau, die in ganz amerikaniſcher Weiſe in etwa 10 Jahren ihre Einwohnerzahl beinahe verdreifacht hat.

Bei Weitem am ſtärkſten ſind aber die Großſtädte gewachſen. Im heutigen deutſchen Reiche gab es noch in der Mitte der funfziger Jahre, alſo vor dreißig Jahren, nur vier Großſtädte: Berlin, Hamburg, Breslau und München, jetzt aber ſind es zweiundzwanzig geworden.

Vor 40 Jahren beſaß Europa etwa vierzig Großſtädte, gegenwärtig über hundert, ſo daß jetzt wohl die Hälfte aller Großſtädte auf Europa kommt, und darunter 4 Millionenſtädte, während am Anfang unſeres Jahrhunderts noch keine Stadt eine Million erreicht hatte. — Berlin war noch im Jahre 1810 kleiner als gegenwärtig Riga, in 75 Jahren iſt es um mehr als 1 Mill. Einwohner gewachſen. — Wien hatte 1816 245,000 Einwohner, jetzt 1,100,000. — Paris trat mit 550,000 Einwohnern in unſer Jahrhundert, hat es aber in dieſem bis auf 2¼ Mill. gebracht. — London war ſchon im 17. Jahrhundert die größte Stadt Europas, aber beim Beginn unſeres Jahrhunderts fehlten ihm doch noch 50,000 Einwohner an der erſten Million. In 80 Jahren aber hat ſich ſeine Einwohnerzahl um 3 Millionen vermehrt und ſo iſt dieſe Stadt ohne Beiſpiel geworden, die ſechsmal ſo viel Einwohner zählt als Kurland, bei Weitem mehr als die Königreiche Norwegen, Dänemark, Griechenland und Serbien, in der auf etwa 6 Quadratmeilen mehr Menſchen wohnen als in ganz Sibirien auf 227,000 Quadratmeilen.

Ob aber dieſe ungemeine Steigerung durchaus im günſtigen Sinne zu beurtheilen iſt, das iſt freilich eine ſtrittige Frage. Haben ſich doch genug Stimmen erhoben, die das übermäßige Wachſen der Städte für ein Hauptübel unſerer Zeit erklärt haben, die namentlich die Großſtädte als die Brutſtätten alles Laſters und Elends, als die Herde aller politiſchen Thorheiten und Unruhen gebrandmarkt haben. Auch unſer größter Zeitgenoſſe hat ſie mit einem nicht eben ſchmeichelhaften Namen bedacht, Bismarck hat die Großſtädte in einer ſeiner früheren Reden die „Waſſerköpfe der Civiliſation“ genannt.

In welchem Sinne man aber auch dieſe Erſcheinung auffaſſen mag, eine großartige Erſcheinung bleibt ſie und als ſolche erregt ſie unwillkürlich unſer Intereſſe und fordert uns zum Nachdenken darüber auf, wie es gekommen iſt, daß dieſe Bewegung erſt in unſerer Zeit ſo mächtig aufgetreten iſt, während die meiſten Städte ſchon ſo lange beſtanden, und welche Vorzüge die beſonders ſtark gewachſenen Städte über die anderen emporgehoben haben. Wir werden alſo zu einer Betrachtung über die Entſtehung, geographiſche Lage und Entwickelung der Städte Europas aufgefordert.

Wir können ſelbſtverſtändlich hier nur daran denken, eine kurze Ueberſicht über die wichtigſten Momente dieſer Entwickelung zu gewinnen, und dazu werden wir vielleicht am beſten gelangen, wenn wir ſehen, wie der Natur der Sache nach die Städte entſtanden ſein und ſich entwickelt haben müßten, und wenn wir damit vergleichen, wie ſie wirklich geworden ſind.

Wir gehen von dem Begriffe „Stadt“ aus. Was iſt eine Stadt? So gut wir alle das Ding kennen, ſo ſchwierig und ſtrittig erſcheint eine präciſe

Definition desselben. Aber ich glaube keinem Widerspruch zu begegnen, wenn ich zunächst nichts weiter behaupte, als daß eine Stadt ein Bevölkerungscentrum ist, um mich ganz trivial auszudrücken: „ein Ort, wo viele Menschen nahe bei einander wohnen". Gehen wir hiervon aus, so wird sich ebenso einfach der Schluß ergeben, daß wahrscheinlich in stark bevölkerten Gegenden viele und große Städte existiren werden und daß mit der Zunahme der Landbevölkerung das Wachsthum der Städte Hand in Hand gehen wird. Es fragt sich nur, in welchem Verhältnisse dies geschehen ist, und hierauf vermag uns für die neueste Zeit die Statistik schon eine sichere Antwort zu geben.

Es ist nämlich durch die neueren Volkszählungen erwiesen, daß die Städtebevölkerung viel schneller gewachsen ist als die des flachen Landes, daß also in den stark bevölkerten Ländern Europas der Procentsatz der städtischen Bevölkerung größer ist als in den schwach bevölkerten. — Illustriren wir dies an einem Beispiel! In Rußland leben etwa 900 Menschen auf der Quadratmeile, in England (ohne Schottland und Irland) 9600, also beinahe elfmal so viel. In Rußland beträgt die städtische Bevölkerung ungefähr 10 pCt. der ganzen Volksmenge; nehmen wir also ein Stück von Rußland mit 1 Mill. Einwohner, so würden darunter 100,000 Städter sein; in England würden auf gleichem Raume 11 Millionen wohnen, nach dem gleichen Verhältnisse müßten davon 1,100,000 Städter sein, es sind aber in Wirklichkeit 6 Millionen, d. h. in England wohnt nicht wie in Rußland ein Zehntel, sondern über die Hälfte des Volkes in den Städten. Allerdings übertrifft in dieser Beziehung England auch alle anderen Länder und nirgends hat sich diese Bewegung so stark ausgeprägt. In den 80 Jahren von 1801—1881 hat sich die Bevölkerung Englands überhaupt verdreifacht, die des flachen Landes allein nur verdoppelt, die der Städte aber mehr als verfünffacht. — Freilich ist nicht in allen stark bevölkerten Ländern das Verhältniß ganz dasselbe; die Lombardei z. B. ist beinahe ebenso stark bevölkert als England, aber der Procentsatz der Stadtbevölkerung ist geringer, und in England selbst ist die städtische Bevölkerung in dem ackerbautreibenden Süden und Osten nicht so groß und ist namentlich in der neuesten Zeit nicht so stark gewachsen, wie in dem industriellen Norden und Westen. Jedoch auch in dem rein ackerbautreibenden Livland ist nach eben veröffentlichten statistischen Ausweisen in dem Zeitraume von 1870—1881 die städtische Bevölkerung dreimal so stark gewachsen als die ländliche.

Aber mit diesen Erwägungen sind wir der Lösung unserer eigentlichen Aufgabe nur wenig näher gekommen. Die Städte sind freilich menschliche Wohnplätze, aber nicht alle menschlichen Wohnplätze sind Städte, neben ihnen stehen Flecken und Dörfer. — Grobin und Pilten mit je 1400 Einwohnern sehen wahrscheinlich als Städte stolz herab auf den Flecken Griwa, obgleich dieser beinahe doppelt so viel Einwohner zählt als sie beide zusammen. Im deutschen Reiche finden wir Städte von allen denkbaren Dimensionen, von der Weltstadt

Berlin herab bis zu der meines Wissens kleinsten aller Städte, Hauenstein am Rhein, das in Summa Summarum 176 Einwohner zählt. Andererseits giebt es dort Dörfer von gegen 10,000 Einwohnern, und wer deutsche Dörfer gesehen hat, findet ihr Aussehen oft weit städtischer als das unserer kleinen Städte. — Wo haben wir also die Grenze zu ziehen zwischen Dorf und Stadt? Manche haben 2000, andere 5000, noch andere 10,000 Einwohner als Minimalbevölkerung einer Stadt angenommen, aber es liegt auf der Hand, daß dies eben willkürliche Annahmen sind, die zwar von praktischer Bedeutung sein, aber keine begriffliche Scheidung begründen können. Wir müssen eben eingestehen, daß es hier heut zu Tage überhaupt keine stichhaltige Begriffsabgrenzung giebt. Aber es hat eine gegeben.

Die Abstammung des Wortes „Bürger" von „Burg" zeigt uns hier den Weg. Der Bürger war ursprünglich der Burgmann, der durch Wall und Graben ebenso geschützt wurde, wie er sie selbst zu vertheidigen hatte. Wie aber der Burgmann sich so vollständig zum Stadtbürger umbildete, daß die ursprüngliche Bedeutung ganz vergessen wurde, so sind aus Burgen Städte geworden.

Die Stadt war die befestigte, von dem offenen Lande abgeschlossene menschliche Ansiedelung. Und hierin, in dem Schutz, den der feste Ort gewährte, sehen wir einen Hauptgrund für die Entstehung vieler europäischen Städte. Die Mauerkrone im Städtewappen ist nicht umsonst ihr Wahrzeichen. Besonders in der ältesten Zeit, wo die späteren Vortheile städtischer Cultur noch unbekannt waren, machte sich vor Allem nur das Bedürfniß nach einem Zufluchtsort geltend, der Schutz bot gegen feindliche Einfälle, denen der Einzelne oder die offene Landgemeinde nicht widerstehen konnten. Und wie sehr auch das Bewußtsein hiervon lebendig war, zeigt uns das Gewicht, welches die alten Ueberlieferungen und Sagen auf den Mauerbau legen; wie umständlich beschreibt uns z. B. Herodot das bei Babylon, Ninive, Ekbatana u. s. w. Romulus zieht mit dem Pfluge die Grabenfurche und krönt sie mit den aufgeworfenen Erdschollen; damit ist Alles gethan, Wall und Graben sind da, die Stadt ist gegründet. Wie aus Römerlagern allbekannte Städte an der Donau und dem Rhein entstanden sind, so aus Kosakenlagern Städte im südlichen Rußland. Bekanntlich hat sich der deutsche König Heinrich I., der Sachse, den Beinamen des Städtegründers dadurch erworben, daß er zum Schutze bei den Einfällen der Magyaren eine Reihe solcher fester Zufluchtsörter anlegen ließ, Burgen, aus denen sich dann zum Theil bedeutende Städte entwickelt haben. — Ganz naturgemäß wurden als solche Refugien vor allen Plätze benutzt, deren natürliche Beschaffenheit den gewünschten Schutz bot, denn zunächst war von Befestigungskunst noch keine Rede. Aber auch als die Menschen schon Mauern und Gräben künstlich herstellten, war es ihnen natürlich lieb, wenn sie schon einen Felsen als natürliche Mauer oder ein Gewässer als natürlichen Graben vorfanden. Drei Lagen sind es nun, die hierzu am geeignetsten erschienen und die denn auch unzählige Male benutzt sind und den

Anfang so vieler Städte bezeichnen, die jetzt freilich meist weit darüber hinausgewachsen sind; es sind: die Hügellage, die Inselage und die Halbinsellage.

Wie oft felsige Hügel namentlich in dem gebirgigen Südeuropa benutzt worden sind, um Burgen zu bauen, an die sich wichtige Städte schlossen, braucht kaum erwähnt zu werden. Wer kennt nicht die Akropolis von Athen, die Kadmea von Theben, die stolze Burg Akrokorinth, vor allen die Hügel Roms, in ihrer Mitte das Capitol. Ebenso oft finden wir das in Süd- und Westdeutschland. Ja, mit Recht hat man es auf den größeren Schutz, den Gebirgsgegenden bieten, zurückgeführt, wenn wir in denselben eine frühere Culturentwickelung finden als im angrenzenden Flachlande, wie das ja in Italien, Frankreich und Deutschland der Fall war. Aber selbst in dem nördlichen Flachlande werden die sanften Hügel so viel als möglich benutzt und auch bei uns sind z. B. Dorpat und Reval an solchen Stellen entstanden.

Die Inselage kann durch das Meer oder durch Landgewässer, namentlich Flüsse, bewirkt werden. Inseln im Meere sind natürlich sehr geschützt und dies gilt auch für Städte auf denselben. Aber hier handelt es sich mehr um kleine Gestade-Inseln und schmale, abgeschnürte Halbinseln, die nur den Raum für die eine Stadt bieten, deren Vertheidigung aber auch ungemein erleichtern, wie sich das bei Neu-Tyrus, bei Venedig, bei Stockholm, bei Kronstadt, Sweaborg, Gibraltar glänzend bewährt hat.

Weit häufiger aber noch sind es Flußinseln und durch den Zusammenfluß zweier Flüsse oder durch Flußwindungen entstandene Halbinseln, an die sich Städte geschlossen haben. So ist unsere Mitausche Schloßinsel die Mutter unserer Stadt; aber auch etwas berühmtere Städte haben denselben Ausgangspunkt gehabt, so Berlin, so Paris. Die Halbinsellage hat unser Bauske mit zahlreichen wichtigen Festungen gemein, wie Nowo-Georgiewsk, Küstrin, Spandau, Coblenz, Passau.

Jedoch von so großer Bedeutung auch die Festigkeit gewesen ist, so viele Städte auch aus Burgen entstanden sind, so sind Burgen doch noch keine Städte und unzählige sind Burgen geblieben und nichts weiter geworden; wenn wir die bekannte Rheinfahrt machen, so schauen gerade von den festesten Plätzen nur die malerischen Burgtrümmer auf uns herab.

Für die Entwickelung zu einer Stadt genügt es eben nicht, daß der betreffende Ort das Schutzbedürfniß der Menschen befriedigt; für die Städteentwickelung ist weit wichtiger das Verkehrsbedürfniß der Menschen*). Nur an solchen Orten konnten aus Burgen Städte werden, wo naturgemäß viele Menschen zusammenkamen, wo die Bedingungen für einen Verkehrsmittelpunkt vorhanden waren. Aber diese Bedingungen sind so mannigfaltig und so schwer

*) Anm. Die Ausführungen über die Verkehrslage der Städte sind im Wesentlichen einem Vortrage des berühmten Leipziger Nationalökonomen W. Roscher entnommen: „Betrachtungen über die geographische Lage der großen Städte". Leipzig, 1871.

im Einzelnen zu verfolgen, daß wir uns nach einem festen Ausgangspunkt umsehen müssen, wenn wir auch nur die allerwichtigsten der Einflüsse erkennen wollen, die die Verkehrslage der Städte bestimmen. Diesen Ausgangspunkt finden wir in einer originellen Idee, die wir einem mecklenburgischen Nationalökonomen, Herrn v. Thünen, verdanken. Derselbe hat den Begriff des „isolirten Staates" in die Wissenschaft eingeführt. Darunter hat man sich einen vollständig abgeschlossenen Staat von kreisrunder Form und von überall ganz gleicher Beschaffenheit zu denken. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es so etwas nicht giebt, aber diese Annahme ist von großem Werth für die Erkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse. Der Verkehr vollzieht sich auf den Verkehrswegen, wir müssen also für unseren isolirten Staat vor Allem annehmen, daß das Land überall ganz gleich wegsam sei. Dann ist es offenbar, daß alle Bewohner dieses Staates den Ort aufsuchen, und zwar auf dem geradesten Wege aufsuchen werden, an dem sie am leichtesten mit den anderen zusammentreffen können. Alle Wege werden also als Radien von der Peripherie ausgehen, und im Mittelpunkte, wo sie sich alle schneiden, mußte sich als Verkehrsmittelpunkt eine kreisrunde Stadt bilden, deren Hauptstraßen ebenfalls durch die Landstraßen gegeben sind, die sich dann alle in der Mitte der Stadt auf dem Marktplatze vereinigen mußten. Alle thatsächlichen Abweichungen von dieser ideellen Grundlage müssen wir nun besonderen Umständen zuschreiben, nämlich einer größeren Bedeutung, namentlich größeren Wegsamkeit des einen Landestheiles, einer geringeren des anderen.

In Ländern von wesentlich gleichartiger Beschaffenheit, so namentlich in großen Ebenen, finden wir aber in der That die Hauptstädte meist ziemlich in der Mitte liegen, so Moskau, so Prag, ja manche haben außer ihrer centralen Lage keine sonstigen Vorzüge, wie z. B. Madrid und München. Die centrale Lage bietet für die Hauptstadt auch noch den Vorzug der größten Sicherung durch die umliegenden Landesgebiete.

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man meinen, daß Inseln dem Begriff des isolirten Staates am nächsten kommen müßten. Dies ist aber nicht der Fall, vielmehr zeigen sie uns das gerade Gegentheil. Das sie umgebende Meer ist der wichtigste Verkehrsweg, hat überhaupt so bestimmenden Einfluß, daß hier alles Verkehrsleben die Richtung von der Mitte nach der Peripherie einschlägt, so daß sich naturgemäß die Städte in gewisser Entfernung von einander an den Enden der Radien bilden müssen. In der That finden wir auf fast allen Inseln die bedeutenderen Städte an der Küste, so in Sicilien, in Irland. Letzteres kommt der Kreisgestalt nahe und bietet einen ausgezeichneten Beleg für die Wirkung unseres Gesetzes. In der Mitte der Ostseite liegt Dublin, gerade gegenüber im Westen Galway, ebenso Cork im Süden, Londonderry im Norden; dazwischen Belfast im Nordosten gegenüber Limerick im Südwesten, und Waterford im Südosten gegenüber Sligo im Nordwesten.

Faſt alle wichtigen Inſeln ſind Continental-Inſeln, ihre Bevölkerung iſt auf den Verkehr mit dem nahen Feſtland angewieſen, nach dieſer Seite alſo muß der Verkehrsmittelpunkt verlegt werden, und in der That finden wir faſt ohne Ausnahme die Inſelhauptſtädte auf dieſer Seite, womöglich in der Mitte derſelben. Wenn wir von unſerem Arensburg auf Oeſel ausgehen, ſo können wir dies Geſetz verfolgen über Wisby und Borgholm auf Oeland bis nach Kopenhagen und weiter. Dieſelbe Erſcheinung finden wir im Mittelmeer auf allen den vielen Inſeln Griechenlands, auf den Joniſchen ſowohl als auf den Kykladen und Sporaden, auf Kreta und Euboea, auf Rhodos und Lesbos. In Irland, wo wir jene ſymmetriſche Lage der Städte beobachteten, haben von dieſen Städten drei die anderen weit überflügelt: Dublin durch ſeine Lage zu England, Belfaſt, das Schottland gegenüber liegt, und Cork, das ſich der franzöſiſchen Küſte am meiſten nähert. In Sicilien hat die Lage der wichtigſten Städte gewechſelt; während heute Palermo an der Nordküſte ſich dem italiſchen Feſtlande zuwendet, war im Alterthum bekanntlich Syracus an der Oſtküſte die bedeutendſte Stadt und die zweitwichtigſte Agrigent an der Weſtküſte. Dies lag daran, daß Griechenland und Nordafrika, denen dieſe Städte gegenüber lagen, weit früher eine höhere Cultur entfalteten als Italien.

Selbſtverſtändlich unterliegen nicht nur die Inſeln dem Einfluſſe des großen Waſſerweges, der die Verkehrsmitte an die Küſte zieht, ſondern auch die Feſtländer. Nicht ohne Grund liegt z. B. Berlin der deutſchen Küſte bei Weitem näher als den Alpen. In kleineren oder ſchmäleren Küſtenländern finden wir durchgehends die Hauptſtädte an der Küſte ſelbſt, ſo Stockholm, Chriſtiania, Kopenhagen, Amſterdam, Liſſabon; aber ſelbſt in großen Continentalſtaaten kann der Schwerpunkt an die Küſte verlegt werden, wie die kühnſte aller Städtegründungen, St. Petersburg, beweiſt. Und wo auch die Hauptſtädte im Inneren liegen, nehmen doch die großen Seeſtädte immer den zweiten Rang ein und ſtehen oft den Hauptſtädten wenig nach.

Ziehen wir nun noch in Betracht, welche Stellen an den Küſten die Städteanlage beſonders begünſtigen, ſo iſt nothwendige Vorbedingung das Vorhandenſein eines brauchbaren Hafens; an hafenarmen Küſten iſt da die Frage bald entſchieden, in Kurland z. B. beſitzen wir eben nur die beiden Häfen Libau und Windau. Wo aber die Küſte hafenreich iſt, da entſcheiden andere Umſtände. Neben der freien Seeſchifffahrt wird eine möglichſt gute Verbindung mit dem Hinterlande ausſchlaggebend ſein; je näher dem Mittelpunkte des Landes, um ſo vortheilhafter die Lage der Seeſtadt. Die Spitze in's Land einſchneidender Meerbuſen bildet nun meiſt den Vereinigungspunkt verſchiedener See- und Landwege. Daher iſt die Gunſt dieſer Lage unzählige Mal ausgenutzt worden: Riga und Petersburg theilen dieſe Lage mit Odeſſa und Taganrog, mit Hamburg und London, mit Liverpool und Edinburg, Genua und Venedig, Tarent und Saloniki und vielen anderen.

Daß auch die Lage an einer Meerenge große Vortheile bieten muß, liegt auf der Hand: sie bildet gewissermaßen den gemeinsamen Scheitelpunkt zweier Meerbusen und dazu kommt noch die Annäherung zweier Länder, besonders dann von großer Wichtigkeit, wenn die Verbindung mit dem Inneren der Länder bequem ist. So sind denn an solchen Stellen auch einige hochbedeutende Städte aufgeblüht, so vor allen Konstantinopel und Kopenhagen, dann Messina und Cadiz, Calais und Dover.

Haben wir so auf die ungeheure Bedeutung des Meeres für die Städtebildung hingewiesen, so muß doch auch erwähnt werden, daß sich namentlich mit der Lage unmittelbar an der See manche Nachtheile verknüpfen. Besonders in nördlichen Gegenden ist die Unbill des Wetters eine unangenehme Zugabe; viel wichtiger aber war, daß solche Städte den Angriffen von der Seeseite her, namentlich durch Seeräuber, preisgegeben waren. Wo man daher irgend konnte, zog man sich in früheren Zeiten, als noch die Seeschifffahrt mit kleinen Schiffen betrieben wurde, möglichst weit vom offenen Meere zurück. So sehen wir, daß an der Nord- und Ostsee nur wenig Städte unmittelbar am Meere liegen; so kam z. B. Kopenhagen erst zur Geltung, als die alte Hauptstadt Roeskilde, die an einer tief in's Land einschneidenden, gesicherten, aber flachen Bucht lag, den vorgeschrittenen Ansprüchen der Seeschifffahrt nicht mehr genügte.

Neben dem größten natürlichen Wege, den das Meer bietet, ziehen die Wasseradern des Landeskörpers selbst, die Flüsse, von den frühesten Zeiten an den Verkehr an sich. Das Bedürfniß nach Wasser zu jeglichem Gebrauch ist so unabweislich, daß eine Stadt unmöglich ist, wo es nicht befriedigt werden kann. Von besonderer Bedeutung aber sind die schiffbaren Ströme als städtebildende Verkehrswege, und es handelt sich für uns hauptsächlich darum, zu bestimmen, welche Punkte an den Strömen die günstigsten Bedingungen für die Entwickelung von Städten bieten. Construiren wir uns auch hier ein ganz einfaches schematisches Bild; nehmen wir an, daß ein Fluß vom Beginne seiner Schiffbarkeit bis zum Ende derselben ganz geradlinig verlaufe, so ist wegen der steigenden Schiffbarkeit jede Meile des Stromlaufs um so wichtiger und nimmt einen um so größeren Verkehr auf, je näher sie der Mündung liegt. Das Verkehrsgebiet des Stromes muß sich also nach dieser Richtung erweitern; es müßte daher die Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks annehmen, dessen Spitze da liegt, wo die Schiffbarkeit beginnt, und dessen Grundlinie durch die Mündung geht. Bei der Düna z. B. würde die Grundlinie etwa von Talsen bis Wolmar reichen, die Spitze ungefähr bei Witebsk liegen. Als der ein solches Gebiet beherrschende Punkt würde nun der sogenannte Schwerpunkt des Dreiecks erscheinen, die Hauptstadt des Flußgebietes würde also dem Endpunkt doppelt so nah zu liegen kommen als dem Anfangspunkt.

Gewöhnlich aber wird durch den mächtigen Einfluß des Meeres die Hauptstadt des Stromgebiets noch weit mehr zur Mündung gezogen, und zwar an

den Punkt, wo See- und Flußschifffahrt sich begegnen. Ueberall, wo verschiedenartige Wege sich ablösen, wo daher eine Umladung der Waaren stattfinden muß, ist eine Station gegeben; hier aber wird diese Bedeutung erhöht durch das Zusammentreffen der beiden wichtigsten natürlichen Communicationen. Die wichtigste aller Stellen an größeren Strömen trägt daher in Mittel- und Nord-Europa fast alle großen Handelsstädte. Sie bedingt die Bedeutung von Riga und Petersburg ebenso wie die von Königsberg, Danzig, Stettin, Bremen, Antwerpen, Nantes, Bordeaux, vor allen von Hamburg und London. In der Nordsee fördert außerdem noch die weit in die Flüsse hinaufsteigende Meeresfluth den Verkehr, so daß die Seeschiffe gewissermaßen von selbst in den Flußhäfen abgesetzt werden. Freilich lassen sich die modernen Schiffskolosse nicht immer mehr bis zu diesen Punkten dirigiren, zu denen die früheren kleinen Seeschiffe bequem gelangten, und diese Veränderung hat die Blüthe mancher Städte beeinträchtigt; so sind Sevilla und Rouen von Cadiz und Havre, die am Meere liegen, überflügelt worden; aber die meisten dieser Städte haben sich ihre alte Bedeutung zu erhalten gewußt, indem sie sich durch vollständig abhängige Vorhäfen erweiterten, wie Bremerhafen, Swinemünde, Pillau, Dünamünde, Kronstadt.

Eine ähnliche, nur geringere Bedeutung hat die Stelle, wo die Schifffahrt nach oben aufhört, oder von wo sie aufwärts nur noch auf Kähnen oder Flößen bewerkstelligt werden kann. Nach solchen Punkten streben naturgemäß auf den Landwegen die Producenten, um für ihre Waaren den billigen Wasserweg möglichst weit zu benutzen, um andererseits die stromaufwärts zugeführten fremden Producte in Empfang zu nehmen. An solchen Punkten liegen z. B. Adrianopel; Turin, Florenz, Perugia; Ulm, Bamberg, Hannover; bei uns in Rußland Orel, Twer, Smolensk, Witebsk und auch Dorpat und Mitau, welches letztere jedenfalls der beherrschende Punkt des Aa-Gebiets ist, wobei freilich die geringe Ausdehnung und namentlich die geringe Schiffbarkeit des Flusses diesen Vorzug sehr einschrumpfen lassen.

Der Stromlauf ist als Straße um so werthvoller, je weniger er durch viele Windungen ungebührlich verlängert wird. Jedoch auch die Abweichung des Stromlaufs von der geraden Richtung kann für die Städtebildung von der größten Wichtigkeit sein. Wenn der Fluß ein sog. Knie bildet, wenn er sich namentlich rechtwinklig umwendet, so entsteht dadurch ein Punkt, der zwei convergirende Wasserstraßen beherrscht. Solche Eckpunkte sind daher meist von bedeutenden Städten besetzt. So liegen Orleans und Lyon; Basel und Mainz, Magdeburg, Regensburg; Rybinsk, Kasan und Zarizyn an der Wolga, Jekaterinoslaw am Dnjepr. — Ganz ähnlich ist die Bedeutung der Städte, die an dem Zusammenfluß zweier schiffbarer Flüsse liegen, wie Rybinsk und Nishni-Nowgorod; Coblenz, Mainz, Mannheim; Passau; Belgrad. Beide Vortheile ver-

einigen ſich bei Lyon, ſo daß dies drei verſchieden gerichtete Waſſerſtraßen beherrſcht, den Oberlauf der Rhone, die Saone und den Unterlauf der Rhone. Aehnliches gilt für Rybinſk und für Kaſan, das freilich nicht unmittelbar am Einfluß der Kama liegt, aber doch den Ausgangspunkt für den Verkehr auf derſelben bildet. — Die Lage an einem Fluſſe pflegt auch beſtimmend auf die Geſtalt und den Bauplan der Städte einzuwirken. Als die Normalgeſtalt bezeichneten wir die kreisrunde, und namentlich die großen Centralſtädte kommen in der That dieſer Geſtalt nahe, ſo London, Paris, Berlin, Moskau. Wo aber der Einfluß des Fluſſes, an dem die Stadt liegt, ſich bemerklicher macht, da zeigt er ſich in einer Verrückung des Mittelpunktes, des Marktes, nach dem Flußufer hin, und es entſteht entweder eine halbkreisförmige Stadt oder eine aus zwei halbkreisförmigen, aber ungleich großen Stadttheilen beſtehende. Das erſte Bild zeigt uns Mitau, das zweite finden wir in Riga, Dorpat, Libau und dieſe Stadtpläne wiederholen ſich unzählige Mal.

Wenn die Ströme in ihrer Längsrichtung wichtige Verkehrsſtraßen ſind, ſo bilden ſie dagegen in der Querrichtung um ſo bedeutendere Verkehrshinderniſſe, je breiter und tiefer ſie ſind. Dieſe Hinderniſſe müſſen überwunden werden, und die Stellen, an denen das am leichteſten geſchieht, ſind Sammel- und Anhaltspunkte des Verkehrs, aus denen viele Städte hervorgegangen ſind. Zunächſt werden die Furten aufgeſucht, auf denen der Fluß durchſchritten werden kann; eine ganze Reihe von Städten weiſt ſchon durch ihren Namen auf dieſen Ausgangspunkt hin, wie Frankfurt; im Engliſchen hat ford dieſelbe Bedeutung, im Slaviſchen brod.

Bei zunehmender Cultur werden aber die Furtſtädte von den Brückenſtädten verdunkelt, die an beſonders wichtigen Punkten natürlich von hervorragender ſtrategiſcher Bedeutung ſind, wofür wir in Dünaburg ein nahes Beiſpiel haben. Auch bei der Anlage von Brückenſtädten werden gern natürliche Vortheile benutzt; da die Breite der Ströme zunächſt die Hauptſchwierigkeit bildete, ſo empfahlen ſich ſolche Punkte, wo die Flüſſe ſich durch Inſelbildung in ſchmälere Arme theilen, wie wir das bei unſerem Mitau aus unmittelbarſter Anſchauung kennen.

Wir haben ſo geſehen, wie die Lage der Städte hauptſächlich durch die Verkehrsſtraßen bedingt wird. Natürlich können dieſe aber nur dort von Bedeutung ſein, wo das Land die Objecte für den Handel und Verkehr bietet. Iſt ein Land unfruchtbar oder können ſeine Producte nicht verwerthet werden, ſo helfen die ſchönſten natürlichen Wege noch nichts. Der Amazonenſtrom z. B. bietet die großartigſte Flußſtraße der Welt, einen ununterbrochenen Weg von faſt derſelben Länge wie das Mittelmeer und doch findet ſich in ſeinem ganzen ungeheuren Gebiete keine Stadt von mehr als 8000 Einwohnern. Freilich iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß auf dieſem jetzt vom tropiſchen Urwalde bedeckten Boden ſich einſt blühende Städte erheben werden. Verſchiedene wüſte Gebiete der Erde werden aber wohl immer ohne Städte bleiben müſſen. Um

ſo mehr wird das Städteleben durch die entgegengeſetzte Ausnahme, durch außergewöhnlichen Productenreichthum, befördert. Die erſten Großſtädte haben ſich in den Fruchtebenen Aſiens gebildet, ebenſo ſind in den reichen Gefilden des Po, des Guadalquivir, des Rheins, der Donau mächtige Städte emporgeblüht. Aber am allerſchnellſten ſehen wir Städte da entſtehen und wachſen, wo der Boden Schätze birgt, deren Hebung und Verarbeitung große Arbeitermaſſen verlangt. Die bleibende Schöpfung des californiſchen Goldfiebers iſt die Großſtadt S. Francisco. Iſt freilich an einem Orte nur ein Product vorhanden, ſo kann mit deſſen Erſchöpfung die ſtädtiſche Blüthe ebenſo raſch dahinwelken, als ſie ſich entfaltet hat. Kuttenberg in Böhmen z. B. ſoll in der beſten Zeit ſeiner Silberbergwerke gegen 200,000 Einwohner gehabt haben, jetzt hat es nur 13,000.

In der neueſten Zeit haben ſich mit fabelhafter Schnelligkeit ganze Großſtadtcomplexe an den Stellen gebildet, wo Steinkohlen und Eiſen, die beiden Haupthebel der modernen Induſtrie, gefunden werden. Manchester hatte vor 100 Jahren 22,000 Einwohner, war alſo kleiner als gegenwärtig Mitau, jetzt hat es mit dem anſtoßenden Salford über eine halbe Million. Birmingham hat ſich in 150 Jahren von 5000 Einwohnern auf 400,000 erhoben. Dieſelbe Erſcheinung bietet etwa ſeit dem Jahre 1840 der rheiniſche Kohlenbezirk; in dieſen 40 Jahren ſind Elberfeld und Barmen von je 30,000 auf je 100,000 Einwohner, Düſſeldorf von 22,000 auf über 100,000 Einwohner und Eſſen ſogar von 8000 auf beinahe 100,000 Einwohner geſtiegen.

Wenn wir ſo die wichtigſten Punkte überblickt haben, an denen Städtegründung und -Entwickelung einen beſonders günſtigen Boden fand, ſo ſoll damit nicht behauptet werden, daß an ſolchen Punkten unbedingt bedeutende Städte gleichſam von ſelbſt entſtehen müſſen und daß ſie an anderen Punkten nicht entſtehen können. Die große Bedeutung menſchlicher Einrichtungen, die nicht an beſtimmte Oertlichkeiten gebunden ſind, ſoll für die Städte nicht geleugnet werden. Jeder weiß, wie ſehr eine Stadt gehoben wird durch die Reſidenz eines bedeutenden weltlichen oder geiſtlichen Fürſten oder auch nur durch höhere Gerichtsinſtitutionen u. ſ. w. Aber im Allgemeinen ſind eben die Menſchen verſtändig genug, die von der Natur begünſtigten Stellen herauszufinden und ſich an dieſelben zu halten; ſie verfahren in der Regel nicht wie die Chalkedonier, die ſchon im Alterthum ſpottweiſe die „Blinden“ genannt wurden, weil ſie die überreichen Vorzüge der Lage des heutigen Konſtantinopel nicht erkannt hatten, ſondern ſich gerade gegenüber anſiedelten.

Hier wie überall in der Weltgeſchichte finden wir, daß die Wechſelwirkung zwiſchen Natur und Menſchen, die Ausnutzung der Naturbedingungen durch den Menſchen die Entwickelung beſtimmt. Wir wollen es nun noch verſuchen, dieſe Entwickelung in großen Zügen zu ſkizziren. In dem Schutzbedürfniß und dem Verkehrsbedürfniß erkannten wir die Motoren der Städtebildung. Wir

können wohl auch beides zusammenziehen und sagen: Was der Mensch in den Städten suchte, war der gesicherte Verkehr.

Nur hinter den schützenden Mauern der Städte, die zugleich die Verkehrsstraßen, namentlich das damals ausschlaggebende Meer, beherrschten, konnten im Alterthum die Künste des Friedens erblühen, nur hier konnte sich jene harmonische Cultur ausbilden, die Niemand schöner geschildert hat als Schiller in seinem „Spaziergang". Aber auch nur hier konnte sich die Bürgerschaft so fest organisiren, eine so geschlossene und dadurch mächtige Einheit bilden, wie es den auf dem Lande Zerstreuten unmöglich war. Die Städte waren zugleich die Staaten des Alterthums. In Europa wenigstens erscheint im ganzen Alterthum das Land fast durchweg abhängig von den Städten, es ist im Besitz der Städte. Je größeren Landbesitz eine Stadt hatte, desto mächtiger war sie natürlich, aber stets behielt der Staat die rein städtische Organisation. Und das Größte, was auf diesem Wege und nur auf diesem Wege geleistet werden konnte, hat das Alterthum vollbracht. Die erste große Probe hat diese Organisation bestanden, als der Verband der freien Griechenstädte die Macht des ungeheuren, aber nur äußerlich verbundenen Ländercomplexes, an dessen Spitze der Großkönig der Perser stand, in den Staub warf. Je mehr das ganze Mittelmeergebiet der Cultur zugeführt wurde, desto mehr verlegte sich auch der städtische Schwerpunkt in die Mitte desselben. Aus kleinen Anfängen bildete sich in der Mitte der italischen Halbinsel, da, wo der bedeutendste Fluß den kleinen Seeschiffen jener Zeit den Zugang noch gestattete, jene Stadt, die sich in langem Ringen ihre feste Organisation erkämpfte, die festeste, die je existirt hat; jene Stadt, deren Ackerbürger oder Stadtbauern durch die Unterwerfung der Samniten wieder die Uebermacht der städtischen Organisation über die ländliche bewiesen. Dieser Stadt konnte denn auch die ältere griechische Stadtcultur in Italien nicht widerstehen; so reich Tarent war, ihm fehlte der feste Zusammenhang mit dem Lande, dem seine Bewohner fremd geblieben waren. So hatte Rom Italien gewonnen und dadurch war sein Uebergewicht über alle die anderen antiken Städte begründet, deren Macht nur auf dem Reichthum ruhte, der ihnen auf den Meeresstraßen zufloß. Nun gab es nur noch einen Ort, dessen Lage dieselben, in mercantiler Hinsicht sogar größere Vorzüge aufzuweisen hatte als die Lage Roms. So spitzte sich die ganze alte Weltgeschichte zu einem Kampfe zwischen zwei Städten zu. Auch hier mußte Karthago unterliegen; ihm fehlte das Hinterland, das nicht künstlich geschaffen werden konnte, wie es die Barciden in Spanien versuchten. Rom stand an der Spitze der Welt. Stolzer kann dies Verhältniß nicht ausgesprochen werden als in der einfachen Zusammenstellung der beiden Worte: «Urbs et orbis», „die Stadt und die Welt"; denn die letztere erschien dem richtigen römischen Bürger immer nur als ein Anhängsel seines Rom. So blieb auch hier die Organisation des Weltreichs dieselbe rein städtische, und dies begründet den Hauptunterschied im Vergleiche mit unseren modernen Staaten, so sehr auch sonst im römischen Reich

der geſicherte Verkehr ähnliche Bahnen einſchlug wie heut zu Tage. Erſt die neueſte Zeit kann ſich ja wieder rühmen, Wegebauten von derſelben Großartigkeit geſchaffen zu haben wie die Römer.

In Zahlen können wir es nicht nachweiſen, aber daß damals eine bedeutende Anzahl von Großſtädten exiſtirt hat, ſteht feſt. Und Rom ſelbſt war eine Millionenſtadt mit ebenſo großartigem Treiben als unſere heutigen. Seit den puniſchen Kriegen erſchien es nicht mehr erforderlich, dieſe Volksmenge durch Mauern zu ſchützen; aber freilich ſchon Kaiſer Aurelian hielt dies wieder für nöthig.

Es waren Barbaren ohne ſtädtiſche Cultur, die das römiſche Reich über den Haufen warfen. So groß aber war der Nimbus, der Rom umgab, daß es auch während des Mittelalters der Angelpunkt der Weltgeſchichte blieb: hier krönte der Papſt den Kaiſer. Die beiden höchſten Gewalten theilten ſich in eigenthümlicher Weiſe in die Hinterlaſſenſchaft des Alterthums. Das Kaiſerthum verſuchte das Reich neu aufzurichten, ohne die Stadt zu halten; ja, bekanntlich hat das römiſche Reich deutſcher Nation niemals einen feſten ſtädtiſchen Mittelpunkt gehabt. Damit wurde einer der ſchwerſten politiſchen Fehler begangen, den Deutſchland und Italien theuer genug bezahlt haben. Der Papſt hatte die Stadt ohne ihren Landbeſitz, und die ewige Stadt erwies ſich noch vorzüglich geeignet zum Mittelpunkt der kirchlichen Weltherrſchaft. Materiell freilich gelangte Rom unter den Päpſten nicht wieder zu dem alten Glanze; ja, als die Päpſte in Avignon reſidirten, ſoll Rom bis auf 17,000 Einwohner herabgeſunken ſein.

Unterdeſſen aber hatten ſich die zerſtörten Städte allmählich erholt und neue gebildet; und während die edlen Kaiſer in unfruchtbarem Ringen verbluteten, traten ſtarke, freie Städte den aufſtrebenden Landesfürſten ſelbſtändig zur Seite und viele von ihnen erblühten in Reichthum und Macht; ſo mancher Fürſt mußte gedemüthigt von den ſtolzen Stadtmauern abziehen, mancher andere vertrauerte ſeine Jugend in den wohlverwahrten Kerkern der Bürger.

Mit dem Eintritt der nördlichen Länder Europas in den Weltverkehr verſchoben ſich die Mittelpunkte desſelben naturgemäß auch mehr nach Norden. An den Spitzen der beiden Buſen des Mittelmeeres, die ſich am meiſten dem mittleren Europa nähern, erblühten die wichtigſten Welthandelsſtädte. Venedig erhielt ſich Jahrhunderte lang als Großmacht und Genua kämpfte mit ihm um die Palme. Zwiſchen beiden erhob ſich an dem Vereinigungspunkte der wichtigſten Alpenſtraßen das ſtolze Mailand, das auch den mächtigſten Kaiſern trotzte. Im Norden der Alpen hatte Augsburg dieſelbe Bedeutung und weithin ſtrahlte der Ruhm ſeiner fürſtlichen Kaufmannsgeſchlechter. Nürnberg, Magdeburg waren dann weiter Hauptſtationen an der großen Landbrücke zu den Hanſeſtädten, die den Verkehr mit dem Norden und Oſten beherrſchten. Im Oſtſeegebiet hatte zuerſt Wisby, begünſtigt durch die Sicherheit ſeiner Inſellage, den Verkehr geleitet; dann trat Lübeck, von allen Oſtſeeſtädten der Nordſee und dem großen ſüdlichen Handelswege am nächſten gelegen, an die Spitze jenes merk-

würdigſten aller Städtebünde, der auch uns einen großen Theil unſerer Cultur, Sitte und Recht, brachte. Die Riga'ſche Bürgerſchaft war bei uns ein politiſcher Hauptfactor neben Orden und Erzbiſchof. Groß-Nowgorod endlich brachte die Producte ſtädtiſcher Cultur in den fernen Oſten. Wiederum waren die Städte Italiens und Deutſchlands die Bildungsſtätten der Künſte, aber ſie ſtanden nicht mehr ohne Nebenbuhler da; die deutſche Poeſie des Mittelalters z. B. blühte bekanntlich unter dem Landadel und an den Fürſtenhöfen.

Freie Städte und Landesfürſten neben und gegen einander, das iſt die Signatur des Mittelalters. In Italien und Deutſchland blieb der Kampf zwiſchen ihnen unentſchieden, die freien Städte bewahrten hier am längſten ihre Selbſtändigkeit und ſo blieben dieſe Länder in der Zerriſſenheit der Kleinſtaaterei bis in die neueſte Zeit. In den meiſten anderen europäiſchen Ländern aber wurde dieſer Kampf früher entſchieden zu Gunſten der Fürſten, die es verſtanden hatten, die rüſtigen ſtädtiſchen Cryſtalliſationspunkte für die Beherrſchung der umliegenden Gebiete in ihre Macht zu bekommen, wie Paris, Wien, Moskau, Berlin. Moskau bietet vielleicht das regulärſte Beiſpiel für die Neubildung eines geſchloſſenen Staates und ſeines ſtädtiſchen Mittelpunktes. In Moskau haben ſich um die Fürſtenburg des Kreml nach einander in ganz regelmäßigen concentriſchen Kreiſen drei immer größere Städte gebildet, ebenſo wuchs das Zarthum concentriſch nach allen Seiten, bis es die ganze ungeheure Ebene umfaßte. Und der Kampf zwiſchen Moskau und Nowgorod kann als Typus dieſer nothwendigen Siege der Landesfürſten über die freien Städte des Mittelalters gelten. Der durch die ſtehenden Heere und durch die Anwendung der Belagerungsgeſchütze geſteigerten Angriffskraft der Fürſten vermochten eben die Städte nicht mehr zu widerſtehen; ihre Mauerkrone ward zerbrochen, ſie hörten auf, Staaten zu ſein.

Alterthum und Mittelalter bilden die Periode der feſten Städte, die Neuzeit iſt die der offenen. Herrſchten im Alterthum die Städte über das Land, ſtanden ſich im Mittelalter Stadt und Land ſelbſtändig gegenüber, ſo ſind in der Neuzeit die Städte dem Lande dienſtbar geworden. Aber ihr Fall ſelbſt hat ſie wieder groß gemacht. Glichen ſie früher Spinnen, die ihre Netze über die Länder ſpannten, ſo bilden ſie jetzt die Herzen, denen die Verkehrsadern der Länder freiwillig die Lebensſäfte zuführen. Keine Sclaven brauchen mehr zum Anbau des Landes gezwungen zu werden, keine Kriegerſchaaren ſind nöthig, um die Waarenzüge zu ſchützen; die Städte ſelbſt ſind nicht mehr geſchützt, aber ſie brauchen auch keinen Schutz mehr; erſt ſeitdem man ſich in einer offenen Stadt ſicherer fühlt als in einer Feſtung, iſt der Verkehr der Menſchen frei geworden.

Wie waren die alten Städte durch ihre Mauern eingeengt! Wie viel Luft und Licht iſt vom Lande in die neuen gezogen! Und gleichſam ſymboliſch ſind die prächtigſten Straßen unſerer modernen Städte an den Stellen entſtanden, die die alten Mauern haben räumen müſſen. Man denkt da gleich an Riga, aber nicht anders iſt es mit den Boulevards von Paris, nicht anders mit

der vielleicht ſchönſten Straße der Welt, der Ringſtraße in Wien. Die alten Verkehrsſchranken ſind gefallen. Die Entfeſſelung des Verkehrs iſt die Urſache des gewaltigen Wachsthums der modernen Städte.

Daß der Verkehr endlich durch die großen Erfindungen: Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Telegraphen, in ungeahnter Weiſe geſteigert worden iſt, wiſſen wir alle. Aber ſo lange noch die alten Verkehrsſchranken beſtanden, war der Boden für die Entwickelung der modernen Communicationsmittel nicht vorhanden. Was würden Eiſenbahnen nützen, wenn ſie an jedem Stadtthor um Einlaß bitten müßten, wenn jeder edle Raubritter es für ſein gutes Recht erklären würde, dieſe Erfindung des Teufels aus dem Geleiſe zu bringen! So hatten z. B. Hamburg und Lübeck ſchon früh die ſo naheliegende Bedeutung einer Canalverbindung zwiſchen Nord- und Oſtſee erkannt; im Jahre 1525 hatten ſie einen Canal mit Benutzung der Trave und Alſter hergeſtellt, aber ſchon 1550 wurde dieſe Verbindung durch die Beſitzer der Güter Borſtel und Jersbeck unterbrochen, die gerade eine Fehde mit den Hanſeſtädten hatten.

Erſt das neue deutſche Reich kann jetzt wieder an die Herſtellung dieſes wichtigen Weges gehen. Denn nur in den modernen Einheitsſtaaten, in denen ſich nicht mehr Stadt und Land feindlich gegenüberſtehen, war die moderne Verkehrsſteigerung und damit das ſchnelle Wachſen der Städte möglich. Dieſe beiſpielloſe Verkehrsſteigerung erfaſſen wir nur ganz, wenn wir mitten in dem Verkehrsgetriebe einer modernen Weltſtadt ſtehen, wenn wir z. B. auf einem der Stadtbahnhöfe Berlin's hier den Pariſer Zug hereinbrauſen hören, dort den Petersburger abdampfen ſehen, alle paar Minuten neue Züge, denn es ſind an manchen Tagen gegen 400. Die künſtlichen Straßen haben den Verkehr ungeheuer geſteigert und die Eiſenbahnen ſind ja heute viel wichtiger als die natürlichen Flußſtraßen; aber es ſind doch meiſt die alten, von der Natur begünſtigten Punkte geweſen, welche am meiſten von den modernen Erfindungen gevortheilt haben. London war ſchon zu Tacitus' Zeiten eine lebhafte Handelsſtadt; ſeine heutige Größe war freilich erſt möglich, als Englands Handel und Induſtrie gelernt hatten, Kohlen und Eiſen in Gold zu verwandeln. Aber auch hier bedingt die natürliche Lage die heutige Weltſtellung: England, und mit ihm London, liegt in der Mitte der ſog. Halbkugel der größten Landmaſſe und hat nach allen Seiten die bequemſte Waſſercommunication. Und doch hat London mit ſeinen 4 Millionen nicht entfernt die Stellung wie einſt Rom; neben London ſteht in Europa ſo manche Stadt ebenbürtig da. Bei der Vielſeitigkeit unſeres heutigen Culturlebens bedarf es eben vieler ſtädtiſcher Centra, in denen die Kraft der Länder culminirt; und ſie können ſich auch gegenſeitig nicht mehr abſchließen, ſondern müſſen ſich die Hände reichen zum Weltverkehr.

Wir ſind an's Ende der Entwickelung zurückgekehrt, von wo wir ausgingen. Wie wird es weiter gehen? Wird die Steigerung der ſtädtiſchen Bevölkerung noch immer weiter greifen? Es iſt berechnet, daß bei Fortdauer der gegenwärtigen Bevölkerungszunahme London im Jahre 2000 über 25 Millionen

Bewohner haben werde, und man hat gemeint, eine ſolche Stadt ſei für uns nicht unwahrſcheinlicher als das heutige London für Leute, die es vor 200 Jahren als eine Stadt von einer halben Million kannten. Dieſe Calculation iſt leicht ad absurdum zu führen; man braucht nur einfach weiter zu rechnen: im Jahre 2050 würden es ſchon 56 Mill. ſein, im Jahre 2100 weit über 100 Millionen. Aber auch die Städte wachſen nicht in den Himmel. Manche Anzeichen ſprechen dafür, daß die Bewegung in einigen Ländern ihren Höhepunkt erreicht, vielleicht ſchon überſchritten hat. Viele meinen, daß Englands Macht zu ſinken beginne, und wenn England ſinkt, ſinkt London. In dem Economiste français, einem gut unterrichteten Fachblatte, iſt behauptet worden, daß Paris ſeit 1882 150,000 Einwohner verloren habe. Wo in der Welt wird heute nicht über den Rückgang alles Verkehrs geklagt!

Wir haben auch gar keinen Grund, eine weitere Steigerung der ſtädtiſchen Bevölkerung zu wünſchen. Was wir brauchen, iſt etwas Anderes. Der materielle Aufſchwung, den die Entfeſſelung des Verkehrs hervorgebracht hat, iſt ſo rapid geweſen, daß ihm die geiſtige und namentlich die moraliſche Durchbildung der in die Städte geſtrömten und ſtrömenden Maſſen nicht hat folgen können. Dieſe Durchbildung iſt die große, aber außerordentlich ſchwierige Aufgabe der Gegenwart; nur wenn dieſe Aufgabe gelöſt werden kann, wird das Errungene feſtgehalten werden.

# Die letzten Menſchen.

Ein Märchen in Verſen.

Von **Hans Schmidt** in Riga.

Die beiden erſten Menſchen hat man betrachtet — ich wünſchte, die Dichter möchten es einmal mit den beiden letzten verſuchen.

G. Chr. Lichtenberg.

I.

Es war einmal — wahrhaftig oft genug
Hat man die Märchen nun ſchon ſo begonnen!
Und weil die Kunkel — wie viel ſie auch trug
An Wolle — ſchließlich doch wird leergeſponnen,
So habe ich für dieſes kleine Buch
Auf einen and'ren Anfang mich beſonnen;
Es war einmal — wie abgebraucht und ſchaal!
Wie neu und friſch dafür: Es wird einmal!

Es wird einmal — warum auch ſollte nicht
Der Stern des Märchens grad' ſo gut ſich gatten
Der Zukunft grauem Morgendämmerlicht,
Als des Vergang'nen dunklem Abendſchatten?
Die Nebel beider leuchtend er durchbricht,
Wenn aller and'ren Strahlen ſchon ermatten;
Nur vor dem Tagesglanz der Gegenwart
Sein nachtgebor'nes Feuer nicht verharrt!

So ſei es alſo denn! — Es wird einmal
— Doch wie? Was wäre ich für ein Poëte,
Erflehte ich nicht erſt des Gottes Strahl
Auf mich herab in einem Vorgebete!
Doch mög' Apoll ſammt ſeiner Muſen Zahl
Verzeihen mir, denn meine Angeflehte,
Die oft ſchon ihren mächt'gen Schutz mir lieh,
Biſt du allein, o Göttin Fantaſie!

Breit' rauſchend aus dein Schwanenſchwingenpaar,
Um ſtarken Fluges mich empor zu tragen
Weit über alles das, was jemals war,
Was iſt und ſein wird — hin, wo ob den Tagen
Dem Geiſte zur Secunde ſchrumpft das Jahr,
Jahrtauſende gleich kurzen Stunden ſchlagen,
Auf Wege, die kein Denken noch gebahnt
Und deren Ziel mir ſelber noch nicht ahnt!

Es wird einmal — ſo ward es feſtgeſtellt
Durch weiſer Forſchung ſtarkgefügte Kette —
Auf's Neue dieſe unſ're Erdenwelt
Rückſinken in des alten Chaos Bette,
Aus dem ſie ſtieg: ein ſtarker junger Held,
Dem alle Engel jauchzten um die Wette —
Zu dem ſie kehrt: ein Greis nach harter Schlacht,
Von allen Teufeln ſchadenfroh verlacht!

Es wird einmal — wenn ausgebrannt der Herd
In ihres Mittelpunktes tiefſtem Kerne,
Wenn in ſich ſelber ſich die Gluth verzehrt,
Die ſchaffend innewohnte dieſem Sterne —
Es wird die Erde wüſte und geleert
Dann liegen — ſei die Zeit auch noch ſo ferne!
Es wird — ſei's nach jahrtauſendlanger Friſt!
Uns ſage jetzt ſchon Phantaſie: es iſt!

Doch zu dem Bilde, welches da ſich zeigt,
Will zögernd nur das Auge ſich erheben;
Die Bruſt — und wär' ſie noch ſo hart — beſchleicht
Bei ſeinem Anblick ſchaudervolles Beben;
Wo wäre auch, was ſolchem Jammer gleicht,
Sieht mit dem Tod man ringen ſelbſt das Leben
Und die ſelbſt, die von ew'ger Jugend ſchien,
Vom Alter tief gebeugt zu Grabe zieh'n!

Verſchwunden iſt das holde Grün der Au,
Des Waldes, froh von Vögeln ſonſt durchflogen —
Verſchwunden auch des Stromes zartes Blau,
Des Sees, luſtig ſonſt durchſpielt von Wogen —
Allüberall erſtreckt in fahlem Grau,
Dem auch der letzte Funke Kraft entſogen,
Sich bis zum fernſten Horizont das Land,
Wie todte Aſche nach gewalt'gem Brand.

Erſt trotzten ſie ihm Ernt' auf Ernte ab,
Bis ſie es gänzlich brachten zum Verſiegen;
Worauf ſie tief ihm in den Schooß hinab
Noch nach verborg'nen Schätzen wühlend ſtiegen!
Dann ließen ſie es — ein entweihtes Grab
Mit wildverſtreutem Bein — gefühllos liegen,
Das laut um Rache ſchrie zum Himmelszelt
An denen, die ſo ſchändlich es entſtellt!

Und er, der Alles ſieht und Alles weiß,
Beſchloß, den Frevel fürchterlich zu rächen:
Von Nord und Süden hieß er Schnee und Eis
Heuſchreckengleich in Flockenſchwärmen brechen,
Die fraßen gierig noch das letzte Reis,
Den letzten Halm von den verarmten Flächen!
Schon brockte karg und karger ſich das Brod
Und hohlen Auges nahte nun die Noth!

Die Noth, für die ſich keine Rettung fand;
Denn ganz erſchöpft war rings der Kreis der Erde!
Wie das Gewild mit ſeinen Wäldern ſchwand,
So ſchwand mit ihren Wieſen hin die Heerde;
Mit jenen Quellen ſiechte hin im Sand
Der Fiſche Volk; und daß es anders werde,
Kein Hoffnungsſtrahl mehr — da brach rieſengroß
Verzweiflung wild aus allen Schranken los!

Gelöſt war jedes feſtgeknüpfte Band,
Jedweder Feſſel Einigung zerriſſen;
Und wie der wilden Leidenſchaften Brand
Schnell überlocket Liebe, Zucht, Gewiſſen,
Hob Bruder gegen Bruder ſeine Hand,
Sohn gegen Vater um den letzten Biſſen;
Die Mutter ſelbſt, im Wahnſinn taub und blind,
Warf ſich zerfleiſchend auf das eig'ne Kind.

So tobte nun das Schlachten gräuelvoll,
Von Tag zu Tage ſchrecklich ſich vererbend!
Lautauf der Menſchheit Wehgeſchrei erſcholl,
Den Doppeltod des Schwerts und Hungers ſterbend;
In immer voll'ren Wogen täglich quoll
Des Blutes Strom, der Erde Grund verfärbend
Und ſo ein ſühnend Opfer bringend dar
Auf ihrem frech entweihten Hochaltar.

Und ſtill und ſtiller ward's dann wiederum —
Dem kraftentſog'nen Arm entſank die Waffe,
Des Auges Starre klagte nur noch ſtumm,
Nur ſtumm des Mundes gähnendes Geklaffe;
Kein Todtenglöckchen tönte mit Geſumm,
Kein Requiescant ſtimmte an ein Pfaffe,
Kein Geier ſelbſt ſtieg nieder, um am Fleiſch
Das Leichenmahl zu halten mit Gekreiſch!

Wie einſt man den, der ſich durch Eigenmord
Entleibt, beraubte heil'ger Grabesrechte,
Verfluchend ihn und ſeiner Thatſchaft Ort —
So auch verſagte jetzt dem Staubgeſchlechte
Die Erde grauſam jenen letzten Port,
Sich ſelbſt mit ihm verfluchend, daß ſie rächte
Im Untergange noch die alte Schmach,
Da mit den Drängern ſie zugleich erlag.

Fürwahr, ein Anblick jenem Bild zum Hohn,
Das der Prophet vom jüngſten Tag verheißen,
An dem die Erde bei Poſaunenton
— Ein fruchtbar Weib — auf's Neue ſollte kreißen.
Todt lag die Mutter nun mit ihrem Sohn
— Und mag die junge Sonne noch ſo gleißen
Im künft'gen Lenze, — niemals mehr entfacht
Aus dürrem Baume ſie der Blätter Pracht!

Doch wie dem Stamme wohl des Blitzes Keil
Das Haupt zerſchmettert, das ſich frech erkühnte,
Zum Wolkenſitze aufzuragen ſteil,
Allein — da ſterbend er den Frevel ſühnte —
Das Schößlingspärchen unverſehrt und heil
Beläßt, das ſeiner Wurzel ſtill entgrünte,
So ließ der allgemeine Tod auch jetzt
Ein junges Menſchenpaar noch unverletzt.

Ein Jüngling und ein Mädchen waren es,
Zwei Blumen gleich, die noch im Felde ſchwanken,
Vom ſcharfen Sichelſchnitt verſchont, indeß
Das Unkraut, wie die Garben ſchon ihm ſanken.
Ob Sonne nun ſie wärm' und Regen näſſ' —
Nicht mögen ſie die Gaben ihnen danken,
Denn keine Rettung, Aufſchub bringt ſie nur
Des Herbſtes, dem ſchon rings verfiel die Flur.

So fühlte auch der Jüngling Haß allein
Ob ſeines Lebens kargem Scheingeſchenke,
Verliehen grauſam nur, daß er die Pein
Des baldigen Verluſtes recht bedenke.
Schon zog, ſich von der Marter zu befrei'n,
Die blanke Waffe er vom Wehrgehenke,
Da ſah das Mädchen er, das vor ihm ſtand,
Und nieder ſank die mordbereite Hand.

So hilflos, ſo verloren ſtand ſie da
Und doch zugleich ſo muthig, ſo erhaben;
Das Auge, das zuvor zu Boden ſah,
Wie vorwurfsvoll gerichtet auf den Knaben,
Als ſpräch' es: Keine Stütze iſt mir nah',
Zerbricht die letzte, d'ran ich könnte ſtaben!
Daß er, von ihrem Blick getroffen tief,
Mit ſchmerzbewegtem Ton die Worte rief:

„O Jungfrau! Gerne wollt' ich Dir zum Schutz
Des muthbewehrten Armes Kraft erheben,
Gern böt' ich einer Welt von Feinden Trutz,
Vermöchte ſo zu ſchirmen ich Dein Leben!
Doch Menſchenkraft und Muth ſind nicht mehr nutz,
Nur Eines noch vermag ich Dir zu geben:
Daß unſ're Bruſt gemeinſam trifft der Stahl,
So wie zwei Blüthen welkt ein Sonnenſtrahl."

So rief er, und der Augen dunkle Nacht
Durchzuckte wilder Blicke Blitzesleuchten,
Aus düſt'rem Zorngewölke grell entfacht;
Doch leiſen Frühlingswinden gleich verſcheuchten
Des Mädchens Worte ihm den Unmuth ſacht,
Als alſo ſie begann: „Nicht will mich deuchten
Erſchöpft bereits der Hoffnung ew'ger Quell,
Noch rinnt und rauſcht er labend mir und hell!

Von einem Garten — Paradies genannt —
Las ich dereinſt in einem alten Buche,
D'rin unſ're Eltern wohnten, bis verbannt
Durch eig'ne Schuld, verfallen ſchwerem Fluche,
Sie fliehen mußten! — Laß uns nun das Land
Durchzieh'n nach dieſem Garten auf der Suche;
Und der das erſte Menſchenpaar verjagt,
Dem letzten ſich gewiß nicht mehr verſagt!"

Und o! des Jugendfeuers mächt'ge Gluth!
Nur Himmel — oder Hölle kann's entſtammen,
In denen beiden nie das Feuer ruht!
Sank ſcheinbar auch in Aſche es zuſammen,
Haucht jedes Lüftchen doch ihm neuen Muth
Und ſchürt es wieder auf zu neuen Flammen.
Dem Jüngling auch war's wieder licht entloht,
Als frohen Muthes er zur Antwort bot:

„Du redeſt lieblich, Mädchen! Wunderkraft
Strömt meiner Seele zu aus Deinem Worte,
— Wohlan! Ich bin bereit zur Wanderſchaft
Nach jenes Gartens ſel'gem Heimathorte!
Erſchließt er ſich der Bitte nicht, ſo klafft
Doch meinem Schwert gewißlich ſeine Pforte;
Sei's friedlich oder ſei es mit Gewalt
— Uns werden muß der holde Aufenthalt!"

Und achtlos deſſen, was das Mädchen bang
Ihn bat, ob ſeiner Kühnheit faſt in Schrecken,
Er ſtarken Armes ſchützend ſie umſchlang,
Hoch ſchwingend ſeines Schwertes Wanderſtecken.
— So trat das letzte Menſchenpaar den Gang
Nun muthig an durch weite, weite Strecken,
Anſtatt der Erde, die ſie rauh verſtieß,
Zu ſuchen das verlor'ne Paradies! —

Wie anders doch luſtwandelt heut zu Tag'
Ein junges Paar! — Da breiten weiche Matten
Zu ſeinen Füßen ſich, — der nahe Hag
Wölbt über ſeinem Haupte kühle Schatten, —
Sein Ohr ergötzt der Nachtigallen Schlag,
Sein Aug' der Blumen Farbe, die ſich gatten
Des Graſes Grün, durch das der klare Bach
Mit leisgeſchäft'gem Murmeln plätſchert. — Ach!

Nicht alſo war beſchieden es den Zwei'n
Auf ihrem Wege durch die weiten Lande!
Ihr Fuß betrat Geröll nur und Geſtein,
Nichts ſchirmte ſie vor jähem Sonnenbrande.
Statt Vogelſanges — nur erſticktes Schrei'n,
Statt bunter Blumen — Leichen nur im Sande,
Und ſtatt des Baches hellgeſchwätz'ger Fluth
Allüberall nur dunkelſtummes Blut! —

Und doch wie gleich! — Mit ihnen ging ja auch
Die Jugend, breitend weiche Raſenpfühle
Dem müden Schritte, und mit lindem Hauch
Der heißen Stirne fächelnd Waldeskühle,
Froh ſingend wie der Vögel Lied im Strauch,
Süß duftend wie der Blumen bunt Gewühle
Und wie des Baches nimmermüdes Naß
Fortplaudernd immer fröhlich dies und das!

So zogen ſie, das Angeſicht gewandt
Gen Sonnenaufgang, wo ſie liegen ahnten
Der letzten Zuflucht heißerſehntes Land
— Zu dem ſie muthig ſich den Weg ſchon bahnten,
Wenn früh die Sonne kaum am Himmel ſtand
Bis ſpät, wenn ihre ſchrägen Strahlen mahnten,
Den müden Gliedern nach des Tages Haſt
Nunmehr zu gönnen ſüßen Schlafes Raſt.

Und ſtieg die Nacht dann nieder, ſternenlos
Der todten Erde Trauerwacht zu halten,
So ſchmiegten ſie ſich ſtill ihr in den Schooß
Und hüllten ſich in ihre dunklen Falten,
Bis friedlich — wie er reinen Kindern blos,
Zu deren Häuptern fromme Engel walten,
Zu nahen pflegt — der leiſe Schlummer kam
Und küſſend all ihr Leid von hinnen nahm!

Schon lange Tage zogen ſie dem Oſt
Entgegen ſo, — ſchon raunte ihnen leiſe
Der bleiche Hunger zu die Jammerpoſt,
Daß aufgezehrt bereits die karge Speiſe,
— Nur Hoffnung, dieſe rechte Wegeskoſt
Des Menſchen auf der langen Lebensreiſe,
Erhielt ſie wie mit Himmelsmanna noch
— Da! — o! wie ward ſo wunderſam es doch!

Ein leiſes Rauſchen räthſelhaft erſcholl,
Wie ſie zuvor es niemals noch vernommen
— Ein ſanftes Leuchten zauberiſch entquoll,
Wie nie zuvor es ihnen noch erglommen
— Ein zartes Duften lieblich ſie umſchwoll,
Wie keines noch den Aether je durchſchwommen,
Und hie und da verirrte wie Geſang
Von ferne ſich ein märchenhafter Klang!

Da fühlten ſie — von heil'gem Grau'n erfaßt —
Daß nahe nun ihr Schickſal dem Entſcheide;
Das Mädchen bis in's Lippenpaar erblaßt,
Erſtaunten Angeſichts der Jüngling — beide
Durchfliegend dann in athemloſer Haſt
Dem nahen Hügel zu die wüſte Heide.
— Ein Schrei dann — und das eine Wort nur ſtieß
Die Kehle noch hervor: Das Paradies!

(Schluß folgt.)

# Die Mutter J. S. Turgenjew's.

Familienerinnerungen von **W. Schitowa.**

Ueberſetzt von **A. Grebſt** in St. Petersburg.

Im Jahre 1833 wurde ich, kaum einige Tage alt, auf Wunſch der Mutter Iwan Sſergejewitſch Turgenjew's, Warwara Petrowna Turgenjew, zu ihr in's Haus gebracht und als Pflegetochter von ihr aufgenommen. Ich blieb dort bis zu ihrem Todestage, dem 16. November 1850.

Ihr Sterbebett umſtanden nur Nikolai Sſergejewitſch, ihr älteſter Sohn, und ich; Iwan Sſergejewitſch befand ſich damals in St. Petersburg und kam erſt am Abend des Beerdigungstages in Moskau an, als wir bereits vom Kirchhof zurückgekehrt waren.

In einigen Skizzen über Warwara Petrowna, die ich zufällig in Zeitungen und Zeitſchriften des laufenden Jahres geleſen, fand ich nicht immer getreue Schilderungen ihres Charakters, meiſt wurde ſie darin als nicht allzu ſympathiſche Perſönlichkeit dargeſtellt. Die Wahrheit zu geſtehen, wird ſie es wohl auch nach der meinigen ſcheinen, doch als eine ihr einſt ſo Naheſtehende, die ihre volle Liebe beſeſſen und die ſie ſelbſt ſo grenzenlos geliebt, halte ich es für meine Pflicht, auf die Umſtände in ihrem Leben hinzuweiſen, die auf eine ſo leidenſchaftliche und ſtolze Natur, wie die ihre, einen verderblichen Einfluß ausgeübt haben.

Warwara Petrowna hatte ihre Kindheit und Jugend unter ſo ſchweren und empörenden Verhältniſſen verbracht, daß man ſich nicht wundern konnte, wenn dieſelben ihren Charakter verbittert und alle ihre guten Anlagen erſtickt hatten.

Ihr Egoismus, ihre Herrſchſucht und ihre Hartherzigkeit hatten ſich in Folge grauſamer und erniedrigender Behandlung während ihrer Kindheit und Jugend entwickelt und durch bittere Enttäuſchungen im Alter noch verſtärkt.

In ihren Adern floß das Blut der Lutowinow, der zügelloſen, zu ihrer Zeit aber faſt allmächtigen Gutsbeſitzer.

Jung verwittwet, verheirathete ſich die Mutter Warwara Petrowna's zum zweiten Male mit Sſomow, der ebenfalls Wittwer und Vater zweier erwachſener Töchter war. Katharina Iwanowna hatte ihre Tochter aus erſter Ehe nie geliebt

und wurde ihr nun zur Stiefmutter unter dem Einfluß ihres zweiten Mannes, eine wahre Mutter dagegen ihren Stieftöchtern. Hier erlitt Warwara Petrowna eine Reihe von Kränkungen und Entwürdigungen; ich hörte nur Einiges darüber, doch sträubt sich die Feder, all die Gräuel niederzuschreiben, denen sie unterworfen war. Ssomow haßte sie und zwang sie, nicht allein seinen Launen, sondern auch denen seiner Töchter zu gehorchen, schlug sie, demüthigte sie und ließ seine Wuth nach dem reichlichen Genuß von Branntwein häufig an ihr aus. Als sie ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, da verfolgte er sie auf andere Art; um der Schmach zu entgehen, gelang es Warwara Petrowna mit Hilfe ihrer Wärterin, aus dem Hause ihres Stiefvaters zu fliehen.

Nur dürftig bekleidet, legte sie beinahe 60 Werst zu Fuß zurück und fand eine Zuflucht bei ihrem Onkel Iwan Iwanowitsch Lutowinow, dem damaligen Besitzer des Gutes „Spasskoje". Der Onkel nahm sie auf und ließ sie trotz der Aufforderungen der Mutter nicht mehr in's Haus ihres Stiefvaters zurück.

Katharina Iwanowna Ssomow lebte in Cholodowo und starb auch daselbst. In der Erzählung „Der Tod" (Tagebuch eines Jägers) sind ihre letzten Augenblicke geschildert. Jene Gutsbesitzerin, die den Prediger im Voraus für die Abhaltung ihrer Sterbegebete bezahlen wollte, war die leibliche Großmutter Iwan Ssergejewitsch's.

Im Hause ihres Onkels erholte sich Warwara Petrowna von allen Kränkungen; der Onkel ging gut mit ihr um, obgleich er im Grunde ein roher Charakter war. Er hielt sie kurz und sie lebte fast einsiedlerisch in Spasskoje. Auch mußte sie sich ziemlich lange seinen Eigenheiten fügen; sie war beinahe 30 Jahre alt, als er starb. Bis dahin hatte sie weder Zärtlichkeiten, noch Liebe, noch Freiheit gekannt, nun besaß sie unumschränkte Macht und konnte sich Alles verschaffen, was dem Leben seinen wahren Werth giebt.

Genauere Mittheilungen hat mir Warwara Petrowna nie über ihren Aufenthalt im Hause ihres Stiefvaters gemacht, aber zeitweise hörte ich Aeußerungen von ihr, die auf Erinnerungen hindeuteten an das, was sie in ihrer ersten Jugend erlitten.

„Du weißt nicht," sagte sie mir oft, „was das heißt, eine Waise zu sein."

Wieder ein anderes Mal:

„Eine Waise ohne Vater und Mutter zu sein, ist schwer, aber sich als Waise zu fühlen im Besitz einer leiblichen Mutter, ist schrecklich; und ich habe das empfunden, mich hat meine Mutter gehaßt."

Folgendes fand ich in einem ihrer Briefe:

„Die Waisen bleiben nicht lange Kinder, ich war selbst eine Waise und der Verstand reifte bei mir früher als bei Anderen; ich war mehr Waise als Du, denn Du hast eine Mutter, ich aber hatte keine, die meinige war mir eine Stiefmutter, sie war verheirathet, sie hatte andere Kinder und andere Verpflichtungen übernommen, ich war allein in der Welt. . . ."

Nach dem Tode des Onkels heirathete Warwara Petrowna — Ssergei Iwanowitsch Turgenjew. Von ihm habe ich nur gehört, daß er engelsgut war;

was ſeine auffallende Schönheit betraf, ſo hat mir Warwara Petrowna ſelbſt mehrere Andeutungen darüber gemacht.

Vor Jahren war Turgenjew im Auslande einer deutſchen Erbprinzeſſin vorgeſtellt worden; einige Jahre darauf befand ſich Warwara Petrowna zur Cur in Karlsbad, wo ſich zur ſelben Zeit auch jene Fürſtin aufhielt. Am Sprudel ſtanden ſie zufällig nicht weit von einander, als Warwara Petrowna die Hand, an welcher ſie ein Armband mit dem Bilde ihres Mannes trug, nach dem Kruge ausſtreckte. Da ergriff die Prinzeſſin dieſelbe und ſagte: „Sie ſind die Frau Turgenjew's, ich erinnere mich ſeiner; nächſt dem Kaiſer Alexander I. habe ich nie einen ſchöneren Mann geſehen, als ihn.“

Nachdem ſie geheirathet, begann Warwara Petrowna ein glänzendes herrſchaftliches Leben zu führen, wie es vor Zeiten Sitte war. Ihr Reichthum, die beſondere Schönheit ihres Mannes, ihr eigener Geiſt und ihr Sinn für feinere Geſellſchaft und ein glanzvolles Leben zogen Alles herbei, was es an hochgeſtellten Perſönlichkeiten im Orlower Gouvernement gab. Ein eigenes Orcheſter, eigene Kirchenſänger, ein eigenes Theater mit leibeigenen Schauſpielern, Alles im alten Spaſſtoje war geeignet, um Jedem eine Einladung dorthin wünſchenswerth zu machen. Außerdem war Warwara Petrowna ſelbſt ſo anziehend, daß ſie trotz ihrer Häßlichkeit — ihr Geſicht war nämlich durch Pockennarben entſtellt — doch ſehr viele Verehrer hatte.

Obgleich es in ihrem Charakter lag, einen Jeden ihre Macht fühlen zu laſſen, war man doch glücklich, einen freundlichen Blick, ein billigendes Wort von ihr zu erhaſchen. In ihr lag ein Gemiſch von Güte und fortwährendem Verlangen, den ihr gebührenden Gehorſam an Allen zu erproben, nicht leicht verzieh ſie demjenigen, der ſich ihrem Willen nicht unterwarf.

Ich habe alle ihre Briefe aufbewahrt, in denen ſie ſich voll heißer Liebesworte und voller Beſorgniſſe um mich ausſprach; die zärtlichſte Mutter hätte ihrer Tochter keine innigere Liebe beweiſen können, und dennoch quälte ſie auch mich!

1838.

Meine Erinnerungen datiren vom Jahre 1838 — ſeit der Abreiſe Iwan Sſergejewitſch's nach Berlin. Wir lebten damals in St. Petersburg, im Hauſe Linew; Iwan Sſergejewitſch hatte ſeinen Univerſitätscurſus beendet und Nikolai Sſergejewitſch war bereits Offizier.

Zur Familie Turgenjew gehörten noch der Schwager Warwara Petrowna's, Nikolai Nikolajewitſch Turgenjew, der nach dem Tode ihres Mannes bis zum Jahre 1846 ihre ſämmtlichen Güter verwaltete, ferner ich, als „fille adoptive“, „l'enfant de la maison“, und eine Nichte Warwara Petrowna's, Martha Timofejewna Sliwizkaja, die an Artjuchow, Profeſſor an der Charkower Univerſität, verheirathet war. Außerdem lebten noch meine häufig gewechſelten Gouvernanten im Hauſe (meiſtens Ausländerinnen), ſowie meine Muſiklehrer und Lehrerinnen.

Andere Hausgenoſſinnen, die das Gnadenbrod aßen, befanden ſich während

meines Aufenthaltes bei Warwara Petrowna nicht. Sie gehörte auch nicht zu den Frauen, die ſich mit der Achtung derjenigen Perſonen begnügen, die ihnen Wohlthaten verdankten. Ihre Herrſchſucht erſtreckte ſich nicht allein auf ihre Familie und ihre Leibeigenen, ſie übte dieſelbe auf Alle aus, die ſie umgaben und in irgend einer Beziehung zu ihr ſtanden; dabei beſaß ſie die merkwürdige Gabe, Menſchen zu beherrſchen, die gar nicht verpflichtet waren, ſich ihr zu fügen. Oft genügte ein Blick von ihr, um denjenigen im Geſpräche ſchweigen zu machen, der etwas erzählte, was nicht nach ihrem Sinne war. Eine der ihrigen entgegengeſetzte Meinung durfte Niemand ausſprechen, nur ihr Liebling Iwan Sſergejewitſch konnte ihr in den zarteſten und ehrerbietigſten Ausdrücken ſeine Wünſche äußern und ſie ſeine humanen Anſichten ahnen laſſen. Der Druck der Leibeigenſchaft, der ſich am meiſten im Hauſe ſeiner Mutter fühlbar machte, fand ein ſchmerzliches Echo in dem edlen Herzen Turgenjew's und war ihm um ſo unerträglicher, als er nicht dagegen ankämpfen konnte. Warwara Petrowna gab ihm übrigens zuweilen ohne Streit nach, weil er ſie durch Güte beſiegte. In ſeiner Gegenwart war ſie eine ganz andere, und daher lebten auch Alle auf, wenn er zu uns kam. Seine ſeltenen Beſuche wurden wie Segenstage angeſehen, denn ſie brachten Erlöſung von manchem Uebel. Sie wurde gutmüthig und nachſichtig, nur um den Ausdruck der Zufriedenheit auf dem Geſichte ihres Sohnes zu leſen. Und was war er für ein zärtlicher, liebenswürdiger Sohn in dem Jahre, ſeit welchem ich mich ſeiner erinnern kann! Als Warwara Petrowna 1838 eine gefährliche Operation durchmachte, da hörte ich von Augenzeugen, mit welch ängſtlicher Sorgfalt er die Mutter umgeben und ganze Nächte an ihrem Bett durchwacht hatte. Leider ging ſpäter eine Veränderung in ſeinen Gefühlen vor.

Während dieſes ganzen Jahres lebten wir des kränklichen Zuſtandes Warwara Petrowna's wegen völlig zurückgezogen. Außer den täglichen Gäſten Arendt und Gromow, den berühmteſten Aerzten damaliger Zeit, beſuchten uns noch häufig Rodion Jegorowitſch Grünwaldt, ein Freund des ſeligen Vaters Turgenjew, und Waſſili Andrejewitſch Shukowſki, den ich damals nicht leiden mochte, weil ich ihm bei jedem ſeiner Beſuche Verſe aus ſeiner „Undine" vordeclamiren mußte.

Ich und Iwan Sſergejewitſch waren zu jener Zeit die beſten Freunde. Er hatte mich ſehr gern, ſpielte mit mir, trug mich auf den Armen, lief mit mir im großen Saal umher und war noch ſelbſt ſo kindlich, daß er nicht allein mich, ſondern auch ſich dabei amüſirte. Eines unſerer gemeinſamen Streiche erinnere ich mich noch lebhaft.

Er beſchäftigte ſich damals ganz beſonders eifrig mit der griechiſchen Sprache. Faſt jeden Nachmittag kam Jemand zu ihm und zu meinem großen Leidweſen wurde mir während dieſer Stunden der Zutritt in ſein Zimmer verboten, ich hörte nur hinter der Thür unverſtändliche Laute, bald von der Stimme Iwan Sſergejewitſch's, bald von der ſeines Lehrers oder Freundes. Eines Tages fiel es ihm ein, auch mich die griechiſche Froſchſprache (wie er ſich ausdrückte) zu lehren und an dem Studium des Ariſtophanes Theil nehmen zu laſſen. Sein

Unterricht beſtand darin, daß er mich folgende Laute ausſprechen ließ: „Bre — ke — ks — keks — koaks — koaks!“ Nachdem ich dieſe Kenntniſſe der ſogenannten griechiſchen Sprache erlangt, ſtellte er mich auf einen Tiſch, gab mir eine klaſſiſche Poſe mit ausgeſtrecktem Arm und ließ mich das Erlernte anfangs gedehnt und faſt feierlich, darauf raſch, mit dünner, quiekender Stimme herſagen, dabei brachen wir in ein ſo ſchallendes Gelächter aus, daß wir durch unſere Vorſtellung die Aufmerkſamkeit Warwara Petrowna's auf uns lenkten, die dann zu uns eintrat und uns zur Ruhe mahnte: „Finissez donc Jean, vous gâtez la petite, vous en ferez une virago!“ — Manchmal aber, wenn wir uns ganz beſonders hin reißen ließen, dann ſchickte Mama ihre Kammerjungfer zu uns herein. Dieſes Weſen trat mit kaum hörbaren Schritten auf, doch ſagte ſie ſtreng und eindringlich: „Mamachen läßt Ihnen ſagen, Sie möchten aufhören!“ Wir wurden ſtill und zu meinem Troſt ſetzte mich Iwan Sſergejewitſch auf ſeine Schulter und trug mich feierlich im Zimmer herum. — Dieſes Alles geſchah in der Zeit, als Iwan Sſergejewitſch noch ein ganz junger Menſch war; damals hatte er noch das ſorgenloſe, frohe Lachen eines glücklichen Menſchen, ja, ſein Lachen war oft ſo ſchallend, daß ſeine Mutter ihn häufig darauf aufmerkſam machte und vollen Ernſtes zu ihm ſagte: „Mais cessez donc Jean, c'est même mauvais genre de rire ainsi. Qu'est-ce que ce rire bourgeois!“ Wie oft erinnerte ſich ſpäterhin Warwara Petrowna dieſes ſeines bürgerlichen Lachens; wir vernahmen es nicht mehr nach ſeiner Rückkehr aus Berlin. Man ſagt, er ſei ein heiterer Geſellſchafter geweſen; zu Hauſe ſah ich ihn ſelten froher Stimmung.

Der Tag der Abreiſe Iwan Sſergejewitſch's in's Ausland iſt mir auch noch lebhaft in Erinnerung. Am Morgen fuhren wir Alle in die Kathedrale zu Kaſan. Warwara Petrowna ſaß während des ganzen Gottesdienſtes auf einem Klappſtuhl und weinte bitterlich. Zum Dampfboot begleiteten ihn ſeine Mutter, Nikolai Sſergejewitſch und ich. Auf dem Rückwege vom Landungsplatze, als ſich Warwara Petrowna in den Wagen geſetzt hatte, fiel ſie in Ohnmacht.

Einige Tage darauf fuhren wir nach Spaſſkoje. Dort erhielten wir Briefe von Iwan Sſergejewitſch; es wurde ein Dankgebet für ſeine Errettung von der Feuersgefahr abgehalten, die alle Inſaſſen des Schiffes bedroht hatte, darauf kam auch ſein Bild in Aquarellfarben aus Berlin an. Die Aehnlichkeit war überraſchend und kann ich mich noch jetzt des Ausrufes des kindlichen Entzückens „C'est Jean“ erinnern, den ich ausſtieß, als mir das Bild gezeigt wurde. Warwara Petrowna trennte ſich nie von demſelben, es ſtand immer auf ihrem Schreibtiſch und wenn ſie ſich auf ihre Güter begab oder nach Moskau reiſte, dann legte ſie es eigenhändig in ihren Reiſeſack. Sie litt ſehr unter der Trennung von ihrem Sohne. Ich beſitze noch jetzt ihr Album aus den Jahren 1839 und 1840. Ich ſchreibe einige Zeilen aus demſelben ab:

1839. — A mon fils Jean!

„C'est que Jean, c'est mon soleil à moi; je ne vois que lui et lorsqu'il s'éclipse, je ne vois plus clair, je ne sais plus où j'en suis.“

„Le coeur d'une mère ne se trompe jamais, et vous savez Jean, que mon instinct est plus sûr que ma raison."

1839—1840.

Es giebt Ereigniſſe in Familien, die nimmer dem Gedächtniß der Glieder derſelben zu entſchwinden vermögen. Ein ſolches Ereigniß war der Brand des großen Spaſſkoje-Hauſes. Mit dieſem begann eine neue Aera für die Familie Turgenjew, indem man ſich gewöhnte, künftighin jedes Ereigniß als „vor" oder „nach" demſelben geſchehen zu bezeichnen.

Das Feuer brach am 3. Mai 1839 aus. Gegen 9 Uhr Abends hatte der alte Tafeldiener Anton Gregorjewitſch wie gewöhnlich den Tiſch zum Abendeſſen gedeckt; nach kurzer Zeit jedoch trat er wieder ein und begann Alles abzuräumen.

„Was thuſt Du, Anton?" fragte Warwara Petrowna, „biſt Du betrunken?"

„Durchaus nicht, gnädige Frau, man kann aber nicht ſpeiſen."

„Warum denn nicht! . . ." Dieſer Ausruf von ihrer Seite wurde von einem plötzlichen Flammenſchein unterbrochen, der das ganze Zimmer erleuchtete.

„Was iſt das — ein Blitz? . . ."

In dieſem Augenblicke kam Nikolai Sſergejewitſch hereingelaufen.

„Mama, nimm Dein Geld, Deine Brillanten, alles Werthvolle zuſammen, es brennt!"

Viel Lutowinow'ſches Gut ging an dieſem Tage zu Grunde. Es verbrannten faſt alle Familienbilder. Vieles wurde geſtohlen; die äußere Treppe der Vorrathskammer, in welcher ſich die theuren Services aus chineſiſchem und Sèvre-Porzellan, ſowie das Silberzeug befand, war bei der Rettung überſehen worden und wurde daher Alles eine Beute der Flammen. Damals war das kleine Petrowſki-Häuschen längſt in ein Armenhaus verwandelt worden und mußte nun Warwara Petrowna aus ihrem luxuriöſen Hauſe in das von ihr gegründete Armenaſyl auf einige Zeit überſiedeln. Im Saal, dem einzigen unbewohnten Zimmer dieſes Häuschens, ſtand blos ein Divan. Mit zärtlicher Sorgfalt bettete mich Warwara Petrowna auf demſelben, indem ſie mich verſicherte, daß es nicht mehr brennen würde, und legte meine Puppe neben mich hin, die der Vernichtung glücklicherweiſe entgangen war.

Der rechte Flügel des Hauſes brannte nicht ab und wurde daher ſofort zur Inſtandſetzung desſelben als Wohnung geſchritten. Durch einen Anbau wurde er erweitert und erhielt ſogar den Namen eines Hauſes. Als Spaſſkoje nach dem Tode Warwara Petrowna's in den Beſitz Iwan Sſergejewitſch's überging, verbrachte er faſt jeden Sommer dort, und es erlitt das Aeußere des Hauſes im Laufe der Zeit keine Veränderung.

Als wir zum erſten Mal in das ſogenannte neue Haus traten, da frappirte mich die einfache Einrichtung desſelben und ich konnte unſer kleines Gaſtzimmer mit den Bildern an den Wänden, die die Tapeten erſetzten, ſowie die

eleganten gelbledernen Möbel im alten Hauſe lange nicht vergeſſen. Die Lehnen der Sophas und Lehnſtühle waren aus Ebenholz, reich verziert mit ſymboliſcher Bronze-Sculptur; ſie ſtellte eine ganze Reihe von Liebesgöttern und Löwen dar, jeder Amor führte einen Löwen an blumendurchflochtener Kette.

Mit einer merkwürdigen Gleichgiltigkeit ertrug Warwara Petrowna alle materiellen Verluſte: das Feuer in Spaſſkoje hatte einen beträchtlichen Schaden angerichtet, doch hörte man weder Seufzer noch Klagen von ihrer Seite. Einſt verſanken mehrere Barken, die Korn von vierzigtauſend Rubeln an Werth enthielten — ſie verzog keine Miene dabei.

Ihre Zimmer nannte ſie nicht „Appartements“; außer dem Anbau, welcher „Caſino“ hieß, hatten ſie ganz gewöhnliche Namen. Die inneren Gemächer beſtanden aus einem Schlaf-, Ankleide- und Garderobenzimmer. Den Zutritt in dieſelben hatten von der weiblichen Bedienung die Kammerjungfer nebſt ihren beiden Gehilfinnen, von der männlichen nur der leibeigene Arzt Porphiri Timofejewitſch. In Krankheitsfällen wurden auch der Haushofmeiſter, der Comptoiriſt und der Koch zu ihr eingelaſſen, um ihre Befehle zu empfangen.

Die Söhne betraten ebenfalls ihre Privatgemächer, niemals aber ohne vorherige Anmeldung, denn Warwara Petrowna war ſehr ceremoniell in ihrer äußeren Erſcheinung, als auch in ihrem Umgangstone. Sie liebte es, «à quatre épingles» zu ſein; auch wenn ſie unwohl war, zog ſie immer ein elegantes negligé an. Jung ſoll ſie häßlich geweſen ſein, doch als alte Frau fand ich ſie beinahe hübſch. Ihr perſönlicher Hausſtaat war ziemlich zahlreich, er beſtand aus vierzig Perſonen: ſie hatte zwei Haushofmeiſter, Tafel-Kammerdiener, einen Comptoiriſten, Kaſſirer, Intendanten und Laufjungen (die Pflicht letzterer beſtand darin, daß ſie abwechſelnd an der Thür ſtanden, um die Befehle der Herrin weiter zu übermitteln oder Jemanden zu rufen), ferner außer ihren Kammerjungfern noch eine Caſtellanin, Wäſcherinnen, Näherinnen, Schneiderinnen, Stickerinnen und einfache Dienſtmädchen.

Sämmtliches Dienſtperſonal mußte leſen und ſchreiben können, ein kleines Mädchen wurde ſogar mit mir im Franzöſiſchen unterrichtet; Warwara Petrowna las nur franzöſiſche Romane, ihre Aufgabe beſtand nun darin, die Stellen abzuſchreiben, die der Gebieterin gefielen.

Im Hauſe und in der Lebensweiſe ſah Warwara Petrowna auf ſtrenge Einhaltung der Ordnung; Alles mußte zu ſeiner Zeit geſchehen, ſelbſt die Tauben, die ſie in Spaſſkoje und Moskau eigenhändig fütterte, kannten ihre Stunde, um 12 Uhr ertönte die Glocke und die gefiederten Einwohner kamen pünktlich herbei.

Ruſſiſch ſprach ſie nur mit der Dienerſchaft, wir Alle laſen, ſchrieben, ſprachen, dachten, ja beteten ſogar auf franzöſiſch.

Agathe und ihr Mann waren die treueſten Diener Warwara Petrowna's, aber auch zugleich die Hauptmärtyrer ihres Despotismus.

Agathe Sſemeonowna, wie ſie von Allen genannt wurde, bekleidete das Amt der erſten Kammerjungfer und war als 19jähriges Mädchen in den Dienſt

Warwara Petrowna's eingetreten. Damals hatten alle Gutsbeſitzer ihre bevorzugte Kaſte, eine Art Ariſtokratie unter ihrem Hofgeſinde — Familien, die von Geſchlecht zu Geſchlecht ihren Herrſchaften dienten. Dieſe Kaſte war beſonders zahlreich unter dem Hofgeſinde Turgenjew's, als deren Repräſentanten Agathe und ihr Mann, Andrei Iwanowitſch Poljakow, angeſehen wurden. Letzterer nahm die Stellung des erſten Haushofmeiſters und Secretairs ein, alle wichtigen Gutspapiere, Bankbillete, ſämmtliches Turgenjew'ſches Geld befand ſich in ſeiner Verwahrung. In Agathen's Händen dagegen waren alle übrigen Reichthümer Warwara Petrowna's, als: Wäſche, Silberzeug, Spitzen, Broderien, die Früchte der Mühen der ſogenannten Stickerinnen und Spitzenklöpplerinnen, die im Winter ſpannen und im Sommer Spitzen klöppelten, ferner alle Schmuckſachen, Brillanten, echte Perlen, ganze Kaſten voll Shawls, türkiſcher Tücher und Seidenzeuge. — Sie befanden ſich bereits mehrere Jahre im Dienſt Warwara Petrowna's, als es letzterer plötzlich einfiel, dieſe ihre treueſten Diener ehelich zu verbinden. Keiner von ihnen hatte an ein ſolches Bündniß gedacht, ob ſie einander gefielen, wurde nicht gefragt, Warwara Petrowna wünſchte es, mit anderen Worten, ſie befahl es — und die Heirath mußte zu Stande kommen.

Dieſe Hochzeitsfeier verlief jedoch ganz anders als die übrigen. Agathen wurde eine beſondere Auszeichnung zu Theil. Warwara Petrowna ließ ihr aus eigenen Mitteln eine Ausſteuer nähen; zu Ehren des Brautpaares fanden im Anbau kleine Soiréen ſtatt, zu welchen ſich das jugendliche Hofgeſinde beiderlei Geſchlechts verſammelte. Man ſang und tanzte, aß Pfefferkuchen, Nüſſe und Confect auf Rechnung der Gutsherrin, häufig erſchien dieſe ſelbſt, um den Abenden beizuwohnen. Der Polterabend wurde in aller Form vor der Hochzeit begangen und dabei alle Gebräuche beobachtet; der Bräutigam überreichte ſogar der Braut einen Hochzeitskorb mit Parfümerien, Bändern und anderen Kleinigkeiten, dank der Freigebigkeit ſeiner Gebieterin. Zur Trauung ſegnete ſie Warwara Petrowna eigenhändig mit einem Heiligenbild ein, welches in Silber gefaßt war und das ſie dem Familienſchrein der Lutowinow entnommen hatte. Außer der Ausſteuer ſchenkte ſie der Braut 500 Rbl. Aſſignationen. Die Trauung wurde am Morgen vollzogen und der ganz mit Blumen verzierte Eßtiſch im Saale des herrſchaftlichen Hauſes gedeckt. Auf das Wohl des jungen Paares ließ Warwara Petrowna mit wirklichem Champagner anſtoßen und brachte ſelbſt den erſten Toaſt aus.

Bei der Geburt von Agathen's erſtem Töchterchen war ſie ſehr beſorgt um die Geſundheit der jungen Mutter und gönnte ihr genügend Zeit zur Erholung. Kaum erſchien dieſelbe aber wieder vor ihrer Gebieterin, als ſie ein unerwarteter Kummer traf. „Wie froh bin ich, daß Du wieder bei mir biſt," waren die erſten Worte Warwara Petrowna's, „ohne Dich bin ich wie verloren, Niemand dient mir zur Zufriedenheit und ich ärgere mich beſtändig. Nun ſuche Dir aber im Dorf ein Weib zur Amme für die Kleine aus, der Du ſie übergiebſt; hier kannſt Du das Kind nicht behalten, es würde Dich zu ſehr in Anſpruch nehmen, ich brauche Dich jeden Augenblick."

Die arme Mutter erſtarrte bei dieſen Worten, erwidern durfte ſie aber nichts, wer wagte es überhaupt? Die Urtheile Warwara Petrowna's waren ohne Appellation.

Der Befehl, das Kind mit einer Amme in's nächſte Dorf zu ſchicken, wurde ertheilt — aber nicht ausgeführt. Das Kind blieb da und wurde von der Mutter geſtillt.

So kam es, daß die arme Agathe in beſtändiger Furcht bald im Vorhaus, bald draußen in Regen und Kälte im Laufe der Zeit drei Kinder nach einander nährte. Die armen Kleinen lagen oft in fremden Händen krank darnieder, die arme Mutter konnte ſie nur während der Eßſtunden ſehen, die ihr einige Freiheit gewährten.

Eine der traurigſten Epiſoden während ihres langen leidenvollen Lebens ereignete ſich nach der Geburt ihrer dritten Tochter.

Im December dieſes Jahres begab ſich Warwara Petrowna aus Spaſſkoje nach Moskau; Agathe ſollte ihr nach ungefähr zwei Wochen folgen, dabei war der ſtrenge Befehl ertheilt worden, die Kinder in Spaſſkoje zu laſſen und Niemanden mitzunehmen. Doch das kranke Herz der armen Mutter konnte keine Trennung mehr von ihren lieben Kleinen ertragen, in ihrer Verzweiflung entſchloß ſie ſich, nichts länger zu verheimlichen, die Kinder mit ſich zu nehmen und ihrer Herrin die Wahrheit zu geſtehen.

An einem ſtrengen Winterabend im December kam ſie mit ihren drei Kindern vor unſerem Hauſe in Moskau vorgefahren. Warwara Petrowna wurde gemeldet, daß das Fuhrwerk aus Spaſſkoje angekommen ſei.

„Und Agathe?“

„Sie iſt auch gekommen,“ lautete die kurze Antwort.

„Sage ihr, ſie ſolle ſich erholen, morgen früh aber zu mir kommen und mir beim Ankleiden behilflich ſein.“

Als Warwara Petrowna am folgenden Morgen klingelte, trat Agaſchenka zu ihr herein; nie ſah ich einen ſo ſtrengen, entſchloſſenen Ausdruck in ihren Mienen, als an dieſem Morgen; nachdem ſie Warwara Petrowna die Hand geküßt, trat ſie einige Schritte vom Bett zurück.

„Nun, wie war die Fahrt, was haſt Du mitgebracht?“ fragte Warwara Petrowna.

Agaſchenka überreichte ihr ſtillſchweigend das Verzeichniß der Einſätze, Spitzen und anderen Arbeiten, die von den Spitzenklöpplerinnen und Stickerinnen verfertigt worden waren. Warwara Petrowna ſah es durch, legte es auf den Tiſch und ſagte:

„Es iſt gut, Du kannſt gehen!“

Agathe näherte ſich zögernd der Thür, plötzlich blieb ſie ſtehen.

„Geh',“ wiederholte Warwara Petrowna, „ich werde Dich rufen.“

„Gnädige Frau,“ brachte Agathe mühſam hervor, ihre Stimme zitterte, ſie athmete ſchwer.

„Was willſt Du?“ ſchrie Warwara Petrowna ärgerlich.

„Warwara Petrowna!“ fuhr Agathe mit feſter, faſt grober Stimme fort,

„ich habe alle meine Kinder mitgebracht . . . Ihr Wille geſchehe . . . ich konnte nicht . . ."

„Was für Kinder? Was haſt Du mir geſagt?"

„Gnädige Frau!" rief Agaſchenka aus und warf ſich auf die Knie. „Um's Himmels willen, erlauben Sie ihnen, hier zu bleiben; ich werde Sie ebenſo bedienen wie bisher, Tag und Nacht um Sie ſein, nur laſſen Sie ſie hier . . . damit ich ruhig bin . . ."

„Hinaus!" erſcholl Warwara Petrowna's Stimme.

„Ich gehe nicht fort, thun Sie, was Sie wollen mit mir, Warwara Petrowna! Sie haben auch kleine Kinder gehabt, können ſolche ohne Mutter ſein? Im Namen Gottes flehe ich Sie an, mir dieſe einzige Gnade zu erweiſen, nehmen Sie mir meine Kinder nicht!" Das arme Weib ſchleppte ſich auf den Knien zum Bett ihrer Herrin.

„Hinaus!" ward ihr zur Antwort.

Ich ſtand dabei, Thränen ſtürzten mir aus den Augen, ich konnte blos „maman! maman!" ausrufen.

„Comment osez vous pleurer! Alles vous en," wandte ſich Warwara Petrowna böſe zu mir.

Ich trat hinaus, ſtürzte in den Corridor und ſchluchzte laut auf.

Aus dem Schlafzimmer aber drang das wüthende Schreien Warwara Petrowna's, es wurde immer heftiger und ich lief in's Nebenzimmer.

„Ich kann Alles mit Dir machen, ich werde Dich in die Anſiedelung verſchicken und Deine Kinder in's Findelhaus geben!" vernahm ich aus dem Schlafzimmer.

„Und wenn auch nach Sibirien, wenn auch in die Anſiedelung, aber mit den Kindern . . . die Kinder kann man nicht . . . ich gebe ſie nicht! . . ." lallte bereits in abgebrochenen Sätzen Agathe, noch immer auf den Knien liegend.

Warwara Petrowna klingelte heftig und rief nach den Mädchen.

Auf ihren Ruf traten zwei Stubenmädchen herein.

„Nehmt ſie, führt ſie hinaus, ſchleppt ſie weg!" befahl ihnen die Herrin.

In dieſem Augenblicke jedoch war ſich Agathe ſchon nichts mehr bewußt, ſie raſte.

Die Mädchen faßten ſie unter den Arm, ſie erhob ſich aber raſch, riß ſich von ihnen los und ich hörte blos die Worte: „Selbſt die Thiere . . . auch die . . ."

„Schweig'!" ſchrie Warwara Petrowna, „ich werde Dich in die Polizei abführen laſſen, Du wirſt im Gefängniß verfaulen!"

„Wohin Sie wollen, aber ich werde ſie lieber eigenhändig erwürgen, als ſie weggeben, was ſollen ſie ohne Mutter! . . ."

„In die Polizei, in die Polizei, hinaus!" ſchrie Warwara Petrowna, ſchäumend vor Wuth. „Was ſteht Ihr denn da? . . ."

Agathe ſtand noch immer, die Stubenmädchen ſchienen wie verſteinert.

„Agathe Sſemeonowna, kommen Sie," flüſterte endlich eine von ihnen.

Das unglückliche Weib trat einen Schritt zur Thür, plötzlich aber wandte ſie ſich wieder zu ihrer Herrin; in ihrem gutmüthigen Geſicht, in ihren ſchönen Augen blitzte es zornig auf und es ertönte von Neuem die ſchrille, laute Stimme:

„Ich und mein Mann waren Ihnen treue Diener, gnädige Frau, jetzt aber, unter dem Stocke, ſind wir keine Diener mehr! . . .“

Nun wurde ich Zeugin einer fürchterlichen Scene, Warwara Petrowna gerieth in ſolche Wuth, daß ſie aus dem Bett ſprang, Agathe mit der einen Hand an die Gurgel packte und mit der anderen Hand ihren Mund aufzureißen ſuchte. Doch ebenſo plötzlich verſagten ihr die Kräfte und ohnmächtig ſank ſie auf den nächſten Seſſel hin. Agathe ging hinaus, die Stubenmädchen legten ihre Herrin auf's Bett und der Doctor Porphiri Timofejewitſch erſchien mit den bekannten Kirſchlorbeertropfen. Nachdem ſich Warwara Petrowna erholt, ließ ſie den Comptoiriſten Leon Iwanowitſch rufen und dictirte ihm Folgendes:

„Befehl an's Moskau'ſche Hauscomptoir.“

„Heute noch ſollen die drei Kinder Agaſchka's, die geſtern aus Spaſſkoje gekommen ſind, zurückgeſchickt werden. Zu ihrer Begleitung ſoll ſich Alexandra Danilowna aufmachen und mich von ihrer Ankunft dort ſofort in Kenntniß ſetzen.“

Darauf folgte die eigenhändige Unterſchrift Warwara Petrowna's.

Als ich nachher auf ihren Ruf zu ihr eintrat und ſie meine verweinten Augen erblickte, überſchüttete ſie mich mit Vorwürfen.

„Dir iſt jede Leibeigene theurer als Deine Mutter! Du ſollteſt weinen, daß man mir den Gehorſam verweigert und mich bis zur Hyſterie bringt. Du aber weinſt über die Leibeigenen und deren Kinder. Du biſt und bleibſt ein herzloſes Geſchöpf! Du freueſt Dich, wenn man mich quält, ich thue Dir nicht leid, Du liebſt mich nicht . . . ich bin krank . . . und Du bedauerſt die Leibeigenen. Du haſt weder Liebe noch Anhänglichkeit für mich. . . .“

Als mich Agaſchenka am folgenden Morgen ankleiden kam, blickte ich ihr in die Augen und wir verſtanden uns auch ohne Worte. Die Kinder waren nicht fortgeſchickt, ſie nickte mit dem Kopfe und wies mit der Hand auf den Flügel. Ich athmete erleichtert auf.

An's Haus ſtieß ein geräumiger Flügel für's Hofgeſinde; als Haushofmeiſter hatte Poljakow ſein eigenes Zimmer dort, in dieſes nun wurden die drei kleinen Mädchen einquartiert. Zwar verbrachten ſie den Winter und Frühling ohne Luft, aber immerhin in der Nähe von Vater und Mutter, die ſie, wenn auch flüchtig, doch zwei-, dreimal täglich ſehen konnten; auch ich lief oft heimlich zu ihnen. Sie machten viel zu ſchaffen, als der Frühling kam und ſie hartnäckig baten, man möge ſie ſpazieren führen. Man ließ ſie wie die kleinen Thiere während der Ruheſtunden Warwara Petrowna's aus ihrem Gewahrſam heraus, die übrige Zeit ſaßen ſie unter Verſchluß. So lebten die armen Kinder und nie kam Warwara Petrowna etwas davon zu Ohren.

Später hörte Iwan Sſergejewitſch davon und ſeine Zuneigung für die Familie nahm noch zu.

Wie Poljakows ihren „guten" Herrn vergötterten, bezeugen ihre Briefe an mich, in welchen sie jeder Zusammenkunft mit ihm erwähnen und über jeden seiner Briefe freudig berichten.

Ich bin eigens zu dem Zweck zum Sohn Poljakow's gefahren, um die Briefe Iwan Sfergejewitsch's von ihm zu bekommen, leider fand ich aber nichts. Die Briefe aus den Jahren 1852 und 1854 waren vom Vater, die anderen von der Mutter nach dem Tode des Mannes verbrannt worden.

Andrei Iwanowitsch Poljakow genoß bis zu seinem Tode das vollste Vertrauen der beiden Söhne Turgenjew's und besonders die Liebe Iwan Sfergejewitsch's. Auch Warwara Petrowna war fest überzeugt, daß Poljakows ihre treuesten Diener waren, das verstärkte aber noch ihre angeborene Neigung, sie zu quälen.

Noch ein merkwürdiger Zug im Charakter Warwara Petrowna's war derjenige, daß sie es liebte, ihre Dienerschaft zu demüthigen und zu erniedrigen, sobald sie in ihr Selbstständigkeit, Ehrgeiz oder Selbstgefühl gewahr wurde. Beherrschte der also Verfolgte seinen Unmuth und wurde gefügig und unterwürfig, so nahm sie ihn wieder in Gnaden auf; opponirte er aber, dann kam es ihm theuer zu stehen.

Im Hausgesinde bezeichnete man diese Art und Weise der Herrin mit dem technischen Ausdruck: „sie liebe mit Jemandem anzubinden"; in solchem Falle wurde dann gesagt: „die Frau bindet jetzt mit Iwan Wassiljewitsch an," oder: „das war damals, als die Frau mit Leon Iwanowitsch anband," oder auch: „Ihr werdet schon sehen, daß jetzt die Frau mit Peter Michailowitsch anbinden wird — er spricht sehr dreist mit ihr."

Eines schönen Tages begann nun die Epoche des „Anbindens" mit dem Haushofmeister Sfemeon Kirillowitsch Totelew.

Das war ein sehr hübscher Mensch von 35 Jahren; seinem Amte zufolge hatte er häufig Gelegenheit, mit der Herrin über häusliche Angelegenheiten zu conferiren. Warwara Petrowna hatte nun seit einiger Zeit bemerkt, daß er ihr manchmal sehr dreiste Antworten gab und ihr widersprach. Das genügte, um sie zu veranlassen, mit ihm „anzubinden". Sie ließ ihn dann mehrere Male des Tages zu sich rufen und äußerte ihm ihre Unzufriedenheit, ohne daß er sich irgend eines Vergehens schuldig gemacht hätte. Sfemeon gehörte aber nicht zu den Geduldigen und galt unter dem Hofgesinde für stolz.

Als er bemerkte, daß er der Gegenstand der Verfolgung war, widersprach er weder, noch vertheidigte er sich, seine Miene aber bezeugte, daß er seine Courage für einen entscheidenderen Moment aufsparte, und es endete dieses Alles für ihn sehr traurig.

Während des Mittags stand Sfemeon in der Regel hinter dem Lehnstuhl Warwara Petrowna's, vor ihrem Couvert stand eine kleine Caraffe mit Wasser, welches „der Herrin Wasser" hieß.

Wenn Warwara Petrowna das Wort „Wasser" aussprach, dann mußte ihr der Haushofmeister Wasser aus dieser Caraffe eingießen. Nachdem sie sich

einen Angriffsplan gegen Sſemeon zurechtgelegt, begann ſie jedes Mal beim Trinken allerlei Mängel in demſelben herauszufinden, bald war es trübe, bald zu kalt oder zu warm, oder es hatte einen Geruch.

So dauerte es mehrere Tage hindurch. Sſemeon nahm die Caraffe vom Tiſch und erſchien nach einigen Augenblicken mit anſcheinend anderem Waſſer, und Warwara Petrowna trank es dann ſchweigend aus. So geſchah es auch an dem denkwürdigen Tage, Warwara Petrowna führte das Glas zum Munde, ſtieß es aber ſogleich wieder von ſich und indem ſie ſich zu Sſemeon wandte, fragte ſie:

„Was iſt das?"

Völliges Stillſchweigen war die Antwort.

„Ich frage, was das iſt?"

Wiederum völliges Stillſchweigen.

„Werde ich endlich gutes Waſſer bekommen?" mit dieſen Worten warf ſie das Glas Waſſer Sſemeon in's Geſicht. Er erbleichte, nahm die Caraffe vom Tiſch und ging hinaus. Nach einigen Augenblicken kehrte er zurück und goß Warwara Petrowna in ein reines Glas Waſſer ein.

„Das iſt endlich Waſſer!" verſetzte Warwara Petrowna und trank über ein halbes Glas aus.

Leichenblaß, mit bebenden Lippen trat er wenige Schritte zum Heiligenbilde vor, bekreuzigte ſich und ſagte:

„Ich ſchwöre hier bei der Mutter Gottes, daß ich dasſelbe Waſſer gereicht habe." Darauf wandte er ſich mit dem Geſicht zu ſeiner Herrin und blickte ihr ſtarr in die Augen.

So klein ich damals war, das Herz ſtand mir doch ſtill, ich begriff bereits, daß man Mama ſo nicht widerſprechen durfte.

Es vergingen einige Secunden ſchrecklichen Schweigens. Plötzlich ſtand Warwara Petrowna von ihrem Lehnſtuhl auf und ſagte: „Hinaus!" Darauf verließ ſie das Zimmer, ohne das Mittageſſen beendet zu haben.

Todtenſtille verbreitete ſich im Hauſe, Alle gingen auf den Fußſpitzen einher, man ſprach nicht, man flüſterte, Warwara Petrowna ſelbſt hatte ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen.

Auch mir war ſchwer zu Muthe, ich warf ſogar meine Puppen bei Seite, ſetzte mich auf meine kleine Bank in's Gaſtzimmer und dachte darüber nach, was wohl kommen würde. Ich liebte Sſemeon ſehr und fürchtete für ihn.

Der Tag verging jedoch ruhig; nachdem ich allein Thee getrunken, ſagte meine Gouvernante ganz leiſe durch die Thür:

„Il est neuf heures, madame, la petite doit se coucher!"

„Entrez!" hörte ich antworten.

Ich trat ein, näherte mich Warwara Petrowna und ſagte wie gewöhnlich: „Bonne nuit, maman, bénissez moi." Nachdem ſie mich geſegnet und geküßt, legte ich mich in ihrem Schlafzimmer zu Bett; mit Ausnahme weniger Jahre ſchlief ich immer bei ihr.

Als ich am folgenden Morgen ſpazieren ging und Sſemeon erblickte, traten mir Thränen in die Augen.

An Stelle des eleganten braunen Fracks mit blitzenden Knöpfen hatte er einen groben Kittel an und einen Beſen in der Hand, mit welchem er den Hof fegte.

Vom Haushofmeiſter war er auf Befehl ſeiner Herrin zum Hausknecht degradirt und blieb in dieſer Stellung durch drei oder vier Jahre, bis er zufällig durch den bekannten ſtummen Andrei erſetzt wurde, der in der Erzählung „Mumu" unter dem Namen „Geraſſim" beſchrieben worden iſt.

Zu dieſer Zeit kam auch Nikolai Sſergejewitſch aus Petersburg ſeine Mutter beſuchen, doch vermuthe ich ſtark, daß ihn die Liebe zu meiner ehemaligen Gouvernante, Anna Jakowlewna Schwarz, nach Moskau zog, die noch immer bei uns lebte und nachher ſeine Frau wurde. Warwara Petrowna, der nichts entging, merkte es wohl, doch legte ſie dieſem Gefühl keine Bedeutung bei. Der Sohn durfte auch nicht daran denken, ihre Einwilligung zu dieſer Ehe zu erhalten. Im Winter 1841 verſchwand Anna Jakowlewna plötzlich aus unſerem Hauſe. Wie es geſchah, wußte Niemand, und wenn Jemand eine Ahnung davon gehabt, ſo hätte er es nicht zu ſagen gewagt. Warwara Petrowna wunderte ſich übrigens gar nicht darüber und fragte nicht einmal nach ihr; von der Zeit an aber hörte ſie auf, dem Sohne Geld zu ſeinem Unterhalt im Regiment zu ſchicken.

Nikolai Sſergejewitſch nahm ſeinen Abſchied und trat in's Miniſterium des Inneren unter Perowſki ein. Anfangs genügte ſeine Gage zum Leben, als aber ein Sohn geboren wurde und darauf noch eine Tochter und Anna Jakowlewna ernſtlich erkrankte, da reichten ſeine Mittel nicht aus; — er ſah ſich genöthigt, franzöſiſche Stunden zu geben, die ſeine Einnahme bedeutend erhöhten.

Die Mutter fuhr fort, ihm zu ſchreiben, auf ſeine beſcheidene Bitte um Hilfe aber antwortete ſie immer mit Stillſchweigen.

Wie ſie es erfahren, daß ihr Sohn ſich eine Familie gegründet, konnten wir uns lange nicht erklären, ſie war aber feſt überzeugt, daß er nicht getraut ſei, und hoffte, daß ſeine Liebe erkalten und er ſpäterhin eine anſtändige Partie machen werde. Folgendes fand ich in ihrem Album:

A mon fils Nicolas.

„Cher enfant, il court un bruit sur toi qui me cause un poignant chagrin. Vous avez pu vous laisser entraîner à un coupable penchant.

Mon enfant, ne comptez pas sur les promesses des passions; elles s'évanouissent, et avec elles les serments, qui furent fait de bonne foi. S'il en est temps encore, renoncez à une faiblesse qui ne peut que vous entraîner à votre ruine. Je ne vous reconnais pas; vous si raisonnable, vous qui connaissez si bien les devoirs de la société et du rang où vous êtes placé."

1841.

Im Jahre 1841 kehrte Iwan Sſergejewitſch aus dem Auslande zurück und kam zum Sommer nach Spaſſkoje; damals brachte er auch ſeine erſte Novelle „Paraſcha“ mit.

Beſonderen Eindruck machte dieſelbe nicht auf uns. Das kleine Buch im blauen Umſchlage trieb ſich auf einem der Tiſchchen im Cabinet ſeiner Mutter umher, und wie mir erinnerlich, wurde wenig darüber geſprochen. Das Einzige, was daraus entnommen und häufig wiederholt wurde, war die Phraſe: „In einem anſtändigen Hauſe wird kein Kwas getrunken“, auf Grund dieſer Aeußerung wurde der Kwas vom Tiſch verbannt.

Die Freude Warwara Petrowna's beim Wiederſehen mit ihrem Sohne war unbeſchreiblich. Mit ihr ſelbſt ging plötzlich eine Veränderung vor, ſie hatte weder Launen noch Zornesausbrüche. Sie, die ſonſt Niemanden fürchtete oder ſich vor irgend Jemandem einen Zwang auferlegte, wurde wie umgewandelt in ſeiner Gegenwart und gab ſich Mühe, gütig und nachſichtig zu ſein.

Die kleinen Aufmerkſamkeiten, die am meiſten von gutem Einvernehmen zeugen, waren gegenſeitig; Warwara Petrowna ſah dem Sohne Alles an den Augen ab, beſtellte ihm ſeine Lieblingsſpeiſen und verſah ihn ſtets mit Säften, beſonders Stachelbeerſaft, den er am liebſten genoß. Letztere verſchwanden übrigens erſtaunlich raſch mit meiner Hilfe und mit Hilfe der Hofjugend, die ganz dreiſt an's Fenſter ſeines Flügels trat, für ſie war der junge Herr einer der ihrigen.

Auch Iwan Sſergejewitſch überbot ſich in Zärtlichkeiten gegen die Mutter, er ſchob häufig die Jagd auf, die er leidenſchaftlich liebte, nur um der Mutter Geſellſchaft zu leiſten.

Er war noch nicht in Alles eingeweiht, was ſich zu Hauſe zutrug, die früheren Erlebniſſe hatten ſich in ſeiner Erinnerung abgeſchwächt. Die Erkaltung zwiſchen ihnen fand viel ſpäter ſtatt — ſie kam allmählich. Erkaltung konnte man es auch eigentlich nicht nennen — er hielt ſich blos fern von ihr. Ein Kampf mit ihr war ihm unmöglich, es hätte nur zu Schlimmerem geführt; ſtillſchweigend aber Alles anzuſehen, war zu viel für ſein gefühlvolles Herz.

Die Scene eines Sommerabends iſt mir beſonders in der Erinnerung geblieben. Iwan Sſergejewitſch war ſchon am frühen Morgen desſelben Tages auf die Jagd gegangen, um ſieben Uhr Abends fuhr Warwara Petrowna im feſten Wagen aus, um die Felder zu beſichtigen, es begleitete ſie nur der Schulze zu Pferde.

Um neun Uhr brach ein furchtbares Gewitter los — ein Gewitter, wie man es nur ſelten erlebt.

Ich hatte mich in die dunkelſte Ecke des Gaſtzimmers geflüchtet und weinte; im Hauſe herrſchte große Unruhe, weder die Herrin noch der junge Herr waren zu Hauſe und man wußte nicht, wo ſie ſeien.

Endlich kehrte Iwan Sſergejewitſch zurück; nachdem er ſich im Flügel umgekleidet, kam er in's Haus gelaufen, ohne eine Ahnung von der Abweſenheit der Mutter zu haben.

Als er mich in Thränen gewahrte, neckte er mich wegen meiner Furcht vor dem Gewitter. Er that es immer; um ſie mir abzugewöhnen, nahm er mich dann gewöhnlich auf den Schooß, ſetzte ſich an's Fenſter und ſuchte meine Aufmerkſamkeit auf die Schönheit der Wolken, der ganzen Natur während des Gewitters zu lenken. Dieſes Mal aber hörte ich nicht auf zu weinen, ſondern rief beſtändig nach Mama.

„Wo iſt denn Mamachen?" fragte er endlich Jemanden.

„Die gnädige Frau iſt noch nicht zurückgekehrt; ſie iſt ſpazieren gefahren; es ſind nach allen Richtungen hin Reiter ausgeſchickt," wurde ihm geantwortet.

Iwan Sſergejewitſch ſtürzte aus dem Zimmer.

Trotz Regen und Sturm, ohne etwas umzunehmen, lief er in den Stall, ergriff das erſte beſte Pferd und jagte zur Pforte hinaus; hier kam ihm aber ſchon der Schulze mit der Nachricht entgegen, daß ſich Warwara Petrowna außer Gefahr im Förſterhäuschen befinde. Nachdem ſie die Felder beſichtigt, hatte ſie Luſt bekommen, durch den Wald zu fahren, woſelbſt ſie das Gewitter ereilt hatte.

Lange, lange warteten wir; endlich vernahmen wir Rädergeraſſel. Iwan Sſergejewitſch lief hinaus, hob die Mutter aus dem Wagen und trug ſie auf ſeinen Armen in's Zimmer herein.

„Biſt Du nicht naß geworden, Mama?" fragte er beſorgt, indem er fortwährend ihre Hände küßte und ihre Kleider und Füße befühlte. „Nun, Gott ſei Dank, Gott ſei Dank," wiederholte er, daß Dir nichts zugeſtoßen iſt; ich habe mich ſo geängſtigt Deinetwegen, die Pferde hätten Reißaus nehmen können, dieſer Gedanke verließ mich nicht."

Und wieder umarmte er die Mutter und küßte ſie.

Dieſer Art waren die Beziehungen zwiſchen Mutter und Sohn, und wie traurig geſtalteten ſie ſich nachher!

Für mich perſönlich war die Ankunft Iwan Sſergejewitſch's auch von großer Bedeutung. Außer dem Glück, ihn zu ſehen, gewährte mir ſeine Anweſenheit noch andere Annehmlichkeiten.

Erſtens hörten alle meine Stunden auf; er ſagte, das Lernen ſei den Kindern ſchädlich im Sommer, und dann nahm er mich immer in Schutz, wenn ich — ob verdienter oder unverdientermaßen — Schelte bekam; wie oft vernahm ich das gutmüthige „vous gâtez la petite" aus dem Munde Warwara Petrowna's. Am ſchönſten jedoch waren die Nachmittagsſtunden, wenn Mama ausruhte.

Iwan Sſergejewitſch legte ſich dann auf's „pâté", eine Art Couchette, die wohl jetzt kaum mehr zu finden iſt; in Spaſſkoje nahm dieſer vierkantige Koloß faſt die ganze Mitte des kleinen Gaſtzimmers ein. Iwan Sſergejewitſch ſtreckte ſich der Länge nach auf demſelben aus, ſetzte mich neben ſich und wir begannen uns Märchen zu erzählen.

Uebrigens erzählte nicht er, ſondern ich, und iſt es mir bis jetzt unbegreiflich, wie ich ihm nicht überdrüſſig wurde mit der Wiederholung meines damaligen Lieblingsmärchens „Der blaue Faſan". Manchmal erzählte ich ihm auch andere,

doch hatte er wahrſcheinlich bemerkt, daß ich dieſes vorzog, und er ſtellte ſich, wie ich es mir ſpäter erklärte, als ob es auch ihm gefalle. Das Alles that er, um einem Kinde Vergnügen zu bereiten! — Doch bevor er ſich auf's „pâté“ legte, machten wir kleine Raubanfälle auf den Obſtſchrank. An das Haus ſtieß eine ſteinerne Galerie, die damals von der Feuersbrunſt verſchont geblieben war, in derſelben befand ſich die Bibliothek und links vom Eingang zu derſelben ſtand der mächtige Obſtſchrank. Die Schlüſſel des letzteren, ſowie der Bibliothek waren Michael Philippowitſch, dem alten, tauben Kammerdiener des ſeligen Vaters Iwan Sſergejewitſch's, anvertraut.

Der ſelige Vater Turgenjew hatte einen Freund und Collegen, Rodion Jegorowitſch Grünwaldt. Derſelbe blieb auch nachher ein Freund der Familie und kam oft aus Petersburg nach Spaſſkoje, um der Hetzjagd beizuwohnen, von welcher er ein großer Liebhaber war. Während eines ſeiner Beſuche ging er mit Warwara Petrowna in die Bibliothek. Michael Philippowitſch erhob ſich und ſein Geſicht erglänzte eigenthümlich, als er den General erblickte.

„Nun, Alter, lebſt Du noch? Guten Tag!“

„Guten Tag, Excellenz, ich lebe ſchon, aber ich bin taub — ich höre nichts.“

„Il est sourd depuis le 14 décembre 1825. Vous vous rappelez?*)“ miſchte ſich Warwara Petrowna ein.

„Ja, altes Haus, wir haben damals viel ausgeſtanden,“ ſchrie der General dem Alten in's Ohr.

„Ja, ja, Excellenz, wir haben tüchtig gefeuert, tüchtig gefeuert!“

Die Unterhaltung beſchränkte ſich darauf, doch war deutlich zu ſehen, daß Grünwaldt, Warwara Petrowna und der Alte ſich ſehr gut verſtanden.

Da Michael Philippowitſch ſeiner Taubheit wegen auf ſich ſelbſt angewieſen war, ſo entwöhnte er ſich nicht allein deſſen, Andere ſprechen zu hören, ſondern hörte auch ſelbſt allmählich auf zu ſprechen. Er wohnte allein, las nur religiöſe Bücher und ſchuf ſich einen Gegenſtand ſeiner Sorgen — den Obſtſchrank. Nach ſeiner Anſicht war das die Schatzkammer des herrſchaftlichen Gutes. Alles wurde pudweiſe aus Moskau verſchrieben und Michael Philippowitſch übergeben. Sein Geiz grenzte an's Fabelhafte; wenn er das Gekaufte in Empfang nahm, ſeufzte er und ſchüttelte bedenklich den Kopf.

„Und wozu hat man das Alles gebracht?“ pflegte er zu ſagen. „So viel auch gekauft wird, es wird doch aufgegeſſen.“

Jeden Morgen mußte er dem Koch das Nöthige für die Mahlzeiten ausgeben. Mit kummervoller Miene ging der Alte daran, und wenn die Schale überwog, ſo konnte er ſich nur dadurch beruhigen, daß er die überwiegenden Körnchen zurücknahm. Erſchien aber zu ſeinem Leidweſen Beſuch, dann wurde

*) Den 14. December 1825 war Rodion Jegorowitſch Grünwaldt Wachthabender im Palais, auf der Seite der Gemächer der Kaiſerin Alexándra Feodorowna.

er ſo ungeberdig, daß er uns höchlichſt ergötzte — ahnten wir doch damals noch nicht, daß es eine wirkliche Qual für ihn war.

Selbſt die Ankunft Iwan Sſergejewitſch's war kein freudiges Ereigniß für ihn.

Mit den Worten „Komm' plündern" ging Iwan Sſergejewitſch mit mir zum Obſtſchrank und machte dabei oft eine ſo wüthende Miene und ſo große Schritte, daß ich ihm, ſelbſt an der Hand, kaum folgen konnte. So traten wir vor das Antlitz des Spaſſkojer Harpagon.

„Mach' auf!" ſagte Iwan Sſergejewitſch.

Ihm, als dem künftigen Erbherrn, wurde der Schrank weit geöffnet und er durfte dort eigenmächtig herumhantiren. Der Alte machte nur eine troſtloſe Miene und ſeufzte wiederholt.

Mir machte das ungemein viel Spaß, ich zog dann Iwan Sſergejewitſch am Rock und zeigte auf den Alten. Er blickte ihn von der Seite an und begann das oberſte Fach zu leeren, ich, etwas beſcheidener, das untere.

Michael Philippowitſch ſchüttelte den Kopf und machte eine verzweiflungsvolle Geberde mit den Händen.

Ich wollte berſten vor Lachen.

Endlich hielt es der Alte nicht mehr aus, klirrte mit den Schlüſſeln und machte eine Bewegung, als wollte er den Schrank ſchließen.

„Warte, warte, Michael Philippowitſch," beruhigte ihn ſein Herr, „ich bin noch nicht fertig."

Manchmal auch ſagte uns der Alte mit flehender Stimme: „Gnädiger Herr! haben Sie Mitleid mit Mamachen! Sie werden ja Magenſchmerzen bekommen!"

Einige Tage nach ſolchen Plünderungen erſchien Michael Philippowitſch vor ſeiner Herrin.

„Nun, was haſt Du mir zu ſagen?" fragte Warwara, die ſchon im Voraus wußte, was da kommen würde.

„Es iſt nichts übrig geblieben, gnädige Frau."

„Wie denn nichts?"

„Ganz einfach, nichts, gnädige Frau, es iſt nichts übrig geblieben — ſie haben Alles aufgegeſſen."

„Nun, was iſt denn dabei," beruhigte ihn lächelnd Warwara Petrowna, „ich werde das Nöthige verſchreiben."

„Sie werden wieder Alles aufeſſen," ſagte troſtlos der Alte.

Warwara Petrowna lachte.

Als Michael Philippowitſch ſah, daß auf keine Theilnahme zu hoffen war, entfernte er ſich.

Der arme Alte ſtarb eines kläglichen Todes.

Zwei Jahre nach dem Tode Warwara Petrowna's erhängte er ſich auf dem Boden des Sſpaſſkojer Hauſes. Als ich mich bei Nikolai Sſergejewitſch über den ſchrecklichen Tod des treuen Greiſes erkundigte, antwortete er mir:

„Sie erinnern ſich doch des Geizes Michael Philippowitſch's, über den wir Alle gelacht? Es iſt anzunehmen, daß es eine Art Wahnſinn bei ihm war, denn als er nach Mamas Tode die verſchiedenen Neuerungen in Spaſſkoje einführen ſah, — et vous savez que Jean n'y va pas de main morte, quand il s'agit de dépenses, — wurde der Alte immer nachdenklicher, ſchien ſich zu grämen und ſagte fortwährend: „Die jungen Herrſchaften werden noch einmal betteln gehen!“ Er hielt es nicht aus und machte ſeinem Leben ein Ende.

Am meiſten ſchmerzten ihn die Belohnungen, die Iwan Sſergejewitſch den alten Dienern ſeiner Mutter zu Theil werden ließ. Er verſchenkte Geld, Grundſtücke, ſetzte jährliche Penſionen aus und vergaß auch Michael Philippowitſch nicht, was aber nur die Beſorgniß des Alten vermehrte.

„Unſereiner wird bald beſſer leben als die Herrſchaften,“ ſagte er dann wohl, „was werden ſie denn für ſich behalten?“

Unter die Zahl derjenigen, denen Iwan Sſergejewitſch dieſe Wohlthaten erwies, gehörte auch der leibeigene Arzt Porphiri Timofejewitſch Kartaſchew.

Als Iwan Sſergejewitſch zum erſten Mal nach Berlin reiſte, wurde er ihm als Begleiter mitgegeben. Seitdem hatte ſich ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen ihnen herausgebildet; Niemand wunderte ſich darüber, denn für uns Alle war er der Arzt und ein Freund, nur Warwara Petrowna ſah den Sclaven in ihm.

Auf alle Bitten Iwan Sſergejewitſch's, Porphiri Timofejewitſch die Freiheit zu geben, hatte die Mutter ein entſchiedenes „Nein“.

„Befreie ihn doch von dem Joch, gieb ihm das Bewußtſein, daß er Menſch und nicht Sclave iſt; ich ſchwöre Dir, daß er Dich nicht verlaſſen wird, ſo lange Du lebſt,“ ſagte er ihr oft.

Erſt nach dem Tode der Mutter fand man eine Verfügung zu Gunſten Poljakow's und Kartaſchew's.

1842—46.

Iwan Sſergejewitſch's Uebergang zur literäriſchen Laufbahn hatte durchaus nicht den Beifall Warwara Petrowna's und fanden daher häufig zwiſchen ihnen Auseinanderſetzungen darüber ſtatt. Einſt ſaßen wir alle Drei auf dem Balcon in Spaſſkoje.

Iwan Sſergejewitſch war ſehr heiter geſtimmt, erzählte der Mutter, daß Michael Philippowitſch ihn gebeten, weniger zu eſſen und begann, den „geizigen Ritter“ Puſchkin's zu citiren.

Plötzlich ſprang er von ſeinem Sitze auf und ging mit raſchen Schritten den Balcon auf und ab.

„Ja, wenn ich das Talent Puſchkin's beſäße!“ rief er ärgerlich aus. „Der verſtünde es, Michael Philippowitſch in einem Epos zu verherrlichen! Das iſt ein Talent! Was bin ich dagegen? Ich werde wohl nie in meinem Leben etwas Gutes ſchreiben! . . .“

„Und mir iſt Deine Luſt, Schriftſteller zu werden, unbegreiflich," verſetzte Warwara Petrowna verächtlich. „Iſt das eine Beſchäftigung für einen Edelmann? Du fürchteſt ſelbſt, Puſchkin nicht erreichen zu können. . . . Meiner Anſicht nach iſt ein „écrivain" ou „gratte papier" ganz dasſelbe! Dieſer, ſowie jener verſchmiert Papier für Geld. . . . Der Edelmann muß ſich im Staatsdienſt eine Carrière ſuchen, aber nicht mit Papierkleckſerei. Und wer lieſt überhaupt ruſſiſche Bücher? Es wäre vernünftiger, Du träteſt in den Dienſt und heiratheſt, da Du jetzt der Einzige biſt, der den Glanz des Turgenjew'ſchen Geſchlechts aufrecht zu erhalten vermag."

Iwan Sſergejewitſch antwortete launig auf die Aeußerungen der Mutter, als aber die Rede auf's Heirathen kam, lachte er laut auf.

„Nun, darauf warte nicht, liebe Mama — ich heirathe nicht. Eher wird Deine Spaſſkojer Kirche auf ihren beiden Kreuzen herumtanzen, als daß ich mich in's Joch der Ehe ſpanne."

Wie wurde ich ausgeſcholten dafür, daß auch ich mich des Lachens nicht enthalten konnte!

„Comment osez vous rire, quand il dit des bêtises?" ſchrie mich Warwara Petrowna an. — „Was ſprichſt Du für Dummheiten in Gegenwart des Kindes, Jean?" wandte ſie ſich an den Sohn.

„Ich begreife nur eins nicht," fuhr Iwan Sſergejewitſch fort, „warum ſprichſt Du von den Schriftſtellern mit ſolcher Verachtung, Mama? Es gab eine Zeit, wo ihr Frauen alle Puſchkin nachlieft. Und Du ſelbſt, wie haſt Du Shukowſki geliebt und verehrt!"

„Ach, das iſt etwas ganz Anderes — Shukowſki — wie hätte man den nicht ſchätzen ſollen! Du weißt doch, wie nahe er dem Hofe ſtand."

Mehr noch wird folgende Aeußerung Warwara Petrowna's Anſchauung über die ruſſiſche Literatur erklären. Sie hatte ſich endlich herabgelaſſen, „Die todten Seelen" von Gogol zu leſen. „Das iſt ſchrecklich komiſch," verſetzte ſie auf ruſſiſch, — „mais à vrai dire, je n'ai jamais rien lu de plus mauvais genre et de plus inconvenant," ſchloß ſie auf franzöſiſch.

In den Jahren 1841 bis 1846 beſuchte uns Iwan Sſergejewitſch jeden Sommer in Spaſſkoje und kam auch im Winter häufig nach Moskau; am regſten verkehrte er damals mit dem ſeligen Timofei Nikolajewitſch Granowſki, berühmten Profeſſor der Rechte und der Philoſophie.

Iwan Sſergejewitſch nahm die oberen Zimmer ein; da ich ſtets freien Zutritt zu denſelben hatte, ſo lief ich oft hinauf. Granowſki war immer ſehr freundlich gegen mich. Einſt hörte ich Beide ſich ſehr lebhaft unterhalten, als ich die Treppe emporſtieg. Iwan Sſergejewitſch ging aufgeregt im Zimmer auf und ab; ich blieb an der Thür ſtehen, doch Granowſki winkte mir und ſetzte mich auf ſeinen Schooß. Lange ſaß ich mit angehaltenem Athem da und begriff nichts. Die Worte aber, wie: „Leibeigene, Freie, Anſiedelung, Unglückliche, wann wird das ein Ende haben?" und dergleichen

Worte, die mir ſo bekannt, die ich ſo oft gehört, machten mir den Sinn des Geſprächs endlich klar. Es ſprach ſich ſo deutlich darin die Hoffnung auf eine Beſſerung der ſocialen Verhältniſſe aus, daß auch ich ganz froh wurde.

Plötzlich ſchien ſich Iwan Sſergejewitſch zu beſinnen und wandte ſich zu mir: „Du biſt eingeſchlummert? Geh' hinunter, Du verſtehſt doch nichts davon; es iſt Zeit, daß Du ſchlafen gehſt."

„Nein, ich habe wohl verſtanden," erwiderte ich gekränkt, „meine Agaſchenka wird bald frei werden, — ja?"

„Ja, einmal," verſetzte er nachdenklich und küßte mich dabei ſo, als wenn er mich für etwas loben wollte.

In einem dieſer Winter kam Liszt nach Moskau. Obgleich Warwara Petrowna ſehr ſelten ausfuhr, empfand ſie doch ein unwiderſtehliches Verlangen, den großen Künſtler zu hören und begab ſich in Begleitung Iwan Sſergejewitſch's in's Concert. Dort erwies ſich die Treppe zu hoch und der Tragſeſſel, deſſen ſie ſich in ſolchen Fällen zu bedienen pflegte, war von den Dienern vergeſſen.

Ihre Augen ſchoſſen Zornesblitze auf die nachläſſigen Diener.

„Ich werde Dich ſelbſt hinauftragen, Mama," verſetzte Iwan Sſergejewitſch, und ohne auf eine Zuſtimmung oder Erwiderung von ihrer Seite zu warten, ergriff er ſie, trug ſie wie ein Kind in ſeinen Armen die Treppe hinauf und ließ ſie erſt am Eingange des Saales nieder. Es erhob ſich ein Flüſtern des Beifalls und der Rührung unter dem Publicum; es traten Mehrere auf Warwara Petrowna zu und beglückwünſchten ſie zu einem ſo aufmerkſamen, zärtlichen Sohne.

Auch ſie ſchien zufrieden, denn den Dienern wurde kein Verweis zu Theil.

In demſelben Jahre litt Iwan Sſergejewitſch ſtark an den Augen und ließ ſich ärztlich behandeln. Die Pupillen traten oft ſo zurück, daß nur das Weiße ſichtbar ward.

Wenn er des Nachmittags ausruhte, mußte ich ihm Compreſſen auflegen, doch erzählten wir uns nicht mehr Märchen. Iwan Sſergejewitſch war traurig. Wir unterhielten uns leiſe über Agaſchenka und ihre Kinder, — wie Alle Mama fürchteten und unter ihrem Druck litten. Dabei verhehlte ich ihm auch meine kleinen Sorgen nicht. Während meiner Erzählungen ſeufzte er oft ſchwer und ſchien tief bekümmert. Damals begriff ich nicht, daß ihn ſeine Unfähigkeit, Jemandem zu helfen, auf's Tiefſte ſchmerzte; mit kindiſchem Egoismus weidete ich mich daran, daß er ſich ebenſo quälte wie ich!

Sehr originell äußerte ſich Iwan Sſergejewitſch über meine Schularbeiten.

Einſt lobte ihm Warwara Petrowna meine Kenntniſſe der franzöſiſchen Sprache.

„Ich bin feſt überzeugt davon," antwortete er, „ſie plappert reizend."

„Und ſchreibt ohne Fehler," fügte Mama hinzu.

„Nun, daran glaube ich nicht, das iſt nicht möglich — in den Participien hinkt ſie gewiß ganz beträchtlich. Uebrigens nicht Du allein, alle ruſſiſchen Frauen und jungen Mädchen laſſen ſich das zu Schulden kommen. Alles

geht gut, ſobald aber die Participien an die Reihe kommen, iſt's aus. Es ſteht gewiß irgend wo ein s zu viel oder es fehlt ein e."

Sehr ſpaßig äußerte er ſich auch über mein Clavierſpiel. Jeden Morgen mußte ich Tonleiter ſpielen.

„Ich liebe es, Deine Tonleiter anzuhören," ſagte er mir einſt. „Die erſte fließt wie ein reißender Quell auf dem glatten Boden hin, kein Stein des Anſtoßes hemmt ihn! Die zweite ſtellt ſchon eine kleine Unebenheit des Bodens dar, die dritte ſtößt bereits auf Steine, die vierte und fünfte ſtoßen auf Hügel und Fa majeur ſtellt die Klippen des Dnjepr vor!"

Ein Jahr vor dem Puſchkin'ſchen Feſt, im Jahre 1879, erinnerte ich ihn in einem Briefe an dieſes Alles und beruhigte ihn endgiltig hinſichtlich der Participien, indem ich ihn verſicherte, daß ich während meiner langjährigen Thätigkeit endlich auch dieſe „Weisheit errungen". Bei unſerem letzten Wiederſehen lachte er ſehr über dieſen Ausdruck.

Vor der Abreiſe Iwan Sſergejewitſch's in's Ausland im Jahre 1846 kam Frau Viardot nach Moskau.

Sie gab ein Concert. Warwara Petrowna war die Anhänglichkeit ihres Sohnes für die Familie Viardot bekannt und ſie mochte ſie natürlich nicht leiden, begab ſich aber in's Concert, um die Künſtlerin zu hören. Es fand am Tage ſtatt. Als ſie nach Hauſe zurückkehrte und Iwan Sſergejewitſch nicht zu Mittag erſchien, ſaß ſie die ganze Zeit in ſich gekehrt, ohne ein Wort zu ſprechen. Gegen Ende des Mittags ſchlug ſie böſe mit dem Meſſer auf den Tiſch und ſagte, als wenn ſie zu ſich ſelbſt ſpräche: „Ich muß geſtehen, ſie ſingt doch ſchön, dieſe verfluchte Zigeunerin!" —

Im Sommer 1845 reiſte Warwara Petrowna nach Petersburg, um ihren älteſten Sohn von der Heirath mit Anna Jakowlewna Schwarz abzuhalten, die ſchon längſt heimlich vollzogen war. Sie hatte erfahren, daß er Kinder habe und ſie wollte ſie ſehen. Doch ließ ſie ſie nicht zu ſich bringen, ſondern blos an ihren Fenſtern vorbeiführen.

Die Großmutter betrachtete ſie mit ihrer Lorgnette und fand, daß der älteſte Knabe mit Nikolai Sſergejewitſch viel Aehnlichkeit habe. Darauf beſchränkte ſich die Unterhaltung über die Kinder.

Einſt beſuchte ich Nikolai Sſergejewitſch, als ich ſchon verheirathet war. Als ich ihm von meiner kleinen Tochter erzählte und die Befürchtung, ſie zu verlieren, ausdrückte, erhob er ſich plötzlich und declamirte mir das bekannte Gedicht Victor Hugo's: „L'enfant" vor. Als er zur letzten Strophe gelangte:

„Seigneur, préservez moi, préservez ceux que j'aime,
Frères, parents, amis; et mes ennemis mêmes
Dans le mal triomphants,
De voir jamais, seigneur, l'été sans fleurs vermeilles,
La cage sans oiseaux, la ruche sans abeilles,
La maison sans enfants."

fing er bitterlich zu weinen, ja faſt zu ſchluchzen an.

„On dirait que c'est la malédiction de maman, qui a amené mes enfants au tombeau.“

In demſelben Augenblicke kam mir die Epiſode mit den Bildern ſeiner Kinder in's Gedächtniß und ich erzählte ſie ihm.

Als Warwara Petrowna aus Petersburg zurückkehrte, fiel es ihr ein, die Bilder der Kinder zu fordern. Sie wurden photographirt und die Portraits per Poſt nach Moskau geſandt.

Als die in Leinwand genähte kleine Kiſte Warwara Petrowna gebracht wurde, ließ ſie Poljakow rufen.

„Schneide los und öffne,“ ward ihm der Befehl; nachdem er ihn ausgeführt, ſagte ſie:

„Geh', ſchließe die Thür!“

Ich ſtand mit Agaſchenka im Nebenzimmer und hielt den Athem an. Wir ahnten, daß etwas Ungewöhnliches vor ſich gehen würde.

Nach einiger Zeit hörten wir den Fall eines Gegenſtandes auf den Boden und den Klang zerbrochenen Glaſes

Darauf erfolgte noch ein Fall, als wenn Glas zerſchlagen und mit voller Gewalt auf die Diele geworfen würde, dann wurde Alles ſtill.

Natürlich erriethen wir, daß die Bilder der Kinder zerſchlagen und vernichtet wurden.

„Agathe!“ ertönte die donnernde Stimme Warwara Petrowna's. Agathe trat ein. Die Gebieterin zeigte auf die Diele und befahl, Alles fortzuwerfen.

In demſelben Winter ſtarben alle drei Kinder.

(Schluß folgt.)

# Aus der Hauptſtadt.

Toujours perdrix! — Die Siſyphus-Arbeit des Reſidenzlers. — Die „weißen Nächte“ und die Selbſtmordmanie. — Abſchiedsgrüße junger Selbſtmörder. — Ein Doppelmord. — Ein 18jähriger Mörder. — Der Kronſtädter Bankkrach-Proceß. — Ein Buch von Mironowitſch. — Unter den Entrepreneuren. — Ein phantaſtiſches Project.

St. Petersburg, im Juli.

„Er wird doch nicht wieder“ — mit dem „Er“ meinen Sie nämlich mich, ſchöne Leſerin, die Sie am baltiſchen Strande, die „Nordiſche Rundſchau“ in der Hand, auf einem gaſtlich aus dem ſchneeweißen Sande hervorragenden Granitblocke ſitzen, dem Sonnenuntergang entgegenharrend; oder auf kühler Veranda das Auguſtheft der „Rundſchau“ dem Gatten abnehmen, der ſoeben müde aus der Stadt heimgekehrt iſt, oder aber, die Sie, in der im Schatten alter Caſtanien leiſe ſchaukelnden Hängematte ruhend, Ihre Gedanken ſelbſt Rundſchau halten laſſen in anderen Ländern und an anderen Küſten, wo Sie vielleicht den Sommer v. J. zugebracht, und dann ab und zu wieder einen Blick werfen auf das Inhaltsverzeichniß des neben Ihnen auf einem Tiſchchen aufgeſchlagen liegenden Journals — „er wird doch nicht wieder uns von den Datſchenfreuden und dem Vergnügungstreiben des Petersburger Familienvaters, des reſidenzlichen Bonvivants und Strohwittwers vorerzählen wollen; von all den „Pawlowsk“ und „Oſerki“, und „Arkadia“ und „Livadia“ und wie ſie ſonſt heißen mögen, die „Villeggiaturen“ und die „Sommervergnügungs-Etabliſſements“, die er uns ſchon zwei Jahre nach der Reihe geſchildert? Toujours perdrix! Alle Tage Rebhühner — brrr!“

Ach, liebenswürdige Leſerin, auch wenn die Temperatur eine weniger äquatoriale wäre und wir weniger elektriſche Spannung auszuhalten hätten, würde „er“ ſicher lieber Ihrem Beiſpiele folgen und im dolce far niente ſich auf der Düne von den Wellen und Wogen uralte und doch ewig neue Märchen und Wunderſagen vorplätſchern und zurauſchen laſſen, würde er dem Spiel der Schmetterlinge in den wilden Weinranken der Veranda zuſchauen, den Gedichten lauſchen, die die Blätter der mächtigen Caſtanien, Linden und Eichen einander

zuraunen und flüſtern und im Uebrigen die Correſpondenz „Aus der Hauptſtadt“ bei Seite werfen und ungeleſen laſſen . . . „Hol' ſie der . . .!“ — Pardon! Aber ich beneide Sie wirklich! Ich kann freilich mir dasſelbe Vergnügen erlauben, wie Sie, die Plauderei ungeleſen zu laſſen, aber — hier beginnt und endigt vielſagend die himmelſchreiende Ungerechtigkeit — ich muß ſie ſchreiben, damit und obſchon Sie ſie nicht leſen werden ; muß ſie ſchreiben bei einer Temperatur, die etwa nur den mittelafrikaniſchen „Pygmäen“ im „Zoologiſchen Garten“ und den Auſtralnegern in „Arkadia“ ein breites Grinſen der Behaglichkeit entlockt, und dabei nicht einmal am kühlen Meeresufer, auf ſchattiger Veranda oder unter dem lauſchigen Geäſte eines alten Baumrieſen, ſondern unter dem Fuhrwerksgeraſſel des Straßenlebens, in dumpfer Stube, jeden Augenblick eine unverſchämte Fliege abwehrend, die ſich immer wieder hohnlachend auf der Naſenſpitze niederläßt oder neugierig auf der Stirn herumtaſtet, ungewiß, ob ſich hinter ihr noch etwas birgt....

* * *

Sehr wohl begreife ich Ihr «toujours perdrix!» . . . Aber den Petersburger begreife ich nicht, der es ebenfalls ruft und doch nicht Ihr Beiſpiel befolgt, ſondern vielmehr die perdrix auch ohne Appetit immer wieder verſpeiſt, ob ſie ihm nun warm oder kalt ſervirt werden ; darüber wetternd und raiſonnirend, daß ſie ihm ſervirt werden, und ſchimpfend und ſcheltend, wenn man ſie ihm nicht in derſelben Menge und mit demſelben haut goût vorſetzt, wie Jahr für Jahr.

Und wie er oft genug die Zeit, wo die Natur ſelbſt «nuit blanche» macht, die Zeit der hellen, der „weißen“ Nächte verwünſcht, wenn ſie da iſt, ſo ſehnt er ſie herbei, ſo lange ſie noch nicht gekommen ſind und geht er mit einer Langmuth und Geduld in die Tretmühle ſeines Vergnügungstreibens, wie ſie ihm nicht oft zu Gebote ſtehen, denn er wird immer nervöſer, unſer Reſidenzler.

Auch in dieſem Jahre denn folgte er dem Beiſpiel der Natur und machte ſo einen Monat hindurch die Nacht zum Tage.

Wann übrigens thut er das nicht ?

Die „Polizeiſtunde“ ſchlägt für den Reſidenzler eigentlich immer nur erſt dann, wenn der Boden ſeines Geldbeutels in impertinenter Weiſe ſichtbar wird und ſein Portefeuille in beängſtigender Art die Erfolge einer Entfettungscur illuſtrirt. Mancher weiß ſich aber gar noch darüber hinwegzuſetzen und ſolchen Quaſi-Glücklichen ſchlägt eben gar keine Stunde, außer der — letzten.

Doch iſt immerhin die Zahl der Quaſi-Unglücklichen und der wirklich Elenden eine weit größere.

Allemal muß gerade in der Zeit der hellen Nächte dem aufmerkſamen Leſer der Tagesblätter die erſchreckliche Menge von Selbſtmördern und Selbſtmord-Candidaten auffallen und wenn wir dabei auch nur die im Auge haben, von denen uns die täglichen Polizeiberichte und die Provinzialnachrichten der Reſidenzorgane erzählen — und das mögen noch immerhin die allerwenigſten ſein.

Der Social-Pſycholog und der Moral-Statiſtiker mögen dieſe ſonderbare Erſcheinung erklären — und ſie beſitzen auch in der That eine Erklärung dafür —

daß, entgegen dem natürlicheren Sachverlaufe, nicht in den Schnee- und Eismonaten die größte Anzahl von Leuten in's Elend und in den Tod geht, ſondern, wie uns darüber der Polizeibericht belehrt, gerade in der Zeit, wo die Miether von „Mutter Grün" — ſo ſollte man doch denken — weniger Ungemach und Unbill zu erdulden haben.

In London, mit ſeinen ca. 5 Millionen Einwohnern, kamen beiſpielsweiſe im J. 1880 nur 66 Selbſtmordfälle vor. Und bei uns? Es iſt kaum glaublich: im Laufe des Junimonats allein haben wir blos an officiell bekannt gewordenen Selbſtmorden und Selbſtmordverſuchen, nur für die Reſidenz, über 40 regiſtriren müſſen! . . .

Iſt's das Blühen und Gedeihen, das Jubiliren und Sichfreuen ringsum in den Tagen ohne Nächte, das die ſo ſchrecklich Endenden beſonders peſſimiſtiſch werden und, ſo zu ſagen, in ihren Groll ſich verbeißen läßt? Leiſtet der nervös machende, aufregende fortgeſetzte Kampf zwiſchen Abendroth und Frühlicht der weitgehendſten Entfaltung unſerer ominöſen „schirokaja natura" ſo großen Vorſchub, daß man ſich dann beſonders leichten Herzens entſchließt, das Leben fortzuwerfen, wie einen verbrauchten Stiefel, wie einen zerriſſenen Handſchuh, wie — ein ungeleſenes Zeitungsblatt? Oder beleuchtet das überall faſt 20 und mehr Stunden hindurch zuſtrömende Licht den eingebildeten oder aber auch nur zu echten Gram, das materielle oder moraliſche Elend, das in erſchütternder „Illuſions"-Armuth und Alles, was recht, gut, wahr, ſchön iſt, nicht kennender oder mißachtender „Pſychopathie" beſteht, wie ja die jüngſte Erfindung unſerer Freiſprechungsmanie lautet — ſo grell und ſo andauernd, daß man es ſchließlich nicht mehr aushält?

Wer vermag's zu ſagen? . . . Aber Thatſache iſt's, daß unſer die Individuen wie die Flammen die Wachskerzen aufzehrendes Reſidenzleben in dem letzten Junimonat wiederum über 40 Bewohner Petersburgs verſchiedenſter Stände Hand an ſich zu legen veranlaßt hat.

Und wie viel Jugend war wieder darunter und wie nichtig war in den allermeiſten Fällen das Motiv, das die ſelbſtmörderiſche Hand führte!

Gar trocken und dünn nehmen ſich dieſe Notizen und Zahlen in den Polizeiberichten und Mortalitätsbulletins aus und doch — welch furchtbare Sprache reden ſie!

* * *

Insbeſondere dann, wenn wir Näheres über die Gründe und Motive erfahren, was jedoch nur ſelten der Fall iſt.

Häufiger begegnen wir ſolchen Mittheilungen allenfalls in den Provinzialcorreſpondenzen, die meiſt einige Details von Intereſſe zu berichten wiſſen.

Hier mag eine ſolche kleine Blumenleſe für nur wenige Tage Platz finden.

Ein 45jähriger Wittwer, Vater von fünf Kindern, macht einem jungen Mädchen den Hof; dasſelbe zieht ihm jedoch einen anderen Bewerber vor, obſchon X., ſo wollen wir den Wittwer nennen, mit Selbſtmord droht. . . . Die Hochzeit wird gefeiert; das junge Paar zieht für die Flitterwochen in die

Sommerfrische. Eines Tages tritt X. bei der jungen Frau ein: „Also doch? Ich werde mein Wort halten!“ Sprach's und ging hinaus, kehrte aber wenige Augenblicke später wieder zurück mit den Worten: „Nun ist's geschehen!“ „Zu Hilfe!“ — ruft die geängstete Dame — „einen Doctor!“ „Der hilft nichts!“ — stammelt X. — „mein Gift wirkt schnell!“ . . . Dann stürzt er auf die Straße hinaus und bricht auf einer Bank, gegenüber dem Balcon der jungen Frau, unter schrecklichen Krämpfen todt zusammen! . . . Welch schändliche Rache! Welch erschreckliche Liebloſigkeit gegenüber den mutterlosen Waisen! . . .

Dieſer Fall trug ſich übrigens in der Reſidenz ſelbſt zu. Doch dort, irgend wo in der Provinz, ward kürzlich einer unglückſeligen Ehe durch einen Piſtolenſchuß ein Ende gemacht. Wie unglücklich dieſelbe, wie verbittert der Gatte war, das geht aus dem Zettel hervor, den er hinterließ und in dem es lautete: „Du wollteſt durchaus nicht ſparſam ſein — da haſt Du es jetzt!“ Wenige Worte nur — aber jedes deckt einen Abgrund von Haß und Bosheit! . . . Mit welcher Unverſöhnlichkeit und Bitterkeit ſchied der Beamte G. aus dem Leben, der ſich jüngſt in Kowno erſchoß! Seine letzten Gedanken gehörten ſeinem Hunde; für dieſen allein hatte er im hinterlaſſenen Zettel freundliche Worte des Abſchieds. . . . Eine bodenloſe Eitelkeit und Leichtfertigkeit tritt uns in den Abſchiedsworten des 20jährigen Frl. K. entgegen: „Ich tödte mich, weil ich ſo will. Mein Bühnenname war Lawrentjewa.“ . . . Und in Poltawa erſchoß ſich ein junger Mann, in deſſen Briefe es einfach hieß: „Meine Lebensverhältniſſe haben ſich unerquicklich geſtaltet . . . das Ding langweilt mich!“ . . . Ein Student der Medicin in Charkow ſchreibt, ehe er zum Revolver greift, die Worte nieder: „Ein Narr war ich — als Narr auch endige ich!“ . . Ein 18jähriger Kaufmannsſohn, der übrigens mit den Gerichten wiederholt in Conflict gerathen und mehrfach Gefängnißſtrafen abgebüßt hatte, hinterläßt, als er ſeinem traurigen Daſein ein Ende macht, eine kurze Notiz, in welcher er erklärt, daß er „ein ſehr talentvoller Menſch geweſen ſei, daß aber die Geſellſchaft ſeine ſchönen Talente verkannt hätte“ . . . u. ſ. w. u. ſ. w. Ich könnte dieſe Liſte mit geringer Mühe verzehnfachen: man braucht blos einen Stoß Zeitungen für eine Woche flüchtig durchzublättern; überall wird man Mittheilungen begegnen, daß Jemand und noch ein Jemand und ein Dritter und ein Vierter das „Ding“, deſſen er „überdrüſſig“ geworden, fortwarf und in 100 Fällen 90 Mal natürlich, weil — die „Geſellſchaft“ ihm allen Werth geraubt hatte!

Die „Geſellſchaft“! Wie verhält ſie ſich, die „Geſellſchaft“, gegenüber ſolchen erſchütternden Ereigniſſen und fürchterlichen Illuſtrationen zu dem gewiſſen Schuldantheil, der ſie dabei in der That trifft?

Die Geſellſchaft?

Da fällt ein Schuß, dort plätſchert es im Waſſer, da klirrt ein Löffel im Giftbecher, hier knarrt eine Dachſparre unter der am Stricke hängenden Laſt — bah! und das große Publicum — passons-là-dessus! Das kommt alle Tage vor! Ein unbekannter, unnützer Menſch auf unſerem Pflaſter weniger. Was weiter? . . .

Und die Provinz, wie geſagt, thut's der Reſidenz nach, wodurch die ganze Erſcheinung ſelbſtverſtändlich eine noch weit düſtere, traurigere wird.

* * *

Aber nicht nur eine rapide Zunahme wegwerfender Mißachtung des eigenen Lebens läßt ſich in der aufregenden Zeit der „weißen Nächte" conſtatiren, ſondern alljährlich findet im Frühſommer die eine oder andere beſonders gräßliche Mordthat ſtatt, als ob jene Wochen, von denen Doſtojewſki einmal ſagte, man „verliere in ihnen alle Illuſionen", auch dazu prädisponire, Leib und Leben auch ſeines Nächſten für ein „Nichts" zu halten. . . .

Und eine ſolche grauenvolle That hatten wir auch in dem diesjährigen erſten Sommermonat zu verzeichnen.

Es war am 18. Juni früh Morgens, als man im Walde bei der Station Ligowo, an der Baltiſchen Bahn, etwa 200 Faden vom Bahndamm entfernt, die halbbekleidete Leiche eines jungen Menſchen, mit einem Knebel im Munde und allen Spuren der Erdroſſelung am Halſe, im Graſe ausgeſtreckt liegen fand. Bei der Ocularinſpection der Unglücksſtätte und ihrer Umgebung ſtieß man, 150 Schritte tiefer in den Wald hinein, auf einen zweiten männlichen Leichnam, der ganz nackt war und ebenfalls Spuren der Erdroſſelung aufwies. . . .

Ligowo und das dahinter liegende Dorf Tanajewo ſind belebte Villeggiaturen, und die Aufregung, die ſich der Sommerfriſchler bemächtigte, war eine gewaltige.

Die ſofort energiſch eingeleitete Unterſuchung brachte bald Licht in das Dunkel.

Die zuerſt aufgefundene Leiche wurde als die des 19jährigen Ignatji Gornoſtajew, des Adoptivſohnes eines in Kraſſnoje Sſelo lebenden Unteroffiziers, recognoscirt; der zweite Todte erwies ſich als der 18jährige Waſſili Sſokolow, Sohn eines Pſalmenſängers der Troizki-Kirche des Ismailowſchen Leibgarde-Regiments, ein angehender Student, da er wenige Wochen vorher ſein Abiturientenexamen gut beſtanden hatte.

Ignatji Gornoſtajew war am 15. Juni, um 5 Uhr Nachmittags, in den Park von Kraſſnoje Sſelo gegangen, um dort Muſik anzuhören, und dann nicht mehr wiedergekommen. Am Abend desſelben Tages war der junge Sſokolow aus Petersburg nach Ligowo gefahren, um einmal eine „weiße Nacht" im Walde zuzubringen; ein etwas ſonderbares Gelüſte, das ſich jedoch dadurch erklärt, daß Sſokolow bei ſeiner Abfahrt nicht nüchtern war.

Die beiden Opfer kannten ſich nicht, waren auch am Unglücksabend nicht zuſammen geſehen worden, lagen nicht an derſelben Stelle — kurz, Alles ſchien dafür zu ſprechen, daß man es hier mit zwei ganz verſchiedenen Mordthaten zu thun habe, und dieſe Vermuthung beſtätigte ſich gar bald, denn ſchon am 18. ward man des einen Mörders habhaft und wenige Tage darauf des zweiten. Beide zuſammen hatten beide Morde im Laufe eines Abends ausgeführt.

Der erdroſſelte Gornoſtajew war nämlich am Abend des 15. in einem

Gasthause des Krassnoje Sselo'schen Parks zusammen mit einem gewissen Iwan Ssumarokow, dem trotz seiner 18 Jahre sehr übel berüchtigten Sohne eines Bahnmeisters der Baltischen Bahn, und noch einem jungen Menschen gesehen worden. . . . Man wandte sich an den alten Ssumarokow, welcher aussagte, daß sein Sohn seit dem Abend des 15. verschwunden sei und daß dieser, wenn er den Mord ausgeführt habe, das sicher mit seinem Vetter, dem 20jährigen Weichensteller der Baltischen Bahn, Potatujew, zusammen gethan. Letzterer wurde sofort arretirt und nur wenige Tage später, wie gesagt, ward man auch des Ssumarokow habhaft und zwar in einem der residenzlichen Polizei-Arreſtlocale, wo er wegen eines inzwischen ausgeführten Paletotdiebstahls inhaftirt war.

Abgesehen von der Jugendlichkeit der beiden kaum dem Knabenalter entwachsenen Mörder, erhält ihre That auch noch durch die näheren Umstände ein durch Corruption und Verthiertheit erschütterndes Gepräge.

Diese näheren Umstände waren in Kurzem folgende:

Um 6 Uhr Nachmittags am 15 Juni traf Potatujew im Park von Krassnoje Sselo Ssumarokow und Gornostajew zechend und gesellte sich zu ihnen. Ssumarokow proponirte, nach Petersburg zu fahren, um sich dort weiter zu amüsiren. Man versorgte sich für den Fall mit Bierflaschen und benutzte den nächsten Zug nach der Stadt. Auf der Station Ligowo schlug indessen der „maître de plaisir" dieser Partie etwas Anderes vor: man solle doch lieber das Bier im Walde bei der Station austrinken und dann mit einem anderen Zuge weiter fahren. . . . Gesagt, gethan. . . . Die Drei steigen aus, entkorken bereits auf dem Bahndamm die Flaschen, trinken sie aus und machen sich dann in den Wald auf. . . . Hier stellt Ssumarokow dem Gornostajew plötzlich ein Bein, wirft ihn zu Boden, schlingt ihm einen Hosenriemen um den Hals und schnürt ihm die Kehle zu. . . . „Was sperrst Du das Maul auf!" — schreit er den zusehenden Potatujew an — „auf der Stelle ziehst Du ihm die Kleider ab, oder es geht Dir ebenso!" Der willenlose Potatujew, der vor seinem Saufgenossen allzeit einen gewaltigen Respect hatte, folgt sofort dem Befehl, reißt dem Röchelnden die Kleider ab und dann schlagen sie, die Beute theilend, den Weg nach Alt-Tanajewo ein, und hier wird in einer berüchtigten Fuhrmannsherberge weiter getrunken. . . . Vor der Herberge singen und tanzen Bauerdirnen und -Burschen. . . . Die beiden Mörder, die inzwischen mit Schnaps die Aufregung hinuntergespült, treten auch heraus und treffen hier mit Ssokolow zusammen, der ebenfalls betrunken ist und erst mit den Bauerburschen, dann angeblich auch mit Ssumarokow Streit bekommt. . . . Er will schließlich Polizei holen und macht sich nach dem Landgensdarmen auf. . . . Doch der Weg ist ihm unbekannt und als er von den ihm folgenden Ssumarokow und Potatujew eingeholt wird, wendet er sich an sie mit der Frage, ob sie nicht wüßten, wo der Urjadnik zu finden sei. . . . „Ja wohl, mein Täubchen, komm' nur mit," antwortet Ssumarokow, und so schreiten sie weiter nun in den dunkelnden Wald hinein. . . . Hier wird's Ssokolow etwas unheimlich in der Gesellschaft und als

ihm Sſumarokow nun gar sagt: „Ich führe Dich zu einem Urjadnik, der gleich Dein Todesurtheil unterschreiben wird," da beflügelt Angst seine Füße und er läuft davon. . . . Aber im Nu hat ihn Sſumarokow bei der Gurgel gepackt, hebt ihn in die Luft und, mit Riesenkräften begabt, würgt ihn so (!) so lange, bis der Unglückliche die Besinnung verliert; dann wird er zu Boden geworfen; derselbe Riemen, der erst zur Anwendung kam, wird auch jetzt wieder gebraucht; auch Sſokolow wird ausgeplündert und die Verstimmung mag dabei recht groß gewesen sein, da man bei ihm nur 10 Kop. an Geld vorfand — bei Gornostajew waren es wenigstens 1 Rbl. 50 Kop. gewesen — doch goldene Hemdknöpfe, feinere Wäsche und bessere Kleider entschädigen sie dafür etwas. . . . Die Beute ist wieder getheilt und: „Wollen wir doch sehen, was der „Andere" macht," sagt Sſumarokow. . . . Sie suchen Gornostajew auf und entdecken bei ihm noch schwache Lebenszeichen; in Folge dessen dreht denn Sſumarokow aus einem schmutzigen Tuch, das er bei sich hat, einen Knebel zusammen und steckt denselben dem Sterbenden tief in den Schlund. . . . Das Röcheln hörte auf. . . . Dafür ertönte aber bald das Schnarchen der beiden Mörder, die sich in der Nähe ihrer verruchten That zum Schlafe niederlegen konnten und dann früh Morgens in die Stadt fuhren, um das geraubte Gut zu versilbern und zu verjubeln, bis sie, gar bald schon, der Gerechtigkeit in die Arme fielen. . . .

Und gar bald auch schon sollten sie vor Gericht stehen: am 15. Juli, gerade einen Monat nach der Mordthat, kam der Fall bereits vor die Assisen. Er war ja so einfach und klar, daß die Voruntersuchung sehr rasch erledigt werden konnte und die gerichtliche Verhandlung nur wenige Stunden beanspruchte: das Verdict lautete denn auch für Beide unbedingt „schuldig", ohne irgend welche Milderungsgründe; Sſumarokow wurde zu 20 Jahren, Potatujew zu 15 Jahren 4 Monaten Zwangsarbeit in den Bergwerken verurtheilt. . . . Dreist, frech, kaltblütig und theilnahmlos war das Gebahren des Scheusals Sſumarokow vor Gericht, indessen sein älterer Complice, mit den weichen, mädchenhaften Zügen, schüchtern und erregt war; daß er voll und ganz unter dem Einflusse des willenskräftigen, ja despotischen Sſumarokow stand, ward Allen klar und hierdurch erklärt sich auch das geringere Strafmaß, das ihm zudictirt wurde. . . .

* * *

Das war der Proceß, der neben der zweitmaligen Verhandlung des Kronstädter Bankprocesses in den letzten Maitagen, der mit der Freisprechung sämmtlicher Angeklagten endigte — so unsere Gerichtschronik nicht blos um ein weiteres eigenartiges Verdict, sondern auch um ein neues Justizgeheimniß bereichernd, denn gleich den Geschworenen können ja auch wir hier jetzt nur sprechen: „Ja, hier hat's einen Krach gegeben, einen Krach in Folge von Mißbräuchen, Leichtfertigkeit, Nachlässigkeit u. s. w., aber wer die Schuldigen sind, das wissen wir nicht!" — und neben dem sensationellen Buch „Wer hat Sarah Becker ermordet?", in dem der des Mordes verdächtig gewesene Obristlieutenant a. D.

Mironowitſch einen äußerſt ſcharfſinnig aufgebauten Indicien- und moraliſchen Beweis gegen die inzwiſchen aus Petersburg verwieſene „Pſychopathin“ Sſemenow durchführt, — das Doppeldrama von Ligowo alſo war auf dieſem Gebiete ſenſationeller Criminaljuſtiz das Einzige, was dem Reſidenzler zwiſchen den Jodlern der vielbewunderten Schweſtern Martens im „Renaiſſance-Garten“ und den vielverherrlichten Pas und Pointes der prima ballerina assoluta Antoinette dell' Era in „Arkadia“, zwiſchen den Feerien dort und im „Zoologiſchen“, und in „Kin Gruft“ und im Kreſtowſki-Garten u. ſ. w. geboten wurde.

Und das Publicum nahm das Eine wie das Andere hin und ſprach zu dem Einen wie zu dem Anderen: „passons-là-dessus“, gebt mir was Neues her, auf daß ich mich amüſire!

Und die Entrepreneure folgen dem Ruf und engagiren Hinz und Kunz, berühmte Balleteuſen und famoſe Sängerinnen, wilde Buſchmänner und mittelafrikaniſche „Pygmäen“, armloſe Wunderſchützen und weibliche Mißgeburten, gelehrte Elephanten und dreſſirte Seehunde, Schlangenbändigerinnen und Pferde, die auf dem Seile tanzen, und ſie inſceniren Ballete und Operetten und Feerien und Pantomimen, um ſich einander gegenſeitig das liebe Publicum abzujagen, und — und ich ſehe, daß ich jetzt doch wirklich bei den „Entrepreneuren“ und den „Sommerlocalen“ angelangt bin. . . .

* * *

Ja — und ich bleibe noch einen Augenblick bei den Entrepreneuren ſtehen und will Ihnen insbeſondere von einem ganz neuen, „noch nie dageweſenen“ erzählen.

Er hat viel Senſation gemacht, wiewohl ihm annoch nur erſt ca. 400 Wunderſüchtige und Wanderluſtige zugelaufen ſind. Das iſt ſehr wenig im Vergleich z. B. zu den Schaaren, die ſich in „Oſerki“ einfanden, als dort die umjubelte Eliſabeth Gorew, zum erſten Mal nach ihrer ausländiſchen Tournée, in der Aureole des Berliner Senſationserfolges auf heimiſchem Boden wieder als Maria Stuart auftrat, und zu den Maſſen eines auf 10—11,000 Beſucher ſich belaufenden Publicums, das ſich zum Benefiz des Herrn Roſt im „Zoologiſchen Garten“ einfand, um der Première der neuen Feerie „In Amerika“, mit der Ballerina Jozo als ſtrahlendem Mittelpunkt, beizuwohnen. Und doch iſt's verhältnißmäßig ſehr viel — denn die Aufforderung dieſes Entrepreneurs lautet nicht nach einem gemalten Park von Fatheringhay und nicht nach einem Amerika aus Leinwand und Brettern, wohin von der Schloßbrücke aus die Dampferüberfahrt nur zwei Kopeken koſtet, ſondern nach einem der Forſchung erſt jüngſt erſchloſſenen Küſtenſtrich in Polyneſien.

Herr Miklucho-Maclay, der „berühmte“ äquatoriale Touriſt, der ſeit 15 Jahren reiſende und forſchende, es vielleicht ernſt meinende, aber noch immer nicht ſo recht ernſt zu nehmende, weil vom Unglück verfolgte, ſich lächerlich zu machen, und recht phantaſtiſch ſich anlaſſende „Ex-König der Papuas“, vulgo

Boltucha-Boltai (etwa Schwätzer von Schwatzheim), wie ihn der spöttische Petersburger Straßenwitz getauft — er ist dieser Entrepreneur, der hier einen Aufruf erlassen hat behufs Gründung einer russischen Colonie in Maclay-Land.

Aber was er uns in Aussicht stellt, das nimmt sich denn doch gewaltig anders aus, als das Programm unserer einheimischen Entrepreneure.

Wohl verspricht er uns dreimal im Jahre frischen Reis, Kaffee, Sago, Bananen und andere „Südfrüchte", aber die finden wir in den Restaurants unserer Entrepreneure alle Abende, wenn auch bisweilen in einem Zustande fragwürdiger Frische, und andererseits finden wir dort alle möglichen Weinsorten und Schnaps in Hülle und Fülle, während der kühne Polynesienforscher bezweifelt, ob auf der Insel, die er zu seinen Colonisationszwecken ausgesucht hat, der Weinstock fortkommen wird, und zudem verbietet er jeglichen Import und Consum von Alkohol, welch letzterer Umstand einen gehörigen Procentsatz jener ca. 400 wohl doch lieber bei der heimischen Flasche verbleiben lassen dürfte; Platz kann er seinen Gästen allerdings mehr gewähren, als neulich Frau Linski-Nemetti in „Djerki", und erst recht, als Herr Rost in seinem „Zoologischen Garten"; aber er empfiehlt, die Plätze, das Land so auszusuchen, daß man nicht allzu sehr Raubzügen der Indigenen ausgesetzt sei, und daher womöglich auf einer ganz unbebauten Insel zwischen zwei feindlichen Stämmen sich niederzulassen; und eine solche Lage mag immerhin noch beträchtlich unangenehmer sein, als wenn man in „Kin Gruft" zwischen einen Operettophilen und einen Balletomanen, oder in „Arkadia" zwischen einen Zucchisten und einen dell' Eraiten zu sitzen kommt; an Stelle der Schnadahüpfl' der Schwestern Martens soll man in Polynesien wilde Kriegslieder der Papuas hören, die sich weit weniger liebenswürdig ausnehmen dürften, als die Pygmäen im „Zoologischen Garten", die, ehe sie hier eintrafen, ganz grundlos als halbe Affen verschrien wurden; die geschmeidigen, graziösen Bursche mit ihrem verschmitzten Lachen und ihren lebensvollen Bewegungen verdienen diese Bezeichnung weit weniger als mancher Europäer, wobei wir gar nicht so weit zu suchen brauchen; in der That erzählte denn auch Herr Miklucho-Maclay seinen Auswanderungslustigen, daß, obschon seine Indigenen „gutmüthige und gastfreundliche" Leute seien, sie doch von Zeit zu Zeit einen saftigen Menschenbraten nicht verschmähen, was Einem den Gedanken nahelegt, daß ihre „Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft" ganz derselben Art sein mag, wie wir, die wir mehr von „Europens übertünchter Höflichkeit" kennen, sie der Stopfgans und dem Mastschwein entgegenbringen. In Einem kommt übrigens dieser Colonisations-Entrepreneur unseren Amüsements-Entrepreneuren gleich: auch er sorgt nicht für die „Rückfahrt-Gelegenheit" seiner Gäste; sind sie einmal da, so mögen sie sehen, wie sie wieder heimwärts kommen, falls es ihnen „wider Erwarten" inmitten der Fetisch-Anbeter nicht gefallen sollte.

Die Projecte Miklucho-Maclay's haben hier sehr viel von sich reden gemacht und manche Zeitung stimmte sofort einen Jubelhymnus an auf russische Unternehmungslust und Reisefreudigkeit. Allen voran hat das jedoch der bis-

weilen in Phantaſtereien ſich gefallende Exprofeſſor und liberaliſirende Publiciſt Modeſtow gethan, der den „angenehmen Neuigkeiten“ in den „Nowoſti“ — die überhaupt für den „berühmten Forſcher“ durch Feuer und Waſſer gehen, während z. B. die „Now. Wr.“, ihrerſeits es wohl auch etwas zu weit treibend, Miklucho-Maclay einfach zu einem Blaqueur ſtempelt, der auf fremde Koſten in fernen Welttheilen ein pſeudo-wiſſenſchaftlichen Zwecken geltendes Bummlerleben führe — gleich ein umfangreiches Feuilleton widmete. „Dieſe Idee“ — ſchrieb er u. A. — „ſei eine äußerſt anmuthende: ſie ſei einfach und gleichzeitig grandios und ſie enthalte Vieles, was zum Denken anrege und die Phantaſie hinreiße.“

Und letzteres beweiſt der Herr Profeſſor denn auch gründlich, der Molière und Bacon und Plato und Fourier und Shakeſpeare und Descartes und, was weiß ich, wen ſonſt noch Alles citirt und die Leute, die auf den Appell des polyneſiſchen Coloniſators antworteten, verherrlicht und apotheoſirt — obgleich er ſie gar nicht kennt. Denn das ſagt er ſelbſt; er ſchreibt nämlich: „Ich habe nicht die geringſte Vorſtellung davon, was für Leute Herrn Maclay gegenüber ſich bereit erklärt haben, ihm in unbekannte Länder, unter dem Aequator, auf der ſüdlichen Halbkugel zu folgen.“ Aber — aber da „meiſt ſolche Perſonen auswandern, die in ökonomiſcher, ſittlicher, religiöſer oder in irgend einer anderen Beziehung ſich für bedrückt halten“, ſo, nun, ſo gelten Herrn Modeſtow die Miklucho-Maklayiten offenbar für „Märtyrer“ und ſind ihm als ſolche ſympathiſch. Und nicht blos für „Märtyrer“, ſondern auch für Propheten alter Lehren und Ideale in der neuen Welt hält er ſie: „Wenn ſie es verſtehen, können die Emigranten auf der ſüdlichen Halbkugel die ideale Republik Plato's in's Leben treten laſſen, oder in Fourier'ſchen Phalanſterien ein rauhes, asketiſches Daſein führen“ und „nur begeiſtert und getragen von dem geiſtigen und ſittlichen Erbe ihres alten Vaterlandes und die geiſtige und ethiſche Phyſiognomie desſelben in meinetwegen geläuterter Form ſich erhaltend, auf der neuen Erde ſich ein ihren Lebensbedürfniſſen und ihrem Wohlergehen entſprechendes neues Vaterland gründen.“ . . .

Und dieſe „Neuland“-Theorien werden in allem Ernſt vorgebracht! Wenn das ſo fortgeht, werden ſich vielleicht noch mehr soit disant-„Märtyrer“, in Wahrheit aber wohl nur aus dem einen oder anderen nur allzu triftigen Grunde Europamüde oder einfach jugendlich Leichtfertige finden, die den lockenden Rufen folgen und dort „unter dem Aequator, auf der ſüdlichen Halbkugel“ eine Republik von „geläuterten Märtyrern“ nach altklaſſiſcher Form und doch mit Herrn Miklucho-Maclay als hochmodernem Chef der Executive und Herrn Modeſtow als nicht minder zeitgemäßem Kammerpräſidenten an der Spitze zu gründen. . . .

* * *

Ja — es ließe ſich über das Project und ſeinen Entrepreneur noch gar Vieles ſagen, aber für heute dürfte es zu ſpät ſein und ich ſchließe — was gilt's, liebenswürdige Leſerin, die Sie noch immer in den Sonnenuntergang hineinträumen, nach wie vor auf ſchattiger Veranda Sieſta halten oder aber in der Hängematte inzwiſchen ſanft eingeſchlummert ſind, vielleicht nur, damit Sie einmal nicht Recht behalten ſollen? — ich ſchließe nun doch, ohne Ihnen etwas von unſeren Sommerfreuden und unſerem Sommertreiben erzählt zu haben.

J. Norden.

# Vom Büchertiſch.

**Olga Nikolajewna's Tagebuch.** Erlebniſſe einer Dame der hohen ruſſiſchen Ariſtokratie. Von Fürſt W. Meſchtſcherſki. Deutſche Ausgabe von F. Leoni. Berlin, Verlag von A. Deubner. 1886.

Wenn man dieſes Buch mit dem Maßſtabe der üblichen Romankritik beurtheilen wollte, ſo würde man dem Autor Unrecht thun. Es iſt ebenſo wenig ein Roman, wie das vor einigen Monaten in dieſen Heften beſprochene Charakterbild aus der ruſſiſchen Geſellſchaft „Einer von unſeren Bismarcks", zu dem es in gewiſſem Sinn ein Pendant bildet. Fand dort der Typus eines Mannes, deſſen beſchränkte Selbſtüberhebung das Beſtreben, eine politiſche Rolle zu ſpielen, zwar anfangs fördert, ſchließlich aber durchkreuzt, ſeine ſarkaſtiſche Schilderung, ſo wird uns hier in einer Reihe von Tagebuch-Aufzeichnungen eine Dame vor Augen geführt, deren ganzes Streben dahin geht, es zu Einfluß und Anſehen zu bringen, die aber doch trotz aller Lockerheit ihrer ſittlichen Grundanſchauung und trotz ihrer kalten und berechnenden Natur ein gewiſſes Reſiduum ihrer weiblichen Würde bewahrt und ihre Erfolge mehr ihrem Verſtande als ihren äußeren Vorzügen verdanken will. Die thatkräftige Activität in dem Charakter des ruſſiſchen Weibes tritt hier zu der Paſſivität, die in dem Charakter der ſlaviſchen Männerwelt leicht eine ſo große Rolle ſpielt, in ſcharfen Gegenſatz. Olga Nikolajewna iſt aus der Provinz nach St. Petersburg gekommen, um eine paſſende Partie zu finden. Die Winterſaiſon iſt zu Ende und was den meiſten ihrer Freundinnen nicht gelungen iſt, hat ſie erreicht: ſie iſt glücklich Braut. Das heißt „glücklich" nur in ſo fern, als ſie am Ziel angelangt iſt, das ihr Calcül ihr vorgeſteckt, nicht aber ihr Herz. Noch ehe es zur Hochzeit kommt, erwachen vielmehr wiederholt Zweifel in ihr, ob ſie nicht beſſer thäte, ihren Bräutigam doch noch laufen zu laſſen und einen alten Fürſten zu capern, einen Vorgeſetzten ihres Verlobten, auf deſſen galantes Herz ſie ſchon bei der Gratulationsviſite augenſcheinlich Eindruck gemacht. Sie läßt dieſen Plan indeß bald wieder fallen und heirathet ihren Alexei, um als junge Frau erſt recht ſich eine Stellung erobern zu können, wie ſie ihr bei ihren geiſtigen und körperlichen Vorzügen gebührt. Das gelingt ihr auch in vollſtem Maße. Ein Kreis

von maßgebenden Personen, darunter namentlich auch der einflußreiche Minister Fürst Otschakow, legt ihr seine Galanterien zu Füßen und im Umgang mit bedeutenden und geistvollen Personen wächst sie immer mehr in ihre Stellung hinein, bis sie schließlich nicht nur die Vicepräsidentin einer Wohlthätigkeitsgesellschaft wird, die sie mit hohen und höchsten Personen in directe Berührung bringen soll und auch bringt, sondern auch in einem jour fixe bei sich zu Hause allwöchentlich den Mittelpunkt einer auserlesenen Gesellschaft bildet. In dieser gesicherten Position findet sie sogar den Muth, mit dem allmächtigen Fürsten Otschakow zu brechen, als seine Courmacherei einen gar zu unverblümten Charakter anzunehmen droht. — Das ist in Kürze der Inhalt des Buches. Was ihm besonderes Interesse verleiht, ist aber der Hintergrund, von dem sich die Einzelerlebnisse der Heldin abheben. Denselben bildet das Werk der Bauernemancipation in Rußland, mit dessen Vollendung das Tagebuch am 19. Februar 1861 schließt. Dadurch ist dem Verfasser Gelegenheit geboten, eine Reihe der maßgebendsten Staatsmänner und sonstigen Hauptacteure bei diesem Werk in seiner Erzählung handelnd und redend auftreten zu lassen, wobei Fürst Meschtscherski bei seiner klassischen Offenheit und Ungenirtheit es kaum für nöthig hält, auch nur ihre Namen in etwas undurchsichtigerer Weise zu cachiren. Mit Leichtigkeit erkennt man Personen, wie den Fürsten Gortschakow, den Grafen Walujew, Jurij Ssamarin u. a. m., deren Charakteristik zum Theil an frappirender Unverblümtheit nichts zu wünschen übrig läßt und jedenfalls manche recht interessante Züge für ihre Beurtheilung enthält. Auch in diesem Buche zeigt sich der fürstliche Autor desselben eben als derselbe geistvolle Sonderling, als den man ihn in Rußland schon seit Langem zu nehmen gewohnt ist. Das „Tagebuch Olga Nikolajewna's" liest sich wie ein anregendes und unterhaltendes Feuilleton, das nicht ohne manche boshafte Pointen ist, aber einen bleibenden Werth nur in so weit beansprucht, als manche Abschnitte auf gewisse Personen und Zustände aus einer der wichtigsten Perioden in der inneren Entwickelung Rußlands ein immerhin nicht uninteressantes Licht werfen. C. M.

**Die Langsteiner.** Süddeutscher Roman in 2 Bänden von K. von Perfall. Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf. 1886.

—z. Wie in den früheren Romanen des sich zu immer allgemeinerer Anerkennung emporarbeitenden Autors, behandelt derselbe auch hier keine durch Ungewöhnlichkeit und Spitzfindigkeit besonders interessirenden Probleme aus dem weiten Gebiete socialer Conflicte, wie sie z. B. Heyse mit Vorliebe zum Gegenstande seiner Novellen wählt. Vielmehr sind es im Ganzen einfache und alltägliche Vorkommnisse, die den Stoff der vorliegenden Erzählung bilden. Dabei versteht es der Verfasser aber, das geringe Interesse, welches die schlichte Fabel der Geschichte bietet, durch das warme Interesse, welches er für die Hauptpersonen zu erwecken weiß, zu beleben und durch die Anschaulichkeit, mit welcher er namentlich das

Leben und Treiben der Kleinſtädter von Langſtein nicht ohne humoriſtiſche Beimiſchung ſchildert, ſowie durch die Tiefe pſychologiſcher Detailmalerei in der Charakterentwickelung der Helden zu feſſeln. Die Sprache iſt ſchlicht und einfach, wie der Stoff, entbehrt jedoch nicht eines gewiſſen Reizes prägnanter Ausdrucksweiſe, die auf pathetiſchen Schwung verzichtet, aber ſtets das treffende Wort und mehrfach originelle Wendungen für den paſſenden Gedanken in Bereitſchaft hält. Neben einer Eheſtandstragödie, die indeß ſchließlich doch noch zu einem verſöhnlichen Ausgange führt, bietet die Geſchichte der Errichtung und des allendlichen Zuſammenſturzes einer Schwindelbank à la Adele Spitzeder in dem kleinen Landſtädtchen den Hauptgegenſtand der Erzählung, die weniger die Erfindungs-, als die Schilderungsgabe des Verfaſſers in ein recht günſtiges Licht ſtellt und ihm zu den alten manchen neuen Freund erwerben dürfte.

**Aus der Berliner Geſellſchaft.** Zweite Auflage. Verlag von Walther und Apolant. 1886.

—r. Bei dem hervorragenden Intereſſe, welches die Memoiren-Literatur der letzten Jahre, namentlich ſo weit ſie ſich auf die hohen und höchſten Kreiſe der Hauptſtädte aller wichtigeren Länder bezieht, im Publicum zu finden gewohnt iſt, dürfen auch dieſe Aufzeichnungen auf lebhafte Theilnahme rechnen. In einer Reihe von Skizzen werden uns die maßgebenden Perſönlichkeiten am Berliner Hofe in ihren weſentlichen Zügen vorgeführt, und wenn auch Manches in dem Buche auf bereits früher gedrucktes und ſelbſt in den Tagesblättern ſchon mehrfach beſprochenes hiſtoriſches Material zurückgreift, ſo liefert die neue Zuſammenſtellung doch manchen leſens- und beachtenswerthen Beitrag zur richtigen Beurtheilung der intimeren Verhältniſſe am Berliner Hofe, ohne deren Kenntniß ſich die geheimen Fäden, aus denen ſich meiſt das Gewebe der Politik dem ferner ſtehenden Auge kaum wahrnehmbar zuſammenſetzt, nicht wohl verfolgen laſſen.

**Briefe von J. S. Turgenjew.** Erſte Sammlung 1840—1883. Deutſch von Dr. Heinrich Ruhe. Leipzig, 1886. F. W. v. Biedermann. 8°. 500 S.

Neuerdings iſt eine vortreffliche kleine Schrift von Berthold Thorſch (Leipzig, Verlag von Franz Duncker, 1886): „Iwan Turgenjew. Charakterbild eines modernen Dichters“, erſchienen, welche an der Hand der Werke des großen ruſſiſchen Realiſten ein überaus packendes Bild ſeines Genius und ſeiner Perſönlichkeit entwirft. Das Bild iſt aber trotz der hervorragenden Intuitionskraft, die uns bei Thorſch entgegentritt, kein erſchöpfendes. Er conſtruirt ſeinen Turgenjew aus einem Material, das doch nur die eine Seite der Perſönlichkeit zeigt; das reiche biographiſche Material, welches in den hinterlaſſenen Briefen des Dichters liegt, war ihm noch nicht zugänglich.

Heute liegt die Correſpondenz Turgenjew's in einer erſten Sammlung von Briefen vor, welche die Jahre 1840—1883 umfaßt und wenn ſie auch lange nicht erſchöpfend iſt, doch Licht nach Richtungen hin verbreitet, welche bisher wie durch einen Schleier verdeckt waren.

Bekanntlich hat Turgenjew in keinem ſeiner Werke ſich ſelbſt gezeichnet. Immer iſt er, an dem gleichſam aus der Ferne Dinge und Verhältniſſe vorüberziehen, der Beobachter, der nur hin und wieder durch ein wie zufällig hingeworfenes Urtheil, durch eine Frage oder einen Ausruf ſeine perſönliche Stellung errathen läßt. Auch in den auf ſeine Mittheilungen zurückgehenden biographiſchen Skizzen hält eine gewiſſe Scheu ihn von jeder Zeichnung ſeines inneren Menſchen zurück. Bei der ihm eigenen keuſchen Zurückhaltung ſind daher die raſch hingeworfenen, einen durchaus ſubjectiven Charakter tragenden Briefe an ſeine Freunde und Bekannte von ganz beſonderem Intereſſe.

Wer aber erwartet, in dieſen Briefen eingehende Betrachtungen des Dichters über ſein Ich zu finden, wird ſich enttäuſcht fühlen. Er hat nicht das Bedürfniß, ſich ſelbſt zu analyſiren, und nur beiläufig und halb widerwillig ſind ihm dazwiſchen Aeußerungen entſchlüpft, die in Etwas wenigſtens den Schleier von ſeiner Pſyche lüften.

Es lohnt, die wenigen Aeußerungen zuſammenzuſtellen, welche dieſen Charakter tragen.

Das erſte Urtheil Turgenjew's über ſich ſelbſt finden wir in einem Briefe, den er von Paris aus am 30. October 1856 an ſeinen Freund Druſhinin richtet: „Das Streben nach Unparteilichkeit und abſoluter Wahrheit," ſagt er, „iſt eine der wenigen guten Eigenſchaften, für welche ich der Natur, die ſie mir verlieh, herzlich dankbar bin." — 1858 ſpricht er in einem Briefe an Kolbaſſin von ſeiner „abſcheulichen Faulheit, Hypochondrie und zugleich Zerſtreutheit".

Die nächſte Aeußerung Turgenjew's über ſich ſelbſt läßt ſich — und das iſt charakteriſtiſch — erſt 17 Jahre ſpäter in ſeinen Briefen nachweiſen. Im Februar 1875 hatte Frau M. A. Miljutin ihm geſchrieben, daß ihrem Sohn bei der Prüfung folgendes Aufſatzthema gegeben wurde: „Die Weltanſchauung Turgenjew's nach ſeinen Werken", und hatte ihn zum Scherz gefragt, ob er nicht ſelbſt etwas darüber ſagen wolle? Turgenjew antwortet:

„Meine perſönliche Weltanſchauung ſoll ich Ihnen mittheilen . . . und noch dazu in gedrängter Kürze, in einem Briefe!?!

Eine ſolche Frage einfach abzulehnen oder humoriſtiſch aufzufaſſen, wäre leicht und ſogar natürlich. . . . Nicht minder natürlich und aufrichtig wäre es, zu erklären: das weiß Gott! ich kenne ja mein eigenes Geſicht nicht. Da ich aber Ihren Sohn nicht betrüben möchte, obwohl ich, offen geſtanden, nicht umhin kann, meine Verwunderung darüber auszuſprechen, daß man den Zöglingen der unteren Lehranſtalten ſolch ſonderbare Aufgaben vorlegt, ſo will ich hier kurz bemerken, daß ich hauptſächlich Realiſt bin und mich am meiſten für die lebendige Wahrheit der menſchlichen Phyſiognomie intereſſire. Allem Uebernatürlichen ſtehe ich

gleichgiltig gegenüber; ich glaube an kein Abſolutes und an keine Syſteme, liebe die Freiheit über Alles und bin, ſo weit ich urtheilen darf, der Poeſie zugänglich. Alles Menſchliche iſt mir theuer, der Slavophilismus iſt mir fremd, ſowie auch jede Orthodoxie. Es ſcheint mir, ich habe genug geſagt, und im Weſentlichen iſt dies Alles nichts als Worte. Mehr kann ich Ihnen von mir nicht ſagen."

Das iſt aber auch Alles. Es widerſtrebt ihm, über ſich ſelbſt zu reden und auch ſonſt iſt in den Briefen an ſeine Freunde viel mehr von deren Angelegenheiten als von ſeinen eigenen die Rede.

Ueber ſeinen politiſchen Standpunkt iſt Turgenjew faſt ebenſo zurückhaltend. Wir erfahren wohl, was er nicht mag; ſein eigenes politiſches Ideal — wenn er eins gehabt hat — lernen wir nicht kennen. Die Liebe zur Freiheit und bei allem Skepticismus der Glaube an die Zukunft ſeines Volkes, das ſind die einzig greifbaren poſitiven Elemente ſeines politiſchen Programmes; die Negation aber kommt hauptſächlich in ſeiner Stellung zum Slavophilenthum zur Geltung. „Der Slavophilismus iſt mir fremd," ſagt er in dem oben wiedergegebenen Briefe. Dieſer Grundton kehrt immer wieder. „Der Autorität von Strachow," ſchreibt er zu Anfang des Jahres 1868, „glaube ich nicht, und zwar nicht deshalb, weil er auf mich ſchimpft, ſondern deshalb, weil er ein Slavophile iſt und dieſe Herren ſind vielleicht in der Politik Adler, aber in der Aeſthetik ſind ſie Dummköpfe erſten Ranges." Seinem Freunde Polonſki, der 1870 in Anlaß des ſlaviſchen Feſtes ein Gedicht geſchrieben hatte, gratulirt er dazu: „obwohl ich perſönlich unſer ganzes gekünſteltes Slavophilenthum nicht liebe".

In einem Briefe an J. J. Maſſlow vom 17. November 1874 ſagt er: „Den Aufſatz von Akſſakow über Th. J. Tjuttſchew habe ich geleſen; er iſt hübſch, beſonders der erſte Theil. Mit ſeinen Anſchauungen über die Rettung Europas, welche quasi von der Einführung unſeres orthodoxen Glaubens abhängt, kann ich mich nicht befreunden, finde dieſelben ſogar etwas ſonderbar. Uebrigens, was paſſirt nicht Alles!"

Namentlich erbitterte ihn die praktiſche Politik der Slavophilen, die er in für ihn abſchreckender Weiſe durch Tſchernajew vertreten ſah. In einem Briefe an Polonſki vom 6. December 1876, den wir als eine Art politiſchen Glaubensbekenntniſſes voll herſetzen, ſpricht er ſich ſo hart wie irgend denkbar über ihn aus.

„Lieber Jakow Petrowitſch," ſchreibt er, „ich erhielt Deinen Brief vom 30. November und konnte nicht unterlaſſen, auszurufen: „Wiederum Tſchernajew!" Ich werde mich dieſes Mal auf drei Punkte beſchränken, welche ich kurz darzulegen bemüht ſein werde.

1) Bei uns in Rußland zeigen ſich wieder einmal die Symptome aller unſerer „Krankheiten": Faulheit, Schlaffheit, Bedeutungsloſigkeit und Langeweile. Verſuchen wir, uns mit einem Schlage auszucuriren! Und dieſes wunderliche Mittel beſteht bald in irgend einem Menſchen, bald in der Naturwiſſenſchaft, bald im Kriege, und klaps! ſind wir wieder ganz geſund! Da haben wir uns jetzt an den Krieg feſtgeklammert. Dies Alles iſt ein Zeichen von ſchwacher

geiſtiger Entwickelung, geradeaus geſagt, ein Mangel an Bildung. Man ſagt übrigens, dieſes ginge vorüber, und wir wandeln wie früher auf den alten Bahnen.

2) Wäre Tſchernajew, wenn auch ein talentloſer, ſo doch einfacher ruſſiſcher General, ungefähr wie N—w, ſchliefe er auf der bloßen Erde und äße nur trockenes Brod, hätte er hierdurch irgend welche Sympathie ſich erworben: ſo kennſt Du doch das Sprichwort: „Auch die Frau des Cäſar darf nicht im Verdachte ſtehen“. . . und dieſer — verzeihe — dieſer Tſchernajew kam nach Wien mit einem Gefolge von 26 Offizieren, mit einem Privatſecretär und mit einem Leibwächter — es iſt das keine Erfindung, ich ſelbſt habe alle ihre Namen in einer Wiener Zeitung geleſen — ſtieg in dem erſten Hotel ab und fuhr officiell in's Theater, in die kaiſerliche Loge! Dieſer überall ſchmachvoll geſchlagene General empfängt Correſpondenten und ertheilt Audienzen. . . . Und das ſoll ein ruſſiſcher Held ſein? Pfui, pfui! . . .

3) Du glaubſt, ich müſſe im Vergleich mit dem Chriſtenthum den muhamedaniſchen Glauben für irgend eine niedere Art Religion, für etwas Geringeres halten, und ich thäte es auch. Da biſt Du aber vollſtändig im Irrthum. Denn nach meiner Anſicht ſind das nur zwei Arten einer und der nämlichen Formation, und wenn wir die Bulgaren befreien, ſo dürfen wir uns nicht von dem Gedanken leiten laſſen, daß dieſe Chriſten und daß die Türken Muhamedaner ſind, ſondern wir müſſen nur das im Auge behalten, daß die Bulgaren von den Türken geplündert und hingeſchlachtet worden. . . .

Und Dir, Freund Jakow Petrowitſch, gebe ich den Rath: wenn Du die Sterne betrachteſt, ſo vergiß nicht, daß Du nicht von oben Befreiung zu erwarten haſt, ſondern daß Du Deinen Stützpunkt in Dir ſelber ſuchen mußt. Denn ſonſt könnteſt Du einen fallenden Stern, welcher nichts Anderes iſt als ein ſtinkender . . . für einen echten halten, und auch ein echter wird Dich von Deinem perſönlichen Unglück und Deinem perſönlichen Kummer nicht befreien. Am Schluſſe dieſes Jahres wird das ruſſiſche Volk am Ende vergeſſen haben, daß es ohne Eigennutz den Slaven beiſtehen wollte, denen wir ſchon deshalb nicht helfen können, weil, wie es ſich jetzt zeigt, die Türken mehr Soldaten haben als wir und noch dazu beſſer bewaffnet ſind.“

Das waren freilich Töne, die nicht in den Kreiſen gefallen konnten, die mitten im ſlavophilen Trubel ſtanden. Der große Realiſt ſpürte die Unwahrheit des Syſtems und deshalb war er ihm feind. Daß man ihm mit gleicher Feindſchaft dankte, lag in der Natur der Sache, und allerdings iſt Turgenjew Jahre lang einer der beſt gehaßten und mißverſtandenen Perſönlichkeiten in den Kreiſen des herrſchenden Slavophilenthums geweſen. Seine Lieblingsarbeit „Väter und Söhne“ wurde der Gegenſtand allgemeiner Angriffe. Selbſt ſeinen beſten Freunden gegenüber ſah er ſich ganz in die Defenſive gedrängt. Eine düſtere Schwermuth bemächtigte ſich ſeiner.

Am 17. März 1877 ſchreibt er in ſein Tagebuch:

„Ich ſitze wieder an meinem Tiſche . . . . und in meiner Seele iſt es

finſterer als die finſtere Nacht. . . . Das Grab beeilt ſich, mich zu verſchlingen; wie ein Augenblick verſtreicht der Tag, der leere, zweckloſe, farbloſe. Du ſiehſt — lege Dich nur wieder in's Bett! Du haſt weder Recht noch Luſt, zu leben; es iſt nichts mehr zu machen, nichts mehr zu erwarten, ſelbſt nichts mehr zu wünſchen."

Und 5 Jahre darnach theilt er in einem Briefe an Polonſki einige Aphorismen mit, die im Laufe eines ziemlich langen Lebens in ihm gereift ſeien:

a. Es geſchieht „nie" etwas Unerwartetes; denn ſogar die Dummheiten haben ihre Logik.

b. Ahnungen gehen „nie" in Erfüllung.

c. Die Nachrichten, welche als vollſtändig wahr mitgetheilt werden, ſind „immer" falſch.

d. Man ſoll über die Vergangenheit nachdenken, den Anforderungen der Gegenwart genügen und „nie" an die Zukunft denken.

Und endlich die wichtigſte Aphorisme:

Ein Menſch, der ruhig leben will, unternehme „nie" etwas, vermuthe nichts, vertraue auf nichts und fürchte nichts!!

Theoretiſcher Peſſimismus und praktiſcher Optimismus, ſo ließen ſich in Kürze die Gegenſätze kennzeichnen, die in Turgenjew dicht neben einander wohnten. Denn in Praxi hat ihn ſein edles Herz ſtets in Widerſpruch zu jenen weltverachtenden Theſen geſetzt, die er Polonſki gegenüber in ſo apodiktiſcher Form ausſpielt. Ja, man könnte ſogar ſagen, daß dieſe Sätze, poſitiv gefaßt, uns den Schlüſſel zu vielen ſcheinbar räthſelhaften Seiten in Turgenjew's Charakter geben. Er hat ſein Leben lang an Ahnungen geglaubt, er iſt den ihm von außen zugetragenen Nachrichten trotz aller Enttäuſchungen ſtets zugänglich geweſen, er hat ſich immer mit dem Gedanken an die Zukunft gequält, hat unternommen, vermuthet, vertraut und gefürchtet, wie nur ein leicht erregbares, in ſeinen Grundzügen aus edelſtem Boden entſproſſenes Dichtergemüth es thun kann.

Und auch das ſteht im Widerſpruch mit dieſem zur Schau getragenen Optimismus, daß von allen deutſchen Dichtern Schiller ihm am meiſten in Fleiſch und Blut übergegangen iſt. Der Dichter des Idealismus dem Realiſten!

Die Turgenjew'ſchen Briefe ließen ſich noch nach vielen Richtungen hin durchmuſtern und verfolgen. Biographiſch werfen ſie intereſſante Schlaglichter auf das bisher nur ungenügend bekannte Verhältniß, in dem er zu ſeiner Tochter ſtand, auf die pecuniären Opfer, die er ihr brachte, und auf die inneren und äußeren Schwierigkeiten, welche die Verheirathung derſelben für ihn zur Folge hatte. Im Allgemeinen aber gewinnen wir den Eindruck, als hätten die Herausgeber (es iſt die „Geſellſchaft zur Unterſtützung hilfsbedürftiger Schriftſteller und Gelehrten" in St. Petersburg) den intereſſanteſten Theil der Briefe Turgenjew's theils aus nicht gut angebrachter Rückſicht zurückgehalten, theils überhaupt nicht zu Geſicht bekommen. So hat ſich in dieſer erſten Sammlung kein einziger Brief an die Familie Viardot erhalten und ebenſo finden wir keinen Brief

Turgenjew's an ſeine deutſchen Freunde. Sieht man von den Briefen an Polonſki und Frau und an den Grafen Tolſtoi ab, ſo haben wir eigentlich nur Correſpondenten 2. und 3. Ranges vor uns, Briefe, die einen halb conventionellen Charakter tragen und daher nicht den ganzen Turgenjew zeigen. Eine Nachleſe müßte das Material an Umfang und Reichthum des Inhalts mindeſtens verdoppeln.

Noch eine Bemerkung können wir nicht zurückdrängen. So ſympathiſch uns nach vielen Richtungen hin die Perſönlichkeit des Dichters entgegentritt, ſo fremd iſt ſie doch im Grunde unſerem Weſen. Er iſt eben ein rein ſlaviſcher Typus und der Gegenſatz ſlaviſcher und germaniſcher Eigenart tritt gerade dort beſonders lebhaft hervor, wo man hervorragende Vertreter der beiden Nationen einander gegenüberſtellt. Man hat den Eindruck, daß die Volksſeelen nicht graduell, ſondern weſentlich verſchieden ſind. Gerade in Deutſchland iſt die Literatur der „geſammelten Briefe“ eine ſehr große. Aber wie ganz anders iſt Anlage und Haltung des deutſchen Briefes! Man vergleiche z. B. die Briefe Niebuhr's, Schleiermacher's oder, um einen großen Sprung in die neueſte Gegenwart hinein zu machen, die Briefe Bismarck's, ſo weit ſie bekannt geworden ſind. Alles iſt anders in ihnen, Anlage, Geiſt und Ausgang.

Es erübrigt noch, einige Worte über die Ueberſetzung zu ſagen. Im Allgemeinen iſt ſie flüſſig und treffend im Ausdruck. Im Einzelnen hätten wir mehr Sorgfalt gewünſcht. Wenn es z. B. pag. 102 heißt: „ſeine Leiden ſind blos die Folge ſeines übermäßigen Großmuths“ oder pag. 19: „Sollte ich nach dort kommen müſſen“, ſo ſind das Schnitzer, die zu vermeiden waren.

Beiläufig bemerkt, ſind die Werke Turgenjew's nicht bei Behre in „Moskau“ (pag. X), ſondern in Mitau erſchienen.

Wir werden uns freuen, wenn wir recht bald von einer zweiten Sammlung der Briefe berichten können. T. S.

# Bibliographiſcher Anzeiger.

## (Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in St. Petersburg.

**Maistre,** X. de, Prascovie, ou la jeune sibérienne. 116 p. et grav. Tours, Cattier. — Les prisonniers du Caucase; le lépreux de la cité d'Aoste. 120 p. et grav. Tours, Cattier.

**Malm,** J. J., Die oberpahlſche Freundſchaft. Deutſch-ehſtniſches Gedicht. 6. Aufl. Reval, Waſſermann. SR. —,20.

**Martens,** F. de, Traité de droit international. T. II. Trad. par A. Léo. Paris, Merescq. fr. 9.

**Mélanges** physiques et chimiques tirés du Bulletin de l'académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Tome 12. Livr. 3. S. 189—338 mit 1 Tafel. St.-Pétersbourg. M. 1,50.

**Mémoires** de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tome XXXIII. Nr. 3—5. 4°. St. Pétersbourg. Leipzig, Voss' Sort. Mk. 10,80.

Inhalt: 3. Recherches sur l'orbite intermédiaire de la comète de Faye dans la proximité de Jupiter en 1841. Par Alexandre Shdanow. 24 S. Mk. —,80. — 4. Studien über das Ei, hauptſächlich bei Knochenfiſchen. Von Ph. Owſiannikow. 54 S. mit 3 Taf. Mk. 3. — 5. Termins-Beobachtungen der erdmagnetiſchen Elemente u. Erdſtröme im Obſervatorium zu Pawlowſk vom Septbr. 1882 bis Aug. 1883. Von H. Wild. Mit 14 Taf. 49 und 141 S. Mk. 7.

**Mertens,** Osc., Das Zufuhrgebiet Rigas für Getreide, Mehl und Grütze. I. Fortſetzung. 1882—84. 4°. 75 S. Riga, Bruhns. SR. 1,50.

**Meſchtſcherſki,** Fürſt W., Tagebuch Olga Nikolajewna's. Erlebniſſe einer Dame der hohen ruſſiſchen Ariſtokratie. Deutſch von F. Leoni. 382 S. Berlin, Deubner. Mk. 4.

**Meyer** von Waldeck, Fr., Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. Abth. II. Staatsverwaltung und Landesvertheidigung. Kirche und Geiſtlichkeit. Die Nation und ihre Stände. 235 S. mit 18 Vollbildern und 31 Abbild. geb. Leipzig, Freytag. Mk. 1.

**Miklošich,** Frz., Etymologiſches Wörterbuch der ſlaviſchen Sprachen. 548 S. Wien, Braumüller. Mk. 20.

**Molien,** Th., Ueber die lineare Transformation der elliptiſchen Functionen. Abhandlung. 4°. 23 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Molinari,** M. G. de, Au Canada et aux montagnes rocheuses en Russie, en Corse à l'exposition universelle d'Anvers. 334 p. Paris, Reinwald. fr. 3,50.

**Nekrasov,** N. A., Red-nosed frost. Translated in the original meters from the russian. 120 p. bound. Boston, Ticknor & Co. (Joel Sumner Smith.)

**Neumann,** W. A., Wereſchtſchagin's Paläſtina-Bilder und ſein Katalog. 13 S. Wien Mayer & Co. Mk. 0,20.

**Nyhoff's,** Martinus, Antiquariat im Haag. Lager-Katalog von Werken über Rußland. Gratis.

**Opérations** de l'artillerie russe pendant l'expédition de 1880—1881 dans l'Asie centrale. 30 p. avec une carte. Paris, Berger-Levrault & Co. fr. 1,50.

**Ouida,** Fürſtin Napraxine. Roman. 2 Bde. von 40 Bogen. Jena, Coſtenoble. Mk. 8.

**Owſiannikow,** Ph., Studien über das Ei, hauptſächlich bei Knochenfiſchen. gr. 4°. 54 S. St. Petersburg. Mk. 3.

**Panzer,** J., Auf eigenem Urtheil ruht ein großer Mann! Eine kurze Orientirung über Prof. Dr. G. Jaeger's patentirtes Wollregime. 59 S. Lodz. Gratis.

**Pipirs,** G., Am Arys-See. Sirenenſtimmen. Zwei Novellen. 147 S. geb. Riga, Jonck & Poliewſky. SR. 1,50.

**Pisemsky,** A. T., Mille âmes. Trad. de V. Derély. 2 vols. 320 et 356 p. Paris, Plon. fr. 7.

**Poelchau,** A., Griechiſche und römiſche Sagen für den Geſchichtsunterricht in den unterſten Klaſſen nebſt einem Anhange, enthaltend die Geſchichte der älteſten Culturvölker. 3. Aufl. 68 S. cart. Riga, Kymmel. SR. 0,30.

**Pont-Jest,** La comtesse Iwacheff. Paris. fr. 3.

**Prioux,** A, Les russes dans l'Asie centrale. La dernière campagne de Skobelew. 184 p. avec une carte. Paris, Baudoin & Co. fr. 8.

**Radde,** Dr. G., Reiſen an der perſiſch-ruſſiſchen Grenze. Talyſch und ſeine Bewohner. 450 S. mit 12 Abbild., 4 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. Mk. 15.

— Die Fauna und Flora des ſüdweſtlichen Kaſpi-Gebietes. Wiſſenſchaftliche Beiträge zu den Reiſen an der perſiſch-ruſſiſchen Grenze. 425 S. mit 3 Tafeln. Leipzig, Brockhaus. Mk. 15.

**Rau,** S., L'état militaire des principales puissances étrangères au printemps de 1886. 4. éd. (pag. 435—535. Russie.) Paris, Berger-Levrault & Co. fr. 5.

**Recueil** de dessins pour l'art et l'industrie. Publié avec l'autorisation de S. M. l'Empereur par la société impériale d'encouragement des arts aux frais du ministère des finances. 1. livre. Fol. 10 feuilles à -50 kop. St. Pétersbourg. SR. 5.

**Recueil** des traités et conventions, conclus par la Russie avec les puissances étrangères. Publié d'ordre du ministère des affaires étrangères par F. de Martens. T. VII. Traités avec l'Allemagne. 1811—1824. St. Pétersbourg, Devrient. Mk. 9,60.

**Regeln** über die Bereitung und den Verkauf von Deſtillatur-Fabrikaten, von gereinigtem Branntwein und Spiritus und von Spiritus enth. Säften und die vom Herrn Finanzminiſter erlaſſenen Uebergangsmaßregeln zu dieſen Regeln. Deutſch von M. v. Rebnitz. 16 S. Mitau, Steffenhagen.

**Reiff,** Ch. Ph., Grammaire russe. 5. éd. par S. Leger. Paris, Maisonneuve. cart. fr. 5.

**Reinholdt,** A. v., Geſchichte der ruſſiſchen Literatur. Lfg. 8—11. S. 449—688. Leipzig, Friedrich. à Mk. 1.

**Repertorium** für Meteorologie. Hrsg. von der Kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften, red. von Dir. Dr. Heinr. Wild. 9. Bd. 4°. 530 S. St. Petersburg. Leipzig, Voß' Sort. Mk. 19.

**Richardson,** R., Une année en Russie. Trad. par E. Delauney. 4°. 381 p. et grav. Rouen, Mégard & Co.

**Rod,** Tatiana Leilof. Paris. fr. 3,50.

**Rudolph,** M., Lieder für die Jugend. Heft 1. 3. Aufl. 76 S. cart. Riga, Kymmel. 30 Kop.

**Sacher-Masoch,** Sascha et Saschka. La mère de dieu. Nouvelles trad. par Mme. Strebinger. 30 p. Paris, Hachette. fr. 3.

**Sacher-Maſoch,** L. v., Die Seelenfängerin. Roman. 3 Bde. 308, 328 und 328 S. Jena, Coſtenoble. Mk. 9.

**Sage,** M. P., L'industrie du naphte au Caucase. 36 p. Paris, Capiomont et Renault. fr. 2,25.

**Saltykow-Schtſchedrin,** Die Herren Golowyew. Roman aus dem Ruſſ. von H. Moſer. (Univerſal-Bibl. 2118—20.) Leipzig, Reclam. Mk. 0,60.

**Sarmaticus,** Von der Weichſel zum Dnjepr. Geographiſche, kriegsgeſchichtliche und operative Studie. 328 S. mit einer Ueberſichtskarte u. 14 Skizzen. Hannover, Helwing. Mk. 7.

**Schmidt,** C. M., Die Cholera-Epidemie zu Riga im Jahre 1871 nebſt einem Rückblick auf die früheren Cholera-Ausbrüche daſelbſt, nach Zählkarten der Geſellſchaft prakt. Aerzte und deren Protokollen. Riga, Kymmel. Mk. 1.

**Schroeder,** Dr. Ch. von, Die Cur- und Waſſerheilanſtalt Saſſenhof bei Riga. Bericht über die Thätigkeit derſelben in den J. 1883—85. Vortrag. 35 S. Riga, Bruhns. Mk. 0,60.

**Schulkalender,** Baltiſcher, für das Jahr 1886. 142 S. Riga, Kymmel. Mk. 1,60.

**Schwatka,** Alony Alaskas great river. New-York. Doll. 3.

**Schweder,** G., Die alte Domſchule, das gegenwärtige Stadt-Gymnaſium zu Riga. Theil I. 72 S. Riga, Häcker. SR. 1.

— Nachrichten über die öffentlichen Rigaſchen Elementarſchulen mit deutſcher Unterrichtsſprache. 60 S. Riga, Häcker. SR. —,80.

**Schweiger-Lerchenfeld,** A. v., Zwiſchen Donau und Kaukaſus. Land- und Seefahrten im Bereiche des Schwarzen Meeres. Lfg. 1—6 (cplt. in 25 Lfgn.). Wien, Hartleben. Mk. 0,60.

**Sichler,** L., Contes russes. Traduits d'après le texte original et illustrés. 277 p. 4°. Paris, Leroux. fr. 25.

**Sintenis,** F., H. Heine. Ein Vortrag. 2. Aufl. 31 S. Dorpat, Schnakenburg. SR. —,30.

**Sitzungsberichte** der Naturforſcher-Geſellſchaft bei der Univerſität Dorpat. Bd. 7, Heft 2. S. 259—394. Dorpat, Mattieſen.

**Sonnenburg,** Ferd., Auf der Grenzwacht. Roman aus der baltiſchen Geſchichte des 16. Jahrhunderts. 3 Bde. Berlin, Janke. Mk. 10.

**Sſolowjew,** Sjerg., Die Regierung Peter's des Großen von 1682—1725. Hrsgb. von W. Körner. 118 S. Berlin, Deubner. Mk. 2,50.

**Stargardt,** J. A., Berlin. Katalog. 155. Slaviſche Literatur. Gratis.

**Suttner,** A. G. v., Ein Aznavur. Kaukaſiſcher Roman. 309 S. München, Heinrichs. Mk. 4,20.

**Tagebuch** eines Wahnſinnigen. Frei nach Gogol von B. M. München, Foth. Mk. —,50.

**Theodoroff,** J., Hiſtoriſche und experimentelle Studien über d. Kephir. 28 S. Würzburg, Stahel. Mk. 1,20.

**Tikhomirov,** L., La Russie politique et sociale. Paris, Ginaud. fr. 7,50.

**Tolſtoi,** L. N. Graf, Anna Karenina. Roman in 6 Büchern. Aus dem Ruſſiſchen von W. P. Graff. 2. verb. Aufl. 3 Bde. 251, 210 u. 281 S. Berlin, Wilhelmi. Mk. 10.

**Tolstoi,** L., Anna Karénina. Transl. by N. Haskell Dole. New-York. Cromwell & Co.

**Tolstoï,** L., Les cosaques, souvenirs de Sébastopol. Trad. du russe. 314 p. Paris, Hachette. fr. 3,50.

**Tolſtoi,** Leo N. Graf, Novellen und Kriegsbilder. Aus dem Ruſſiſchen von W. P. Graff. 266 S. Berlin, Wilhelmi. Mk. 3.

**Topelius,** Z., Die Herzogin von Finnland. Erzählung. Aus d. Schwediſchen v. O. Gleiß. 266 S. (Aus hohem Norden. Bd. I.) Gütersloh. Mk. 2,40.

**Toursky-Strebinger,** K., et Sacher-Masoch, Nouvelles slaves. Préface de V. Cherbuliez. Paris, Westhausser. fr. 3,50.

**Tourgueneff** J., Un Bulgare. (A la veille.) Paris, Hetzel. fr. 3.

**Turgenjew,** J. S., Briefe. Erſte Sammlung (1840—1883). Hrsgb. von der „Geſellſchaft zur Unterſtützung hilfsbedürftiger Schriftſteller und Gelehrten". Ueberſetzt von H. Ruhe. 502 S. Leipzig, Biedermann. Mk. 7,50.

— Charakterbild eines modernen Dichters von Berthold Thorſch. 90 S. Leipzig, Franz Duncker. Mk. 1,50.

— Der Steppenjunker. Erzählung. Deutſch von A. Gerſtmann. 124 S. Berlin, Janke. Mk. 1.

**Vachon,** M., La crise industrielle et artistique en France et en Europe. 316 p. (Chapitre X. p. 249 à 281. Russie.) Paris, Librairie illustrée. fr. 3.

**Verzeichniß** der Vorleſungen an der Kaiſerlichen Univerſität Dorpat. 1886, Sem. I. 14 S. Dorpat, Schnakenburg.

**Vorſchriften** für die Studirenden der Kaiſerlichen Univerſität Dorpat. 76 S. Dorpat, Schnakenburg.

**Wiskowatow,** P. v., Geſchichte der ruſſiſchen Literatur in gedrängter Ueberſicht. 2. Aufl. 48 S. Dorpat, Karow. SR. —,80.

**Zaroudnoï,** N., Oiseaux de la contrée transcaspienne. Av. préface de M. Menzbier. 73 p. Moscou, Universitätstypographie.

**Zur Mühlen,** R. v., Dorpater Skizzen. Lichtdrucke in 7 Bl. Folio. Dorpat, Laakmann. SR. 4.

## Berichtigungen:

Band V, Heft 1 der „Nordiſchen Rundſchau“ in dem Artikel „Zur Geſchichte des Briefes und der Poſtmarken“ bitten wir zu verbeſſern:

Seite 44, Zeile 3 v. o. Montecuzoma ſtatt Montecupoma;
„ 44, „ 17 v. o. Stabrobates ſtatt Staberobates;
„ 44, „ 17 v. u. Proitos ſtatt Prötos;
„ 44, „ 16 v. u. Joobates ſtatt Hoobates;
„ 46, „ 10 v. u. Aſſur-bani-abla ſtatt Aſſur-bani-habal;
„ 46, „ 8 v. u. Ariſtagoras ſtatt Ariſtryones;
„ 52, „ 16 v. o. da mal ſtatt dermal.

За редактора: Wilh. Warbandt.

Дозволено цензурою. Ревель, 11-го Августа 1886.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

# Auf dem Heimwege.

Proverbe in 1 Act.

Von **Alexander L. Kielland.**

Aus dem Norwegiſchen von **Hanns Maria** in **Wien.**

Perſonen:

Frau Worm.
Großhändler Worm.
Otto, ihr Sohn (13—14 Jahre).
Anna, ihre Tochter.
Der Candidat, Anna's Verlobter.
Der Prediger.
Jungfer Hanſen und Nähmädchen.

Die Handlung geht in einer norwegiſchen Küſtenſtadt vor ſich, an einem Sommerabend.

(Großes Zimmer. Die Ausgangsthür mitten in der Rückwand; rechts von dieſer eine Art Ladentiſch, auf dem fertig genähte Seemannsjacken, gölte Gewänder liegen und Anderes derart, in Fächern an der Wand über dem Tiſche geſtrickte Kleidungsſtücke und Wollgarn; von da geht eine Thür in das Nähetabliſſement; an der linken Wand eine Thür in die Kinderſtube. Beim Aufgehen des Vorhangs ſieht man Frau Worm vorne im Vordergrunde rechts beim Fenſter an einer großen Nähmaſchine mit einer gröberen Arbeit ſitzen; ſie hat einen Brief in der Hand. Unter dem erſten Theil der Handlung fährt ſie immer fort zu nähen.)

**Anna** (kommt von links). Nun haben die beiden Kleinen ſich gelegt; Du kannſt es glauben, Hänschen war ſüß — er lag und erzählte in einem fort von Papa, bis er ſchlief.

**Frau Worm** (reicht ihr den Brief). Wir haben Ordre bekommen auf 50 von den gelben Seejacken mit Beinknöpfen — nach Bergen bis zum 15. zu liefern. Geh' hinein zu Jungfer Hanſen und bitt' ſie, die Arbeit gleich in Gang zu ſetzen.

**Anna.** Ja — Mutter! (Geht rechts hinaus und kommt gleich wieder herein.)

Otto (kommt zur Eingangsthür hereingeſtürmt). Mutter — Mutter! iſt's wahr, daß der Vater auf dem Heimwege iſt von — von dort, Du weißt —?

Frau Worm. — Vom Zuchthauſe — meinſt Du? — Ach — ich weiß nicht — mein Junge.

Anna. Aber, Mutter! wie kannſt Du das ſagen? Das Dampfſchiff kann ja jeden Augenblick eintreffen; Halfdan kommt und holt uns: wir wollen dem Vater zur Brücke entgegengehen.

Otto. Ja — nicht wahr — Mutter? — und nun wirſt Du nicht länger ſo traurig und ernſt ſein; nun iſt der Vater ja mit der garſtigen Zeit fertig, — nun iſt ja Alles vorüber.

Frau Worm. Hab' ich Dich gelehrt, daß Alles vorüber iſt, wenn die Strafe abgebüßt iſt?

Otto. Nein! — aber Du haſt mir ja ſelbſt erzählt, wie brav der Vater im Uebrigen iſt; alle Menſchen beklagen ſeinen — Fehler, und — wir ſind ja Alle zuſammen ſo ſchwach.

Frau Worm (aufmerkſam). Schwach! — Wo biſt Du Nachmittags geweſen?

Otto. In Wilhelmſen's Garten mit den Knaben.

Frau Worm. Wohnt nicht der junge Prediger bei Wilhelmſens?

Otto. Ja!

Frau Worm. Haſt Du denn mit ihm geſprochen?

Otto. Ja — er hat einige von uns hineingebeten.

Frau Worm. Hinein? — in ſein Zimmer? — Was habt ihr dort gemacht?

Otto. Er hat mit uns geſprochen, und dann haben wir Kuchen gekriegt.

Frau Worm. Und da haſt Du's gehört, daß Dein Vater erwartet wird; und da haſt Du wohl auch gelernt, daß die Menſchen ſo ſchwach ſind?

Otto (ſchweigt).

Frau Worm. Komm' hierher — mein Junge! — Du ſollſt überhört werden. (Otto ſtellt ſich zu ihr.) Was iſt Dein Vater?

Otto. Ein Verbrecher.

Frau Worm. Fühlſt Du's nicht wie eine Schande, eines Verbrechers Sohn zu ſein?

Otto. Nein! Wenn *ich ſelbſt* nichts Schlechtes thue, ſo hab' ich mich nicht dafür zu ſchämen.

Frau Worm. Aber bemerkſt Du nicht, daß andere Menſchen die Schuld Deines Vaters als eine Schande für Dich betrachten?

Otto. O ja, zuweilen! aber da weiß ich, daß die Menſchen mich ungerecht behandeln! — und ich werd' nicht böſe darüber, denn wenn ich Uebles erleide, ſo geſchieht es um Eines willen, den ich liebe.

Frau Worm. Liebſt Du alſo Deinen Vater?

Otto (lebhaft). O ja! — ich lieb' ihn ſo unendlich; — und wenn ich d'ran denke, daß er, der ſo gut und edel war, ſo tief fallen konnte, da bekomm' ich ſo einen Schrecken vor dem Schlechten und — und —

Frau Worm (hilft ihm). — und d'rum willſt Du —

Otto. — D'rum will ich mich vor dem kleinſten Fehltritt hüten; denn wenn ich immer ganz grundehrlich bin, kann ich meinem armen Vater wieder aufhelfen und ihm ein guter Sohn ſein.

Frau Worm (küßt ihn). Du biſt ein tüchtiger Junge! Von heut' an ſollſt Du den Satz zu den anderen fügen: Nimm Dich in Acht vor den Leuten, die viel von unſerer Schwäche gegenüber der Verſuchung ſprechen. — Geh' jetzt hinein zu Deinen Aufgaben, aber ſei ſtill — die Kleinen ſchlafen.

Otto (zögernd). Aber — aber wenn nun der Vater trotzdem kommt?

Frau Worm. So höre — Otto! — Du weißt, ich hab' mir nie einen Spaß aus Dir gemacht, — Du weißt, ich will Dich nur brav und glücklich machen; — hier haſt Du meine Hand darauf, daß ich auch heute ſo handle, wie ich glaube, daß es zu Deinem Beſten iſt, — und — nicht wahr? — Du haſt Vertrauen zu Deiner Mutter?

Otto (an ihrem Halſe). Ja — ja — Mutter!

Frau Worm. Nun wohl — geh' jetzt hinein. Ich verſpreche Dir's, daß ich Dich holen werde, wenn — wenn Du Deinen Vater zurückbekommſt. (Otto geht.)

Anna. Wie Du doch wunderlich biſt — Mutter; möchte ich Dich nicht ſo gut kennen, ſo müßt' ich faſt glauben — wie es ſo Manche thun —, daß das Unglück Deinen Sinn verhärtet hat. — Du weißt ja ganz gut, daß der Vater heute Abend mit dem Dampfſchiff kommt, und wir haben ſo ſicher geglaubt, daß Du uns zur Brücke begleiteſt.

Frau Worm. Nein — Anna! Das werde ich nicht.

Anna. Aber — Theure! Sicher wird es allen Menſchen ſcheinen — aber da hör' ich Halfdan, der ſoll Dich noch überreden.

Der Candidat (tritt ein). Guten Abend, Frau! Viel Glück zum Tage heute! Das Dampfſchiff iſt im Fjord, wir müſſen uns eilen.

Anna. Denk' Dir! — Die Mutter ſagt, ſie will nicht mit uns zur Brücke gehen.

Der Candidat. Ach was! — Kommen Sie nur mit, Frau, — das wird einen guten Eindruck machen. — Ich kann mich im Uebrigen wohl in Ihr Fühlen hineinverſetzen; aber Sie müſſen bedenken, daß es hier gilt, der Rückkunft Ihres Mannes ein ſo reſpectables, ſo — ſo — milderndes Anſehen wie möglich zu geben, und außerdem glaub' ich gar nicht, daß dieſe Begegnung einen ſo peinlichen Charakter erhalten wird. Kommen Sie nur, Schwiegermutter!

Anna (ſetzt ihren Hut auf). Ja — Mutter, ſei ſo lieb und komm' nun mit. Ich glaube, auch der Prediger kommt, um mitzugehen —

Frau Worm (abbrechend). — mit der Verbrecherfamilie —

Der Candidat. Na — na — Frau! ich geſtehe, daß auch ich als Juriſt und Adjunct des Stadtvogts mich ein wenig zu bedenken hatte bei dieſer halbofficiellen Begegnung mit — mit —

Frau Worm (hart). — einem entlaſſenen Sträfling —

Der Candidat. Frau! Ihre Worte fallen nicht immer gerade sehr schonungsvoll aus. Wie gesagt — die Sache war nicht ganz ohne Bedenklichkeit; aber der Stadtvogt benahm sie mir auf seine gerade, witzige, wenn auch vielleicht etwas grobkörnige Art. (Er lacht.)

Anna. Nun — was hat er denn gesagt? Der Vogt ist immer so spaßig.

Der Candidat. Ja, Du, das war just nicht so fein gesagt! — er schlug mich auf die Schulter und sagte: Ja, sehen Sie — mein lieber Herr Adjunct! läßt man sich den Satan einmal auf den Nacken steigen, so muß man ihn auch forttragen.

Frau Worm. Die Worte des Vogts fallen immer so schonungsvoll aus!

Der Candidat. Ja, ja — man muß ihm was zu gute halten. Er ist noch aus der alten derben Schule! — und als der, der selbst das Urtheil fällte — hm! und so weiter. Uebrigens räume ich ein, daß es weiter nicht hübsch gesagt war, und es war vielleicht dumm von mir, es hier zu erwähnen; — aber um zur Sache zu kommen! Sehen Sie — Frau Worm! die Stellung Ihres Mannes hier in der Stadt wird kaum so precär werden, wie Sie zu vermuthen scheinen. Denn — sehen Sie — in einer so kleinen Stadt wie dieser hier, wo alle Menschen einander — so zu sagen — in- und auswendig kennen, da giebt es wenig Kaufleute — wenn man überhaupt welche findet —, von denen man nicht eine oder die andere mehr oder weniger feine Transaction weiß, eine oder die andere mehr oder weniger saubere Benutzung der Umstände. Und — sehen Sie — dies gegenseitige Bewußtsein über die Schwächen und Manquements allenthalben — das geht, um einen Kierkegaard'schen Ausdruck zu gebrauchen, das geht zu allgemeinem Contentement und Vergnügen aus.

Frau Worm. Bitte, haben Sie je ein unvortheilhaftes Wort über mein Geschäft gehört?

Der Candidat. Ueber Frau Worm's Nähetablissement? Nein — wahrhaftig, Frau, über Ihr Geschäft ist niemals Anderes als Gutes und Ehrenhaftes zu hören, — das weiß ein Jeder. Aber — sehen Sie — Sie sind eine Dame. Sie sind — trotz Ihrem ansehnlichen Umsatz — kein Mitglied der, wie ich es nennen möchte, Handelswelt hier am Platze; und diese ist's, in der Ihr Mann seinen Platz wieder zu erobern suchen muß, — und ich glaube, er kann es.

Frau Worm. Aber falls Sie in Ihrer Schilderung unserer Handelswelt Recht haben, scheint Ihnen denn dann ein Platz in ihr eine so große Eroberung zu sein?

Der Candidat (verwirrt). Hm! — Frau! lassen Sie uns nicht von der Sache abkommen. Ich meine, daß die Humanität der Jetztzeit es fordert, daß ein Jeder die Unglücklichen, welche die Gesellschaft zu strafen genöthigt war, hilfreich stütze. Und wenn wir nun Fernerstehende einem solchen Manne Entgegenkommen beweisen sehen, um wie viel mehr müssen nicht wir — seine Nächsten — uns aufgefordert fühlen, uns an die Spitze dieser so lobenswerthen Bestrebungen zu stellen. Sehen Sie nur z. B. (er zeigt hinaus), da unten in der Gasse stehen

drei unſerer erſten Großhändler. Ich weiß, daß ſie beſchloſſen haben, wenn auch nicht gerade zuerſt zu grüßen, ſo doch Herrn Worm's Gruß zu beantworten, wenn er vorbeigeht; und das find' ich hübſch — ſehr hübſch von den Herren.

Frau Worm. Ich muß — beſonders mit Ihrer Schilderung unſeres Kaufmannsſtandes vor Augen — geſtehen, daß ich nicht finde, die Herren da unten träten ihrer Ehre zu nahe, wenn ſie meinen Mann grüßen — ſogar zuerſt grüßen.

Der Candidat. Hm! Sehen Sie — Sie kommen von der Sache ab — Frau! Aber ich ſehe es ja übrigens wohl ein, daß Sie mit Ihrer ſeltenen — ich könnte beinahe verſucht ſein, zu ſagen — übertriebenen Ehrlichkeit ein größeres Opfer bringen als die Herren da unten. Aber dann ſtehen Sie ja auch in einem ganz anders verpflichtenden Verhältniß zu — zu dem Betreffenden.

Frau Worm (heftig). Ja — aber wiſſen Sie auch, was das iſt, das Sie von mir fordern? Wiſſen Sie, was das ſagen will, eines Mannes Ehefrau ſein in dieſem Lande?

Der Candidat (ganz verwirrt). Aber, verehrteſte Frau! Sie erſchrecken mich. Sollte das Ihre Meinung ſein, daß Sie nicht einmal hier daheim in Ihrem Hauſe Herrn Worm als Ihren Mann aufnehmen wollten?

Anna. Nein, Mutter! — Das meinſt Du wohl nicht?

Frau Worm. Das Haus iſt mein; die Schuld meines Mannes iſt bezahlt; kein Fremder hat hier irgend was zu fordern. Unſere Geſetzgebung giebt meinem Manne das Recht auf meinen Erwerb, — mag er ihn nehmen! Aber meinen guten Namen, meine ehrenhafte Stellung — und meine eigene Perſon — er mag ſich hüten. (Sie näht eifrig.)

Anna (nähert ſich). Aber, liebſte Mutter — haſt Du nicht ſelbſt geſagt, daß wahre Reue die Seele eines Verbrechers reinigen und ihm ſeine Menſchenwürde zurückgeben kann?

Frau Worm (mild). Ja — mein Kind! Ein Mann kann ſich von einem ſolchen Falle erheben; — und kommt Dein Vater als ein ſolcher Mann, da ſteht ihm mein Haus und mein Herz offen.

Anna. Und glaubſt Du denn nicht, daß er in all der langen Zeit tief bereut hat?

Frau Worm. Du weißt, ich hab' es unterlaſſen, ihm zu ſchreiben, weil mir's ſchien, daß — und außerdem, wenn er nun g'rad vom Zuchthauſe weg hierher zu mir kommt — nein — nein! (Plötzlich ſcharf.) — Du kannſt ja Deinen Verlobten fragen, ob die Verbrecherſtatiſtik ausweiſt, daß die Menſchen in unſeren Strafanſtalten irgend wie in beſonderem Grade gebeſſert werden.

Anna. Mutter — Mutter! — das ſind harte Worte.

Frau Worm (reicht ihr die Hand). Wenn ein Menſch durch lange Zeit alle ſeine Gaben daran wendet, um eine einzelne Sache zu ergründen und durchzudenken, da wird die endliche Ueberzeugung zu einer wohlverſchanzten Feſtung, und die Gedanken legen ſich zurecht wie ſcharf geſchliffene Waffen. D'rum ſind

meine Worte hart und ſchneidend; aber glaub' mir's, Kind! ich brauch' auch alle meine Kraft zu dem Kampfe, dem ich entgegengehe.

Der Candidat (ernſt). Liebe Schwiegermutter! — ich gebe zu, daß ich Sie nicht verſtehe! — aber d a s zu wiſſen, bin ich froh, daß Ihr Herz warm iſt, wie bitter auch manchmal Ihre Worte ſind. Wir ſetzen unſer Vertrauen auf dieſes edle Herz und wir hoffen, daß es Sie zum Rechten führen wird. Komm', Anna — gehen wir; Deine Mutter wird gewiß am liebſten allein ſein. (Indem ſie hinausgehen, begegnen ſie dem Prediger in der Thür; der Candidat flüſtert ihm einige Worte in's Ohr.)

Der Prediger. Guten Abend, Frau Worm! — Ich wollte auf meinem Wege zur Dampfſchiffsbrücke bei Ihnen hereinſehen, an dieſem Tage, der ja für Sie ſo reich ſein muß an tiefen ſeelenergreifenden Eindrücken verſchiedener Art. Ihr Schwiegerſohn ſagte mir im Vorbeigehen, daß Sie ſich nicht auf der Brücke einfinden wollten?

Frau Worm (ſchüttelt mit dem Kopfe und näht weiter).

Der Prediger (vorſichtig). Nun wohl, Frau! es wäre mir ja am liebſten geweſen, wenn Sie ſich zu dieſer Begegnung — ſo zu ſagen unter den Augen der Gemeinde — überwunden hätten. Aber ich will in dieſer Beziehung nicht weiter in Sie dringen. Ich kann mir's wohl denken, daß Ihnen durch die nah' bevorſtehende Begegnung mit Ihrem Manne das vollkommene Gleichgewicht des Sinnes fehlt. Sie fühlen gewiß, daß es Ihrem — vielleicht etwas ſtrengen Gemüthe ſchwer fallen wird, Ihren Ehegenoſſen mit der vollen Hingebung, Zartheit und Vorſicht aufzunehmen, mit welcher einen gefallenen Bruder auf den rechten Weg zu leiten uns geziemt. Aber, Frau! laßt Euch ernſtlich ermahnen —

Frau Worm. Entſchuldigen Sie — daß ich Sie unterbreche, Herr Paſtor! — aber — nicht wahr? Sie wiſſen, daß ich im Allgemeinen mit reiflicher Ueberlegung zu handeln pflege?

Der Prediger. Das weiß ich.

Frau Worm. — Und daß ich im Stande bin, einer ernſten Sache gründliche Erwägung zu ſchenken?

Der Prediger. Jeder, der Sie kennt, muß Ihren Verſtand und Ihre Urtheilskraft bewundern.

Frau Worm. Wenn ich nun in einer ernſten Sache — in einer Sache, die im allereigentlichſten Sinne meine Lebensſache iſt, — einen Beſchluß gefaßt habe, glaubt da der Herr Paſtor nicht, daß ich ein gewiſſes Recht darauf haben kann, meinen eigenen Weg zu gehen?

Der Prediger. Ach — beſte Frau Worm! wie oft ſind nicht die Wege der Menſchen thöricht, ſelbſt wenn Alles ſo wohl erwogen ſchien. Wie oft täuſchen wir uns nicht ſelbſt, wenn wir auf den natürlichen Verſtand vertrauen; wie ſehr bedürfen wir nicht Alle des Raths und der Ermahn —

Frau Worm. Kennen Sie ein italieniſches Sprichwort, das ſagt: Ein Narr iſt klüger in ſeinem eigenen Hauſe, als ein Kluger in dem eines Anderen?

Der Prediger. Das Sprichwort kenn' ich nicht, wohl aber fühl' ich die Spitze in Ihren Worten. Aber, Frau! nicht ſo ſteht es, daß ich mich in Ihr Haus eindränge, nicht aufzwingen will ich Ihnen meinen Rath als ein Unberechtigter — ein Fremder! Ich bin der Prieſter des Ortes — Frau! Ihr Seelſorger! — und wiewohl es mir leider nie geglückt iſt, in einen näheren Rapport zu Ihrem Seelenleben zu treten —, ſo ſteh' ich doch hier kraft meines Amtes — meines Berufs!

Frau Worm. In einem ſo ernſten Augenblick wie in dieſem kann es Ihnen wohl nicht einfallen, ein perſönliches Bevormundungsrecht über mein Seelenleben aus dem Grunde zu behaupten, weil Sie in dieſer Gegend von der Regierung Ihr Brod angewieſen bekommen haben.

Der Prediger (bezwingt ſich). Ich kenne Ihre bittere Anſicht über die Staatskirche — aber Sie mißverſtehen mich, Frau! Wie viel Ehrfurcht ich auch vor der Kirche habe, und wie hochehrwürdig ich mein heiliges Amt als ſolches anſehe, ſo geſchieht es doch nicht vielleicht mit einer prälatenhaften Anmaßung, daß ich von Ihnen angehört zu werden begehre. Wenn ich hier an Sie herantrete, Ihr Zutrauen fordernd, ſo thue ich es — in all meiner Schwäche — als einer von denen, die der Troſt der Wittwen und der Waiſen Väter ſein ſollen.

Frau Worm (ſtreicht über die Nähmaſchine hin). Dieſer ſtille Freund verdient auch, ein Troſt der Wittwen und Vater der Waiſen genannt zu werden, — und der iſt nicht ſchwach.

Der Prediger. Ich verſtehe Sie — Frau Worm! Sie weiſen mit Stolz auf Ihre Arbeit hin, und zum Theil mit Recht. Aber zur ſelben Zeit, da dieſe Arbeit Sie erhalten, Sie unabhängig gemacht hat von dem öffentlichen Mitleide, das Sie ſo ſehr fürchten, ja, Ihnen ſogar eine geehrte und ehrenvolle Stellung verſchafft hat, — hat ſie auch Ihrem Sinne etwas Unweibliches, Hartes mitgetheilt — und ein wohl allzu großes Selbſtvertrauen. (Frau Worm beugt ſich über die Arbeit und näht; er ſetzt fort:) Darum, Frau! bin ich ſo geduldig Ihnen gegenüber; darum laß ich mich nicht abſchrecken durch Ihre wiederholte unzweideutige Zurückweiſung. Ich laſſe die gute Sache nicht fahren, und ich will Sie nicht verlaſſen, ohne es Ihnen ernſtlich an's Herz gelegt zu haben: daß Sie Ihren Mann mit der zarteſten Liebe und Rückſicht aufnehmen. (Er macht eine Pauſe; Frau Worm näht.) Von dem Prieſter der Strafanſtalt hab' ich lauter gute Nachrichten über Ihren Mann. Mein würdiger College und hochgeliebter Bruder, auf deſſen Urtheil ich viel Werth lege — ungeachtet ich fürchte, daß ſeine Auffaſſung gewiſſer Punkte in der Erlöſungslehre minder ſchriftgemäß ſei —, er ſchreibt mir, daß er, im Fall die milde, nachſichtsvolle Art, auf welche das Geiſtesleben Ihres Mannes in der Strafanſtalt behandelt worden, auch außerhalb des Gefängniſſes fortgeſetzt werden könnte, daß er dann die Hoffnung nährte, dieſen Menſchen der Kirche und Geſellſchaft als einen geretteten Bruder wiedergegeben zu ſehen. Darum hab' ich auch volles Vertrauen. Und wird auch noch eine Zeit hingehen, bis er hoffen darf, die Achtung ſeiner Mitbürger ganz wieder zu ge-

winnen, — und wenn auch noch böſe Tage ihm und den Seinen bevorſtehen, ſo glaube ich doch, haben erſt Vergeſſen und Nachſicht, die wir Alle einander ſchulden, ihre Wirkung gethan — ſagen wir in einigen Jahren —, daß die Erinnerung an dieſe ſchweren Tage ihre Bitterkeit verlieren und ihm wie den Seinen zu einer nützlichen Ermahnung werden wird, Demuth in allen Verhältniſſen zu zeigen und Nachſicht gegen alle Menſchen. Was ich zu thun vermag, ſoll geſchehen — und

Frau Worm (ſcharf). — und ich?

Der Prediger. Sie, Frau! — haben in dieſem Kampfe die beſchwerlichſte, aber auch die ſchönſte Aufgabe. Ihre Sache wird es ſein, ihm nach und nach im täglichen Umgange ſein Selbſtvertrauen wiederzugeben, ihn täglich aufzurichten — wenn ich ſo ſagen darf — aus der Ohnmacht der Zerknirſchung; ihm zu helfen, all die Demüthigung, die ihm vorbehalten ſein mußte, ohne Murren zu ertragen, auf daß er, ohne Anſtoß zu erregen, glimpflich auf ſeinen vorigen Platz in unſerer kleinen friedlichen Geſellſchaft zurückgleiten könne. — Sie ſchweigen, Frau! — Ich darf hoffen, daß meine Worte die empfänglichen Ohren des Weibes und der Ehefrau berührt haben. — Doch ſehen Sie! (er zeigt zum Fenſter hinaus) da kommt er! man grüßt ihn — wie erhebend! O Frau! haben Sie einen Augenblick Ihr Herz gegen ihn verhärtet, laſſen Sie es nun vergeſſen ſein; laſſen Sie ihn ſich fühlen wie den verlorenen Sohn, der zuletzt heimfand. — Ich will hinaus ihm entgegen: Die Gemeinde ſoll ihren Seelſorger in deſſen Fußſpur treten ſehen, der zu Tiſche ſaß mit Zöllnern und Sündern! (Hinaus.)

(Mehrere Nähmädchen kommen von rechts aus der Hauptthür und gehen hinaus, indem ſie grüßen: Gute Nacht, Frau! zuletzt kommt:)

Jungfer Hanſen. Gute Nacht, Frau! Sollen wir morgen zur gewöhnlichen Zeit kommen?

Frau Worm. Ja gewiß! — Sie haben ja den neuen Auftrag bekommen; können wir bis zum 15. fertig werden?

Jungfer Hanſen. Ja, mit einer kleinen Extrahilfe, und wenn die Frau Zeit haben werden —?

Frau Worm. Ich werde das Zuſchneiden und das Uebrige beſorgen, wie ich es ſonſt zu thun pflege; ſeien Sie alſo ſo gut, für die nöthige Aushilfe zu ſorgen.

Jungfer Hanſen. Ja, Frau! — alſo morgen früh um 6 Uhr?

Frau Worm. Ja — wie gewöhnlich! Gute Nacht. (Jungfer Hanſen geht.)

(Pauſe. Frau Worm ſtellt ſich hinter die Nähmaſchine und ſieht geſpannt nach der Thür.)

Worm (kommt raſch herein und läuft ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen). O Marie! endlich hab' ich Dich wieder! (— da ſie mit einem Ausdruck von Enttäuſchung zurückweicht —) Wie? was iſt das? nimmſt Du mich ſo auf? ſollte doch etwas an den Worten ſein, die Anna fallen ließ? — (ſieht ſie forſchend an) — Willſt Du wirklich die Einzige ſein, die durch Härte und Unverſöhnlichkeit mich — Armen in den Staub drücken will; während alle Anderen — ich kann faſt ſagen, um

die Wette ſich drängten, mir in meinem Elend die Hand zu reichen: — ſowohl der Prediger, als der Stadtvogt, unſer Schwiegerſohn — ja ſogar Großhändler Heſſel, er, der — einer von denen —

Frau Worm. — deren Namen Du fälſchteſt.

Worm (irritirt). Daß Du das Herz haſt, noch einen Stein zur Laſt zu legen! Glaubſt Du nicht, es iſt ſchwer genug, ſeine Reue und Scham mit ſich fort zu tragen von —

Frau Worm. — vom Zuchthauſe ohne Weiteres heim zu mir —

Worm (mit ſteigender Heftigkeit). Wo ſollte ich hinfliehen? wo ſollte ich Troſt und liebevolle Ermunterung erwarten, wenn nicht bei denen, die durch heilige und unauflösliche Bande an mich geknüpft ſind? Mein Vergehen war groß — ich weiß es; aber glaub' mir's! es ſieht noch größer und verabſcheuenswerther in Deinen Augen aus, als es war. Denn Du verſtehſt dieſe Dinge nicht, Du biſt nicht zu Hauſe in den Heimlichkeiten der Handelswelt. Du weißt nicht, wie haarſcharf die Grenze iſt, die das Strafbare von dem trennt, was ſich ein Mann mit Benutzung aller Umſtände des Gewinnes halber da erlauben darf. So ſcharf iſt dieſe Grenze, daß man, erſt in ihre Nähe gekommen, kaum den Punkt bemerkt, an dem man ſie überſchreitet. Aber wird man erſt gewahr, daß man über den Strich iſt — ja, dann geht es unaufhaltſam bergab. — Darum hab' ich mich ſtill bei mir geärgert, als dieſe Herren da unten (zeigt hinaus) mich mit ſo großer Herablaſſung grüßten. Denn ich kenne ſie, — ich kenne dieſe noble Kunſt, ein ehrlicher Mann zu ſein! — ein wenig vorſichtiger, ein wenig ſchlimmer — das ſind ſie; aber bei Gott nicht, daß ſie viel beſſer wären als ich!

Frau Worm (ruhig). Du kennſt ein Weſen, in dem nicht Trug noch Unehrlichkeit iſt, das Dein wahres Wohl will, das Dir helfen und Dich beſſer machen will, — wenn Du auf die rechte Art kommſt.

Worm (ſetzt ſich). Ach ja! — von ihm hab' ich genug beim Gefängnißprediger gehört — Du meinſt unſeren Herrn.

Frau Worm. Nein — ich meine Dein Weib.

Worm. Aber Du willſt ja nicht an mich rühren.

Frau Worm. Du kommſt nicht auf die rechte Art. (Pauſe. Worm verſucht ſie anzuſehen, ſchlägt aber die Augen nieder. Sie ſetzt fort:) Hör' mich nun — Worm! — Du ſagſt, ich verſtehe mich nicht auf das Handelsweſen. Als wir uns heiratheten, da hab' ich nichts von dieſen Dingen verſtanden, — darin haſt Du Recht. Ich war ja erzogen, wie's hier zu Lande Brauch iſt, in vollſtändiger Unkenntniß des praktiſchen Lebens. Ich hatte nur Eins: einen ſo großen Abſcheu vor Unehrlichkeit und Verbrechen, daß ich, wenn Du Dein Vergehen im Schlafe verrathen hätteſt, nach der Polizei gelaufen wäre und Dich in meinem eigenen Bette hätte greifen laſſen. — Aber Du haſt Dich nicht verrathen. Auch nicht im Traume iſt Dir's eingefallen, daß Deine Hausfrau, die Du ſorglos in einem Schein von Reichthum leben ließeſt, daß ſie darauf Anſpruch hatte, den wahren Sachverhalt zu kennen, — geſchweige daß Du darauf verfallen wäreſt,

Rath oder Hilfe bei mir zu ſuchen. Und ich darf nun wohl ſagen, hätteſt Du damals einen richtigeren Begriff von der Stellung Deiner Frau gehabt, ſo wäre es niemals ſo gekommen, wie es gekommen iſt. Denn es hat ſich gezeigt, daß mir die Begabung im mercantilen Fach gar nicht fehlt. Ich ſteh' nun ſelbſt mitten darin im Handelsleben; mein Geſchäft iſt größer, als das Deine in der beſten Zeit war; mein Credit iſt gut und meine Verbindungen ſind ſolid. Vorgeſtern — ich wollte es nicht früher thun — iſt der Reſt Deiner Schuld bezahlt worden, und was das Wichtigſte iſt: Du wirſt nicht den mindeſten Fleck oder Schatten auf meinem geſchäftlichen Gebahren finden können, von dem erſten Tage an bis auf den heutigen.

Worm. Das kann ſich Jeder denken, der Dich, Marie, kennt!

Frau Worm. Nun wohl! ſcheint es Dir nun — rein geſchäftsmäßig geſprochen — in Ordnung, daß Du geradeswegs vom Zuchthauſe in ein ſolches Geſchäft als natürlicher Geſellſchafter eintrittſt, ja — nach unſeren Geſetzen ſogar als Derjenige, der die oberſte Vollmacht hat? Scheint es Dir wirklich, daß Du das fordern kannſt?

Worm (neigt ſein Haupt). Nein — aber —

Frau Worm. Kannſt Du Dir es nicht auch denken, wie bitterlich ſchwer das für Dein Weib ſein muß, Dich aus Deiner Strafe und Noth mit keiner anderen Lehre zurückkehren zu ſehen, als: die Kunſt, ehrlich zu ſein, beſteht in ein wenig mehr Schlauheit und Vorſicht?

Worm. Ja — ja! — Marie! — Du haſt Recht.

Frau Worm. Und was würde denn aus den Kindern werden, die bei einem Vater mit einer ſolchen Vergangenheit und mit ſolchen Grundſätzen aufwachſen?

Worm (verzweifelt). Nein — nein! das darf nicht geſchehen — die Kinder nicht! Rath' mir, hilf mir — liebes Weib!

Frau Worm. Ja — ich will Dir helfen — Du armer Mann! Du ſollſt noch dahin kommen, Deinen Kindern in die Augen ſehen zu können; denn jetzt hab' ich einen Schimmer von meinem alten Heinrich geſehen! (Sie nähert ſich ihm mit ausgeſtreckten Armen.)

(Hier geht die Thür auf und der Prediger tritt ein mit feierlicher Salbung, gefolgt von Anna und dem Candidaten.)

Der Prediger. Wir können nicht länger dem Drange unſeres Herzens widerſtehen, unſere Freude in Ihr Entzücken zu miſchen in dieſer hochgeſegneten Stunde des Wiederſehens.

Frau Worm (zurück). Herr Paſtor! my house is my castle!

Der Prediger. Wie beliebt! ſollte das Unmögliche doch möglich ſein? (Zu Worm): Ihre Frau hat alſo nicht —

Worm (unſicher). Herr Paſtor! meine Frau hat Recht —

Der Prediger. O — ich verſteh' das Ganze. Seht dieſen armen gefallenen Bruder, er kommt, um Liebe und Nachſicht zu finden; und Freunde — ja, Un-

befreundete ſchaaren ſich um ihn, begierig, ihm Theilnahme zu beweiſen. Aber ſie, ſie, die Einzige, von der er nach göttlichem wie menſchlichem Geſetze ein Recht hat, Alles zu fordern, ſie erwählt es, ihm mit Vorwürfen und harten Worten zu begegnen!

Anna (nähert ſich der Mutter). O Mutter! — kannſt Du ihm nicht vergeben?

Der Candidat (flüſtert Anna zu). Glaubſt Du nicht, daß die Anweſenheit der Kinder mildernd wirken würde?

Anna (halblaut zur Mutter). Erlaubſt Du's, darf ich Otto rufen?

Frau Worm (ſchüttelt mit dem Kopfe).

Der Prediger (hat Anna gehört). Wie — darf man einem Vater es verweigern, ſeine eigenen Kinder zu ſehen?

Worm (unwillkürlich). Ach ja — die Kinder!

Frau Worm (ſinkt in den Stuhl). Ach — ach! nun nehmen ſie mir ihn wieder, Stück vor Stück.

Der Prediger (gebieteriſch). Wahrhaftig — ich fürchte dies harte Weib nicht! — es giebt Etwas, das über Vater und Mutter ſteht: ich fühle die Kraft meines Berufs in mir. (Ruft in die Kinderſtube hinein.) Komm' herein, Otto! — Dein Vater iſt heimgekommen.

Frau Worm (erhebt ſich, wie der Knabe kommt). Komm' hierher, Otto! — (er geht zu ihr hin) bleib' bei Deiner Mutter!

Der Prediger (heftig). Hüten Sie ſich, Frau! Sie werfen Zwietracht in die zarteſten Beziehungen. Sie tödten die Pietät, die Zier der Jugend, unſer letztes Bollwerk gegen den Anſturm dieſer böſen Tage. — Darum ſag' ich zu dieſem jungen Menſchenkinde: Sieh' — da ſteht Dein Vater, den — trotz Allem — zu achten und zu lieben Dir ziemt; ſieh'! — er befiehlt nicht, er bittet, — er ſehnt ſich ſo innerlich darnach, Dich an ſein Vaterherz zu drücken! (Otto ſteht zweifelnd; der Candidat macht ihm Zeichen, er ſolle zum Vater gehen; Anna nickt unbeſtimmt; Worm ſtreckt die Hand aus, — da geht er einige Schritte.)

Frau Worm (ſieht es und ſinkt im Stuhl zuſammen, die Hände vor dem Geſicht). Allein!

Der Prediger (feierlich.) Endlich mußte auch dies ſtarre Herz ſich beugen! (Stellt ſich vor die Frau.) Ja — Frau Worm! allein! Das iſt eben das Wort, dies fürchterliche Wort, das ſpät oder früh denjenigen wie der Blitz trifft, der die Wege der Selbſtrechtfertigung und Selbſtzufriedenheit wandelt. Denn allein und ohne Hilfe können wir niemals den Weg durch des Lebens Verſuchungen und Gefahren finden. — Ach — meine Freunde! das Menſchengeſchlecht iſt ein ſchwacher und gebrechlicher Stamm; der Verſuchungen ſind viel und mancherlei; der Eine wird von dieſer Verſuchung, der Andere von jener überwältigt. Auch ein ſtrenges Gerechtigkeitsgefühl kann eine Verſuchung ſein, wenn es nicht mit der wahren Demuth gepaart iſt, der wahren Nachſicht gegen die Nächſten. Und wie viel Aufforderung haben wir nicht, wir — kurzſichtige Menſchen — nach-

ſichtig gegen einander zu ſein! Was wir ſehen, das iſt nur das Aeußere, Menſchliche. Wer weiß, ob nicht der, der durch Fehltritte auf den rechten Weg geführt wird, ob nicht er in all ſeiner Schwäche ein angenehmerer Anblick für den gerechten Richter iſt, als der, welcher, auf ſich ſelbſt vertrauend und ſeine Selbſtrechtfertigung, ſeinen Weg rein hält, — ja, wohl ſogar ausübt, was wir gute Thaten nennen müſſen. O Freunde! Laßt uns denn gegenſeitig einander mit dem Mantel der Bruderliebe und der Nachſicht decken; denn nur dies Eine wiſſen wir von einander, daß wir Alle ſo ſchwach ſind — o, ſo ſchwach!

Frau Worm (erhebt ſich mit Heftigkeit). Gelogen — Prieſter! So ſchwach ſind nicht die Menſchen; aber Sie und Ihresgleichen wollen ſie dazu machen. — Wahrhaftig! wenn man ein Mittel finden wollte, durch das der Wille gegenüber der Verſuchung machtlos wird, durch das der Charakter geſchwächt werden kann — man könnte keine ſicherere Methode ausdenken, als dieſe, beſtändig der Menſchheit vorzuſingen: — „O — wir ſind Alle ſo ſchwach!“ Durch dieſe Entſtellung einer ſchönen Lehre geſchieht es, daß man eine Brücke baut von dem beginnenden Laſter zur ſtarken Begierde, die das Verbrechen zeugt. — Und auf demſelben Wege führt man dann den Verbrecher durch eine Halbreue zurück in eine halbehrliche Geſellſchaft von mehr oder weniger ſchwachen Verbrechercandidaten. Dadurch iſt in der öffentlichen Moral die gähnende Kluft zwiſchen einem ehrlichen Manne und einem Schurken beinahe ausgefüllt, und die Menſchen fangen an zu glauben, daß eine haarſcharfe Grenze es iſt, die den betriebſamen Geſchäftsmann vom Verbrecher trennt. Aber das iſt keine Wahrheit! Denn der Glückliche, der *nicht* in Elend und Armuth aufgewachſen iſt, der hat keinen natürlichen Drang darnach, ſeine Hand in die Taſche des Nächſten zu ſtecken; und deshalb iſt es gerade die Charakterſchwäche, die zu ſolchem Verbrechen, wie das meines Mannes es iſt, verleitet, ein trauriger Beweis dafür, wie eine ſchlaffe Nachſichtsmoral die beſten Anlagen zu zerſtören vermag. (Der Prediger und die Verlobten ſind zurückgetreten; Otto ſteht hinter der Frau, Worm gegenüber. Sie ſetzt halblaut fort:) Aber noch iſt nicht Alles verloren; ich habe einen Hoffnungsſchimmer geſehen; noch kann die Reue — (indem ſie ſich plötzlich direct an Worm wendet, bricht ſie mit veränderter Stimme aus:) Denn Du haſt nicht bereut! — Hätteſt Du in Trauer und Scham bereut, da war ich die Letzte, die Du aufgeſucht hätteſt. In dem fernſten Winkel der Welt hätteſt Du Dich verborgen, froh, im Geheimen für die arbeiten zu dürfen, die Du ſo grauſam getäuſcht und verunehrt hatteſt. Und wenn Du Dich ſo elend fühlteſt, daß Du an Deine unſchuldigen Kinder und Deine rechtſchaffene Frau nicht denken konnteſt, ohne zu erröthen, — wenn Du kaum wagteſt, mir das zu ſenden, was Du in Müh' und Noth verdient, — da! — da wollt' ich meine kleine Schaar ſammeln und von dannen eilen über Meer und Land, durch den Lärm der Städte und das Gewühl der Menſchen zu Dir — zu Dir — Du geliebter Mann. Denn ich liebe Dich. Ich fühle all die Liebe in meiner Bruſt, die ich je für Dich in mir getragen; ich liebe Dich mit der unbegrenzten Anbetung des jungen Mädchens, mit der unerſchütterlichen

Freundſchaft der Ehefrau — ja, mit einem Etwas von der grundloſen Liebe einer Mutter zu ihrem armen verirrten Kinde. So iſt meine Liebe! — Und darum kämpfe ich dieſen harten Kampf für Dich, — kämpfe dafür, daß Du Dich ſelbſt wiederfinden kannſt; denn ich bin etwas mehr als die Dir geſetzlich verbundene Gattin, — ich bin Dein einziger, untrüglicher — unerſchrockener Freund!

**Worm** (macht einen Schritt nach dem Ausgange zu). Marie! ich verſteh' Dich jetzt — Dank für Alles! —

**Frau Worm** (indem ſie auf ihn zugeht). Sieh', ſieh'! ich hab' ihn mir wiedergewonnen! (Mit ausgebreiteten Armen.) O — Du mein eigener, einziger Heinrich!

**Worm** (auf den Knien vor ihr). Marie — vergieb!

**Frau Worm.** Ich vergebe Dir und ſegne Dich! Ich gebe Dir mit auf den Weg — die Liebe Deiner Kinder und Deiner Gattin. Die ſoll Dich umgeben, wo Du weilſt; Du ſollſt ſie einathmen wie eine reine Luft; — ſie ſoll Dich über die Abgründe tragen und Dir in Deiner letzten Stunde Frieden geben!

**Worm** (geht nach der Thür). Lebt wohl — Alle zuſammen! Leb' wohl, Marie!

**Die Anderen.** Leb' wohl — leb' wohl!

**Frau Worm.** Leb' wohl! — wir ſehen uns bald wieder! (Wie Worm an der Ausgangsthür iſt, ſagt ſie halblaut zu ihm:) Heinrich! willſt Du nicht durch die Kinderſtube gehen! (Er ſieht ſie dankbar an und geht ſchnell links hinaus.)

**Otto** (faßt ſeine Mutter an). Aber, Mutter! Mutter! muß er nun wieder von uns reiſen?

**Frau Worm** (ſtreicht ihm über's Haar). Nein, mein Junge! nun iſt Dein Vater auf dem Heimwege.

(Der Vorhang fällt.)

# Die Mutter J. S. Turgenjew's.

Familienerinnerungen von **W. Schitowa.**

Ueberſetzt von **A. Grebſt** in St. Petersburg.

(Schluß.)

Welche Epiſode ich auch aus meinem Leben bei Warwara Petrowna beſchreibe, eine jede hatte ihre düſtere Schattenſeite. So war unſer Leben im Ganzen. Frohes erlebten wir wenig.

Wer hat nicht „Mumu“ geleſen? eine der beſten Erzählungen Iwan Sſergejewitſch's in ſeinem „Tagebuch eines Jägers“. Wer kennt ihren Beſitzer „Geraſſim“ nicht? Die Erzählung dieſer beiden unglücklichen Geſchöpfe iſt keine Erfindung. Dieſes Drama hat ſich vor meinen Augen abgeſpielt, und hoffe ich, daß eine nähere Beſchreibung darüber, wie „Geraſſim“ oder, richtiger geſagt, „der ſtumme Andrei“ zu uns in's Haus kam, nicht ohne Intereſſe ſein dürfte.

Jeden Sommer begab ſich Warwara Petrowna auf die verſchiedenen Güter des Orlower, Tulaer und Kurſker Gouvernements, um die Verwaltung ihrer Beamten zu controliren. Dieſe Fahrten waren ziemlich langwierig, ſie nahmen oft über einen Monat in Anſpruch.

Als wir an einem der Dörfer vorüberfuhren, erblickten wir auf dem Felde einen ungewöhnlich großen Bauern. Warwara Petrowna ließ den Wagen halten und den Rieſen rufen.

Auf alle Fragen, die an ihn gerichtet wurden, ſtieß er unarticulirte Laute aus.

Es klärte ſich nun auf, daß er taubſtumm war; der herbeigerufene Dorfälteſte legte das beſte Zeugniß für ihn ab und äußerte ſich dahin, daß Andrei ein arbeitſamer, nüchterner und in jeder Hinſicht rechtſchaffener Bauer ſei, ohnerachtet ſeines Geburtsfehlers.

Ich glaube, daß dieſes Gebrechen eben Warwara Petrowna's Intereſſe am meiſten erregte. Sie beſchloß hier, ſofort ihn als Hausknecht zu ſich zu nehmen. Seit dieſem Tage erhielt er den Namen „der Stumme“.

Ob Andrei gerne ſeine Feldarbeit gegen den leichteren Dienſt im herrſchaftlichen Hauſe vertauſchte — weiß ich nicht. Und wäre ich damals älter geweſen,

ich hätte wohl auch nicht darüber nachgedacht. Es war damals etwas ganz Gewöhnliches, ſo ohne Weiteres einen Bauern in einen Bedienten umzuwandeln, oder ihn in die Lehre zu einem Handwerker zu geben. Meiſtens wurde es ſogar als eine Gnade angeſehen, und man kümmerte ſich nicht darum, ob er und ſeine Familie mit dieſer plötzlichen Veränderung zufrieden waren. So ging es mir auch dieſes Mal, es fiel mir nicht ein, „den Stummen“ zu bedauern, der ſo unerwartet ſeinen heimiſchen Feldern entriſſen wurde. Erſt nachdem ich „Mumu“ geleſen, erkundigte ich mich eingehender nach ihm, und da erfuhr ich, daß „der Stumme“ in der That anfangs ſehr traurig geweſen ſei, ſehr gelitten habe.

Ja! man mußte ſo mitfühlen mit den Leibeigenen, wie unſer unvergeßlicher Iwan Sſergejewitſch es that, um ſich in die Seele unſeres einfachen Volkes zu verſetzen! Er hatte doch erfahren, daß „der Stumme“ ſich grämte und oft weinte — wir hatten es nicht bemerkt. Allen iſt das traurige Loos ſeines Hündchens „Mumu“ bekannt, die Anhänglichkeit für ſeine Herrin aber blieb immer dieſelbe, er verzieh ihr ſogar den Tod desſelben. Eins nur war merkwürdig: nach dem tragiſchen Ende ſeines Lieblings ſah man ihn nie mehr einen Hund liebkoſen!

In demſelben Jahre — 1845 — wurde Warwara Petrowna von einem großen Kummer betroffen.

Gegen Ende des Winters zerfiel ſie gänzlich mit ihrem Schwager N. N. Turgenjew, der bis dahin unverheirathet geweſen und ihre ſämmtlichen Güter verwaltet hatte. 1846 heirathete er; ſie liebte es aber, nur Leute um ſich zu haben, die ſie allein als Mittelpunkt ihrer Gedanken betrachteten, und ſie trennten ſich daher als Feinde.

Die Beaufſichtigung und Verwaltung der Güter, ſowie andere Sorgen hatten Warwara Petrowna in eine ſo reizbare Stimmung verſetzt, daß es uns Allen ſchlecht ging in dieſem Jahre und unendlich ſchwer fiel, mit ihr zuſammen zu leben.

So z. B. fand ſie ein beſonderes Gefallen daran, ihre Dienerſchaft durch Fragen in Verlegenheit zu ſetzen und zu verwirren. „Was iſt das?“ — „Was bedeutet das?“ hörte man am häufigſten aus ihrem Munde. Die armen Leute, denen dieſe Fragen über ihr Verſtändniß gingen, wußten dann nicht aus, nicht ein.

Ein anderes Mal ſtellte ſie ſich an eins der Saalfenſter, das mit Blumen verziert war, und befahl, den Gärtner zu rufen.

Auf ihre Frage: „Was iſt das? was bedeutet das?“ ſchwieg derſelbe.

„Warum antworteſt Du nicht? Was iſt das?“

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau.“

„Schweig'! Wer ſoll es denn wiſſen?“

Die Verlegenheit des Unglücklichen wuchs.

„Haſt Du die Blumen begoſſen?“

„Ja!“

„Du lügſt! Was iſt das?" Dabei zeigte ſie auf einen der Blumentöpfe: „Wie haſt Du ſie begoſſen?"

„Ich habe alle begoſſen, gnädige Frau."

„Schweig'! Wie unterſtehſt Du Dich, mir grob zu antworten! Ihr habt Euch Alle verſchworen, mich in's Grab zu bringen! Ihr habt vergeſſen, daß ich Euch verſchicken kann! Ihr ſollt Alle in die Verbannung! Ruft Poljakow!"

Andrei Iwanowitſch erſchien dann, während ſeine arme Frau hinter der Thür ſtand und für ihren Mann zitterte.

Wieder dieſelben Fragen: „Was iſt das?" u. ſ. w. Nachdem ſich Warwara Petrowna an der Verlegenheit Poljakow's genugſam geweidet, fuhr ſie fort: „Was biſt Du für ein Haushofmeiſter? Was biſt Du mir für ein Diener, wenn Du dieſem Volke nicht Ehrfurcht gegen mich einflößen kannſt? Ihr wollt Alle in die Verbannung! Ihr ſollt Alle hin!" — So ging es Tag für Tag.

Der 28. October dieſes Jahres iſt bis jetzt im Gedächtniß aller noch Lebenden geblieben.

Die Geburts- und Namensfeſte der Familienglieder wurden immer gefeiert, auch wenn dieſelben abweſend waren.

So ſollte auch in dieſem Jahre am 28. October der Geburtstag Iwan Sſergejewitſch's in feſtlicher Weiſe nach althergebrachter Sitte begangen werden.

Dieſe Feier iſt ſchon häufig in den Chroniken der gutsherrlichen Familien beſchrieben worden. Ueberall und immer herrſchte derſelbe Brauch: ein langgedeckter Tiſch mit Piroggen, gebratenen Gänſen, Ferkeln, Fiſchen und dem unvermeidlichen Branntwein.

Am Eingange der langen Galerie, in welcher der Tiſch gedeckt war, ſtand ein Lehnſtuhl für Warwara Petrowna. Die Dienerſchaft mußte ſich der Reihe nach, ein Jeder nach ſeiner Stellung, vor ihr verbeugen, ihre Hand küſſen, ſodann ein Glas Branntwein nehmen und mit einer zweiten Verbeugung an der Herrin vorübergehen.

Auch dieſes Mal verlief die Ceremonie wie gewöhnlich, doch das Antlitz Warwara Petrowna's war finſter und weisſagte nichts Gutes.

An dieſem Tage feierte auch die Hauptcaſtellanin ihren Namenstag, Warwara Petrowna wußte, daß ſie Gäſte haben würde.

Gegen 9 Uhr Abends ertönte plötzlich der Ruf: „Die Herrin iſt krank! die Herrin liegt im Sterben! die Herrin verlangt den Prieſter!"

Als derſelbe erſchien, beichtete ihm Warwara Petrowna mit faſt erloſchener Stimme; auf ſeine Frage, ob ſie das Abendmahl zu nehmen wünſche, erklärte ſie, daß ſie mich zuerſt ſegnen und von der Dienerſchaft Abſchied nehmen wolle. Mit derſelben hinſterbenden Stimme befahl ſie Agathen, die Bilder ihrer Söhne vor ihr hinzuſtellen.

«Adieu Jean! Adieu Nicolas! Adieu mes enfants!» wiederholte ſie.

Ich ſtand kniend vor ihrem Bett und ſchluchzte. Als man ihr gemeldet, daß die Dienerſchaft da wäre, befahl ſie derſelben, der Reihe nach zu ihr zu treten.

Sie lag mit halbgeöffneten Augen und reichte Jedem die Hand zum Kuſſe; als der Letzte herantrat, fragte ſie, ob Alle dageweſen.

„Alle, gnädige Frau," antwortete Poljakow, der als Haushofmeiſter die Ordnung des Händeküſſens überwachen mußte.

„Ah — ah!" brachte Warwara Petrowna mühſam hervor.

Ich weinte noch immer.

„Hör' auf!" ſagte ſie zärtlich zu mir und legte ihre Hand auf meinen Kopf. „Hör' auf! Der liebe Gott iſt gnädig; ich werde vielleicht nicht ſterben — ich fühle mich beſſer. — Agathe! gieb mir Thee!"

Natürlich war ich, als Kind in Täuſchungen und Verſtellungen unerfahren, feſt überzeugt davon, daß ich meine theure Wohlthäterin verliere. Dem Doctor jedoch, Agathen und ihrem Manne war es nicht entgangen, daß es blos eine Komödie war, die Warwara Petrowna in Scene ſetzte; ſie begriffen nur nicht, zu welchem Zwecke. Die Löſung ließ indeſſen nicht lange auf ſich warten. Warwara Petrowna trank zwei Taſſen Thee, erlaubte dem Prieſter, ſich zu entfernen und blieb ganz ruhig liegen.

So verging etwa eine Stunde.

„Ruft Poljakow!" erſcholl plötzlich die ſchrille, Allen furchteinjagende Stimme.

„Nimm ein Blatt! Schreibe!"

Auf dem Tiſchchen neben ihrem Bett lag ein Käſtchen in Form eines Buches mit der franzöſiſchen Inſchrift «Feuilles volantes». Dasſelbe enthielt loſe Papierblätter, auf denen ſie entweder ſelbſt ſchrieb oder ihre Abſichten und Befehle niederſchreiben ließ. Poljakow entnahm demſelben ein Blatt und ſchrieb Folgendes unter Dictat ſeiner Herrin:

„Morgen früh ſollen alle unten Bezeichneten vor meinen Fenſtern Hof und Garten reinigen." Sie dictirte ihm die Namen aller Fehlenden und auch derjenigen, die etwas angeheitert erſchienen waren, um von ihr Abſchied zu nehmen. Darauf unterſchrieb ſie den Befehl eigenhändig.

„Hallunken, Trunkenbolde! Sie freuten ſich, daß ich ſterbe! Sie feierten den Namenstag!" ſagte ſie in höhnendem Tone.

Sie hatte vergeſſen, daß ſich Alle vor der Schreckensbotſchaft angetrunken hatten.

Am folgenden Morgen traten alle Schuldigen in grauen Kitteln und mit Kreidezeichen auf dem Rücken vor die Fenſter des herrſchaftlichen Hauſes und reinigten Hof und Garten. —

In dieſem Jahre geſchah es auch noch, daß wir, ſowie das ganze Spaſſkoje ohne unſer gewohntes Oſterfeſt blieben.

Als ich am Oſterſonntage erwachte und Glockengeläute vernahm, ſprang ich aus dem Bett, lief an's Fenſter, um wenigſtens durch die Läden den Oſtermorgen zu begrüßen.

„Wohin willſt Du?" ſchrie mich Warwara Petrowna an.

Das feinfühlende Ohr ſpürte Gewitter. Ich ſprang gewandt in's Bett zurück und bedeckte meinen Kopf mit der Decke.

Mama klingelte, Agathe trat ein.

„Was iſt das für ein Geläute?" fragte ſie. Aus Vorſicht oder in Ungewißheit über die Abſicht der Frage ſchwieg Agathe.

„Ich frage, was das für ein Geläute iſt."

„Es iſt Feiertag, gnädige Frau, — Oſtern!" war die ſchüchterne Antwort.

„Oſtern! Feiertag! Hättet ihr mich doch gefragt, ob ich an Oſtern denke. — Ich bin krank und traurig. Die Glocken beunruhigen mich. Laß ſie aufhören zu läuten!" ſchloß ſie zornig. — „Für mich exiſtirt keine Oſterwoche," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „ebenſo wenig für diejenigen, die bei mir leben. Laß dem Prieſter ſagen, daß ich krank bin und das Läuten nicht vertragen kann!"

So wurden wir unſerer Freude an dem Feſte beraubt. —

Im Jahre 1846 reiſte Iwan Sſergejewitſch in's Ausland, nachdem er von der Mutter eine ſehr beſcheidene Summe Geldes erhalten.

In den letzten Tagen vor ſeiner Abreiſe war er beſonders traurig und nachdenklich geſtimmt, ſo iſt er auch in meiner Erinnerung geblieben, ganz das Gegentheil von dem, was meine Vorſtellungen aus der Kindheit von ihm zurückbehalten hatten. Während einer der Unterhaltungen jener Tage mit ſeiner Mutter war ich unfreiwillige Zuhörerin.

„Ich begreife nicht, worüber Du ſprichſt," hörte ich die Stimme Warwara Petrowna's im Nebenzimmer; das Geſpräch hatte ſchon vor meinem Eintritt in dasſelbe begonnen, — „ich verſtehe Dich nicht. Meine Leute ſollen es ſchlecht haben? Was fehlt ihnen? Sie werden ausgezeichnet genährt, gekleidet und bekommen noch Gage! Glaubſt Du, daß die Leibeigenen überall Lohn erhalten?"

„Ich ſage auch gar nicht, daß ſie hungern und unbekleidet ſind," begann Iwan Sſergejewitſch zurückhaltend und gleichwie ſtotternd; „aber Alles zittert vor Dir . . ."

„Nun, was iſt denn dabei?" unterbrach ihn die Mutter in einem Tone, der deutlich zu ſagen ſchien: „ſo muß es auch ſein!"

„Aber, Mama, bedenke doch ſelbſt, wie demjenigen Menſchen zu Muthe ſein muß, der in beſtändiger Angſt lebt! Stelle Dir vor, das ganze Leben hindurch nur immer Furcht und Furcht empfinden zu müſſen."

„Was für eine Furcht? Wovon ſprichſt Du?" verſetzte aufgeregt Warwara Petrowna.

„Die Furcht, keinen Tag, keine Stunde ſeiner Exiſtenz ſicher zu ſein: — heute hier, morgen dort, wie Du befiehlſt! Das iſt doch kein Leben!"

„Ich verſtehe Dich nicht!"

„Nun z. B., Mama, könnteſt Du jetzt gleich irgend Jemanden in die Verbannung ſchicken?"

„Natürlich könnte ich es."

„Siehſt Du, worüber ſpreche ich denn? Du könnteſt es alſo!"

„Wenn er es verdient, verſchicke ich ihn."

„Aber wenn er es nicht verdiente, ſo wäreſt Du im Stande, es aus Laune auch zu thun?“

„Ja — verſteht ſich.“

„Da haſt Du den Beweis für meine Behauptung — ſie ſind Dir keine Menſchen, nur Sachen!“

„Sollte ich ſie vielleicht, Deiner Anſicht nach, freilaſſen?“

„Nein, weshalb? Das meine ich gar nicht, dazu iſt die Zeit noch nicht da! . . .“

„Und ſie wird auch nie kommen!“ entſchied Warwara Petrowna.

„Sie wird kommen — ſie wird beſtimmt kommen,“ fuhr Iwan Sſergejewitſch zornig auf und begann haſtig im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Setze Dich, Dein Gehen macht mich nervös, — meine Leute ſollen es ſchlecht haben,“ fuhr ſie gekränkt fort; „von wem haſt Du das gehört? Kann man ſie denn ohne Furcht halten?“

„Es iſt Vieles — Alles möglich! Iſt es denkbar, daß Du bei Deiner tiefen Menſchenkenntniß weder Liebe noch Anhänglichkeit in ihnen anerkennſt?“

„Was iſt Dir, Jean, biſt Du verrückt geworden? Von wem haſt Du gehört, daß ich . . .“

„Ich habe nichts gehört, ich theile Dir blos meine Anſichten im Allgemeinen mit, — ich finde, daß ein leibeigener Menſch — kein Menſch, ſondern eine Sache iſt, mit der man nach ſeiner Willkür umgehen kann. Dies iſt ein ſchrecklicher Zuſtand!“

„In wie fern denn?“ verſuchte Warwara Petrowna zu erforſchen.

„Wie ſoll ich Dir ſagen — übrigens laſſen wir das — Du biſt ja . . .“ und er begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Zu welchem Zweck haſt Du mir das Alles geſagt? fragte die Mutter hartnäckig weiter.

„So . . .“ Nachdem er einige Augenblicke ſtillgeſchwiegen, blieb er vor ihr ſtehen.

„Ich wollte des Bruders wegen mit Dir ſprechen, Mama; warum zürnſt Du ihm? Du weißt doch, daß er Geld braucht . . .“

„Das fehlte auch noch!“ brauſte Warwara Petrowna auf; „es hängt von ihm ab, wieder Alles zu haben.“

„Aber er kann doch ſeine Familie nicht . . .“ hub jetzt Iwan Sſergejewitſch an.

„Verlangſt Du nicht noch, daß ich auf ſeine Ehe eingehen ſoll?“

„Warum denn nicht?“

„Ich ſehe, Du biſt ganz verrückt geworden!“

Und nun überhäufte Warwara Petrowna ihren älteſten Sohn mit einer Fluth von Vorwürfen, wobei auch der jüngſte ſeinen Theil bekam. Iwan Sſergejewitſch beging darauf die Unvorſichtigkeit, der Mutter zu erzählen, daß über eins ſeiner Werke eine Kritik erſchienen ſei. Verſtand Warwara Petrowna

die wirkliche Bedeutung der Kritik nicht, oder wollte ſie die Gelegenheit benutzen, um über den Sohn herzufallen, genug, die Sache kam bis zum Doctor und den unvermeidlichen Tropfen.

„Dich, den Edelmann Turgenjew!“ ſchrie ſie, „kritiſirt irgend ein Pfaffenſohn!“

„Aber ich bitte Dich, Mama, wenn man mich kritiſirt, ſo bin ich in der literäriſchen Welt bemerkt worden. Ich bin keine Null, wenn man über mich ſpricht . . .“

„Wie, geſprochen? Wie haben ſie denn geſprochen? Sie haben Dich verurtheilt! Man wird Dich einen Narren nennen und Du wirſt noch dafür danken — nicht wahr? Wozu habe ich Euch dieſe Erziehung gegeben und Euch mit Profeſſoren und Gouverneuren umgeben? Der Eine hat mich eines Frauenzimmers wegen verlaſſen, das ihm gar nicht ebenbürtig war, der Andere, Du, mein Benjamin, biſt Schriftſteller geworden!“

Und nun folgten Thränen, Schluchzen und hyſteriſche Anfälle. Der Doctor erſchien mit ſeinen Tropfen, Iwan Sſergejewitſch erſchrak, küßte der Mutter die Hände und beruhigte ſie auf's Zärtlichſte.

„Nun hör' auf, Mama, verzeih' mir, es thut mir leid, daß ich dieſes Geſpräch begonnen.“

„Kann ich denn ruhig ſein, wie ſoll ich mich denn nicht gekränkt fühlen,“ fuhr Warwara Petrowna bekümmert fort, „Du willſt nun auch wieder in's Ausland . . .“

Und wieder überſchüttete ſie ihn mit Vorwürfen und verſuchte, ihm die Vortheile des Dienſtes, einer Heirath und des Lebens in Rußland vorzuſtellen.

Das waren die ſchwerſten Augenblicke für Iwan Sſergejewitſch; was konnte er der Mutter darauf erwidern?

Er ließ entweder den Kopf in die Hände ſinken und ſchwieg, oder er blickte voll Gram und Verzweiflung in den Zügen zu Boden. Er wußte, wie auch wir, recht wohl, daß die zeitweilige Güte und Nachſicht Warwara Petrowna's nur während der ſeltenen und kurzen Beſuche ihres Sohnes anhielten.

Wäre er länger geblieben, ſo hätten Herrſchſucht und Willkür bei ihr wieder die Oberhand gewonnen und er wäre ein ſtillſchweigender Zeuge deſſen geweſen, was er nicht ertragen konnte, und dem abzuhelfen er nicht vermochte. Leichter wäre Niemandem davon geworden — und ſo reiſte er denn ab.

1847—50.

Im Juni 1847 fuhren wir nach Spaſſkoje und blieben dort bis zum September 1849. Zur Schulzeit wurde ich immer nach Moskau geſchickt.

Indem Warwara Petrowna ſo viel für meine Erziehung that und mich mit Luxus umgab, deſſen ich gar nicht bedurfte, ließ ſie ihren Söhnen nichts zukommen.

Ihre Unzufriedenheit mit denſelben nahm immer mehr zu. Oft war ſie gewiß auch traurig über die Trennung von ihnen, wenn man dem Briefe Glauben ſchenken wollte, den ſie mir am 18. November 1847 ſchrieb: „Ich bin noch nie

ſo unruhig geweſen, ich fühle mich ſehr einſam ohne Dich. Wann werde ich in meiner Familie leben und Euch Alle, meine Kinderchen, bei mir haben? Von dreien ſehe ich keins!" —

Im September 1847 ſchrieb mir Warwara Petrowna über das Herannahen der Cholera. Der Ton dieſer wenigen Zeilen iſt ſcherzhaft und ſarkaſtiſch. Sie fürchtete Niemanden und nichts, und war von ihrer eingebildeten Machtſtellung ſo überzeugt, daß ſelbſt die Cholera, wie ſie meinte, ihrer Perſon nichts anhaben würde. Wir führten unſere gewohnte Lebensweiſe fort, machten dieſelben Spazierfahrten nach dem Mittag — Warwara Petrowna im offenen Landauer und wir Jungen entweder zu Pferde oder im Char-à-banc. Außer Beeren und Früchten vertilgten wir noch heimlich eine Menge verſchiedener roher Gemüſe — was aßen wir nicht Alles zuſammen!

Es war, als wenn Warwara Petrowna dieſen Heroismus auf uns übertragen, ſie hielt es nicht einmal für werth, von der Furcht vor der Cholera zu ſprechen. Dieſes Alles bewies deutlich, wie viel moraliſche Kraft ſie noch beſaß.

Gegen Ende Juli nahm die Epidemie ab, es begannen die Mariä-Himmelfahrtsfaſten und Mama empfand das Verlangen, zum Abendmahl zu gehen. Da die Spaſſkoje-Kirche kalt war, ſo wurde die Handlung in ihrem Betzimmer vorgenommen. Den 6. Auguſt ertönte ein feierliches Glockengeläute, der Prieſter ſchritt mit den Sacramenten aus der Kirche dem Hauſe zu. Ihm folgte, auf früher ertheilten Befehl, die geſammte Dienerſchaft. Als Alle in's Betzimmer eingetreten waren, das von einer Menge alterthümlicher, reicher Familien-Heiligenbilder erglänzte, ſtellte der Prieſter die Sacramente auf den Tiſch und wandte ſich zu Warwara Petrowna.

„Werden wir jetzt zur Beichte ſchreiten, gnädige Frau?"

„Ja, mein Vater!" antwortete ſie, indem ſie ſich bekreuzigte.

„Geht Alle hinaus," ſagte der Prieſter zu den Anweſenden.

„Es iſt nicht nöthig!" erwiderte entſchieden Warwara Petrowna.

Durch dieſe Worte entſtand Verwirrung; Einige wandten ſich zur Thür, Andere zögerten noch.

„Bleibt! Bleibt Alle!" rief Warwara Petrowna.

„Nach dem Kirchengeſetz darf die Beichte nur dem Geiſtlichen gegenüber vollzogen werden," proteſtirte zaghaft der Prieſter.

„Ich will aber vor Allen beichten!"

„Das iſt ja unmöglich," verſetzte etwas überzeugender der Geiſtliche.

„Ich aber ſage: es iſt wohl möglich!" verſetzte noch entſchiedener Warwara Petrowna und ergriff das Buch.

Nun las ſie mit lauter, vernehmlicher Stimme ein Gebet vor; als ſie es beendet, kehrte ſie ſich zu ihren Leuten: „Verzeiht mir," ſagte ſie und machte eine Verbeugung nach drei Seiten hin.

„Jetzt geben Sie mir das Abendmahl, mein Vater!" —

Einer Epiſode aus dem Jahre 1845 möchte ich hier noch gedenken. Unter

den vielen Bekannten und Verwandten, die Warwara Petrowna in Petersburg hatte, befand ſich eine Familie, in welcher eine der Töchter eine unglückliche Liebe für Nikolai Sſergejewitſch hegte. Die Mutter dieſes Mädchens verfolgte eifrig den Sohn der „reichen Turgenjew“ und hoffte mit Hilfe Warwara Petrowna's eine Trennung zwiſchen Nikolai Sſergejewitſch und Anna Jakowlewna herbeizuführen, deren Ehe noch nicht officiell bekannt war. Mit dieſer Abſicht ſchrieb ſie Warwara Petrowna, daß ihr Sohn «maritalement au grand scandale» der Petersburger Geſellſchaft mit Anna Jakowlewna lebe.

Dieſer Brief traf einige Tage nach Poljakow ein, der ſeiner Herrin mitgetheilt, daß der junge Herr allein und als Junggeſelle lebe.

Warwara Petrowna gerieth in unbeſchreibliche Wuth, mit dem Briefe in der Hand lief ſie in's Nebenzimmer ihres Cabinets und rief mit lauter Stimme:

„Poljakow!“

Bleicher denn der Tod erſchien der arme Andrei Iwanowitſch vor ihr.

„Du haſt mich betrogen und belogen!“ brachte ſie mit heiſerer Stimme hervor; Poljakow hatte noch nicht Zeit gewonnen, ein Wort zu ſeiner Rechtfertigung zu erwidern, als ſie bereits einen großen, ſchweren Stock ergriff, den hiſtoriſchen Stock ihres Onkels Iwan Iwanowitſch Lutowinow, mit welchem er ſeine Geldſäcke in der Vorrathskammer beklopfte (ſiehe „Drei Portraits“). In ihrem Zornesausbruch fühlte ſie nicht einmal die Schwere desſelben und ſchwang ihn über den Kopf ihres Haushofmeiſters. Noch ein Moment — und der Unglückliche wäre vielleicht tödtlich getroffen zu Boden geſtürzt, doch zum Glück kam hier ihr Schwager N. N. Turgenjew hinzu, der damals noch in Spaſſkoje lebte.

Er ſtürzte auf ſeine Schwägerin und ſtieß ihre Hand zur Seite, machte Poljakow ein Zeichen, ſich zu entfernen und lief ſelbſt nach Waſſer. Als er zurückkehrte, blickte ihn Warwara Petrowna mit matten Augen an und ſagte mit hohler Stimme:

„Ich danke Dir — Du haſt uns Beide gerettet.“

Am folgenden Tage erging der Befehl, Poljakow in's entfernte Dorf Topki zu ſchicken und ihn zum Schreiber zu degradiren. Er wurde weggeführt und mußte ſeine Frau, die ſich in geſegnetem Zuſtande befand, zurücklaſſen.

Der Winter ging zu Ende und das Oſterfeſt nahte heran, dasſelbe, das wir nicht feierten. In der ſtillen Woche gingen wir zum Abendmahl. Nachdem wir am Gründonnerstage dem Gottesdienſte beigewohnt hatten und den Abendmahlvers ſangen, verließ Warwara Petrowna plötzlich die Kirche und fuhr nach Hauſe.

Dort angekommen, begab ſie ſich im Pelz mit raſchen Schritten in's Ankleidezimmer, wo ſich gewöhnlich Agathe aufhielt.

Warwara Petrowna blieb gerade vor ihr ſtehen, beugte ſich vor ihr, indem ſie mit zwei Fingern die Erde berührte und ſagte:

„Verzeihe mir — zu den Feiertagen ſollſt Du Deinen Mann bei Dir haben!“

Agathe warf ſich auf die Knie vor ihrer Herrin und dankte ihr mit Thränen in den Augen, Warwara Petrowna kehrte darauf in die Kirche zurück und nahm beruhigten Gewiſſens das Abendmahl. . . .

* * *

Im Jahre 1848, als ich mich noch in Moskau in der Penſion befand, erhielt ich einen Brief von Warwara Petrowna, in welchem ſie mir mittheilte, daß ſie ihre Söhne zum Sommer in Moskau erwarte. Beſonders ſehnte ſie ſich nach Iwan Sſergejewitſch, deſſen Aufenthalt in Frankreich während der Februar-Revolution ſie mißbilligte. Ihre Erwartungen gingen leider nicht in Erfüllung, die Söhne kamen nicht. Die Hoffnung jedoch, ihren Liebling wiederzuſehen, wirkte ſo wohlthuend auf ſie, daß ſie wieder auf kurze Zeit gütiger und nachſichtiger wurde. Poljakows erwies ſie vorzugsweiſe Gutes — mit ihm ſcherzte ſie und berieth ſich, Agathe ließ ſie einſt zu ſich rufen und erkundigte ſich ſogar nach ihrer Geſundheit.

Auf die Antwort derſelben: „Ich fühle mich Gottlob wohl, gnädige Frau," fuhr Warwara Petrowna fort:

„Ich rief Dich, um Dir zu ſagen, daß Du Dein Töchterchen zum Andenken an meine ſelige Mutter „Katharina" taufen kannſt, außerdem erlaube ich Dir, dasſelbe ſelbſt zu ſtillen." —

Im Januar 1849 erneuerte Warwara Petrowna die Aufforderungen an die Söhne, nach Spaſſkoje zu kommen. Zweimal wöchentlich erhielt ich Briefe von ihr, und in jedem ſprach ſie die Hoffnung aus, daß im Sommer Alle bei ihr zuſammenkommen würden. Nikolai Sſergejewitſch wurde ſo halb und halb die Erlaubniß zur Heirath ertheilt, Iwan Sſergejewitſch endlich 600 Rbl. zur Reiſe geſchickt.

Anfang Juni brachte man mich zu den Sommerferien nach Spaſſkoje; dort waren bereits große Vorbereitungen zum Empfange der jungen Herrſchaften getroffen worden.

Der Flügel war renovirt, die Blumenbeete vor dem Hauſe verſprachen den reichhaltigſten Flor, die blühenden Pomeranzenbäume wurden in großen Kübeln um die Veranda geſtellt, die andere Seite des Hauſes von ſpaniſchen Kirſch- und Reine-Claude-Bäumen umgeben.

„Laßt ſie hier beim Hauſe ſtehen!" ſagte Warwara Petrowna; „Wanitſchka liebt die Früchte ſo ſehr, ich kann mich dann vom Fenſter aus weiden, wie er ſie ißt."

Die Flagge mit dem Turgenjew'ſchen Wappen auf der einen und dem Lutowinow'ſchen auf der anderen Seite wurde aufgehißt, als Zeichen, daß Warwara Petrowna zu Hauſe ſei und Gäſte empfange.

Eines Tages bemerkte ſie beim Spazierenfahren die Stelle, an der ſich einſt ein Teich befunden und auf welchem ihre Söhne als Kinder zu Boot gefahren. 1849 ſtellte derſelbe eine mit Gras bewachſene und von Pappeln umgebene Niederung vor.

Unverzüglich wurde nun der Befehl ertheilt, die Stelle zu reinigen und daſelbſt einen Pfoſten mit der franzöſiſchen Inſchrift «Ils reviendront» zu errichten. Alles war auf's Genaueſte ausgeführt und vollendet, nur die Worte der Inſchrift gingen nicht in Erfüllung. Nikolai Sſergejewitſch ſchrieb der Mutter in den zärtlichſten, ehrerbietigſten Ausdrücken, daß er bereit ſei, ihr ſein Leben und ſeine Kräfte zu weihen, wenn ſie ihm die Einwilligung zu ſeiner Ehe geben wolle. Iwan Sſergejewitſch ſandte ihr ebenfalls einen flehentlichen Brief und bat ſie um Reiſegeld, da die erhaltenen 600 Rbl. nicht einmal zur Deckung ſeiner Schulden hinreichten, die er während der drei Jahre gemacht, in denen er von der Mutter nichts erhalten.

Warwara Petrowna antwortete weder dem Einen noch dem Anderen.

* * *

Meine Erinnerungen gehen dem Ende des Jahres 1849, dem für die Familie Turgenjew ſo verhängnißvollen Zeitpunkte, entgegen.

Ich wurde mir mehr und mehr meiner ſonderbaren Lage im Hauſe Warwara Petrowna's bewußt. Ich genoß Alles in reichſtem Maße und ihre eigenen Kinder darbten.

Zudem vermochte ich es nicht mehr, ſo manche ihrer Handlungsweiſen gleichgiltig anzuſehen; nicht ſelten las ſie einen ſtummen Proteſt in meinen Augen. Sie duldete aber keinen Widerſpruch. — Auch ärgerte ſie die Liebe, die mir die Dienerſchaft entgegenbrachte; ſie ſuchte fortwährende Händel mit derſelben, um ſie dadurch gegen mich aufzureizen. Alles das, zuſammengenommen, bereitete mir ein qualvolles Leben.

Wir hatten einen alten Koch, den Warwara Petrowna ſehr ſchätzte, weil Niemand ſo gut ihren Geſchmack zu treffen wußte. Als ich eines Tages aus der Penſion nach Hauſe kam, ſpeiſte ich mit der Wirthſchafterin und Pflegerin Alexandra Michailowna Medwedjew allein zu Mittag; Mama war unwohl und hatte ſich das Eſſen für 6 Uhr beſtellt. Als man ihr das Mittagsmahl ſervirte, trat ich zu ihr ein.

„Nun, was habt Ihr heute gegeſſen?“ fragte Warwara Petrowna.

Ich beging die Unvorſichtigkeit, die Kohlſuppe zu loben.

„Gebt mir doch auch von derſelben zu koſten,“ befahl ſie.

Kaum hatten ihre Lippen den Löffel mit der unglücklichen Kohlſuppe berührt, als ſie ihn auch ſchon mit Widerwillen von ſich warf.

„Was iſt das für Zeug! Ruft Sſaveli!“

Der Koch erſchien in ſeiner tadelloſen Weiße. Zuerſt wurden die gewöhnlichen Fragen laut: „Was iſt das? was bedeutet das?“, auf welche der arme Alte keine Antwort finden konnte, dann folgten Scheltworte, Drohungen und eine ganze Reihe Mitleidsbezeugungen meinetwegen.

„Mein armes Mädchen!“ begann zärtlich Warwara Petrowna, „es lernt, müht ſich ab, kommt hungrig nach Hauſe und muß ſo ſchlechte Koſt eſſen! Man kann ja krank davon werden!“ Darauf folgten wieder Schmähworte.

Ich lief in's Nebenzimmer.

Es war nicht die erſte derartige Scene. Thränen erſtickten mich.

„Wozu dieſe Qualen — mein Gott!“ entrang es ſich meiner Bruſt.

„Warinka!“ hörte ich aus dem Schlafzimmer rufen.

Ich trat ein; der auf mich gerichtete Blick zog mich magnetiſch zum Tiſche, doch kaum war ich nähergetreten, als mir eine Kryſtallcaraffe in's Geſicht geſchleudert wurde. Ich wich ihr aus, ſie zerſchlug in tauſend Stücke — nur ein Splitter traf meine Flechte.

„Den Wagen!“ ſchrie Warwara Petrowna wüthend, „führt ſie in die Penſion zurück!“

Als ich ſie um Verzeihung bitten wollte, verhinderte ſie es, indem ſie mich zornig hinausgehen hieß.

Meine früheren Verweiſungen in die Orangerie oder in den Wintergarten wurden nun mit der in die Penſion vertauſcht.

Ende Auguſt kam Nikolai Sſergejewitſch, und endlich ertheilte ihm die Mutter die Erlaubniß zur Heirath, jedoch mit der Bedingung, daß er ſeinen Abſchied aus dem Regiment nehme, nach Moskau überſiedele und die Verwaltung ihrer Güter übernehme. Dafür wurden ihm alle möglichen Gnaden verſprochen.

Die Medwedjew erhielt den Auftrag, ein Haus zum Kauf für ihren Sohn zu ſuchen. Nachdem ſich ein ſolches gefunden und Handgeld gegeben worden war, und Nikolai Sſergejewitſch den Segen der Mutter nebſt etwas Reiſegeld erhalten, eilte er nach Petersburg, um Anna Jakowlewna die frohe Botſchaft zu überbringen.

Er trat aus dem Regiment und wartete nun auf Nachricht aus Moskau, um ſein neues Heim zu beziehen. Dieſe gütige Stimmung hielt indeſſen nach der Abreiſe des Sohnes nicht lange vor. Warwara Petrowna verfiel wieder in ihre frühere Mißſtimmung und beobachtete über den Hauskauf hartnäckiges Schweigen. Einmal verſuchte die Medwedjew, ſie daran zu erinnern, daß die Hausbeſitzerin die ganze Summe verlange, doch Warwara Petrowna antwortete ihr kurz: „Es hat noch Zeit,“ und ſchnitt jede weitere Erörterung dadurch ab.

Während deſſen ſchickte Nikolai Sſergejewitſch der Medwedjew einen Brief nach dem anderen, drückte ſeine Verwunderung über ihr beharrliches Schweigen aus und fragte, ob Alles im Hauſe bereit ſei, ihn zu empfangen.

Was war hier zu thun?

Die Medwedjew berieth ſich mit mir und wir beſchloſſen Folgendes:

Warwara Petrowna hatte eine Freundin und Verwandte, Anna Iwanowna Kirejewſkaja, die einen bedeutenden Einfluß auf ſie ausübte; zu ihr nahmen wir unſere Zuflucht und baten ſie, Warwara Petrowna auf irgend eine Art zu veranlaſſen, den Kauf des Hauſes zu Ende zu bringen.

Zwei Tage nach unſerer heimlichen Viſite kam die Kirejewſkaja zu uns;

nachdem ſie ſich mit Warwara Petrowna über die verſchiedenſten Dinge unterhalten, fing ſie inmitten des Geſprächs plötzlich zu lachen an.

Warwara Petrowna ſah ſie erſtaunt an.

«Pensez donc, cousine,» begann die Kirejewſkaja noch immer lachend (die ganze Unterhaltung ging franzöſiſch vor ſich); „denken Sie ſich doch, Couſine, was für Gerüchte in Moskau courſiren. Ich höre geſtern von einer Bekannten, daß die Seſſarewſkaja ihr Haus Jemand Anderes weiter verkauft habe (hier machte ſie eine Miene, als wenn ſie über den Namen nachſinne), nun habe ich ihn vergeſſen — mit einem Worte, nicht Ihnen . . . weil . . . Sie . . . une absurdité semblable — es iſt unglaublich . . . weil Sie ſich geweigert, den Kaufbrief zu unterſchreiben. Ich widerſtritt es natürlich und nahm Ihre Partei. — Sind Sie denn fähig, Ihr Wort zu brechen? Dem Sohne das Haus zu verſprechen, ihn zur Quittirung ſeines Dienſtes zu veranlaſſen und ſich dann zurückzuziehen? . . .“

Warwara Petrowna hörte das Alles ruhig an und zeigte ſelbſt einige Entrüſtung über dieſe Klatſcherei. Die Liſt der Kirejewſkaja gelang aber doch. Unverzüglich wurde die Medwedjew gerufen.

„Sage doch, Sſaſcha,“ fragte ſie ſie mit ſcheinbarem Staunen, „wann habe ich mich geweigert, Nikoluſchkin's Haus zu bezahlen? — Ich habe es wohl etwas hingezogen, aber ich bin ja ſo in Sorgen und Kummer“ — dabei führte ſie das Tuch an die Augen. — „Gehe ſofort zu Madame Seſſarewſkaja und ſage ihr, daß ich in dieſen Tagen meinen Bevollmächtigten zu ihr ſchicken und die Angelegenheit in Ordnung bringen laſſen werde.“ — Nun ſchmiedeten wir das Eiſen, ſo lange es heiß war. In zwei Tagen waren alle Formalitäten erfüllt, das Haus gekauft und die Papiere Nikolai Sſergejewitſch geſandt.

Die Mutter ſchrieb ihm einen zärtlichen Einladungsbrief: «Venez vous loger dans votre nouveau domicile, dans ce nid que vous m'avez bâti votre tendre mère.» Am Schluſſe fügte ſie noch hinzu: „Wenn es nöthig iſt, ſo nimm eine Franzöſin mit — die Frau Turgenjew's muß gut franzöſiſch ſprechen.“

Ende November ſiedelte Nikolai Sſergejewitſch mit ſeiner Frau, ſeiner Schwägerin und einer Franzöſin nach Moskau über.

Die Mutter empfing ihn ziemlich trocken — nach der Frau fragte ſie nicht. Anfangs beeilte ſie ſich nicht, dem Sohne eine paſſende unabhängige Stellung zu geben, doch ſpäter bewilligte ſie ihm weibliche und männliche Bedienung, ſowie Equipage, Pferde, Kutſcher u. ſ. w. Für das Haus ihres Sohnes führte ſie eine eigene Bezeichnung — es hieß: „jenes Haus“.

Einſt beging Jemand die Unvorſichtigkeit, Nikolai Sſergejewitſch und ſeine Frau „die jungen Herrſchaften“ zu nennen.

„Wer ſind die jungen Herrſchaften?“ fragte ſtreng Warwara Petrowna. „Iſt mein Sohn Iwan Sſergejewitſch angekommen? Wir haben nur einen jungen Herrn hier, das iſt mein Sohn Nikolai.“

Warwara Petrowna liebte ihre Schwiegertochter nicht und empfing ſie

nicht, zu einem Ausbruch in Worten kam ihre Abneigung aber nie, ſie war zu ſtolz, um Jemanden in ihre Familienangelegenheiten einzuweihen.

Der 4. December, der Tag unſerer gemeinſchaftlichen Namensfeſte, nahte heran. Da ich 16 Jahre alt wurde, war mir ein Tanzabend verſprochen worden. Warwara Petrowna ſagte ausdrücklich zu ihrem Sohne, daß ſie Alle einladen werde. Sie liebte es überhaupt, ihn mit trügeriſchen Hoffnungen hinzuhalten. Es wurden aber doch nicht Alle gebeten. Nikolai Sfergejewitſch erhielt den Befehl, früher zu erſcheinen, da er nach der Mutter die Hauptperſon war. Er empfand es bitter genug, allein ohne Frau in großer Geſellſchaft zu ſein, doch mußte er gehorchen. Inmitten des Tanzes ſtahl er ſich aber doch aus dem Saale fort, an welchen er durch den ſtummen befehlenden Blick der Mutter gebannt worden war.

Es vergingen Weihnachten, Neujahr — Tage, an welchen ſich die Familienglieder gewöhnlich vereinigen und verſöhnen, bei uns führten ſie keine Annäherung zwiſchen Mutter und Schwiegertochter herbei.

Den Sohn fuhr die Mutter fort zu quälen.

Er mußte jeden Morgen um 10 Uhr zu ihr kommen und bis gegen 3 oder 4 Uhr bei ihr bleiben, häufig verlangte ſie ihn auch des Abends zu ſehen. Dabei tröſtete ſie ihn oft mit den Worten: „Halte aus, es wird eine Zeit kommen, wo ich Alles für Dich thun werde, was Du wünſcheſt.“ — Sie nährte Hoffnungen in ihm und zerſtörte ſie mitleidslos ſogleich wieder.

Seine Lage in Moskau geſtaltete ſich dadurch unerträglich. Die Mutter hatte ihm den Haushalt eingerichtet, gewährte ihm aber nicht die Mittel, ſeine Familie zu unterhalten. Eines Tages erklärte er ihr, daß er kein Geld habe. Sie antwortete ihm:

„Warte — ſobald Dein Bruder kommt, werde ich die Güter unter Euch theilen und Jeder wird ſein Beſitzthum haben.“

Mich putzte ſie indeſſen immer mehr und mehr heraus und ſchenkte mir ſogar Brillanten für 28,000 Rubel.

Seit Anfang Februar ſagte Warwara Petrowna faſt jeden Tag: „Man muß Wanitſchka Geld ſchicken,“ doch ſchob ſie es von Tag zu Tag immer wieder auf und entſchuldigte ſich dann dadurch, daß ſie es vergeſſen.

Im Frühling erkrankte ſie ernſtlich, Inoſemzew*) beſuchte ſie faſt alle Tage und die Medwedjew verließ kaum ihr Schlafzimmer.

Eines Morgens rief mich Mama zu ſich:

„Heute wirſt Du nicht lernen,“ ſagte ſie mir, „Sſaſcha kann ich nicht entbehren, Du mußt allein in's Comptoir Zenker fahren und Iwan Geld ſchicken. Sei vorſichtig, verliere es nicht und bringe mir die Quittung.“

Mir ſchlug das Herz vor Freude. „Endlich!“ dachte ich.

Bis der Wagen angeſpannt wurde, war ich in der größten Angſt davor, daß Warwara Petrowna wieder ihren Vorſatz ändern könnte.

*) Berühmter Arzt in Moskau.

Der Wagen fuhr vor, ich trat in's Schlafzimmer und empfing das Geld. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich nicht sofort davonlief — zum Glück besann ich mich, daß ich jetzt in Mamas Augen eine gesetzte Person und kein 17jähriges Mädchen sein durfte.

Während der Fahrt blickte ich fortwährend aus dem Wagenfenster, in der Furcht, daß Warwara Petrowna Jemanden nachschicke, um mich zurückzurufen.

Der Kutscher, dem ich beständig zurief, er möchte rascher fahren, ärgerte sich sogar.

„Was ist Ihnen, Fräulein? Sollte ich denn wirklich nicht zu fahren verstehen? Sie eilen doch nicht zum Feuerschaden?"

Bei meiner heftig erregten Phantasie kam es, daß mich das Gefühl der Furcht selbst da nicht verließ, als ich in's Comptoir eintrat, dem ersten besten Herrn das Geld einhändigte und sagte:

„Für den Herrn Iwan Turgenjew nach Paris — bitte nur schnell, recht schnell!" . . .

Der Herr blickte mich verwundert an und bot mir einen Stuhl.

Nachdem ich die Quittung erhalten, kehrte ich beruhigten Herzens nach Hause zurück und erntete sogar unverdientes Lob.

„Gewöhne Dich, — gewöhne Dich," sagte Warwara Petrowna, „ich werde mit jedem Tage schwächer, — bald wirst Du meine Secretairin sein und meine Aufträge ausführen."

Bald darauf wurden Nikolai Sfergejewitsch und seine Frau von einem bösen Unfall betroffen. Sie waren im Petrowski-Part spazieren gefahren, die Pferde waren durchgegangen und hatten sie aus dem Wagen geworfen. Nikolai Sfergejewitsch erlitt Verletzungen an der Schulter und an den Füßen, Anna Jakowlewna fiel mit dem Gesicht auf die Steine und erhielt eine ziemlich gefährliche Wunde am Kopfe. Man trug sie halbtodt in eine fremde Datsche.

Spät Abends, als sie nach Hause gebracht wurden, drang die Schreckensbotschaft zu uns.

Warwara Petrowna befand sich in schrecklicher Aufregung und Unruhe, um so mehr, da sie selbst so unwohl war, daß sie nicht ausfahren konnte. Als sie sich etwas erholt, ließ sie dem Sohne sagen, daß sie ihn besuchen würde und gab ihm zu verstehen, daß sie ihn allein zu sehen wünsche.

Sie blieb ziemlich lange bei ihm; beim Weggehen näherte sie sich der Thür des Nebenzimmers, in welchem Anna Jakowlewna lag und sagte mit lauter Stimme: «Je vous soubaite de vous remettre au plus vite.»

Unterdessen wurde Iwan Sfergejewitsch von Tag zu Tag erwartet.

In einem seiner Briefe äußerte er der Mutter seine Freude, Alle wiederzusehen, bedauerte aber dabei die Abwesenheit seines Onkels, die eine empfindliche Lücke bilden werde.

Warwara Petrowna überließ es mir, ihren Schwager von der Ankunft seines Lieblingsneffen in Kenntniß zu setzen.

Seine liebevolle Antwort jedoch, in welcher ſich die Hoffnung auf Verſöhnung ausſprach, rührte Warwara Petrowna keineswegs; auch dieſes Mal ließ ſie ihm durch mich mittheilen, daß wir den Sommer Alle in Spaſſkoje verbringen und uns dort vermuthlich wiederſehen werden, ein Wort der Einladung folgte nicht von ihrer Seite.

Die gewünſchte Vereinigung in Spaſſkoje fand leider nicht ſtatt. Dieſer Sommer war der traurigſte und ſchwerſte für uns Alle.

Im Hauſe Turgenjew ſpielte ſich ein Familiendrama ab, das noch jetzt in der Erinnerung aller Lebenden und ſchwer auf dem Herzen der Verſtorbenen bis zum letzten Augenblick gelaſtet hat.

* * *

Im Frühjahr war Iwan Sſergejewitſch bereits in Petersburg. Durch verſchiedene Umſtände wurde er dort ziemlich lange aufgehalten, was der Mutter ernſtliche Beſorgniß einflößte.

Doch endlich kam ihr Benjamin an. Die Thränen der Freude und des Entzückens nahmen kein Ende. Hier ſah ich Iwan Sſergejewitſch als 17jähriges Mädchen wieder. Bei der erſten Begegnung umarmten wir uns nach alter Art, doch konnten natürlich nicht mehr die früheren kindlich-freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen uns herrſchen — wir waren uns gegenſeitig fremder geworden, außerdem ließen unſere Jahre nunmehr keine Vertraulichkeit zu.

Im Anfang ging Alles gut. Warwara Petrowna ſchwamm in Wonne, das ganze Haus erhielt einen feſtlichen Anſtrich.

Damals erweiterte ſich der Bekanntenkreis Iwan Sſergejewitſch's um ein Bedeutendes. Er war ſchon bekannt geworden (es muß übrigens bemerkt werden, daß er es wohl in Moskau war, aber nicht bei uns im Hauſe — bei uns las man ihn nicht), es regnete förmlich Einladungen von allen Seiten und er ſpeiſte ſelten zu Hauſe. Die Morgenſtunden nur widmete er der Mutter, die auch keine weiteren Anſprüche an ihn erhob, ihre Geſundheit erlaubte es ihr nicht mehr, Gäſte zu empfangen, und war es daher bei uns, aufrichtig geſagt, ziemlich langweilig.

Die beſtändige Abweſenheit Iwan Sſergejewitſch's vom Hauſe fand aber durchaus nicht den Beifall bei einer gewiſſen Dame, die vor Jahren der Gegenſtand der jugendlich-feurigen Liebe Iwan Sſergejewitſch's geweſen war. Seine Liebe hatte übrigens damals dem Ehrgeiz der Schönen nicht geſchmeichelt; ſie beachtete den nach ihr ſeufzenden Jüngling gar nicht. Als Iwan Sſergejewitſch aber dieſes Mal aus dem Auslande zurückkehrte, wo ſich ihm eine glänzende Laufbahn eröffnete, da war ſie anderen Sinnes geworden. Die Schöne erinnerte ſich, daß dieſer ſo gefeierte Turgenjew als Jüngling für ſie geſchwärmt.

Wollte ſie ſeine frühere Liebe wiedererwecken, oder war es der Wunſch, Iwan Sſergejewitſch wiederzuſehen und zu ſich einzuladen, um ſagen zu können: „Turgenjew iſt bei mir geweſen“ — genug, der Verkehr dieſer Dame mit Warwara Petrowna, der ſich in letzter Zeit auf zwei, drei Beſuche jährlich be-

ſchränkt hatte, geſtaltete ſich plötzlich wieder ſehr lebhaft. Ihr Wagen ſtand häufig vor unſerem Hauſe und ihre Beſuche währten ziemlich lange, leider brachten ſie ihr aber nicht, was ſie wünſchte — da ſie Iwan Sſergejewitſch nie zu Hauſe traf. Nach mehreren mißglückten Beſuchen entſchloß ſie ſich, zu der im geſellſchaftlichen Codex nicht bezeichneten Stunde zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends zu kommen, wohl berechnend, daß, wenn Iwan Sſergejewitſch zu Hauſe geſpeiſt, er noch nicht Zeit gehabt haben würde, ſich zu entfernen.

Ungeachtet ihrer 40 Jahre trug ſie noch die Spuren früherer Schönheit. Ihre Toilette war nicht ganz ihrem Alter entſprechend — ſie hatte ein weißes Mouſſelinkleid nebſt roſa Gürtel und ein ſchwarzes Spitzentuch um die Schultern.

„Ich wollte nicht vorüberfahren, ohne mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Warwara Petrowna," ſagte ſie eintretend. «Vous me pardonnez cette toilette champêtre. Je vais passer la soirée chez ma soeur au parc. Et puis il fait si chaud, je n'ai pu mettre que cela.»

Warwara Petrowna gab ſich den Anſchein, als glaubte ſie ihr, obgleich ihrem Scharfblick nicht entging, daß dieſe toilette champêtre eine abſichtliche war und antwortete ihr mit feinem Lächeln: «Vous n'en êtes que plus belle, vous me rappelez vos dix-sept ans.»

Unglücklicherweiſe wurde ihr auch dieſes Mal eine Enttäuſchung zu Theil.

Wir hatten an dieſem Abend einen Ritt im Park vor und uns zu dem Zwecke vorbereitet, die Pferde ſtanden geſattelt vor der Thür und meine Geſellſchafterin Madame Schröder ſaß bereits im Wagen, um uns zu begleiten.

Nachdem ſich Iwan Sſergejewitſch mit dem Gaſte ſeiner Mutter begrüßt und ihr einige Liebenswürdigkeiten geſagt, wandte er ſich zu mir:

„Nun, Warinka, reiten wir? Es iſt bald 7 Uhr." — Wir erhoben uns.

Am folgenden Tage weckte die Mutter den Sohn und warf ihm ſeine Gleichgiltigkeit vor: «Pour une femme qui frise la quarantaine, elle est très belle encore. Elle a fait tant de frais pour vous, et vous avez été fort peu aimable.»

Iwan Sſergejewitſch ſaß am Schreibtiſche der Mutter und zeichnete etwas mit der Bleifeder.

„Ja!" ſagte er, „ich war damals ein dummer Junge und doch litt ich ſchon. Ich erinnere mich, daß mir das Herz zerſpringen wollte, wenn ſie an mir vorüberging. Dieſe goldenen Zeiten kehren nie wieder! Jetzt liebt man nicht mehr ſo. Das jugendliche Feuer, das ſich mit einem Blicke, einer Blume begnügte, iſt vorüber!"

Ich trat zum Tiſche, an dem er ſaß. Vor ihm lag ein beſchriebenes Blatt Papier. Ich bückte mich, um zu leſen — die Verſe lauteten:

„Ich dachte nicht, daß einſt,
Nachdem ich Dich verlaſſen,
Das Schickſal uns noch lehrt,
Die längſt erloſchene Lieb' zu haſſen."

Der Julimonat trat heran. Nikolai Sſergejewitſch's Verhältniſſe wurden immer kritiſcher.

Auch Iwan Sſergejewitſch war dermaßen materiell beſchränkt, daß er nicht einmal ſeine Freunde mit einer Flaſche Wein wieder bewirthen konnte, wenn ſie ihn aufgenommen hatten. Mehr als einmal lieh er vom Comptoiriſten und dem Arzte 30—50 Kopeken, um den Fuhrmann zu bezahlen.

Dieſe Geldnoth zwang endlich die beiden Brüder, ſich wieder an die Mutter zu wenden.

In der zarteſten Weiſe baten ſie ſie, ihnen ein, wenn auch noch ſo geringes Einkommen zu beſtimmen, damit ſie ihr Budget darnach eintheilen könnten.

Warwara Petrowna hörte ſie ruhig an und verſprach, ihren Wunſch zu erfüllen.

Indeſſen verging ein Tag nach dem anderen, ohne daß ſie auf den Gegenſtand zurückkam.

Iwan Sſergejewitſch erneuerte das Anliegen.

„Ich bitte Dich nicht ſo ſehr für mich, als vielmehr für meinen Bruder," ſchloß er das Geſpräch darüber.

„Ich werde mir mit meinen Arbeiten und Ueberſetzungen durchhelfen — aber er wird bald nichts zu eſſen haben!"

„Ich werde Alles, Alles arrangiren!" verſprach Warwara Petrowna, „Ihr ſollt Beide mit mir zufrieden ſein."

Und in der That wurde bald darauf dem Comptoiriſten der Befehl ertheilt, auf einem Blatt Papier zwei Schenkungen niederzuſchreiben, nach welchen das Gut Sitſchewo dem Sohne Nikolai und das Gut Kadnoje dem Sohne Iwan zur Verfügung geſtellt wurde.

Nachdem ſie den Söhnen den Entwurf vorgeleſen, fragte ſie:

„Seid Ihr nun zufrieden mit mir?"

Nikolai Sſergejewitſch ſchwieg ſtill — Iwan Sſergejewitſch antwortete:

„Natürlich werden wir zufrieden und dankbar ſein, Mama, wenn Du das geſetzlich beſtätigen laſſen wirſt."

„Das heißt: wie geſetzlich?" fragte ſie.

„Wozu ſoll ich Dir das erklären, Mama, Du weißt ſelbſt, was geſetzlich beſtätigen heißt; wenn Du wirklich etwas für uns thun willſt, ſo weißt Du auch, wie man es zu machen hat."

„Ich verſtehe Dich nicht, Jean, was verlangſt Du noch von mir? was noch? Ich gebe Euch Jedem ein Gut, — ich verſtehe nicht . . ."

Warwara Petrowna liebte den Ausdruck „ich verſtehe nicht" gerade dann zu gebrauchen, wenn ſie ſehr gut begriff, was man von ihr verlangte. Iwan Sſergejewitſch ging ein paar Mal durch's Zimmer und entfernte ſich darauf.

„Nicolas! Was bedeutet das?" fragte Warwara Petrowna in gekränktem Tone.

Nikolai Sſergejewitſch erhob ſich, wollte etwas antworten und lief auch aus dem Zimmer.

Die Söhne hatten nicht allein Grund, unzufrieden, ſondern geradezu empört über die Handlungsweiſe der Mutter zu ſein.

Der Comptoiriſt hatte ihnen nämlich heimlich mitgetheilt, daß am ſelben Morgen den Dorfälteſten der beiden Güter der Befehl geſandt worden war, unverzüglich alles Korn von den geſchenkten Gütern zu verkaufen und ſich nicht durch die billigen Preiſe abſchrecken zu laſſen. Dem Hauptverwalter in Spaſſkoje aber war ein weiterer Befehl ertheilt, über den raſchen Verkauf des Korns zu wachen und das gelöſte Geld ſofort auf den Namen Warwara Petrowna's nach Moskau zu ſenden.

Was blieb denn in den geſchenkten Gütern? Nicht ein Körnchen für die nächſte Ausſaat. Die Brüder verließen enttäuſcht das Haus — Iwan Sſergejewitſch kehrte nicht zu Mittag zurück.

Als die Söhne fortgegangen waren, blieb Warwara Petrowna mit ihrem Comptoiriſten im Cabinet, um die Schenkungsacte in's Reine zu bringen. Um fünf Uhr desſelben Tages wurde ich in „jenes Haus" geſchickt, um die Söhne zu 8 Uhr Abends einzuladen.

Ich fand Alle beim Mittagstiſche verſammelt; den verſtörten Geſichtern der Brüder, den verweinten Augen Anna Jakowlewna's und ihrer Schweſter aber ſah man an, daß die Speiſen blos gewohnheitsgemäß aufgetragen worden waren und unberührt blieben.

Iwan Sſergejewitſch war traurig, aber ruhig; Nikolai Sſergejewitſch, der ſich in allen Dingen aufgeregter zeigte, raufte ſich faſt die Haare vor Kummer und Verzweiflung über ſeine traurige Lage.

Als ich ihnen den Zweck meines Kommens mitgetheilt, fragte mich Iwan Sſergejewitſch, ob eine Veränderung in den Schenkungsacten vorgenommen und ein Advocat zugezogen worden wäre?

Ich antwortete der Wahrheit gemäß, daß ſie blos in's Reine geſchrieben, von Warwara Petrowna unterſchrieben worden und ſie auf die Bemerkung ihres Geſchäftsbevollmächtigten, daß dergleichen Acte keine geſetzliche Kraft hätten — geantwortet habe:

„Unſinn!"

„Es iſt alſo Alles ſo geblieben, wie es war," ſagte Iwan Sſergejewitſch tonlos vor ſich hin.

Nikolai begann nun mit Thränen in den Augen zu klagen, daß er gezwungen ſei, nach „Turgenjewo", dem Erbtheil ſeines Vaters, zu ziehen, die Einkünfte desſelben wollte er mit dem Bruder theilen.

„Ich brauche nichts," unterbrach ihn Iwan Sſergejewitſch, „Du wirſt ſelbſt kaum genug zum Leben haben."

„Iſt es nicht ſchrecklich, daß ich gegen meine Mutter auftreten muß . . . wenn ich meine Anſprüche auf das Erbtheil erhebe — ſie hat bis jetzt Alles verwaltet — es wird wie eine Klage ausſehen. — Soll ich wieder nach Petersburg — in's Regiment treten. . . . Man wird ſagen — die Mutter hat be . . .

Er ſprach es nicht aus, warf ſich auf das Sopha und bedeckte das Geſicht mit den Händen.

Es entſtand eine peinvolle Stille, die durch das Schluchzen Anna Jakowlewna's unterbrochen wurde.

„Nun, Bruder, wir wollen doch wenigſtens hingehen," überredete ihn Iwan Sſergejewitſch mit ſanfter Stimme.

„Ich weiß nicht . . ." ſagte hoffnungslos Nikolai Sſergejewitſch.

Ich rieth ihnen, beſtimmt um 8 Uhr zu kommen und ſprach ſogar die Hoffnung auf eine glückliche Wendung der Dinge aus, obgleich ich ſelbſt nicht daran glaubte. Ich befürchtete ein ernſtes Zerwürfniß zwiſchen Mutter und Söhnen, wenn ſie nicht kämen. Beide verſprachen zur beſtimmten Stunde zu erſcheinen.

„Nun?" fragte Warwara Petrowna, als ich zu ihr eintrat.

„Sie werden kommen," gab ich zur Antwort.

„Wie waren ſie?"

„Ganz wie gewöhnlich; ſie ſpeiſten, als ich kam."

„Sie haben doch gewiß über etwas geſprochen?"

Dabei ſah ſie mich ſo mißtrauiſch und forſchend an, daß ich die Augen ſenken mußte.

„Warum ſchweigſt Du? Was iſt Dir? — Was iſt geſchehen?"

Dieſe letzte Frage genügte. Die Scene bei den Söhnen, während welcher ich meine Thränen zurückgehalten, um nicht mit verweinten Augen nach Hauſe zu kommen, dieſes qualvolle Verhör von Mama — hielten meine Nerven nicht aus. Ich fühlte, wie meine Kehle zuſammengeſchnürt wurde — wie etwas Warmes heraufſtieg — ein Schrei entfuhr meinen Lippen. Warwara Petrowna ſtürzte erſchreckt auf mich zu.

Ich ergriff ihre Hand und wollte etwas ſagen . . . ein Blutſtrom entquoll meinem Munde.

„Porphiri! . . . Wer iſt da? Was iſt ihr?" ſchrie Warwara Petrowna.

Der Arzt und die Medwedjew ſtürzten herbei, legten mich auf den Divan und nun mußte auch ich die berühmten Kirſchlorbeertropfen koſten. Porphiri Timofejewitſch beſtand endlich darauf, daß ich an die Luft käme; hier fühlte ich mich bald erleichtert.

Um 8 Uhr kamen die Söhne, ich ſtand auf der Lauer.

Daß Warwara Petrowna ſich Mühe geben würde, den Grund meines Unwohlſeins zu erfahren, deſſen war ich ſicher und ich wollte es verhindern.

„Was iſt bei Euch vorgefallen?" — mit dieſen Worten ging ſie ihnen entgegen — „Warinka kam ganz krank nach Hauſe, ſie hatte einen Blutſturz. . . . Was iſt bei Euch geſchehen? . . . Ich verſtehe nichts . . ."

„Nichts iſt dort vorgefallen, Mama, es war ſehr luſtig dort," ſagte ich raſch, bevor Jemand Zeit gefunden, zu antworten.

„Schweig'!" ſchrie ſie mich an, „Du wirſt nicht gefragt! — Hinaus!"

Ich trat beruhigt in den Saal; jetzt wußten die Brüder, daß die Mutter ihren Entschluß, nach Turgenjewo zu ziehen, nicht kannte.

Iwan Sſergejewitſch folgte mir auf dem Fuße. Auf ſeinem Geſicht lag ſo viel Güte und Theilnahme, er nahm meine Hand und blickte mir fragend in die Augen.

Ich flüſterte ihm ganz leiſe: „ſpäter, ſpäter" zu — er begab ſich in's Gaſtzimmer.

Im Saale war der Theetiſch gedeckt.

Die Medwedjew trug Warwara Petrowna eine Taſſe hinein; der Diener reichte den Söhnen den Thee. Aus dem Gaſtzimmer hörte man das Klappern der Löffel und das Geräuſch, verurſacht durch das Miſchen der Karten, mit denen Warwara Petrowna patience auslegte. Das Schweigen dauerte ziemlich lange. Sie war die Erſte, die dasſelbe unterbrach und zwar begann ſie ein Geſpräch über die verſchiedenen Gattungen Thee, welche ſie liebte und die nicht nach ihrem Geſchmack waren, darauf ging ſie noch auf einige unbedeutende Themata über — die Söhne antworteten ihr lakoniſch. Man fühlte, daß alle Drei an etwas Anderes dachten.

Madame Schröder, die Medwedjew und ich ſaßen im Saale und horchten lautlos auf das, was im Nebenzimmer geſprochen wurde.

Endlich klingelte Warwara Petrowna.

„Ruft Leon Iwanowitſch!" befahl ſie dem eintretenden Diener.

„Bringe!" ſagte ſie kurz dem ſich in der Thür zeigenden Comptoiriſten.

Einige Augenblicke darauf überreichte Leon Iwanowitſch ſeiner Herrin zwei Couverts auf einem Theebrett.

Sie las die Aufſchriften und gab eins Nikolai Sſergejewitſch, das andere Iwan Sſergejewitſch. Es vergingen wieder einige Augenblicke — Beide hielten die Couverts in den Händen. Iwan Sſergejewitſch rückte etwas weiter vom Tiſche.

„Leſ't doch!" verſetzte Warwara Petrowna ungeduldig.

Die Söhne gehorchten. Wir vernahmen das Geräuſch der Papiere.

„Nun — bedankt Euch doch . . ." dabei ſtreckte ſie die rechte Hand Nikolai Sſergejewitſch, die linke Iwan Sſergejewitſch aus. Erſterer küßte ſie ſtillſchweigend, faſt mechaniſch. Ob Iwan Sſergejewitſch dieſelbe aber nicht geſehen — genug, er ließ ſie unberührt.

Nach einigen Secunden erhob er ſich, trat durch die offene Thür auf den Balcon, dann wieder in's Zimmer und plötzlich einen Entſchluß faſſend, ging er haſtig auf die Mutter zu.

«Bonne nuit, maman!» ſagte er ruhig, wie er als Kind ſprach, mit keinem Wort oder Blick zeigend, daß er den Verrath der Mutter kannte.

Sie ſegnete ihn, ſo wie ſie es jeden Abend mit uns Allen that, er verließ mit raſchen Schritten das Zimmer und begab ſich nach oben. Nikolai Sſergejewitſch blickte noch immer ſinnend vor ſich hin.

Als ich Mama „Gute Nacht" wünſchen ging, legte ſie noch immer patience

aus, doch zitterten ihre Hände merklich und die zuſammengezogenen Brauen zeugten von zurückgehaltenem Zorn.

Gleich nach mir erhob ſich auch Nikolai Sſergejewitſch, doch ging er nicht nach Hauſe, ſondern zum Bruder hinauf. Dort beſchloſſen ſie endgiltig, ihr Recht auf Turgenjewo zu erheben.

So wäre faſt Alles ruhig vorübergegangen — die Söhne hätten der Mutter keine weiteren Vorwürfe gemacht, wenn Warwara Petrowna nicht ſelbſt den ſanften, gutmüthigen Iwan Sſergejewitſch gezwungen hätte, ihr alles das zu ſagen, was ſich ſeit Jahren in ſeinem Herzen angeſammelt. Als er am folgenden Morgen die Mutter begrüßte, theilte er ihr mit, daß er die Abſicht habe, auf's Gut zu fahren, da die Jagd begonnen, und rieth ihr, ebenfalls das dumpfe Moskau zu verlaſſen. Abſichtlich vermied er es, das geſtrige Geſpräch zu berühren und ſchwieg daher auf mehrere bezügliche Fragen der Mutter.

„Sage doch, Jean! warum dankteſt Du mir geſtern nicht für das Geſchenk?"

Iwan Sſergejewitſch ſchwieg.

„Warſt Du wieder unzufrieden mit mir?"

„Ich bitte Dich, Mama," hub er endlich an, „laſſen wir dieſes Geſpräch — wozu dieſe . . ."

„Warum ſprichſt Du Dich nicht aus?"

„Mama, ich flehe Dich an — laſſen wir das. Ich verſtehe wohl zu ſchweigen, lügen und mich verſtellen kann ich aber nicht . . . wie Du es willſt . . . das iſt mir unmöglich . . . zwinge mich nicht zu ſprechen . . . es fällt mir zu ſchwer . . ."

„Ich begreife nicht, was Dir ſo ſchwer fällt," fuhr ſie unerbittlich fort. — „Das kränkt mich. . . . Ich thue Alles für Euch und Ihr ſeid unzufrieden."

„Thue nichts für uns. Wir bitten Dich jetzt um nichts . . . laß Alles ruhen . . . wollen wir ſo weiter leben, wie wir gelebt."

„Nein, nicht ſo, wie wir gelebt! Ihr habt nun das Eurige," ſetzte ſie fort ihn zu quälen.

„Wozu — ſage mir — wozu ſagſt Du das?" fuhr Iwan Sſergejewitſch endlich heftig auf, „wir beſaßen geſtern nichts und beſitzen auch heute nichts — Du weißt das ſelbſt am beſten."

„Wieſo nichts!" ſchrie Warwara Petrowna auf, „Dein Bruder hat ein Gut und ein Haus, und Du haſt ein Gut!"

„Ein Haus? Weißt Du auch, daß er zu ehrenhaft iſt, dasſelbe als ſein Eigenthum zu betrachten? Er kann die Bedingungen nicht erfüllen, unter welchen Du es ihm gegeben. . . . Du verlangſt, daß er es bewohne, und gewährſt ihm keine Mittel zum Leben!"

„Wie? — aber das Gut!"

„Was für ein Gut? Weder haſt Du uns etwas gegeben, noch wirſt Du uns etwas geben! Deine Schenkungsacte, wie Du ſie zu nennen beliebſt,

entbehren jeder Kraft; morgen kannſt Du uns das nehmen, was Du uns heute geſchenkt. . . . Und wozu auch? . . . Die Güter, Alles gehört Dir . . . ſage uns lieber einfach: ich will Euch nichts geben — und Du wirſt keine Silbe weiter von uns hören . . . wozu dieſe Komödie?"

„Du biſt verrückt geworden!" ſchrie Warwara Petrowna, „Du vergißt, mit wem Du ſprichſt!"

„Ich wollte ja auch nichts ſagen, ich wollte ſchweigen. Glaubſt Du, daß es mir leicht geworden, Dir dieſes Alles zu ſagen? Ich bat Dich, es ruhen zu laſſen."

Seine Stimme klang ſo traurig — er hielt die Thränen mühſam zurück.

„Der Bruder thut mir leid," fuhr er nach kurzem Stillſchweigen fort, „warum haſt Du ihn unglücklich gemacht? Du erlaubteſt ihm zu heirathen, bewogſt ihn, den Dienſt zu verlaſſen und mit ſeiner Familie hierher zu ziehen. — Er lebte doch dort von ſeiner Arbeit, hat Dich um nichts gebeten und war verhältnißmäßig ruhig, glücklich . . . ſeit dem erſten Tage ſeiner Ankunft hier läßt Du ihn darben und quälſt Du ihn fortwährend."

„Wodurch? — ſage, wodurch?" fragte aufgeregt Warwara Petrowna.

„In Allem!" rief voller Verzweiflung Iwan Sſergejewitſch, „wen quälſt Du denn nicht? Alle! Wer athmet frei in Deiner Nähe?" — er begann mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder zu gehen. — „Ich fühle, daß ich Dir das nicht ſagen ſollte . . . ich bitte Dich, laſſen wir . . ."

„Das iſt alſo Eure Dankbarkeit für Alles . . ."

„Wieder, Mama, wieder willſt Du nicht begreifen, daß wir keine Kinder ſind, daß uns Deine Handlungsweiſe kränkt. Du fürchteſt uns etwas zukommen zu laſſen! Du fürchteſt, Deine Macht dadurch einzubüßen! Wir waren immer ehrerbietige Söhne, aber Du haſt kein Vertrauen zu uns — zu Niemandem haſt Du Vertrauen. . . . Du glaubſt nur an Deine Macht! . . . Und was hat ſie Dir gegeben? . . . Das Recht, Alle zu quälen."

„Was bin ich denn für eine Verbrecherin?"

„Du biſt keine Verbrecherin, — ich weiß ſelbſt nicht, was Du biſt, noch was in Dir vorgeht! Prüfe Dich ſelbſt und rufe Dir Alles in's Gedächtniß."

„Was? Wem habe ich Böſes zugefügt?"

„Wie? wem? Wer iſt denn in Deiner Nähe glücklich? Denke nur an Poljakow, Agathe . . . an Alle, die Du verfolgt, verſchickt haſt. Sie hätten Dich Alle lieben und ihr Leben für Dich hingeben können, wenn . . . aber Du machſt Alle unglücklich . . . ich ſelbſt würde mein halbes Leben hingeben, um dieſes Alles nicht zu wiſſen und Dir nichts zu ſagen. . . . Dich fürchten Alle — während ſie Dich hätten lieben können."

„Ich bin nie geliebt worden, noch liebt mich Jemand; meine Kinder, auch die ſind gegen mich . . ."

„Sage das nicht, Mama; wir Alle, und wir, Deine Kinder, ſind die Erſten . . ."

„Ich habe keine Kinder mehr!" ſchrie Warwara Petrowna plötzlich. „Geh'!"

„Mama!“ rief Iwan Sſergejewitſch.

„Geh'!“ wiederholte ſie noch lauter; mit dieſem Worte ging auch ſie hinaus und ſchlug die Thür hinter ſich zu. Als Iwan Sſergejewitſch mich ſchluchzend im Saale erblickte, legte er mir die Hand auf die Schulter.

„Hör' auf, Du wirſt wieder krank werden . . . was iſt dabei zu thun?! ich konnte nicht anders!“

Thränen liefen ihm die Wangen hinunter.

Einige Augenblicke ſpäter ſah ich ihn mit tief gebeugtem Haupte aus dem Hauſe treten und die Richtung zum Bruder einſchlagen.

Wie die Worte des Sohnes auf Warwara Petrowna gewirkt, kann man ſich leicht vorſtellen.

Sie bekam einen Nervenanfall, der ziemlich lange andauerte; nur der Arzt und die Medwedjew waren bei ihr, es war einer der ſchrecklichſten Tage.

Am Abend rief mich Mama zu ſich.

„Fahre dorthin!“ Ich verſtand nicht gleich, wohin, da wiederholte ſie ungeduldig: „dorthin, dorthin, laß anſpannen.“

Ich fuhr zu Nikolai Sſergejewitſch, ohne zu wiſſen warum.

Das Erſte, was mir dort in die Augen fiel, waren die Kiſten und Kaſten, die überall umherſtanden und auf eine baldige Abreiſe deuteten. Nikolai Sſergejewitſch ſaß in ſeinem Cabinet und ſchrieb etwas; Iwan Sſergejewitſch ging im Zimmer auf und nieder.

Ich trat ein, warf mich auf den erſten beſten Stuhl und begann bitterlich zu weinen. Iwan Sſergejewitſch reichte mir ein Glas Waſſer — als ich mich etwas beruhigt, fragte mich Nikolai Sſergejewitſch:

„Hat Mama Sie geſchickt?“

„Ja.“

„Ließ ſie uns etwas ſagen?“

„Nein, ſie ſchickte mich blos hierher — ich weiß nicht warum.“

„Was ſoll ich ihr ſagen laſſen?“

Er rang verzweifelt die Hände.

„Die Wahrheit — nur die Wahrheit allein muß geſagt werden!“ wandte heftig Iwan Sſergejewitſch ein. — „Sage ihr, daß wir morgen nach Turgenjewo fahren.“

Ich weigerte mich entſchieden, ihr das mitzutheilen.

„Bitten Sie Mamachen, dieſen Brief zu leſen,“ ſagte Nikolai Sſergejewitſch, „ich werde ihn morgen früh ſchicken, heute iſt ſie ohnehin zu aufgeregt und ich möchte ſie nicht noch mehr beunruhigen.“

„Wie geht es Mamachen?“ fragte Iwan Sſergejewitſch.

Ich erzählte ihm, was zu Hauſe vorgegangen. Er hatte ſich zum Fenſter gekehrt, ſeinen Kopf an die Scheibe gedrückt und hörte mir zu; ich ſah, daß er mehrere Male das Taſchentuch an die Augen führte.

„Ich werde morgen kommen,“ verſetzte er, ohne ſich umzuwenden.

Ich fuhr nach Hauſe und theilte Warwara Petrowna die Bitte des Sohnes mit und wartete ängſtlich auf Antwort. Doch machte ſie mir mit der Hand ein Zeichen, zu gehen. Am folgenden Morgen wurde ihr der Brief überreicht. Uns Allen war der Inhalt desſelben bekannt, — er ſchrieb, daß er nach Turgenjewo ziehe, verſicherte die Mutter ſeiner Liebe und Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, und bat ſie endlich, ihm dieſen Schritt zu verzeihen, da er denſelben nur gezwungen thue — um ſeine Familie zu erhalten.

Iwan Sſergejewitſch kam ſelbſt.

Ohne Anmeldung durften die Söhne nicht zu ihr eintreten — ich klopfte an.

„Komm' herein!" war die Antwort.

«Jean est venu, maman, peut-il entrer?»

Statt einer Antwort ergriff Warwara Petrowna das Bild Iwan Sſergejewitſch's und warf es auf die Diele. Das Glas zerſchlug und das Bild flog an die Wand. Sie erlaubte es nicht aufzunehmen — es blieb bis zum September ſo liegen.

Nachdem Iwan Sſergejewitſch ſeine Sachen gepackt hatte, ließ er ſie zum Bruder tragen und verabſchiedete ſich von mir.

„Ich konnte nicht anders . . . was ſoll ich thun?!" . . . waren ſeine letzten Worte.

Am folgenden Morgen wurde ich wieder d o r t h i n geſchickt.

Als ich am Hauſe vorfuhr, fand ich die Pforte geſchloſſen, der zurückgebliebene Kutſcher theilte mir mit, daß die Herrſchaften fortgefahren wären.

Solche Tage laſſen ſich ſchwer ertragen! Noch jetzt fühle ich das ſchreckliche innerliche Zittern, das mich ergriff, als ich zu Warwara Petrowna eintrat mit der Nachricht von der Abfahrt ihrer Söhne.

„Wie, weggefahren?" fragte ſie ungläubig.

Nachdem ich es wiederholt, fand eine Scene ſtatt, die ich nicht einmal im Stande bin zu beſchreiben. Sie bekam faſt einen Anfall von Wahnſinn, lachte, weinte, ſprach unzuſammenhängende Worte, umarmte mich und ſchrie: „Du allein! Du biſt nun allein bei mir!" Es befand ſich Niemand außer mir im Zimmer, mir wurde bange, ich rief:

„Madame Schröder! Madame Schröder!"

Sie kam herbei.

Augenblicklich beruhigte ſich Warwara Petrowna, blickte die Eintretende ſtreng an und ſagte mit unterdrückter Stimme:

„Gehen Sie!"

Wir blieben wieder allein.

«Comment osez vous appeler des étrangers, quand votre mère est presque en démence!» ſchrie ſie mich böſe an.

Der Anfall wiederholte ſich Gott ſei Dank nicht.

„Wie viel iſt die Uhr?" fragte ſie nach einer Pauſe.

Es war gegen 2 Uhr Nachmittags. Darauf ließ ſie die Medwedjew rufen und befahl, unverzüglich Alles einzupacken, um nach Spaſſkoje zu fahren.

Im Hauſe herrſchte darauf Kirchhofsſtille — die Menſchen gingen wie Schatten — es machte wirklich den Eindruck, als wenn Jemand, oder richtiger geſagt — etwas im Hauſe geſtorben wäre.

Einige Tage darauf fuhren wir nach Spaſſkoje. Dort herrſchte dieſelbe Ruhe, dasſelbe Schweigen — Warwara Petrowna ertheilte blos kurze Befehle. Eines Tages wurde mir endlich geſtattet, etwas auszureiten. Als ich, bereits fertig angekleidet, mit der Reitpeitſche in der Hand zu ihr eintrat, fand ich ſie in ſchrecklichem Zorn über Poljakow, der bleich und mit zitternden Lippen vor ihr ſtand.

Warwara Petrowna hatte nämlich von einem Gärtnerburſchen, der nicht in das Familiendrama eingeweiht war, erfahren, daß die Söhne Spaſſkoje vor ihrer Ankunft beſucht.

„Wie durfteſt Du ſie hier einlaſſen?“ ſchrie ſie Poljakow an.

„Ich hatte nicht das Recht, es ihnen zu verwehren,“ antwortete er ziemlich entſchieden, „ſie ſind unſere Herrſchaften.“

„Herrſchaften! Herrſchaften! . . . Ich bin Deine Herrin und weiter Niemand.“ Mit dieſen Worten riß ſie mir die Peitſche aus der Hand und verſetzte ihm einen Schlag in's Geſicht.

Das war ihr letzter Wuthanfall.

Seit dieſem Tage verſchlimmerte ſich ihr Leiden. Die Waſſerſucht machte bedenkliche Fortſchritte, das Athmen fiel ihr ſchwerer und des Morgens machte ſich das Anſchwellen des Geſichts und der Augen immer bemerkbarer.

Ein Tag verging einförmig wie der andere, und wir lebten nichts weniger als luſtig. Warwara Petrowna führte übrigens keine Scenen mehr herbei und ereiferte ſich über Niemanden; es ſchien, als wenn ihr Zorn mit den phyſiſchen Kräften erlöſchte.

Ihre Kinder lebten in Turgenjewo — blos 15 Werſt von ihr entfernt; ſie ſchrieben ihr die zärtlichſten Briefe, doch erhielten ſie keine Antwort. Iwan Sſergejewitſch kam oft heimlich an, um ſich nach der Mutter Geſundheit zu erkundigen.

Eines Morgens fühlte ſie ſich ſo ſchlecht, daß ſie ſich in einigen Stunden aufmachte und nach Moskau reiſte; es begleiteten ſie nur der Arzt und die Medwedjew — ich ſollte ihr in einigen Tagen folgen.

Zwei Tage darauf kam Iwan Sſergejewitſch um 11 Uhr Abends zu uns.

„Wie geht's Mamachen? Wie ſteht's mit ihrer Geſundheit?“ waren ſeine erſten Worte; „ich hörte, ſie ſei krank. Iſt Gefahr vorhanden?“

Ich beruhigte ihn und theilte ihm mit, daß ſie nach Moskau gefahren, um den Rath Inoſemzew's einzuholen.

„Ich werde auch bald hinkommen und verſuchen, mich mit Mama zu verſöhnen. Mir iſt ſchrecklich ſchwer zu Muthe. . . . Mich quält es, daß ich ihr das Alles geſagt, — es wäre beſſer geweſen, bis zu Ende zu ſchweigen.“ . . .

Darauf nahm er Abſchied von mir und entfernte ſich; nach drei bis vier

Tagen reiſte auch ich ab — damals ahnte ich noch nicht, daß ich Spaſſkoje zum letzten Mal geſehen hatte.

Als ich in Moskau ankam, hörte ich, daß Warwara Petrowna's Zuſtand hoffnungslos ſei.

Sie fühlte das Herannahen des Todes und ſprach oft mit mir darüber.

Ihr Charakter hatte ſich ganz verändert — ſie war merkwürdig ruhig geworden. Mit den Hausgenoſſen ſprach ſie wenig, doch wenn ſie etwas befahl, ſo geſchah es mit leiſer, gleichmäßiger Stimme.

Das Bild Iwan Sſergejewitſch's erhielt ſeinen alten Platz auf dem Tiſche neben ihrem Bett, doch ſprach ſie nie während ihrer Krankheit von ihren Söhnen. Auf den bereits erwähnten «Feuilles volantes» ſchrieb ſie täglich etwas auf.

Nach ihrem Tode laſen wir dieſe beſchriebenen Blätter durch; es war ihr Tagebuch oder vielmehr ihre Beichte. Eines Tages dictirte ſie mir folgende Zeilen:

„Meine lieben Kinder Nikolai und Iwan!

Ich befehle Euch, nach meinem Tode Poljakows die Freiheit nebſt 1000 Rbl. Belohnung, ſowie auch Porphiri Timofejewitſch die Freiheit und 500 Rbl. Belohnung zu geben. Eure Euch liebende Mutter Warwara Turgenjew."

Nachdem ſie das Blatt mit eigener Hand unterſchrieben, gab ſie es mir zur Verwahrung.

Ende October kehrte Nikolai Sſergejewitſch mit ſeiner Familie nach Moskau zurück, da er von dem nahen Ende der Mutter in Kenntniß geſetzt worden. So ſehr wir uns auch Mühe gaben, das Geſpräch auf die Söhne zu lenken — ſie ſchwieg hartnäckig. Den 28. October begrüßte ich ſie wie gewöhnlich am Morgen und fügte mit lauter, aber etwas zitternder Stimme hinzu: «Je vous félicite, c'est aujourd'hui le jour de naissance de Jean.»

„Iſt denn heute ſchon der achtundzwanzigſte?" fragte ſie bewegt und warf dabei einen Blick auf den Kalender, der an der Wand hing.

Plötzlich füllten ſich ihre Augen mit Thränen . . . ich ergriff ihre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen, noch einen Augenblick — und ich hätte der Söhne erwähnt, die ſie ſehnlichſt zu ſehen wünſchten, doch ebenſo raſch zog ſie ihre Hand aus der meinigen und ſagte: „Geh'! Geh'!" — dabei wies ſie auf die Thür. Mehrere Male täglich kam Nikolai Sſergejewitſch heimlich in's Haus und erkundigte ſich nach dem Zuſtande der Mutter. Ihre Unverſöhnlichkeit quälte ihn auf's Tiefſte. Er weinte und bereute aufrichtig, daß er die Urſache des Zerwürfniſſes geweſen. Die Söhne hatten ſich der Mutter gegenüber nichts zu Schulden kommen laſſen. Daß ſie im Grunde davon überzeugt war, bewieſen die Zeilen ihres Tagebuches, die ſich auf dieſelben bezogen. Tief im Herzen bewahrte ſie ihnen die Liebe. Sie zu ſich bitten, hätte wie Nachgiebigkeit ausgeſehen; in ihren Adern floß aber Lutowinow'ſches Blut.

Daß ein heftiger Kampf in ihr vorging, bezeugen die Worte aus ihrem Tagebuche:

«Ma mère, mes enfants! Pardonnez moi. Et vous, Seigneur, pardonnez moi aussi — car l'orgueil, ce péché mortel, fut toujours mon péché!»

Lange warteten wir auf eine günſtige Gelegenheit, Warwara Petrowna mitzutheilen, daß Nikolai Sſergejewitſch in Moskau ſei.

Endlich, den 4. November, ging ich wieder am Morgen zu ihr hinein und nach den Worten: «Je vous félicite, maman, c'est le jour de naissance de Nicolas,» fügte ich in einem Athemzuge hinzu:

«Nicolas est à Moscou.»

Warwara Petrowna warf mir einen Blick aus ihren noch immer ſchönen, ausdrucksvollen Augen zu, als wenn ſie mir etwas ſagen wollte. Doch plötzlich wandte ſie ſich weg und ſchloß die Augen. Einige Tage vor ihrem Tode nahm ſie das Abendmahl. Hatten die Worte des Geiſtlichen auf ſie gewirkt, oder geſchah es aus eigenem Antriebe — genug, einen Tag vor ihrem Ende ſagte ſie mir plötzlich:

„Rufe Nikolai Sſergejewitſch!“ und ich vernahm wieder ihren früheren ſchroffen, befehlenden Ton.

Bald darauf erſchien Nikolai Sſergejewitſch. Er warf ſich auf die Knie vor der Mutter Bett.

Sie zog ihn mit bereits ſchwacher Hand an ſich, umarmte, küßte ihn und flüſterte ihm mit flehender Stimme zu:

„Wanja! Wanja!“

„Ich werde gleich eine Stafette ſchicken, Mama,“ antwortete ihr der Sohn.

Es folgten weder Erklärungen noch Vorwürfe zwiſchen Mutter und Sohn — er ſetzte ſich auf einen Lehnſtuhl zu ihren Füßen, ich auf einen Schemel näher zu ihr.

Ein paar Mal legte ſie ihre Hand auf meinen Kopf und ſagte dem Sohne:

„Verlaß ſie nicht!“

Ein Wiederſehen mit ihrem Liebling war ihr nicht beſchieden. Iwan Sſergejewitſch fand die Mutter nicht mehr unter den Lebenden.

Wie das geſchah? warum das geſchah? blieb mir ein Räthſel; noch vor dem ausdrücklichen Verlangen der Mutter, ihn zu ſehen, wäre Zeit genug geweſen, ihn von ihrem nahen Ende in Kenntniß zu ſetzen. Hatte es doch Nikolai Sſergejewitſch erfahren.

Als ich im Jahre 1880 einige Tage vor der Puſchkin-Feier zum letzten Male Iwan Sſergejewitſch ſah, beklagte er ſich bei mir bitter darüber:

„Es thut mir ſehr, ſehr leid,“ ſagte er, „daß ich von den Vorgängen in Unkenntniß gelaſſen worden und weder beim Tode der Mutter, noch dem des Bruders zugegen war!“

Am 16. November, um 8 Uhr Abends, ließ Porphiri Timofejewitſch Nikolai Sſergejewitſch ſagen, daß das Ende der Mutter nahe ſei.

Seit dem Morgen war das Athmen tiefer und ſeltener.

Er kam dieſes Mal mit ſeiner Frau..

Zwiſchen 11 und 12 Uhr Abends ſaßen wir alle Drei im Saale. Plötzlich ertönten laute Schritte im Corridor.

„Sie ſtirbt! Den Prieſter!" ſagte Jemand.

Ich und Nikolai Sſergejewitſch ſtürzten in's Schlafzimmer.

Sie blickte uns an; doch gleich darauf erloſchen ihre Augen, die Schatten des Todes breiteten ſich über ſie und die Agonie begann. Der Prieſter hatte kaum das Sterbegebet beendet, als Warwara Petrowna Turgenjew hinübergeſchlummert war.

Das geſchah um die Mitternachtsſtunde des 16. November 1850.

Friede ihrer Aſche!

# Emanuel Geibel.

## I. Bis zur Uebersiedelung nach München.

Von Dr. **K. Hallmann** in Reval.

Seit Goethe ist der Dichter, der echten von Gottes Gnaden, nur eine verschwindend kleine Zahl dem deutschen Volke beschieden gewesen. Auch wer das Verlangen, daß sie an das Maß des Großen, Einzigen, des Olympiers, heranreichen sollen, als unberechtigt zurückweist, wird, wenn er unter dem Geschlechte der Nachgeborenen Umschau hält, nur wenige Häupter finden, die über das Mittelmaß hinausragen. Chamisso, Eichendorff, Uhland, Heine, Platen, Rückert dichten, zum Theil ihr Bestes, noch als Zeitgenossen Goethe's. Doch unter den Späteren, wem sollen wir ohne Vorbehalt den Kranz reichen? An aufdringlichen Bewerbern fehlt's ja nicht. Aber wir können uns des Eindrucks nicht entschlagen, daß wir's mit Epigonen zu thun haben, deren Können mit ihrem Wollen nicht Schritt hält. Es ist auf dem Felde der Poesie eben nicht anders, als auf den übrigen Kunstgebieten, der Musik, wo mit Beethoven, der Malerei, wo mit Cornelius die klassische Vollendung abgeblüht ist. Nur die Sculptur rankt sich an der Macht und Größe des neu erstandenen deutschen Reiches kräftig auf, und in der Pflege des Romans haben Fritz Reuter und Gustav Freytag erfolgreich neue Bahnen eingeschlagen.

Aber auch die Pfade deutscher Dichtung sind nicht so ganz vereinsamt, die Töne Goethe'scher Lyrik uns nicht so völlig verstummt, daß wir nicht wenigstens einen oder den anderen Liebling der Musen aufzuweisen hätten, von dessen Stirn ein Wiederschein klassischer Schönheit in mildem Glanze strahlt. Und ohne uns in einen Rangstreit einlassen zu wollen, vielmehr gern geneigt, auch die dichterischen Verdienste Anderer anzuerkennen, glauben wir zuversichtlich, so weit es sich um die Lyrik des deutschen Liebeslieds und die patriotische Dichtung handelt, Emanuel Geibel als solch einen Bevorzugten, um Hauptes Länge über ganze Schaaren von Dutzendpoeten Hinausragenden ansprechen zu dürfen. Fast so weit unser Erinnern zurückreicht, haben uns die Klänge seiner Leier getönt in Lust und Leid. In der gesammelten Stille des Alleinseins, an heiterer Tafelrunde

im Kreiſe der Genoſſen, im fröhlichen Chor, wenn wir ſingend Wald und Aue durchſchweiften, welcher andere Dichter der Neuzeit hat ſo, wie Geibel, die Töne des Frohſinns und hehrer Weihe anzuſchlagen verſtanden, die uns das Irdiſche verklärten, das Ewige erſchloſſen, wie mit einem Zauberſtabe holde Frühlingsblüthen trieben, dem Ringen und Sehnen, Kämpfen und Dulden des deutſchen Volksgeiſtes beredte Sprache liehen!

Bis zum Jahre 1852, bis zur Ueberſiedelung nach München, bietet ſich uns, wenn wir das Leben und Streben Emanuel Geibel's uns vergegenwärtigen wollen, die Biographie Karl Goedeke's (Stuttgart 1869) als Wegweiſerin an, der mit liebevoller Hand, in gewohnter Verläßlichkeit, leider bisher nur im Rahmen der Jugend und des früheſten Mannesalters — ein zweiter, in Ausſicht geſtellter Band ſoll dem Münchener Aufenthalt von 1852 bis 1868 gewidmet ſein — Bild und Werdegang des Dichters und Freundes gezeichnet hat. Für die von Goedeke noch nicht berückſichtigte Zeit ſind wir an Karl Leimbach (Wolfenbüttel 1877) und die verſchiedenen Mittheilungen gewieſen, die nach Geibel's Tode, aus Briefen und perſönlichen Erinnerungen ſchöpfend, durch E. Curtius, Jenſen, Gaedertz, E. Ziel, Alb. Duncker u. A. veröffentlicht ſind.

Geboren wurde unſer Dichter am 17. October 1815, Nachts 12 Uhr, in dem damals am unteren Ende der Fiſchſtraße nahe der Trave gelegenen reformirten Pfarrhauſe der alten Reichs- und Hanſeſtadt Lübeck, das ſiebente Kind des aus Hanau ſtammenden Predigers Johs. Geibel. Die Mutter, eine geborene Ganslandt, aus lübiſchem kaufmänniſchen Geſchlecht, leitete ihren Urſprung von der noch in Frankfurt am Main blühenden Emigrantenfamilie Souchay ab. Der Vater war als junger Hauslehrer nach Kopenhagen gekommen und wurde auf Empfehlung des dortigen Biſchofs Münter in ſeinem 21. Jahre — ſein einziger Mitbewerber war der damalige Candidat Joh. Smidt aus Bremen, der bekannte ſpätere Senator und Bürgermeiſter, der Gründer von Bremerhafen — durch einſtimmige Wahl der Gemeinde in das reformirte Pfarramt nach Lübeck berufen, dem er fünfzig Jahre lang, bis 1847, in großem Segen vorgeſtanden hat: ein geiſtig bedeutender, hochbegabter Mann, Schüler Schleiermacher's und Daub's, mit Fr. Heinr. Jacobi befreundet, als Kanzelredner und Seelſorger gleich ausgezeichnet, einer jener lebendigen Zeugen Chriſti, durch welche im Anfang dieſes Jahrhunderts die Herrſchaft des Rationalismus in Deutſchland gebrochen und ein neues Glaubensleben geweckt wurde; aber auch wiſſenſchaftlich ſelbſtändiger Theologe, den die theologiſche Facultät zu Berlin im Jahre 1817 durch Ertheilung der Doctorwürde ehrte, dabei warmer Kunſtfreund, Dichter und urtheilsfähiger Literaturkenner. In den Schreckenstagen von 1806 und den darauf folgenden ſieben Jahren eines unheimlichen Druckes welſcher Fremdherrſchaft mit ſeiner neuen Heimath eng verwachſen, war er es, der beim Erwachen des norddeutſchen Volkes dem Dank der Herzen gegen Gott, den Brecher der napoleoniſchen Zwingherrſchaft, begeiſterten Ausdruck gab und für die in's Feld ziehenden Freiwilligen die von Lübecks Frauen heimlich geſtickten Fahnen auf offenem Markt-

platze weihte. Als dann zwei Monate ſpäter die Franzoſen wiederkehrten, ſah er ſich, gleichen Schickſals mit dem Senator Curtius — und wer denkt nicht an Stein und Arndt — als Verräther geächtet und mußte im ſchwediſchen Hauptquartier Schutz ſuchen. Aber der Ausgang der Octobertage bei Leipzig machte dem Stralſunder Exil bald ein Ende. Auf großes Leid folgte größere Freude, die auch durch die Herrſchaft der „hundert Tage“ nicht mehr dauernd getrübt werden konnte. Noch heute hängen von einem Pfeiler des Mittelſchiffes in der Marienkirche von Lübeck zwei Fahnen der Hanſeatiſchen Legion von 1815 herab mit der Inſchrift „Gott mit uns“. Auch ſie hatte der Patriot im Predigerrock geweiht, und dem in dieſer Zeit wieder auferſtandener Herrlichkeit ihm geſchenkten Sohne gab er deshalb den Namen Emanuel.

Die wundervollen Siege, welche damals Deutſchlands tiefſte Schmach getilgt haben, ſind die Frucht einer zugleich nationalen und religiöſen Erhebung geweſen. Unter dem Bewußtſein hiervon, das in weiten Kreiſen noch lange lebendig blieb und in der Familie des Pfarrhauſes, wo Alles heimiſch war, was zu einem geſunden, friſchen, vollentwickelten Menſchendaſein gehört, liebevolle Pflege fand, iſt Geibel aufgewachſen, und ſo finden wir ſchon hier den Schlüſſel, wie unſerem Dichter ſein Leben lang die Wahnrede, als ob religiöſer Glaube nur auf einem untergeordneten Standpunkte geiſtiger Entwickelung ſeine Berechtigung fände, hat fremd bleiben müſſen. Erſt auf dem Hintergrunde des Elternhauſes wird uns auch nach dieſer Seite hin die Perſönlichkeit des Poeten, der aus demſelben hervorging, ganz und voll verſtändlich.

Vorläufig zeigen uns die nächſten Jahre einen blauäugigen ſtämmigen Jungen von kräftigem Knochenbau und blühenden Wangen. Ein beliebter Kamerad, iſt er der geborene Räuberhauptmann bei den Jugendſpielen im Schwartauer Gehölz. Ausgelaſſen und wagehalſig, wie er iſt, läßt er auch von dem Element, das keine Balken hat, ſich nicht imponiren. Bei einem Sturz in die Trave an der Lachswehr wurde er nur durch die raſche Entſchloſſenheit ſeines zwölf Jahre älteren Bruders Karl vom Tode durch Ertrinken gerettet. — Den erſten Unterricht gewährte das Elternhaus. Mit dem achten Jahre trat er in das Katharineum, das ſich eines guten Rufes erfreuende ſtädtiſche Gymnaſium, ein, das damals wie heute tüchtige Lehrer, einen Claſſen, Ackermann, aufzuweiſen hatte und unter dem Directorat von Fr. Jacob noch an Anſehen gewann. Unter den Freunden, die ſich Geibel auf der Schule gewann, begegnen uns Niebuhr, der Sohn des Hiſtorikers, der Eutiner Frankenfeld, welcher noch als Mann eine reiche Sammlung der übermüthig heiteren dichteriſchen Jugenderzeugniſſe ſeines Kameraden ſorgſam hütete, der ſpätere Lübecker Juriſt v. Duhn, der Bückeburger Karl v. Campe, der talentvolle Röſe, der Hamburger Mantels, der muſikaliſche Karl Moſche, der Erſte, der Gedichte von Geibel in Muſik ſetzte — ſeine Compoſition von „Der Zigeunerbube im Norden“ iſt populär geworden —, der ſpätere ſchwediſche Conſul in Lübeck Adolf Nölting. Am innigſten ſchlang ſich das Band mit Wilh. Wattenbach, und immer vertrauter mit den Jahren, beſon-

ders in den Oberklaſſen, geſtaltete ſich der Umgang mit dem etwas älteren Ernſt Curtius, der ihm bis an's Ende ein treuer Freund geblieben. Als Curtius Oſtern 1833 nach Bonn auf die Univerſität abging, ſchrieb ihm Geibel am Vorabend der Abreiſe die bekannten Abſchiedsworte nach Byron in's Album:

Wenn ſich auf dieſes Blatt Dein Auge ſenkt,
Betracht' es ſtill, als wär's mein Leichenſtein,
Und mild, wie man der Todten ſonſt gedenkt,
Gedenke mein!

Für ſeine lyriſchen Verſuche aus dieſer Zeit ſucht er das Muſter bei Goethe und Uhland, Platen und Heine, ohne daß doch das ironiſche Element des Letzteren in ihm einen Wiederklang weckt, und vor der ſaloppen Versbehandlung Heine's bewahrt ihn ſchon damals ein ungewöhnlich ſtarker Sinn für das Maßvolle, harmoniſch Schöne. Die Muſe, der er dient, iſt die blonde, träumeriſche der Minneſänger, ihr lacht er und ihr klagt er, ihr ſingt er ſeiner jungen Liebe Leid und Luſt, ſingt er vom Rhein und dem deutſchen Kaiſer, vom Frühling und vom deutſchen Wald; aber ſeltſam, kein Sehnſuchtslaut ſchlägt häufiger an unſer Ohr, als der vom Drang nach dem Süden ihm eingegebene:

Immer in die Melodien
Schleicht der eine Klang ſich ein:
In die Heimath möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenſchein . . .

Fort zum Süden, fort nach Spanien,
In das Land voll Sonnenſchein!
Unter'm Schatten der Kaſtanien
Muß ich einſt begraben ſein.

Dieſe Richtung verfolgt das „Spaniſche Ständchen", das „Zigeunerleben". Oder iſt's Italien, das ſeine Schritte aufnehmen wird? Oder Griechenland? Der Glaube, daß ihm beſchieden ſein werde, den ſchönen Süden zu ſehen, ſteht ihm unerſchütterlich feſt. Auf einer Harzreiſe im Sommer 1834 erklärt der Primaner in Wernigerode vor einer großen Geſellſchaft zu deren höchſtem Gaudium im Tone unbefangenſter Zuverſicht, er werde nächſtens Venedig und Griechenland beſuchen. Wohl hatte er etwa ein Jahr vorher, um die Zeit ſeines achtzehnten Geburtstages, ſchon die Freude erlebt, ſein erſtes Gedicht „Vergeſſen" unter dem Namen L. Horſt im „Deutſchen Muſenalmanach" gedruckt zu leſen, und die überaus günſtige Aufnahme, die ein anderes, „König Dichter", im Kreiſe der Freunde gefunden hatte, mochte ſein Selbſtgefühl heben. Aber vorläufig war doch kaum das Knabenalter überſchritten und vor Allem wollte erſt noch die Hochſchule beſucht ſein.

Als Primus der Prima das Gymnaſium verlaſſend, von ſeinen Freunden in einer poetiſchen Epiſtel, die an v. Duhn in Travemünde gerichtet war, ſich verabſchiedend, trat Geibel am 21. April 1835 die Reiſe nach dem Rhein an, um ſich in Bonn dem Univerſitätsſtudium zu widmen. Er ließ ſich bei der theologiſchen Facultät inſcribiren. Imman. Nitzſch, Bleek, Sack wurden ſeine Fachlehrer, bei Brandis wurde Logik belegt, aber auch bei Welker römiſche Literaturgeſchichte, bei Klauſen der Ajas des Sophokles. Das Geſchichtsſtudium blieb vorläufig dem privaten Fleiße vorbehalten. Durch ſtrenge Regelmäßigkeit in Eintheilung ſeiner Zeit wußte Geibel die Stunden auszukaufen und gewann dadurch Muße, auch die Freuden akademiſcher Geſelligkeit und der wundervollen

Umgebung der Rheinſtadt zu koſten. Von Dichtern waren es jetzt neben Goethe vornehmlich Shakeſpeare und Byron, die ihn anzogen. — Sein häusliches Leben war auf ſo einfachem Fuße eingerichtet, wie wir es jetzt uns kaum noch vorſtellen können: des Morgens Waſſer mit ein paar trockenen Brödchen, ein frugaler Mittagstiſch auf dem Zimmer, am Abend ein Butterbrod zum Glaſe Bier — darin beſtand die ganze Burſchenherrlichkeit. In ſeinem Studium traten ſchon vom zweiten Semeſter ab die theologiſchen Vorleſungen in den Hintergrund, die philoſophiſchen ſtockten ganz; dagegen zog die Alterthumswiſſenſchaft, das Studium der altklaſſiſchen Literatur unter Welker und Klauſen, zu denen ſich nun auch A. W. v. Schlegel geſellte, ihn immer ſtärker an. Selbſt auf den Fußwanderungen rheinauf, rheinab, einem Beſuche des Ahrthals, einer Fahrt nach Mainz und Hanau, wo die väterlichen Verwandten begrüßt werden ſollten, mußte Sophokles ihn begleiten. Mit Freund Niebuhr wurde planmäßig mehrere Stunden in der Woche Aeſchylos geleſen. Auch mit der hochbetagten, aber immer noch geiſtesfriſchen Goethefreundin Helene Jacobi, mit E. M. Arndt und deſſen Frau, die, eine Schweſter Schleiermacher's, die alte romantiſche Zeit noch miterlebt, mit Fr. Perthes, der mit ſeiner Frau, einer Tochter des Wandsbecker Boten, von Hamburg an den Rhein zu Beſuch kam, wurde Geibel bekannt. Als er nach Ablauf eines Jahres Bonn verließ, um die Berliner Hochſchule zu beſuchen, war er bereits entſchieden, der Theologie den Rücken zu kehren und ſich ausſchließlich den humaniſtiſchen Studien zu widmen.

Von den Gedichten der Bonner Zeit, es ſind ihrer dreizehn, ſind „Pergoleſe“ und die „Abendfeier in Venedig“ aus den Eindrücken römiſchen Kirchenlebens erwachſen, das Geibel dort am Rhein zum erſten Mal entgegentrat. Die kleine Parabel „1787 und 1837“ ſtellt das Sonſt und Jetzt auf dem Felde der poetiſchen Literatur gegenüber; der „Knabe mit dem Wunderhorn“, „Einkehr“, „Apologie“, das liebliche Lied voll nachklingender Frühlingsſtimmung „Die Liebe ſaß als Nachtigall im Roſenbuſch und ſang“, ſowie die Sonette „Neues Leben“, „Eros der Schenk“ und „Zauberſchloß“, die in der Sammlung der „Jugendgedichte“ unter die „Aus Griechenland“ gerathen ſind, geben ſich als lyriſche Ausmalung allgemeiner Jugendempfindungen, wie ſie keines beſtimmten Anlaſſes bedürfen; im „Feierabend“ und in der „Rothenburg“ klingt die durch die landſchaftliche Umgebung geweckte Stimmung aus; das wildromantiſche Kriegsbild „Der Huſar“ iſt durch Lenau's Weiſe beeinflußt.

In Berlin ging dem jungen Studenten eine neue Welt auf. Eine Wohnung war bei der Wittwe Buſch in der Franzöſiſchen Straße Nr. 54 leicht gefunden, ſchlicht und anſpruchslos, aber ſauber und ſonnig. An der Univerſität übten vor Allem die Vorleſungen von Lachmann, Böckh und Droyſen ihre Anziehungskraft; im Hauſe der Legationsräthin v. Scholz lernte er den Ton der äſthetiſchen Berliner Cirkel kennen. Bettina vermittelte die Bekanntſchaft mit Leopold von Ranke; bei Steffens, Neander, Wilibald Alexis, Hitzig, Chamiſſo wurde er ein oft und gern geſehener Gaſt. In der literäriſchen Geſellſchaft, die jeden Montag-

abend im „Café national“ unter den Linden zuſammentrat und in welche ihn Hitzig einführte, trat er Raupach, Eichendorff, Franz Kugler, Houwald, Gruppe näher. Von alten Freunden waren es beſonders Ernſt Curtius und Niebuhr, mit denen ein inniger, angeregter, auch poetiſch fruchtbarer Verkehr unterhalten wurde. An bekannteren Liedern entſtanden in Berlin das ſchöne Nachtlied „Der Mond kommt ſtill gegangen“, das von Eichendorff inſpirirte „Herab von den Bergen zu Thale“, die kleine Parabel „Von Dingen, die man nicht anrühren ſoll“, die Octave „Es ſtand ein Veilchenſtrauß an meinem Bett“; wie wenigſtens zu vermuthen, das rondeauartige Lied „O, ſtille dies Verlangen“, einige gleichnißartige Lieder nach dem Vorbild Rückert'ſcher Orientpoeſie: „Ich bin die Roſe auf der Au“, „Wenn die Sonne hoch und heiter lächelt“ und der vom Gymnaſiallehrer Weber in Marburg componirte, vielgeſungene „Ritter vom Rhein“, der Held von ſeltener Art, ſo ſtark und ſo zart, die Blume der Ritterſchaft, voll Milde und Kraft, geboren auf ſonnigem Stein hoch über dem Rhein; ſchreitet einher der Geſell, in goldener Rüſtung, vor ſeinen Waffen beſteht kein Gegner; doch wo es ein Feſt zu verherrlichen gilt, wie iſt er ſo mild! daß auch der Sänger zur Harfe greift und die Mädchen ihn heimlich küſſen!

Dazu traten im folgenden Jahre die zuerſt in Reumont's „Italia“, doch ohne Namen, erſchienenen „Erinnerungen an Venedig“, ein Cyklus von ſechszehn Gedichten, deren Beſchluß die ſchöne Abendfeier macht „Ave Maria! Meer und Himmel ruh'n“; das zur Erklärung des Titelkupfers beſtimmte, in die Gedichte nicht aufgenommene „Mädchen von Albano“; „Die junge Nonne“, im Ton des Volksliedes, die an ihren Schatz denkt, wenn der Abend dunkelt, aber der iſt ſo weit und ihre Thränen fließen:

Es fließen wohl die Wellen mitſammen in das Meer,
Es fliegen mitſammen die Vögel d'rüber her,
Der Tag hat ſeine Sonne, der Mond den Sternenſchein,
Nur ich muß alle Stunden einſam ſein.

Auch „Die beiden Engel“, „Verlorene Liebe“, „Auf dem Waſſer“, „Des Müden Abendlied“ und die drei „Mädchenlieder“ gehören neben manchen anderen noch dieſer Berliner Zeit an, während eine Reihe von ſtimmungsvollen Liedern unnachahmlichen Wohllauts, die der Liebe ſtilles, reines, ſeliges Glück beſingen, wie ſie ſeit Goethe keiner mehr, auch Uhland und Rückert nicht, geſungen hat, und die denn auch erſt recht eigentlich den Ruf des Dichters begründeten, ſchon in die folgende Ferienzeit und auf Lübeck entfallen. Die franzöſiſche und ſpaniſche Lyrik blieb damals noch ohne Einfluß auf den Dichter. Dagegen wurde der Ton des nordiſchen Heldenliedes, mit dem Geibel ſpäter ſo vertraut wurde, bereits angeſchlagen in den beiden Balladen „Zwei Könige“ und „Der letzte Skalde“.

Als im Spätherbſt des Jahres 1836 Curtius einem Rufe nach Athen als Prinzenerzieher am Hofe König Otto's gefolgt war, hatte Geibel dem aus dem Poſthofe rollenden Eilwagen durch die ſtille Nacht ſchallend nachgerufen: „Ernſt, ich komme Dir nach!“ Seit jener Nacht wollte ihn der Gedanke an Hellas nicht

wieder loslaſſen. Woher die Erfüllung ſo kühnen Hoffens kommen ſollte, wußte er nicht; aber er hoffte, feſt und zuverſichtlich. „Wer weiß, was die Zukunft bringt," ſchreibt er im Sommer darauf; „Curtius hat ſich's vor'm Jahre auch nicht träumen laſſen, daß er jetzt in Athen ſein würde." Und wirklich, noch ehe das alte Jahr von dem neuen abgelöſt war, brachte ihm durch die Hand Bettina's das Weihnachtsfeſt die längſt erharrte Gabe wie im Traume. Der ruſſiſche Geſandte in Athen, Katakazi, ſchrieb die Freundin, ſuche für ſeine Söhne einen Erzieher; ob er, Geibel, als Bewerber auftreten möchte? Dieſer erklärte, ohne auch nur einen Augenblick ſich zu bedenken, ſich zur Annahme der geſtellten Bedingungen bereit; Savigny berichtete in dieſem Sinne nach Athen. Nun folgte eine lange, bange Wartezeit. Aus dieſen Wochen der Ungewißheit, wo quälende Zweifel den Dichter hin und her zogen, bis die allendliche Entſcheidung zu ſeinen Gunſten gefallen und volle Sicherheit erreicht war, ſtammt das zuerſt in Büchner's „Deutſchem Taſchenbuch" unter der Ueberſchrift „Sehnſucht" veröffentlichte Gedicht, das im zweiten Buche der „Gedichte" den Schluß bildet:

Ich blick' in mein Herz, und ich blick' in die Welt,
Bis vom Auge die brennende Thräne mir fällt;
Wohl leuchtet die Ferne mit goldenem Licht,
Doch hält mich der Nord, ich erreiche ſie nicht.
O die Schranken ſo eng, und die Welt ſo weit,
Und ſo flüchtig die Zeit!

Ich weiß ein Land, wo aus ſonnigem Grün
Um verſunkene Tempel die Trauben glüh'n,
Wo die purpurne Woge das Ufer beſchäumt
Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt.
Fern lockt es und winkt dem verlangenden Sinn,
Und ich kann nicht hin!

O hätt' ich Flügel, durch's Blau der Luft
Wie wollt' ich baden im Sonnenduft,
Doch umſonſt! Und Stund' auf Stunde entflieht —
Vertraure die Jugend, begrabe das Lied! —
O die Schranken ſo eng, und die Welt ſo weit,
Und ſo flüchtig die Zeit!

Er ſollte doch ſein geliebtes Griechenland ſehen. Im Frühjahr ging's über Braunſchweig, Halle, Leipzig, durch's Fichtelgebirge nach Bayreuth, Nürnberg, München, wo er eine kurze Raſt benutzte, um Cornelius, Schnorr, Brentano, Görres, Schubert aufzuſuchen und die reichen Kunſtſchätze der Iſarſtadt kennen zu lernen; dann weiter durch Tyrol über Brixen, Bozen, Verona nach Vicenza, Padua, Venedig. Unterwegs entſtand das ſeelenvolle Lied „Gute Nacht", das letzte im dritten Buche der Jugendgedichte:

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht
Und ſingt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er ſingt ſo leiſe,

Da dringt vom Sternenkreiſe
Der Schall in's Ohr mir ſacht:
Schlafet in Ruh'! ſchlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und ſein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

In Venedig dichtete er ſeinen „Tannhäuſer": „Wie wird die Nacht ſo lüſtern!" Am 16. Mai betrat er in Trieſt das Dampfboot. Nach raſcher, glücklicher Fahrt ſtieg er im Piräus an's Land, und der Erſten einer, der ihn bewillkommnete, war der eben von einer Reiſe durch den Peloponnes zurückgekehrte Freund Curtius, der uns ſpäter ſeine „Erinnerungen an Emanuel Geibel" in einigen Feuilletons der „Allgemeinen Zeitung" mitgetheilt hat.

Da ſtand er nun, der jugendliche Dichter, am Ziele ſeiner Wünſche. Arm in Arm mit dem Genoſſen der Heimath war alsbald der Weg der Langen Mauern angetreten; noch hatte ſich die Sonne nicht geneigt, als, vom Abendſchein verklärt, über die Wipfel der Oelbäume die Akropolis ihnen entgegenwinkte. Da Geibel ſein neues Amt erſt einige Wochen ſpäter auf dem Lande, in Kephiſſia, wo der ruſſiſche Geſandte den Sommer zu verbringen dachte, anzutreten hatte, blieb ihm willkommene Zeit, Land und Leute in Augenſchein zu nehmen. Mit dem Grafen Wolf Baudiſſin und Profeſſor Schinas machte er einen Ausflug nach Sunium, über deſſen Beſchwerden er nach der Rückkehr in humoriſtiſchem Ghaſel berichtet:

Wer nach dem Cap von Sunium
Abreiſt den zweiten Juniun,
Der ſehe ſich bei Tag und Nacht
Nach lieber Raſt und Ruh' nie um.

Da auch Curtius den Sommer in Kephiſſia verbrachte, fand Geibel im Umgange mit ihm die Erholung, deren er nach angeſtrengtem Tagewerk bedurfte. Denn leicht war ſeine Stellung nicht. Er mußte den ganzen Tag auf dem Poſten ſein, und erſt am Abend, wenn die beiden Zöglinge ſich darum geprügelt hatten, wer zuerſt vor der Mutter Gottes ſein Abendgebet verrichten ſollte, gewann er freie Muße. Aber nie war er auch, wie Curtius verſichert, friſcher, heiterer, productiver, als gerade in dieſer Zeit einer feſten Berufsthätigkeit, der einzigen faſt, die ſein Leben aufzuweiſen hat. Wenn ſie dann in dämmernder Abendſtunde die unerſchöpflich reichen Abhänge des Pentelikon durchſtreift hatten, oder ſie hatten ſich an ihrem Lieblingsplatze, der ſchattigen Grotte Chelidonia, gelagert, „vor Kephiſſia's Nymphengrotte am umwölkten Waſſerfall", dann tauſchten ſie in echt attiſchen Nächten Gedanken und Erlebniſſe aus. Vornehmlich war es der Schatz der griechiſchen Dichter, aus welchem beide ſchöpften, wenn ſie in künſtleriſchem Wetteifer für Freund Brandis, welcher der Königin Amalie Vorträge über die Geſchichte der griechiſchen Poeſie zu halten hatte, aus Drama und Lyrik der Alten charakteriſtiſche Proben in möglichſt treuer Wiedergabe des urſprünglichen Strophenbaues verdeutſchten. Fiel die wörtliche Ueberſetzung gar zu ſteif aus, ſo verſuchten ſie's auch wohl mit freieren Nachbildungen oder warfen

den antiken Ausdruck mit jugendlicher Keckheit ganz über Bord, um Worte und Wendungen dem modernen Leben zu entlehnen, wie in der witzigen Wiedergabe der Parabase aus Aristophanes' Vögeln, in der vom Ehegelöbniß die Rede ist:

Denn der Dompfaff giebt die Genehmigung euch, es bescheret den Segen der Storch euch,
Und wundert euch was, so ruft ihr „Ei", und erzürnt ihr euch, ruft ihr „den Geier",
Und beweget sich leis ein prophetisch Gefühl im Busen, so sagt ihr „Es schwant mir".

Das gemeinsame Bestreben, in die attischen Dichter sich gründlich einzuleben, wurde auch während des in Athen verlebten Winters nicht aus den Augen gelassen. „Was wir," schreibt Curtius, „als Gymnasiasten auf den Wällen der Vaterstadt begonnen hatten, erneuerten wir jetzt auf gemeinsamen Spaziergängen, sei's an den stillen Abhängen des Ilissos, wo Sokrates die Einsamkeit suchte, sei's im Oelwalde und am Rande des Kolonos, oder auf den abgelegenen Höhen der alten Felsenstadt, welche den Ausblick auf Aigina gewähren." Ohne die gelehrten archäologischen Forschungen des Freundes zu theilen, gab sich Geibel ganz und voll dem Eindrucke hin, den die leuchtende Schönheit des Landes, seine Kunst, seine immergrüne Natur, seine fesselnde Sagenwelt, sein reges Volksleben auf ihn machten, und es war ein für den Dichter überaus günstiges Geschick, daß gerade damals die eben im Druck erschienene Sammlung der formvollendeten Gedichte Platen's ihm zuging, die wie kaum eine andere dazu angethan war, das Streben nach klassischer Rundung, nach Würde und Adel des Ausdrucks erfolgreich zu unterstützen. Was Geibel an der manchmal künstlichen, auch wohl gezwungenen, aber immer vornehmen, hochgesinnten und zum Erstaunen sprachgewandten Art des Dichters schätzte, hat er in dem tiefempfundenen Gedichte „Platen's Vermächtniß" jener Tage ausgesprochen. Und wie's ihm selbst damals von allen Zweigen singt, aus den Höhen und Grotten, von Felsen und Bergabhängen, wie Festland und Inseln, Erde und Meer, Natur und Menschen, Altes und Neues, ferne Vergangenheit und farbige Gegenwart in ihm Musik und poetisch verklärt werden, davon zeugen nicht blos die herrlichen „Erinnerungen aus Griechenland" in den Neuen Gedichten, das „Ghasel", der „Schmetterling", „Leichter Sinn", „Liebesglück", „Vorwärts", „Der arme Taugenichts", der „Winter", „Cito mors ruit", „Sommer im Süden", „Der Page", „Ermunterung", „Der Hidalgo", „Des Woiewoden Tochter", „Der Sclave", „Lied der Spinnerin", das launig-satirische Fragment „Clotar", die neugriechischen Volkslieder und zahlreiche andere Lieder, Sonette, Sprüche, Distichen, der „Winter in Athen", „Das Mädchen von Paros", „Der Alte von Athen" in den Jugendgedichten — auch die Wiege vieler prächtigen Gaben aus späterer Zeit, wie „Nausikaa", „Der Tod des Perikles" in den „Spätherbstblättern", steht in jenen griechischen Tagen, nicht zu gedenken der reichen Ausbeute, die das „Klassische Liederbuch" gewährt.

Auch der weitere gesellige Verkehr in der griechischen Hauptstadt bot Geibel Anregendes und Angenehmes die Fülle. Heute würden unter den völlig veränderten politischen Verhältnissen ähnliche Beziehungen sich schwerlich herstellen lassen. Der Verkehr zwischen Deutschen, Griechen und den Angehörigen anderer

Nationen war offen und vollkommen harmlos. Unter den aus der Fremde Stammenden ragten hervor Ed. Schaubert, der Baumeister von Neu-Athen, Chr. Hansen, der an der Cadettenschule in Aigina angestellte Köppen, alle Drei Dänen; von deutschen Gelehrten waren es neben Brandis die Professoren Roß und Ulrichs, welche den Stamm bildeten; ihnen hatten sich der königliche Cabinetssecretair Wendlandt, Professor Herzog, der Lieutenant Tiedemann aus Heidelberg und der zweite Chef des Cadetteninstituts, der Philhellene Capitän Bromy, angeschlossen; aus dem Geschäftsstande traten der Lustspieldichter Leopold Feldmann aus München, Karl Hausmann aus Hannover und Heinrich Krauseneck aus Wien hinzu; besonders zahlreich war die Architekten- und Künstlerwelt vertreten: außer den früher Genannten gehörten dazu Ludwig Roß, der Maler Charles Roß, Theophil Hansen, Lange, Laurent und Lorentzen.

Das Katakazi'sche Haus hatte Geibel, da er Bedenken trug, auf den Vorschlag, daß er die nach Rußland zurückkehrende Familie dorthin begleite, einzugehen, mit nicht allzu schwerem Herzen verlassen, aber sich entschlossen, ebenso wie Curtius, der um die gleiche Zeit frei wurde, noch eine Zeit lang auf griechischem Boden zu verweilen. So statteten sie denn gemeinsam den Cykladen einen Besuch ab. Auf Paros waren sie mehrere Wochen Gäste eines in seinem Bergkloster einsam hausenden Capucinerpadre und machten von dort ihre Ausflüge. In dem Gedichte „Auf dem Anstand" ruft Geibel dem Freunde in späteren Tagen die Erinnerung daran zurück:

Denkst Du an Naxos noch? Ich seh' sie liegen,
Die Klöster und das Schloß auf hohem Stein,
Den Säulenhof, wo sich die Palmen wiegen,
Die Felswand übergrünt von eitel Wein,
Das reiche Thal, in dessen bucht'ge Weiten
Ein buntgezäumtes Saumthier leicht uns trug:
Da blinkten Becher rings, da klangen Saiten,
Fürwahr, es war ein neuer Bacchuszug.

Und als wir sonnverbrannt mit staub'gen Ballen
Zur Ruh' verlangten nach der heißen Fahrt,
Da nahm uns in die kühlen Klosterhallen
Der wack're Pater mit dem langen Bart.
Hoch über'm Meer auf seinem Laubensitze,
Wie schollen unf're Lieder da so frisch,
Wie floß der Quell des Nektars und der Witze
So unerschöpft am sauber'n Abendtisch!

Dort saß der Bischof, dort der Capuciner,
Wir zwei Poeten lustig mittendrin;
Schlau lächelnd stellte der slavon'sche Diener
Uns beiden stets die vollsten Flaschen hin.
O Jubel, wie wir einst im Mönchsvereine
Gezecht, bis jenen die Geduld selbst riß,
Und wie wir dann, noch voll vom süßen Weine,
Verdeutscht das Trinklied des Panyasis!

Und mußten auf dem Chor die Prieſter ſäumen,
Dann ſuchten wir die Gärten am Geſtad';
Schlaftrunken wob's in den Citronenbäumen,
Die ſtille Felsbucht rief zum lauen Bad;
Dazu ein Trunk, ein Lied — ſo floß der Morgen,
So kam geſtirnt die duft'ge Nacht daher,
Wir lebten, ſchwärmten — zwiſchen unſer'm Sorgen
Und zwiſchen unſer'n Herzen floß das Meer.

Weihnachten und Neujahr wurden wieder in Athen auf der Ruppburg — ſo hieß bei der deutſchen Colonie, zu der ſich nun auch Friedrich v. Schack, der Architekt Hochſtätter und Maler Kretzſchmer geſellt hatten, das neu erbaute Haus des Quartiermeiſters Rupp — in frohem Kreiſe gefeiert. Auch das Lehrfach übten Curtius und Geibel noch einmal vorübergehend, dieſer, obwohl er im poetiſchen Schaffen fortan ſeinen Lebensberuf ſah. Geſchah es dann wohl auch, daß er, mit ſich unzufrieden, an ſeinem Dichterberufe irre werden wollte, wußte Curtius ihn heiter zu tröſten:

Was klagſt Du, Freund? Gab Dir nicht viel Natur?
Verlieh Dir nicht der Bilder Spiel Natur?
Und wenn die Welt Dich unbefriedigt läßt,
Dir gab im Inner'n ein Aſyl Natur.
Doch nicht ſo ſtetig, ſagſt Du, ſpendete,
Und nicht ſo reichlich, wie es Dir gefiel, Natur.
Sieh'! Fall und Steigen iſt das Erdenlos,
Und jeder Menſch iſt eine Nilnatur.

Ein bleibendes Denkmal ihrer gemeinſamen Arbeit erſchien im Frühjahr 1840 bei Weber in Bonn, das Heftchen „Claſſiſche Studien von E. G. u. E. C." Die darin gegebenen Uebertragungen aus den Alten gehören zum Beſten, was unſere Literatur in der Art aufzuweiſen hat, und für Geibel iſt es bezeichnend, daß es ihm gelang, ſogar den Collegen Curtius zu täuſchen mit einem Gedichte „Trinklied", angeblich von unbekanntem Verfaſſer, der geprieſenen Traube von Naxos zu Ehren geſungen — ſo ſchlagend hatte er in dieſer ſpäterhin ſelbſt in klaſſiſche Sammlungen übergegangenen Elegie Ton und Haltung der Alten getroffen.

Während aber Curtius ſeit der Ankunft K. Otfr. Müller's und Adolf Schöll's, die von Sicilien herübergekommen, ſich ausſchließlich durch gelehrte Forſchung in Anſpruch genommen ſah, begann bei Geibel ſich ein leiſes Heimweh zu regen, geſteigert durch quälende Zweifel über ſeine Zukunft: ob er der klaſſiſchen Philologie ſich entſchlagen und den freien Dichterſchwingen ſich rückhaltlos anvertrauen oder für ein Lehramt in der Heimath ſich vorbereiten und zur Ablegung eines Examens Anſtalt treffen ſolle. Die Freunde ſcherzten dann wohl, man ſehe ihn mit der mittleren Ausgabe von Buttmann's griechiſcher Grammatik umhergehen, wie er die unregelmäßigen Verba repetire; aber ihm war's gar nicht ſcherzhaft zu Muthe. Schon zu lange fühlte er ſich dem Vaterhauſe, der Vaterſtadt entrückt. Als Krauſeneck Ende April durch Familien-

angelegenheiten nach Wien berufen wurde, entſchloß ſich Geibel kurz und gut zur Mitreiſe. Vierzehn Tage ſpäter öffneten ſich ihm die Pforten des Krauſeneck'ſchen Landhauſes „Am grünen Berg" bei Schönbrunn, und Krauſeneck war es auch, der es übernommen hatte, in Trieſt die in Athen vollendete erſte Sammlung von Geibel's Gedichten unverſehrt auf der Quarantäne durchzuſchmuggeln. Von Wien ſchickte er dieſen Erſtling einer Hekatombe von Auflagen — er war der Frau ſeines Freundes, Clara Kugler, gewidmet — an Duncker u. Humblot in Berlin, und damit war denn auch im Weſentlichen dem Dichter deſſen künftiger Lebensgang, wenigſtens negativ, vorgezeichnet. Fand ſich für den Poeten in keinem Amt, keiner Zunft ein Plätzchen, ſo blieb es nun entſchieden, daß er ausſchließlich in der Beſchäftigung mit der ſchönen Literatur ſeinen Beruf ſehen wollte.

Für ſeine dichteriſche Entwickelung erwies ſich der zweijährige Aufenthalt auf klaſſiſchem Boden nach mehr als einer Seite hin förderlich. Auch Curtius urtheilt: „Er entzog ihn zur rechten Zeit den zerſtreuenden Eindrücken der ſchriftſtellernden Berliner Kreiſe, er bewahrte ihn vor den Einflüſſen eines vielgeſchäftigen Literatenthums, denen er noch nicht mit gereiftem Selbſtbewußtſein gegenübertreten konnte. Er gab ihm einen Beruf, in dem er ſelbſtverleugnende Pflichttreue üben mußte; er öffnete ſeinen Blick für die Beobachtung fremder Länder und Völker und ſtärkte dadurch nur ſeine Liebe zum Vaterlande. Hauptgewinn aber war, daß er ſich während dieſer Zeit mit den griechiſchen Dichtern ſo ruhig, wie nie zuvor, beſchäftigte, mit ihnen und in ihnen lebte, im vollen Sinne ein Schüler der Alten wurde. Was er aus dem Elternhauſe und der Heimath mitgebracht, konnte ſich in dieſen Jahren ſtiller Sammlung und Vertiefung zu einer ihrer Ziele bewußten Perſönlichkeit friedlich und harmoniſch geſtalten. Das für Geibel's Gedichte Charakteriſtiſche, die kryſtallhelle metriſche Form, die wahrhaft künſtleriſche Behandlung von Reim und Strophe, der geſchloſſene Rhythmus jedes einzelnen Gedichts, und nicht weniger die inneren Vorzüge, die Durchſichtigkeit der Gedanken, das vollkommene Aufgehen derſelben in der Form, die ſichere Maßhaltung, welche einen mit ſo unglaublicher Leichtigkeit aus dem Stegreif Dichtenden vor der Gefahr der Ueberfülle bewahrte — denn wie bei den Griechen, iſt Alles, auch der feurigſte Erguß der Empfindung, knapp und genau bemeſſen, man kann nichts wegnehmen und nichts zuſetzen — das Alles war die köſtliche Mitgift, die er Hellas verdankte." Und nie hat er ſeitdem vergeſſen, daß auch die Poeſie eine Kunſt iſt, die wie jede andere gelernt ſein will. Unabläſſig bemüht, aus Natur und Geſchichte immer neue, bedeutende Anregungen in ſich aufzunehmen, um aus goldener Schale edlen Wein ſpenden zu können, läßt er alles Gemeine weit hinter ſich und fühlt den Stolz des wahren Dichters, der kein gedankenloſes Publicum unterhalten, keiner wechſelnden Moderichtung fröhnen, ſondern das ewig Wahre, Gute, Schöne ſeinem Volke verkündigen will. So faßt der Dichter ſelbſt, als er noch in Athen war, ſeine Aufgabe:

Viel zu wiſſen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Ach, für ſeinen Beruf dünkt mich das Leben ſo kurz.

Denn er kenne die Welt und ihre Geſchichten, er gehe
Bei den Alten mit Luſt wie bei den Neuen zu Gaſt.
Fremde Länder und Sprachen erforſch' er mit willigem Eifer,
Sei im Norden und ſei unter den Palmen zu Haus.
Aber vor Allem verſteh' er das Herz und die ewige Leiter
Seiner Gefühle; die Luſt kenn' er und kenne den Schmerz.
Was aus Säul' und Gemälde Dich anſpricht, wiſſ' er zu deuten,
Was Dir des Waldes Geräuſch flüſtert, er faſſ' es in's Wort.
Kunſt und Natur und Welt und Gemüth, er beherrſche ſie alle,
Aber der Thor nur verlangt, daß ein Gelehrter er ſei.

Kein Gelehrter alſo, ein Dichter wollte er ſein. Und doch brachte gerade dem Dichter die nächſte wieder in Lübeck verlebte Zeit bittere Enttäuſchungen. Das von Wien überſandte Manuſcript der Gedichte, die ihn der Welt bekannt machen ſollten, war bei einer Feuersbrunſt der Hänel'ſchen Druckerei zu Magdeburg in Flammen aufgegangen, und als dann nach Jahresfriſt die Sammlung, gewiß nur zu ihrem Vortheil, neu zuſammengeſtellt war, fand ſie eine überaus laue Aufnahme. Die literariſche Kritik ſchwieg ſich aus. Erſt nach dritthalb Jahren wurde eine zweite Auflage nöthig. Sollte der Dichter alſo doch bei der Abſchätzung ſeiner poetiſchen Begabung ſich getäuſcht haben? Glücklicherweiſe ließ ihn nicht lange das weitere Schickſal der Gedichtſammlung im Zweifel. Der zweiten Auflage folgten die drei nächſten bis 1846 Jahr auf Jahr, 1848 erſchien bereits die zwölfte, 1859 die ſiebenundvierzigſte, und es iſt bekannt, wie die von der Cotta'ſchen Verlagshandlung als die hundertſte veranſtaltete Jubiläumsausgabe, beſonders prächtig ausgeſtattet, dem Dichter zum Oſterfeſte 1884 überreicht werden ſollte, aber ihn nicht mehr unter den Lebenden traf. An jene früheren Tage, wo Georg Herwegh's unwürdige Verdächtigungen und die theils feindſelig abwehrende, theils durch zur Schau getragene Gleichgiltigkeit erſt recht verletzende Haltung der Preſſe den Aufſchwung jugendlicher Begeiſterung ſchmerzlich lähmten und das Gemüth verdüſterten, gedenkt der Dichter nach Jahren noch in dem Gedichte „Die Lachswehr“:

Beſtürmt von Zweifeln, rang ich damals, o wie oft
Umſonſt, nach Klarheit in mir ſelbſt; verfehlt erſchien
Mir all mein Streben, Täuſchung ſelbſt der Muſe Ruf,
Der immer wieder lockend an mein Herz erging,
Und wenn ich dann, von haſt'ger Arbeit tief erſchöpft,
Hier Stille ſuchte, fand ich heiße Thränen nur,
Wie ſie auf öder Klippe weint, wer ſcheiterte.

Da kam ihm Troſt in der Noth. Ein freundliches Geſchick ladete ihn ein unter das gaſtliche Dach eines heſſiſchen Edelmanns, des Freiherrn v. d. Malsburg, in deſſen trauten Räumen auf Eſcheberg ſo mancher Künſtler und Schriftſteller vor und nach Geibel Aufnahme gefunden hat. Zu allem übrigen Schweren war für dieſen eben auch noch der Verluſt der guten Mutter getreten. Aber verſprach nicht für die jüngſt von ihm begonnenen italieniſchen und ſpaniſchen Studien die gerade mit romaniſcher Literatur reich ausgeſtattete Bibliothek in

Eſcheberg willkommene Förderung? In trüber Winterſtimmung hatte er vor ein paar Monden ſein Gedicht „Hoffnung“ niedergeſchrieben. Nun war es, und dräute der Winter noch ſo ſehr, doch Frühling geworden und jener der ganzen Welt verheißene Maientag angebrochen. Das Herz geſchwellt von Dank und Freude, eilt der Dichter von Lübeck hinaus in das nahegelegene Krempelsdorf, den Landſitz der befreundeten Familie Nölting, ihr die Nachricht von der empfangenen Einladung zu bringen. Auf dem Wege dahin ſang er das Lied: „Der Mai iſt gekommen, die Bäume ſchlagen aus“, das unrichtig jenes „Ich fuhr von St. Goar“ der Neuen Gedichte in die Bonner Studentenzeit zurückverlegt. Auf der Reiſe von der Trave nach dem Heſſenlande, in Rinteln, entſtand das ſchöne Lied „Ich möchte ſterben, wie der Schwan“.

In Eſcheberg entſtanden die Zeitſtimmen. Ein uns verloren gegangenes Polenlied in denſelben und „Der junge Tſcherkeſſenfürſt“ wurden, auch ein Zeichen der Zeit, von der Cenſur beanſtandet, weshalb für das letztere Gedicht „Der Alte von Athen“ Erſatz bieten mußte. Ein Fortſchritt zu gereifterem Bewußtſein war in der neuen Sammlung, die ſich, wie ſchon der Titel beſagt, zum größeren Theil auf Zeitereigniſſe bezog, nicht zu verkennen. Es war das die erſte Frucht des neuen Umgangskreiſes, in den er eingetreten war. Unter den wohlthuenden Eindrücken des behaglichen Familienlebens war ein eigener Geiſt des Friedens über ihn gekommen, der all das Herbe, Raſtloſe der Zweifel, die ihn ſonſt gepeinigt hatten, milderte und allmählich völlig tilgte. Der Ton, welcher im Hauſe des Freiherrn herrſchte, war ſo herzlich, der Verkehr ſo angeregt anmuthend, das Verſtändniß auch, welches dem dichteriſchen Schaffen des Gaſtes entgegengebracht wurde, ſo warm und voll, daß die Monate wie ebenſo viele Tage dahinſchwanden und der Herbſt, der Winter anbrach und wieder Frühling und Sommer wurde, bis Geibel ſeinen Wanderſtab weiterſetzte. Es waren unvergeßliche Tage wonnigen Genuſſes geweſen, die er in Eſcheberg hatte verleben dürfen — das ſpäter am Rhein entſtandene Gedicht „Welt und Einſamkeit“ iſt ihrem Gedächtniß gewidmet —, aber auch Tage friſcher Schaffensfreudigkeit, in denen der Ernſt der Arbeit nicht feierte. Den provençaliſchen Geſängen der Troubadours und den ſpaniſchen Romanzen war ein eindringendes Studium gewidmet, daneben eine Reihe von Gedichten geſchaffen und, durch die guerras civiles angeregt, das Drama „Roderich“ in Angriff genommen und nahezu vollendet. Selbſt in Griechenland hatte Geibel nicht ſo leicht und umfaſſend producirt. Mit dem Liede „Es rauſcht das Laub zu meinen Füßen“ hatte er die Freude, den vom Norddeutſchen Muſikverein für das beſte zur Compoſition geeignete Lied ausgeſetzten Preis zu gewinnen.

Sobald ſich Geibel wieder in Lübeck niedergelaſſen, machte er ſich an die Redaction ſeiner Ueberſetzungen der Volkslieder und Romanzen der Spanier. Die um Pfingſten 1843 bei Al. Duncker in Berlin erſchienene Sammlung, Ferd. Freiligrath gewidmet, iſt die erſte umfangreiche, planmäßig aus den Quellen geſchöpfte der Art geweſen, der Goedeke mit Recht nachrühmt, daß

ſie durch leichten Fluß der Sprache, des Reimes den Originalen ebenbürtig erſchien. Die meiſten Lieder ſind ſpäter in das „Spaniſche Liederbuch", wie die Romanzen in den „Romanzero", übergegangen. Ein kleiner Theil der erſteren, die angeblichen Lieder des Don Manuel del Rio („Müde komm' ich und beladen", „Auf des Jordans Waſſern zieht", „Ihr klugen Jungfrauen"), ſowie einige Romanzen, z. B. die von Don Alfonſo Perez Gusman, waren Erzeugniſſe eigener Erfindung im meiſterhaft getroffenen Ton und Geiſt der ſpaniſchen Dichtung.

Durch die lyriſchen Gedichte aus dieſer Zeit („O Jugendzeit, du grüner Wald", „Wo ſtill ein Herz in Liebe glüht", „Wenn ſich zwei Herzen ſcheiden", „Lieder eines fahrenden Schülers", „Dante") geht ein Zug der Wehmuth. Die vollſtändige Unſicherheit ſeiner zukünftigen äußeren Lebensſtellung beunruhigte ihn wieder. Eine Zeit lang ging er ernſtlich mit dem Gedanken um, ſich am Lübecker Gymnaſium einen Platz als Lehrer zu ſuchen. Das Wuthgeheul, das die Meute der „Negativen" ſeit ſeiner Abſage an Herwegh wider ihn anſchlug, war auch nicht dazu angethan, ihn zuverſichtlicher zu ſtimmen. Ein freundlicher Sonnenſtrahl fiel durch das graue Gewölk ſeines Lebenshimmels durch die Anzeige des Verlegers, daß ſeine „Jugendgedichte" und die „Zeitſtimmen" eine neue Auflage forderten. Eine ganz unbeſchreibliche Freude aber, und noch dazu völlig unerwartet, wurde ihm um Weihnachten bereitet, als er bei einem Tiſchbeſuche im v. Rumohr'ſchen Hauſe mit ſeiner Serviette ein Schreiben aus Berlin aufhob, durch welches König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihm zur ungeſtörten Fortſetzung ſeiner poetiſchen Studien eine lebenslängliche Penſion von 300 Thalern ausſetzte. K. Fr. v. Rumohr, der bei und ſpäter in Lübeck wohnte, hatte die Aufmerkſamkeit ſeines königlichen Freundes auf Geibel als den hoffnungsvollſten unter den jungen Poeten Deutſchlands gelenkt. Wie man ſich erzählte, war Rumohr's beſonderes Gefallen durch das an der Trave allbekannte Scherzgedicht „In Lübeck auf der Brucken, da ſtehet ein Mercur" hervorgerufen, ein Gedicht, das nach Curtius' Verſicherung allerdings in ſeiner Art klaſſiſch ſein ſoll.

In dem Dank, den er in dem berühmt gewordenen Gedichte „An den König von Preußen", jetzt dem letzten der „Zeitſtimmen", abſtattete, legte Geibel ein vollſtändiges poetiſches Glaubensbekenntniß ab:

Ich habe nie nach Gunſt gerungen,
Ich ſang allein, was ich genußt;
Wie Roſen, friſch dem Lenz entſprungen,
So brach's hervor aus meiner Bruſt.
Und fröhlich ſtreut' ich in die Winde
Die leichte, reiche Blüthenpracht;
Ob ſie der Freund, der Tadler finde,
Ich hab' es nie zuvor bedacht.

Was ich in unſ'rer Wälder Stille,
An Hellas' Strand umſonſt begehrt,
Das hat Dein königlicher Wille
Aus freien Hulden mir gewährt:
Du gabſt ein Leben mir, vom Staube
Des niedern Marktes unberührt,
Ein Leben, wie's im grünen Laube
Der freie Vogel ſingend führt.

So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernſt des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutſchen Ehre, Zucht und Art.
Fern von dem Schwarm, der unbeſonnen
Altar und Herz in Trümmer ſchlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Brunnen
Am Felſen, der die Kirche trägt.

Er betont es, daß ihm ſein Singen kein eitel Spielwerk, daß es ihm ein heiliges Amt iſt, das Amt, zu bauen, zu bilden, zu verſöhnen. Und weiß er auch nicht, ob er jemals den Kranz gewinnen wird, iſt ihm auch nur ein Blatt von dem Lorbeer beſchieden, der des Dichters Preis: „Der Mutter ſei's geweiht zu eigen, dem deutſchen Vaterland."

Unter den übrigen Gedichten aus dieſem Lübecker Aufenthalt ragen neben einer Anzahl von Sonetten, die des Dichters Stellung zu den verſchiedenen Zeitrichtungen kennzeichnen, hervor das „Fragment" mit ſeiner erſchütternden Schilderung des am Abgrund wandelnden großſtädtiſchen Genußlebens, das „Lied am Rhein" mit dem Loſungswort: Vorwärts! und das auf dem Wege nach und von Krempelsdorf entſtandene „Minnelied", das jetzt den Schluß zum vierten Buche der Jugendgedichte bildet, der innigſten eins, die Geibel uns geſchenkt, indem er zu vollem Accord, die Sprache klingt wie Muſik, alles Tiefe und Schöne, was er über Liebe zu ſagen weiß, zuſammenfaßt: Du ſuchſt umſonſt auf irrem Pfade die Liebe in dem Drang der Welt; „denn Lieb' iſt Wunder, Lieb' iſt Gnade, die wie der Thau vom Himmel fällt".

Das iſt die köſtlichſte der Gaben,
Die Gott dem Menſchenherzen giebt,
Die eitle Selbſtſucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O ſüß Empfangen, ſel'ges Geben!
O ſchönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was ſonſt Verluſt.
Je mehr Du ſchenkſt, je froher ſcheinſt Du,
Je mehr Du nimmſt, je ſel'ger weinſt Du —
O gieb das Herz aus Deiner Bruſt!

In ihrem Auge Deine Thränen,
Ihr Lächeln ſanft um Deinen Mund,
Und all Dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's Dein, ob's ihr, Dir iſt's nicht kund.
Wie wenn zwei Büſche ſich verſchlingen,
Aus denen junge Roſen ſpringen,
Die weiß, die ander'n roth erglüht,
Und keiner merkt, aus weſſen Zweigen
Die hellen und die dunkeln ſteigen:
So iſt's, Du fühleſt nur: es blüht.

Den Sommer dieſes Jahres (1843) verbrachte Geibel, einer Einladung Freiligrath's folgend, in St. Goar. In edlem Wettſtreit zwiſchen den Dichtergenoſſen, zu denen alsbald Levin Schücking ſich geſellte, war es für Alle eine Zeit freudigen Schaffens. Die beiden Gedichte „Im Grafenſchloß" verdanken ihre Entſtehung einer der Geſpenſtergeſchichten, wie ſie Schücking vorzutragen liebte. „Barbaroſſa's Erwachen" begann Geibel hinter der ſiebenten Mühle bei St. Goar niederzuſchreiben; auf dem Wege nach Coblenz dichtete er das dem Andenken des alten Fritz gewidmete „Sansſouci"; die Diſpute, wie ſie zwiſchen den drei Sommerfriſchlern in der Rheinſchenke „Zum goldenen Pfropfenzieher" geführt zu werden pflegten, ſtellte er humoriſtiſch in dem Scherzgedichte „Von des Kaiſers Bart", mehr ernſthaft im „Waldmärchen" dar, während „Spielmanns Lied" und andere kleine Gaben, wie „Meiden", „Im Herbſte", „Muth" und die kleine Parabel „Im Weinberg", die alten lyriſchen Klänge anſchlagen. Den Beſchluß dieſer Liederreihe bildet der urſprünglich für das Freiligrath'ſche Album niedergeſchriebene „Abſchied von St. Goar".

Juſtinus Kerner, der im Laufe des Sommers gleichfalls am Rhein eingetroffen war, hatte ſich von Geibel das Verſprechen eines Beſuchs in Weins-

berg geben laſſen. Die Reiſe dahin führte dieſen auch nach Stuttgart, wo er mit Cotta, Dingelſtedt und den Württemberger Dichtern Grüneiſen, Guſtav Schwab und Pfizer in Verbindung trat. Unmittelbar hat dieſer ſchwäbiſche Aufenthalt nur wenige poetiſche Früchte gezeitigt, Sonette, Gnomen, das „Lied vom Wein“ u. a., die zumeiſt in die Juniuslieder übergegangen ſind; aber die um 50 Nummern vermehrte dritte Auflage der Jugendgedichte wurde beſorgt, das in wiederholter Umarbeitung ſtark veränderte Trauerſpiel König Roderich wurde druckfertig geſtellt — zum erſten Male aufgeführt wurde dasſelbe zwei Jahre ſpäter auf dem Hoftheater in Weimar — und der ſchier ſprichwörtlich gewordene ſangesfrohe Mund des Schwabenvölkchens gab dem Dichter noch nach Jahren eine Reihe jener charakteriſtiſchen „Volksweiſen“ und melodiſchen Tanzlieder „Für Muſik“ ein, die wir zu den duftigſten Blüthen ſeines Dichtergartens zu rechnen gewohnt ſind.

Von Stuttgart ging Geibel direct nach Lübeck zurück, halbkrank an Leib und Seele. Die in verſchiedenen Sonetten wiederklingende trübe Stimmung läßt uns ahnen, daß es ihm auch daheim nicht recht wohl werden wollte. Doch tritt neben dieſe grau in grau malenden Bilder auch jener wunderbar feierliche, auf Wellen des Wohllauts ſich wiegende Hymnus „Nachts am Meere“: „Es ſchlief das Meer und rauſchte kaum, und war doch allen Schimmers voll“ (II, 41), ein vielverheißender Vorklang des herrlichen Oſtſeelieder-Cyklus in den „Spätherbſtblättern“. Da auch das Seebad von Travemünde die erhoffte Heilkraft verſagte, ſuchte der Dichter durch eine Reiſe ſich zu zerſtreuen. Der Weg führte ihn nach Hannover, Dresden, zum Grafen Strachwitz nach Peterwitz, Breslau. Die Heimreiſe trat er über Berlin an, doch ohne ſich dort zu verweilen. Mit umgehender Poſt fuhr er dem Elternhauſe zu, nach deſſen Stille er ſich jetzt ſehnte, weil das Clotar-Fragment wieder ſeine Gedanken beſchäftigte und ihm weiterer Ausführung werth erſchien. Wirklich entſtanden damals auch die erſten Geſänge dieſer anziehenden Bilderreihe in meiſterlich gehandhabter Stanzenform. Vollendet worden ſind ſie nie, darin das Schickſal des ſpäteren epiſch-lyriſchen „Julian“ theilend, der gleichfalls Fragment geblieben. Doch brachte das Jahr den großartig gedachten „Frühlingshymnus“, der den Frühling zum Symbol des ewig verjüngenden Geiſtes der Weltentwickelung nimmt, des „Troubadour“ Abſchied, die tiefernſte „Heimkehr“ und das zornglühende Zeitgedicht „Wider den Erbfeind“.

Das Jahr 1845 war für Geibel eins der reichſten, glücklichſten, reich an Entwürfen und Geiſtesſchöpfungen, glücklich durch ſeine reine, klare Stimmung, die in einer Fülle lyriſcher Ergüſſe ausfluthete. Der Dichter tritt in das neue Jahr über mit dem „Gebet“:

Herr, den ich tief im Herzen trage, ſei Du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, ſei Du mit mir; . . .
Behüte mich am Born der Freude vor Uebermuth,
Und wenn ich an mir ſelbſt verzage, ſei Du mit mir;

Gieb Deinen Geiſt zu meinem Liede, daß rein es ſei,
Und daß kein Wort mich einſt verklage, ſei Du mit mir.
Dein Segen iſt wie Thau den Reben; nichts kann ich ſelbſt;
Doch daß ich kühn das Höchſte wage, ſei Du mit mir.
O Du mein Troſt, Du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage ſei Du mit mir!

Bald ſehen wir das patriotiſcher Hoffnung volle „Lied des Alten im Bart“ vollendet. Es folgten „Helle Nächte“ und das ähnliche Gedicht „Aus dem Walde“, beide ſchimmernd in leuchtender Schönheit Pracht. Die durch „die ſingenden Knochen“ der Grimm'ſchen Kindermärchen angeregten „Balladen vom Pagen und der Königstochter“ waren zum erſten Mal auf den epiſchen Ton geſtimmt. Breiter noch und größer war die aus Afzelius' ſchwediſchen Volksſagen geſchöpfte epiſch-lyriſche Dichtung „König Sigurd's Brautfahrt“ angelegt. Der Sommer brachte in Begleitung von Goedeke eine Harzreiſe mit längerem Aufenthalt in Ilfeld. Hier in Ilfeld ſind an einem und demſelben Tage die beiden tiefempfundenen Herbſtlieder „Ach, in dieſen blauen Tagen“ und „Nun ſtrömet klar von oben“ gedichtet, hier iſt das im Ilſethal empfangene Lied „Am Bergſee“ niedergeſchrieben, hier iſt auch die Heimath für „Herbſtlich ſonnige Tage“ und für das „Lied des Mädchens“. Das auf dem Wege zur Ebene gedichtete „Heimweh“ iſt ein urſprünglich für den „Julian“ beſtimmtes Bruchſtück. Derſelbe Herbſt brachte nach Geibel's Rückkehr in die Heimath und während der in Waldhuſen gewählten Septemberraſt die „Minneweiſe“, die „Herbſtklage“ („Rechter Freude denk' ich kaum“), die „Letzte Sühne“, ſämmtlich von elegiſcher Stimmung erfüllt; aber auch den launigen „Geiſt zu Würzburg“, den gegen Dänemarks Bundesunfreundlichkeit gerichteten Ruf von der Trave, dann in Berlin das über die moderne Babel geſprochene „Mene Tekel“, ſowie ein paar Lieder nach Volksweiſen: „Du mit den ſchwarzen Augen“, „Weit, weit aus ferner Zeit“ u. a., Gedrucktes und Ungedrucktes. Dagegen blieb der Plan, gemeinſchaftlich mit Herzog und Curtius die durch den Tod ihres Urhebers bisher Manuſcript gebliebene Sammlung neugriechiſcher Volkslieder mit Ueberſetzung herauszugeben, aus Mangel an einem Verleger vorläufig unausgeführt, zumal ſeit der Bekanntſchaft mit Felix Mendelsſohn die von dieſem erbetene Herſtellung eines Opernlibrettos, der „Loreley“, für das vielleicht auch das im Plauen'ſchen Grunde bei Dresden gedichtete Lied „Unter der Loreley“ beſtimmt war, Geibel's ungetheilte Kraft in Anſpruch nahm. Auch wurden gleichzeitig die Vorarbeiten für das Drama der „Albigenſer“ begonnen.

In den Sommer 1846, den Geibel theils in Altenburg, theils in Böhmiſch Marienbad verlebte, fällt neben der Fortführung der begonnenen größeren Arbeiten eine Reihe kleinerer Dichtungen, unter denen das „Trinklied der Alten“, „Früh Morgens“, „Neue Liebe“ und das erſte der „Frühlingslieder“ („Kein Stern will grüßend funkeln“) hervorgehoben ſein mögen. Bei Freund Nathuſius in Neuhaldensleben ſchrieb Geibel das Donatuslied „Nun bin ich heim“, in Salza bei Kalbe a. d. S. das rhythmiſche Gedicht „Dichterlos“; auf

dem Wege zum Ferdinandsbrunnen in Marienbad ſchuf er das Gedicht, mit dem er die ſechste Auflage ſeiner Gedichte Clara Kugler von Neuem widmete.

Der berüchtigte Offene Brief des Dänenkönigs in Sachen der deutſchen Elbherzogthümer rief ihn in die politiſche Arena. Die ſchneidigen Zwölf Sonette „An Schleswig-Holſtein" waren ſeine Antwort. Aber von der elenden Tageskritik wurden ſie todtgeſchwiegen. Dem einzigen Wilibald Alexis gebührt der Ruhm, in den „Blättern für liter. Unterhaltung" die Zeitgenoſſen auf den Werth dieſer echt deutſchen und echt künſtleriſchen vaterländiſchen Dichtungen aufmerkſam gemacht zu haben. Kein Wunder wahrlich, wenn nach ſolchen Erfahrungen das Gedicht „An den Genius", mit welchem der Dichter von dem alten Jahre Abſchied nahm, wieder unter dem Drucke elegiſcher Empfindungen ſteht.

Auf die Dauer konnte ihn, der zur Zeit auch körperlich krank, dieſe Schwermuth zum Glück doch nicht niederbeugen. Nachdem ihm noch in Lübek eine Anzahl trefflicher „Gnomen" (3, 4, 6, 8, 10, 11) gelungen, begab ſich Geibel, um die alten Freunde wiederzuſehen, nach Berlin, das ihn diesmal faſt ein Halbjahr feſthielt. Die dort entſtandenen Schöpfungen: „An einen Freund", „Beruhigung", „Im März", das „Ghaſel" nach Hafis, „Schlimmer Beſuch", „Frühlingsbrauſen", „Oſtermorgen", „Wacht auf" und der eigenartige „Morgenländiſche Mythus" athmen wieder Ruhe und neu gewonnene Zuverſicht. Daneben beſchäftigte ihn die Lorelei, an der er nach eifrigen Berathungen mit Jenny Lind, welche die Titelrolle übernehmen ſollte, unabläſſig beſſert und feilt, bis ſie einige Jahre ſpäter, erſt 1859, zum Abſchluß kam. Einer von Curtius gegebenen Anregung folgend, fühlte er ſich ſogar aufgelegt, in wenigen Tagen für die königlichen Prinzen jenes ausgelaſſene Faſtnachtsſpiel Die Seelenwanderung zu Papier zu bringen, auf das wir bei Beſprechung der Dramen unter deſſen verändertem Titel „Meiſter Andrea" zurückkommen werden. Ueberhaupt wurde für Geibel der in dieſer Zeit mit Kugler, dem „malereikund'gen, breitſtirn'gen Freund", und Curtius, dem nunmehrigen Erzieher des preußiſchen Kronprinzen, gepflegte Verkehr eine Quelle des angeregteſten geiſtigen Schaffens und zahlreicher Scherz- und Gelegenheitsgedichte, von denen wir in dem allerliebſten Ghaſel an Ernſt Curtius „Wenn im fürſtlichen Palaſte ſtrenger Ernſt nicht ganz Dich faßte", in den witzigen, an denſelben Freund gerichteten Hinkverſen „Ich hätte gern, o Freund, mit Dir geſpeiſt heute" und dem Kugler's Frau im Namen einer Freundin mit einer Schlummerrolle überreichten Lied „An Clara" ſinnige Proben beſitzen.

An den Berliner Aufenthalt ſchloß ſich eine mit Kugler unternommene große Fußreiſe in's Salzkammergut, welche die beiden Wanderer u. a. dazu benutzten, Fr. Rückert in Neuſeß zu begrüßen. Den nach der Rückkehr in die Vaterſtadt niedergeſchriebenen Gedichten „Nach zehn Jahren", „Daheim", „Die junge Zeit" ſteht noch die Reiſefriſche, aber auch das Glück, wieder zu Hauſe zu ſein, im Geſicht zu leſen. In dem norddeutſchen Sängerfeſte, das Ende Juni, und in der Germaniſtenverſammlung, die einige Wochen ſpäter in Lübeck abge-

halten wurde, begrüßte er freudig die Zeichen einer ſich anbahnenden Geſundung des ſiechen Vaterlandskörpers. „Du deutſches Land biſt Eins!“ ſingt er und ruft ein wohlgemuthes Willkommen „der neuen deutſchen Zeit“. Wie er ſich in dieſen Monaten, die er abwechſelnd in Lübeck und Travemünde verbrachte, auch geiſtig erſtarkt und gehoben fühlte, um in Empfinden und Dichten die Schwingen zu höchſtem Fluge zu entfalten, zeigen uns die gedankenreichen Gedichte „Schlaf und Erwachen“, „Geheimniß der Sehnſucht“, „Sonnenblume“, das „Schickſalslied“, das Lied „An eine Einſame“ und ſo manche andere, denn die Worte floſſen ihm einmal wieder ſo leicht und mühelos von den Lippen, wie es nur dem geborenen Dichter gegeben iſt, die anmuthige Parabel „Wind und Glück“, die beiden kleinen Romanzen „Meluſine“ und „Kurt von Wyl“, das „Lied des Corſaren“, „Der Templer“ und vor allen der tiefſinnige, ſchöne Hymnus „An den Schlaf“, ihn, „der Seele labendes Waſſer“, „den gliederlöſenden, heiligen Schlaf“.

Mitten hinein in dies ſangesfrohe Schaffen ſchlug wie ein Blitz die Nachricht von dem Tode Felix Mendelsſohn's. Die Nachricht traf Geibel, den mit dem Verſtorbenen ein Band innigſter Freundſchaft verknüpft hatte, ebenſo ſchmerzlich wie unerwartet. Aber um ſo rührender, zu ſehen, wie er in dem Gedichte *Auf Felix Mendelsſohn-Bartholdy's Tod* in edler Selbſtloſigkeit den perſönlich erlittenen Verluſt über dem ſo viel größeren vergißt, der das geſammte Vaterland betroffen. —

Die letzten Jahre hatten reiche Garben gebracht; eben war der Dichter wieder damit beſchäftigt, all die Aehren zum Kranz zu winden. Der neuen Sammlung, die noch im Spätjahr 1847 erſchien, gab er den Titel *Juniuslieder*, damit anzudeuten, daß, der ſie gedichtet, ſeine Lebensſonne in die Mittagshöhe des Mannesalters eingetreten wiſſe. Und in der That war mit dem Menſchen auch der Dichter zum Manne herangereift: die Empfindungen ſind, ohne an Urſprünglichkeit und Wärme einzubüßen, tiefer und klarer, die Stimmungen reicher und voller, die Gedanken weiter und größer; mit den höher geſteckten Zielen ſind auch die Darſtellungsmittel überzeugender und ſicherer geworden, die Formen noch ebenmäßiger und durchſichtiger, die Sprache noch wohllautender und beredter. Vergleicht man dieſe neue Sammlung mit den beiden früheren, ſo iſt ein ganz entſchiedener Fortſchritt nicht zu verkennen. Als ein ungewöhnliches dichteriſches Talent und ſeiner ganzen Gemüthsanlage nach als eine feſt in ſich geſchloſſene Perſönlichkeit, die ſtandhaft und gerade ihres Weges geht in voller Wahrung ihrer Selbſtändigkeit und, ohne äußeren Einflüſſen ein entſcheidendes Eingreifen zuzugeſtehen, aus dem eigenen Inneren ſchöpft, was zur Geſtaltung drängt, gleichſam mit innerer Nothwendigkeit, in bewundernswerth harmoniſchem Gleichmaß der Kräfte, ohne Stillſtände wie ohne Sprünge ſtetig entfaltend, was als Keim in ihn gelegt war, faſt als hätten wir's mit einem organiſchen Naturweſen zu thun: ſo hatte ſich der Dichter auch ſchon früher gegeben. Aber damit iſt doch nicht ausgeſchloſſen, daß im Werden,

Wachſen und Ausreifen auch eine ſo echte Poetennatur beſtimmte Entwickelungsſtadien zu durchlaufen hatte.

Der Ausbruch der franzöſiſchen Februarrevolution und deren häßliche Nachäffung in den Narrheiten der deutſchen Märztage konnte auf Geibel, wie er nun einmal war, nur tiefverſtimmend wirken. Das grollende „Kriegslied“ und das „Gebet“ („Herr, in dieſer Zeit Gewog“) bilden die ganze Ausbeute des Jahres 1848. Ja, zu einer Zeit, wo es die Maſſe der Durchſchnittsmenſchen aus dem begrenzten häuslichen Leben in's öffentliche hinausdrängte, entſchloß er ſich, zur Vertretung eines in das Frankfurter Parlament gewählten Abgeordneten deſſen Lehramt am Lübecker Gymnaſium zu übernehmen, um in ſtrenger, regelmäßiger Arbeit Vergeſſenheit zu ſuchen für die widrigen Scenen des politiſchen Tageslebens. Durch das Studium der mittelalterlichen Literatur angeregt, führte er im nächſten Winter einige Abſchnitte der Nibelungentragödie in antiken Verſen aus. Von einem anderen Drama, deſſen Held Heinrich I., war der Entwurf und ſchon auch der erſte Act fertiggeſtellt, als die Ablehnung der deutſchen Kaiſerkrone durch Friedrich Wilhelm IV. dem Traume von einer deutſchen Reichseinheit ein jähes Ende bereitete. In dem Sonett „Deutſchland“ bezeugte Geibel ſeinen Schmerz, aber auch die Hoffnung, an der er dennoch feſthielt. Als dann in Sachſen, der Pfalz und Baden bewaffnete Aufſtände ausbrachen, mahnte er, deſſen vaterländiſches Empfinden von Anfang ſich über der Parteien Groll und Hader erhoben, der ſtets, allen Extremen abhold, die Ueberzeugung feſtgehalten, daß der Geiſt ſtärker ſei, als die Klingen, im unentwegten Vertrauen auf Gottes treues Walten „Geduld“ zu üben, und „Den Dichtern“ ruft er zu, ſie vor allen ſeien, ein prieſterlich Geſchlecht, zur Tempelwacht berufen, berufen, des deutſchen Volkes Heiligthümer zu pflegen und, mit des Geiſtes Waffen ſtreitend, dem frommen Erbe der Väter in Treuen Hort und Hüter zu ſein.

Da Geibel's Vater nach Niederlegung ſeines Lübecker Amtes nach Detmold übergeſiedelt war, folgte ihm unſer Dichter im Sommer dorthin. Bald darauf beſuchte er das Seebad Häringsdorf. Die Gedichte „Gudrun“, „Volker“, „Herbſtnacht“ waren eine Frucht dieſer Wochen, deren Stille von einer Reihe geräuſchvoller Wochen und Monate auf dem Schloſſe des Fürſten Carolath in Schleſien abgelöſt wurde. Hier ſind neben manchen kleineren Liedern die „hiſtoriſchen Studien“ entſtanden, ein Wechſelgeſpräch zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles, ferner „Des Deutſchritters Ave“, „Babel“. Der im folgenden Sommer wiederholte Beſuch brachte die Lieder zu Volksweiſen: „Ruſſiſch“ („Durch die Waldnacht“) und „Deutſch“ („Mag auch heiß das Scheiden brennen“), während in Karlsbad „Geneſung“, „Klage“ und „Mein Friedensſchluß“ gedichtet wurden.

Auf Andringen Carolath's beſuchte Geibel auch noch Bad Gaſtein, wo jener zur Zeit weilte, und noch zum dritten Mal deſſen ſchleſiſche Beſitzungen, ſo daß das Jahresende herankam, bis er wieder aufbrach, diesmal um einige Sonette, die Ballade von der „Türkenkugel“ und den großartigen „Mythus vom Dampf“ reicher. Im Januar 1851 finden wir ihn zu Berlin in regem

Verkehr mit dem ſo viel jüngeren Paul Heyſe, damals noch Primaner, den erſt Geibel, wie ſpäter den talentvollen Herm. Lingg, in die literariſche Welt einführte und mit dem er alsbald die gemeinſame Herausgabe eines *Spaniſchen Liederbuchs* verabredete.

Im Sommer und Herbſt, die er zwiſchen Karlsbad und Lübeck theilte, arbeitete Geibel angeſtrengt an ſeinem *Julian*, der jetzt Octavenform erhielt. Gegen Ausgang des Jahres ging dem Dichter in ſeiner Verlobung mit Amanda, der ſiebenzehnjährigen verwaiſten Tochter des aus Hamburg ſtammenden frühverſtorbenen Dr. jur. Trummer, die zarte Blüthe eines innigen Glückes an eigenem Herde auf. Es iſt die aus den Tagebuchblättern uns wohlbekannte Ada, die den Ihrigen nur allzu früh wieder entriſſen werden ſollte. Um eine feſte Grundlage für den neuen Hausſtand zu gewinnen, dachte Geibel an die Uebernahme eines bürgerlichen Berufes, als eine Zuſchrift König Maximilian's von Bayern ihm eine Ehrenprofeſſur an der Univerſität zu München antrug. Er ſollte dort im Winter akademiſche Vorträge halten und im Sommer ſeinen Aufenthalt frei nach Belieben wählen. Geibel nahm das ehrenvolle Anerbieten dankbar an. Wußte er doch, welche Muße, welche Anregung und Förderung für ſeine dichteriſchen Pläne er in München erwarten durfte. Und wirklich, wie viel und wie Großes der Dichter bis dahin ſchon geleiſtet hatte, das Beſte und Reifſte, was er uns geboten, verdanken wir erſt den beiden nun folgenden Jahrzehnten. Haben wir uns bisher des ſchimmernden Schmelzes ſeiner Jugendlyrik, der zarten Melodik ſeiner Lieder, des vollklingenden Pſalmentons ſeiner Oden, des hinreißenden Schwunges ſeiner Hymnen gefreut: in all dieſen Tonarten greift die Manneshand des Sängers noch ſicherer und kräftiger in die Saiten. Mit jenen hiſtoriſchen Situationsbildern großen Stils, wie „Der Tod des Tiberius", „Der Bildhauer des Hadrian", „Der Tod des Perikles", mit jenen kernhaften, tiefgründenden Reflexionsgedichten, wie „Geſchichte und Gegenwart", jenen kräftig ausgemeißelten Balladengeſtalten „Omar", „Schön Ellen", „Bothwell", mit jenen echt Goethe'ſchen gedankenſchweren, formvollendeten Gnomen haben uns erſt die *Neuen Gedichte*, die *Gedichte und Gedenkblätter*, die *Spätherbſtblätter* beſchenkt, und zum Theil in noch ſpätere Tage führen uns die Dramen *Brunhild* und *Sophonisbe*. Doch mögen die Werke und Erlebniſſe des Dichters aus deſſen Münchener Tagen und der noch übrigen Schaffenszeit einer beſonderen Beſprechung aufgeſpart bleiben.

# Die letzten Menſchen.

Ein Märchen in Verſen.

Von **Hans Schmidt** in Riga.

(Schluß.)

## II.

Das Paradies! Was träumt ſich nicht der Geiſt
Bei dieſem Worte gern für Fabeldinge!
Als ob — wie weit ihm Phantaſie auch kreiſt —
Er je ein ſchöner Bild zu Stande bringe,
Als wie Natur es ſchaffend ſelber weiſt,
Wo ſie in ihrem Archimedesringe
— Von Menſchenfürwitz ungeſtört — verſenkt
In heil'ges Sinnen ew'ge Plane denkt.

Ein ſtiller Garten ragte es empor
Mit grünen Wipfeln ſteter Frühlingsdauer,
Von denen noch kein Herbſt ein Blatt verlor;
Umfriedet rings von erdentſtieg'ner Mauer,
Vor deren ſchon ſo lang geſchloſſ'nem Thor
— Den Zornesblick, gedämpft zu milder Trauer,
In's wüſte Erdenland hinausgewandt —
Noch immer wachend jener Engel ſtand.

Verlodert war bereits ſein Flammenſchwert
Bis nieder auf das Heft — wie ſich die Flamme
Des Zorns in ſeinem Auge auch verzehrt —
Und träumend lehnte er am Baumesſtamme;
Doch kaum erſah den Jüngling er bewehrt
Entſteigen mit der Maid dem Hügeldamme,
Da lohten wieder Aug' und Schwert im Nu
Hochauf und dräuend rief er ihnen zu:

„Zurück, Unſel'ge, die Ihr frevelnd naht
Mit fluchbelad'nem Schritt dem Garten Eden,
Dem Ahnenpaare gleichend, deſſen That
Sie ſelbſt und ihrer ſpäten Enkel jeden
Für ewig von hier wies! — Vernehmt den Rath:
Laßt Euch bei Zeiten noch durch's Wort beredeu!
Zurück! — Bevor des Schwertes Zunge ſpricht
Und Euch verdammt zu hartem Strafgericht!"

Lang hatten wie entgeiſtert und entrückt,
Verloren in den ſel'gen Anblick Beide
Geſtanden, als dem Traum, der ſie beglückt,
So grauſam ſie entriß die Flammenſchneide
Des Schwertes, blitzend wider ſie gezückt.
Und ſinnlos auch das ſeine nun der Scheide
Entblößend, rief der Antwort kühnen Hohn
Dem Himmelskinde zu der Erdenſohn:

„Zurück Du ſelbſt, wer immer Du auch ſeiſt!
Ob gleich uns zweien, menſch- und erdgeboren,
Ob himmel- oder höllenſtammter Geiſt,
Giebſt Du das Thor nicht frei, biſt Du verloren!
Denn dieſer Garten, d'raus Du uns verweiſt,
Iſt unſer Erbtheil, und ich hab' geſchworen,
Es wieder zu gewinnen und das Glück
Mit ihm und halte meinen Schwur — zurück!"

Und eingelegt die Wehr zu mächt'gem Stoß,
Drang kühn er vor, den Gegner zu beſtehen —;
Doch ſtreckte lächelnd d e r die Rechte blos
Und alle Sinne fühlte er vergehen,
Sank taumelnd hin dem Mädchen in den Schooß.
— Da brach in Worte aus ihr ſtummes Flehen,
Erſtickt von Thränen — wie die Nachtigall
Nur leiſe klagt bei trübem Regenfall:

„Erbarmen, Du geſtrenger Thoreswart,
O hab' mit meinem heißen Fleh'n Erbarmen!
Beſtraf' die That des Freundes nicht zu hart,
Zu der Verzweiflung heiß nur trieb den Armen!
Laß Deine Bruſt, in kalter Pflicht erſtarrt,
An unſ'res Jammers Wiederſchein erwarmen,
Denn elend ſind wir, wie der Sonne Blick
Noch niemals ſah ein größer Mißgeſchick!

Stets ſchwer und ſchwerer laſtete der Fluch,
Den über alles Land einſt Gott geſprochen,
Bis endlich keinen Halm ſein Schooß mehr trug,
Der Nahrung bot! Wie wild da losgebrochen
Verzweiflung — o, das frage nicht! Genug —
Nach martervollen Stunden — Tagen — Wochen
— Ich weiß es nicht — ſah'n wir zuletzt allein
Verwaiſt uns ſteh'n an einem Todtenſchrein!

Da dachten wir in unſ'rer großen Noth
Des Paradieſes! — Sollte mild nicht grünen
Den letzten wieder, das ſich ſtreng verbot
Den erſten Menſchen? — Nennſt Du das Erkühnen
Statt Hoffens? — Sühnt denn einzig nur der Tod?
Vermag das Leben ſchöner nicht zu ſühnen,
Abtragend von der Schuld, die es verbrach,
Den Zins des Beſſerwerdens Tag für Tag?

O weiſ' uns nicht zurück von dieſem Thor,
Das beides uns: der Heimath und des Lebens!
Weil doch kein Kind, das ſich von Haus verlor
Und reuig rückkehrt, lange fleht vergebens!
O ſenke nicht die Wimper! — Blick' empor
Und ſchäme nicht Dich ihres leiſen Bebens!
Wird ſchöner doch die Blume nie geſchaut,
Als wenn ein milder Abend ſie bethaut!"

Und der beſtanden vor des Jünglings Stahl,
Nicht konnte er vor ihrem Wort beſtehen;
Wie Eis zerſchmilzt im warmen Sonnenſtrahl,
Das härter wird bei kaltem Windeswehen.
„Mich dauert — rief der Engel — Eurer Qual!
Wohlan! Erhören will ich Euer Flehen; —
Doch eh' ſich Euch erſchließt des Gartens Thor,
Müßt Eines ihr beſchwören noch zuvor!

Ihr wißt, um welches Ungehorſams Schuld
Gott Eure Eltern einſt von hier vertrieben,
Wo ſie in ſtetem Schirme ſeiner Huld
Sonſt ewig wären reichbeglückt geblieben!
Soll er noch einmal üben nun Geduld,
Müßt Ihr geloben — niemals Euch zu lieben
Mit and'rem Triebe, als Ihr Freundſchaft rein
Empfindet; — wollt Ihr das, ſo tretet ein!"

Zu lieben? Staunend und verwundert ſah'n
Einander an bei dieſem Worte Beide,
Die durch's Verderben ſchritten, wie der Schwan
Den Pfuhl durchſchwimmt, mit unbeflecktem Kleide.
Und auf die Frage, die an ſie gethan,
Klang treuer dann zurück, als heil'ge Eide:
„Wie ſollten wir uns anders lieben je,
Als wir uns lieben jetzt und liebten eh'?"

Und gleich Geſchwiſtern Hand in Hand verſchränkt
Erhoben ſie der Augen ſtille Leuchten
Zum Engel, bis auch ihm — in ſie verſenkt —
Die Blicke leis begannen ſich zu feuchten
Und tiefbewegt er rief: „So ſei geſchenkt
Auf's Neue ihrer Kinder letztgezeugten
Der Eltern altes Erbe! — Nehmt es hin
Und wohnt in reinſtem Glücke ewig d'rin!"

Ein leichter Schlag an's Thor und lautlos ſchob
Den Riegel es zurück, ſich weit erſchließend
Dem Menſchenpaare, das in Dank und Lob
Zu Füßen ſank dem Engel, ſich ergießend
In Thränen! — Doch der Hand, die ſich erhob,
Entſchwebte er, wie Nebel leicht zerfließend;
Und an der Stelle, wo er kaum entſchwand,
Nur eine ſchlanke Feuerlilie ſtand.

Wie ſich aus dunk'lem Zimmer ſehnt die Schaar
Der Kinder nach des Chriſtbaums Lichterhelle,
Doch bietet er ſich plötzlich ihnen dar,
Sie zagend zaudern an der Thüre Schwelle
— So rührte ſich auch dieſes Kinderpaar
Noch lange wie betäubt nicht von der Stelle,
Bis dem verſtörten Sinn des Knaben fromm
Des Mädchens ſanfte Stimme tönte: „Komm'!"

So war es Wahrheit? Keines Traumes Spuk?
So durften ſie ſich an der Pracht ergötzen?
Kaum wagten ſie der leichten Schritte Druck
In's friſche Grün der Wieſenau zu ſetzen,
Befürchtend, ihr den niegeſeh'nen Schmuck
Der Gräſer und der Blumen zu verletzen,
Zu denen lächelnd ſich das Mädchen bog
Und ihren Duft mit vollen Zügen ſog.

Indeſſen aufwärts ließ die Blicke flieh'n
Der Jüngling zu der Bäume laub'ger Krone,
In deren jeder ſeinem Lauſchen ſchien,
Als ob ein unſichtbares Weſen wohne,
Das leiſe flüſternd ſpräche ein auf ihn
In altvertrautem, liebevollem Tone,
Den lang die Welt ihm übertönte nur —
O ew'ge Mutterſprache der Natur!

Und Beide wieder dann ein ſtaunend Ach
Zu wortelos entzückter Luſt vereinte
Vor jedem klaren, wanderfrohen Bach,
Der lachend durch die grünen Kräuter weinte.
Vertrauend gingen ſie dem Führer nach,
Der ſicher auch es gut mit ihnen meinte:
Denn folgend ſeinem ſanftgewund'nen Lauf
That immer ſchöner ſich der Garten auf!

Bald eilten ſchlanke Rehe ohne Scheu
Auf's Mädchen zu aus ihrer Büſche Dämmer,
Bald ſchmiegten ſich an ihre Seite treu
Mit ſchneeigweißem Felle fromme Lämmer,
Die Schwalbe kam aus ihrem Neſtgebäu,
Der bunte Specht hielt ein mit dem Gehämmer,
Der Fink, die Amſel flogen all' herbei,
Auf Hand und Schulter ſich ihr ſetzend frei.

Bald wieder zog der Jüngling kampfbereit
Das Schwert, — des Lebens meinend ſich zu wehren,
Wenn aus der alten Stämme Dunkelheit
Das Schreckbild trat des Löwen oder Bären,
Von deren beutegier'ger Grauſamkeit
Er mancherlei vernahm aus alten Mären
— Doch ſchmeichelnd kamen ſie herbeigerannt
Und leckten unterwürfig ihm die Hand.

So gingen ſie noch lange, wie entrückt
Im Traum nach wunderbaren Fabellanden,
Erquickt durch ſüße Früchte, die — entpflückt
Von ſelbſt dem Zweige — ſie im Graſe fanden;
Bis endlich — von der Doppellaſt bedrückt
Des Glücks und Weges — ſie ermüdet ſtanden
Und unter einer Linde blüh'ndem Aſt
Sich niederließen zu glückſel'ger Raſt.

Schon ſank die Sonne niederwärts im Weſt,
Mit zartem Scheine ihre Wangen röthend,
— Ein Vogel ſang im ſchwanken Wipfelneſt,
Bereits ſein Abendliedchen leiſe flötend,
— Doch ihnen hielt die junge Bruſt gepreßt
Der Wonne Uebermaß, das Wort ertödtend
Und ſchweigend Jeder vor ſich niederſann . . .
Dann hob die Jungfrau ſchüchtern alſo an:

„Kaum weiß ich ſelbſt mich zu erkennen mehr
Bereits nach dieſer kurzen Zeit Verrinnen,
So viel des Neuen außen um mich her,
So viel des Neuen plötzlich auch hier innen!
Tief in die Seele dringt bedeutungsſchwer,
Was immer flüchtig nur ſich zeigt den Sinnen,
Und von der Wonne, die mich hold umringt,
Im Buſen laut ein Echo wiederklingt!

Die Blume, deren Duft ich in mich ſog,
Sie pflanzte in mein Herz auch ihre Blüthe
— Der Vogel, der mir auf die Schulter flog,
Er lehrte ſeinen Sang auch mein Gemüthe
— Der Bach, an deſſen Uferrand ich zog,
Auch in mein Blut er ſeine Welle ſprühte
— Der Baum, der über mir ſich rauſchend regt,
Auch meine Bruſt er unruhvoll bewegt! —

Doch mühe ich vergebens mich, im Wort
Zu einen der Gefühle wirre Menge!
Bemühe mich vergebens, im Accord
Zu ſammeln die zerſtreute Schaar der Klänge!
Das klingt und blüht — ein ſtetes Räthſel — fort,
Selbſt ohne daß zu deuten mir gelänge,
Ob Freude ſeine Löſung heißt, ob Leid!“ —
Da fuhr empor der Jüngling wortbereit:

„O Jungfrau! — rief er feurig zu ihr hin —
Wie gleiche Früchte unſ'rem Buſen reifen!
Wie deutlich fühl' auch ich, daß Eins ich bin
Mit Allem, wohin rings die Blicke ſchweifen!
Natur erſt weckt des Menſchen tiefſten Sinn,
Mit ihr zugleich ſich ſelber zu begreifen!
Ihr Spiegel zeigt ihm erſt ſein wahres Bild,
Sie hebt ihn erſt als König auf den Schild!

Erſt ſeit die Roſe ich geſehen, ſeh'
Ich recht die holde Blüthe Deiner Wangen!
— Erſt ſeit die Schwalbe ich vernahm, verſteh'
Ich recht, wie lieblich Deine Worte klangen!
— Erſt ſeit in's Auge ich geblickt dem Reh,
Iſt mir des Deinen Strahl recht aufgegangen!
— Erſt ſeit die Linde Blatt zu Blatt mir rauſcht,
Fühl' ich, wie Seele ſich in Seele tauſcht!

Nicht ſchwer zu löſen mir darum erſcheint
Das Räthſel der Gefühle unſ'rer Seelen;
Wo ſie umgab ein Erdreich — wüſt, verſteint —
Da mußte ihnen auch das Wachsthum fehlen;
Doch wo ſie wieder grüner Luſt vereint,
Da können ſie das Blühen nicht verhehlen!
Und was der Lenz für Wald und Wieſe drauß',
Das iſt für ſie —" Er ſprach das Wort nicht aus.

Ein Blitz, wie aus des Engels Schwert entfacht,
Durchzuckte plötzlich flammend ſein Gewiſſen,
Und eines Abgrunds bodenloſe Nacht
Sah er mit Schaudern vor ſich aufgeriſſen!
Vom Mädchen lenkte er das Auge ſacht,
Des Anblicks — der zur Sünde ward — zu miſſen;
Und ſie auch — ahnungsvoll und ahnungslos —
Verwirrten Sinns ſah nieder in den Schooß.

So ſaßen ſie, geſchieden meerestief,
Und doch ſo traulich nah' ſich Seit' an Seite,
Der Bruſt Empfindung, die ſo ruhig ſchlief,
Emporgeſchreckt zu unheilvollem Streite!
Ob auf den rechten Weg ihr Herz ſie rief?
— Ob es auf einen Abweg ſie verleite?
— Was ſchlecht und Sünde war — was gut und Pflicht?
Sie fragten es ſich oft und wußten's nicht!

Doch wie allmählich ſtill es ward ringsum,
Nur leiſe noch die abendlichen Bienen
Die dunkle Luft durchflogen mit Geſumm,
Und friedlich ſchon vom Himmel niederſchienen
Die ew'gen Sterne liebreich tröſtend ſtumm,
Da ward es ſtill und friedlich auch in ihnen
Und wieder durft' der Jüngling ſich getraun',
Zum Mädchen neben ihm emporzuſchau'n.

Wie, wenn ſich niederläßt der Schmetterling
Auf einer Blume Rand, ſie leiſe bebend
Erſchrickt, daß er ſich deſſen unterfing,
Ihm dennoch preis des Kelches Süße gebend,
— So auch, da an der Jungfrau Antlitz hing
Des Jünglings Blick, vom Boden ſich erhebend,
Erbebte zwar ihr holdes Angeſicht,
Jedoch entzog ſie es dem Kühnen nicht!

Und dann — gleichwie den Kelch der Heliotrop
Dem Sonnenſtrahle muß entgegenkehren —
Sie langſam auch ihr Haupt zu ihm erhob,
Unmächtig, vor dem Zauber ſich zu wehren . . .
Und feſt und feſter Blick in Blick ſich wob,
Ein Band — unlösbar ſelbſt der Parzen Scheeren —
Verſtrickend in ſein unentrinnbar Garn
Die Beiden trotz der eig'nen Bruſt Gewarn.

So ward es Nacht. — Des Mondes Silberball
Begann die duft'gen Schatten zu durchdringen —
An Gräſern und an Blättern überall
Des Thaues ſanftbeglänzte Tropfen hingen —
Und leiſe hub nun auch die Nachtigall
Im Lindenbaume an ihr Lied zu ſingen . . .
Ihr altes Lied von Liebe und von Leid,
Das dennoch neu in alle Ewigkeit!

Verführeriſcher, als zu nah'n gewußt
Dem Elternpaar mit glattem Wort die Schlange,
Berückte ſie der Kinder junge Bruſt
Mit ihrem ſüß verheißungsvollen Sange —
Sie ſang von ew'ger Liebe, ew'ger Luſt,
Und die ihr lauſchten — ach! nur allzu lange! —
Die glaubten ihrem trügeriſchen Lied,
Unwiſſend, wie die Wonne bald entflieht!

Und brauſend brach jetzt aus des Buſens Wehr
Die Liebe, als ob Strom in Strom ſie fiele!
Und wie von unerforſchter Quelle her
Vereinigend die Doppelfluth der Nile
Sich mächt'gen Falles rauſchend ſtürzt in's Meer,
So ſtrömte unaufhaltſam auch dem Ziele
Entgegen ihrer Liebe Doppelfluß,
Einmündend in ſein ewig Meer — den Kuß!

Da krachte tauſendfacher Donner los,
Den noch millionenfaches Echo mehrte;
— Es wankte ſelbſt in urgewalt'gem Stoß
Das Paradies, das ewig unverſehrte!
Und dräuend ſtand vor ihnen rieſengroß
Der Engel da mit hochentflammtem Schwerte,
— Erhob'nen Arm's — erglühten Angeſichts!
— Sie aber hörten nichts und ſahen nichts —!

„Unſel'ge! — rief er, wie Poſaunenton
Am Tage des Gerichtes mag erſchallen —
So mußtet Ihr im erſten Kampfe ſchon
Der Lockung Eurer Sünde ſchmählich fallen!
Nehmt hin denn Eurer Schuld verdienten Lohn:
Auf's Neue ſollt Ihr fluchbeladen wallen
In's Elend, d'raus Euch nur der Tod erlöſt
— Das Paradies auf ewig Euch verſtößt!

Allein wohin mit Euch? — An welchen Ort? —
In Trümmer hörtet Ihr den Erdball krachen;
— Nur noch des Edengartens ſel'ger Hort
Durchſchwimmt die Luft — ein losgeriſſ'ner Nachen —
Wohin es immer ſei, — von hier nur fort!
Nicht länger darf dies Laub Euch überdachen,
Denn Eures ſünd'gen Athems gift'ger Hauch
Welkt ſeinen ewig grünen Frühling auch!"

Doch ſie — noch feſt umſchlungen liebewarm —
Vernahmen keines ſeiner Worte wieder . . .
Da hob er ſie empor mit ſtarkem Arm,
Schwang aufwärts in die Lüfte ſein Gefieder
Und angelangt in der Geſtirne Schwarm,
Ließ er auf ödem Sterne Beide nieder
Und flog — von ſeinem Flammenſchwert umweht —
Von dannen — ſchnell verſchwunden — ein Komet. . . .

Und nun? — Was wollt Ihr noch von meinem Buch?
Seht Ihr nicht kreiſen Millionen Erden?
Sinkt eine auch herab von ihrem Flug
— Den Reigen droben kann es nicht gefährden!
— Und kennt Ihr nicht den alten Bibelſpruch:
„Die Letzten ſollen zu den Erſten werden?"
— Sinkt auch ein überlebt Geſchlecht in's Grab,
Der Menſchheit Faden reißt darum nicht ab!

Ob auch das Einz'le unterthan der Zeit,
Hoch über allem Wandel ſteht das Ganze!
— Ob Blatt auf Blüthe auch ſich ihm entreiht,
Stets neu entknospen ſie dem Weltenkranze,
Mit dem das Haupt geſchmückt die Ewigkeit
Als Herrin thront in nie getrübtem Glanze. . . .
— Das iſt — mit des Verfaſſers Abſchiedsgruß —
Des Märchens Ende zwar, doch nicht ſein Schluß.

Druckfehlerberichtigung: In dem vorigen (Auguſt-) Heft haben ſich einige ſtörende Druckfehler eingeſchlichen, die wir hiermit zu corrigiren bitten: S. 141, Z. 20 von unten muß es ſtatt „mit jenen Quellen" heißen: „mit ſeinen Quellen"; S. 141, Z. 13 von unten ſtatt „überlocket" — „überlodert" und ſchließlich S. 146, Z. 4 von oben ſtatt „erſtaunten" — „entflammten" Angeſichts.

# Aus der Hauptſtadt.

Aus der Saiſon des „vice“. — „Saure-Gurken“-Mißernte und „Galläpfel“-Cultur. — Sommerliche Leitmotive. — Ein Pſeudo-Geſchwiſter-Quartett und „internationale“ Tyrolerinnen. — Ein neuer Ballet-Stern erſter Größe. — Hic Zucchi! Hic dell' Era! — Ballet und kein Ende! — Eine ruſſiſche Tragödin im deutſchen Glorienſchein. — Eliſabeth Gorew.

St. Petersburg, im Auguſt.

Das Regime des „Vice“ und des „Stellvertretens“ geht ſeinem Ende entgegen. Faſt tagtäglich kehrt der eine oder andere Miniſter, Centralbehörden- oder Departements-Chef aus der Sommerfriſche wieder heim; tagtäglich auch erreicht bei vielen Einwohnern der Reſidenz das „Vice“-Daſein, das in den allermeiſten Fällen der Beitritt zum Cultus des Datſchenlebens bedeutet, ſein Ende, das in den verregneten Möbelwagen-Karawanen einen tropfbar-flüſſigen Ausdruck erhält; tagtäglich endlich giebt es uns der Herbſt zu fühlen, daß ſeine „Vice“-Stellung vorüber und er definitiv im Amte beſtätigt iſt.

Seine „Vice“-Stellung — denn thatſächlich fungirte er auch während der kalendermäßigen Herrſchaftsperiode des Sommers wiederholt bei uns.

Unſer Sommer iſt ein wunderlicher, launenhafter alter Herr. . . . Zumal in dieſem Jahre. . . . Obſchon ſeine Dienſtzeit doch eine gar kurze, kaum drei Monate umfaſſende iſt, ſo hält er es doch nie aus und unternimmt dazwiſchen immer wieder Urlaubsreiſen.

Wohl traf er ſchon im April ein; dann aber beurlaubte er ſich bald auf längere Zeit und ſtattete uns nur im Juni und Juli flüchtige Beſuche ab, um nachzuſehen, ob auch Alles „gut ſtände“, und ließ ſich inzwiſchen wie mancher hoher Würdenträger durch ſeinen dereinſtigen Nachfolger vertreten; ſo waren wir denn, wie geſagt, dieſes Mal auch in meteorologiſcher Beziehung unter das Regime des „Vice“ gerathen.

Der aber den Sommer zu erſetzen hatte, war kein richtiger Sommer und natürlich auch kein richtiger Herbſt: für jenen war er zu feucht und regneriſch; für dieſen bisweilen viel zu warm; er polterte und donnerte zudem alle Augenblicke und vermochte ſich nicht mehr Sympathien zu erwerben, als der Fürſt von Bulgarien — bei uns, oder Herr Déroulède in geſund und nüchtern denkenden

Kreisen — ebenfalls bei uns. Und das ewige Wettern und Donnern und die ewigen Niederschläge zwangen schließlich den größten Theil der Sommerfrischler, die sich die Behandlung länger nicht gefallen lassen wollten, ihre sieben Mal Siebensachen zu packen und recht niedergeschlagen heimwärts zu karren, unter das schützende Dach und zwischen die festen Mauern der Winterwohnung. . . .

Doch da kam er plötzlich zurück, der Sommer, reizvoller und schöner, als er sich je gezeigt hatte: er sah wirklich ausnehmend gut und frisch aus und machte ein so freundliches Gesicht und entwickelte so viel Leutseligkeit und Milde und Liebenswürdigkeit, daß denen, die vor der Suffisance und Unwirschheit seines Stellvertreters Reißaus genommen hatten, nunmehr gar „weh" um's Herz ward; „wohl" aber ward's um's Herz Allen, die ausgehalten hatten und insbesondere strahlten vor Glück die Entrepreneure. . . . Sie hörten nicht das Hohnlachen, mit dem der „Stellvertretende" sich zurückgezogen hatte, der wohl wußte, daß er bald wieder da sein werde, um dauernder und noch unangenehmer sein Regiment auszuüben; sie hörten es nicht, sondern traten, wie das bei uns so üblich ist, sofort zusammen und ließen durch eine Deputation den „Wirklichen" zu einem Ehrendiner einladen, ihm eine Dankadresse überreichen und ein Päckchen Gratis-Entréekarten, in der Hoffnung, daß, wenn er alle ihre Gärten, Theater, Vauxhalls besuchen wolle, das liebe Publicum ihm nachströmen und es möglich sein werde, Einiges von dem wieder gut zu machen, was unter dem Regime des „Vice" so ekelig zu Wasser geworden. . . . Und er kam und er besuchte sie und Freude herrschte etwa vierzehn Tage lang in all den Ihnen den Namen nach so gut bekannten „Etablissements" und „Localen".

Aber — aber — dann war's wieder mit dem Jubiliren und der Sommerlust vorbei und dieses Mal wohl gründlich vorbei. . . .

Ja — es war ein wunderlicher Sommer, der hinter uns liegt. Das läßt sich auch daraus schon ermessen, daß es in ihm dem Petersburger erging, wie im letzten Winter mit dem Opernhause, wo eine sonderbare Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit herrschte. Es kam da in Folge der immerwährenden „plötzlichen Erkrankungen" und sonstwie nothwendig gewordenen „Repertoir-Veränderungen" schließlich so weit, daß, wer Tschaikowski's „Jewgeni Onegin" hören wollte, am besten that, sich ein Billet für eine Aufführung von Bizet's „Carmen" zu lösen, und wer letztere besuchen wollte, in's Theater ging, wenn Gounod's „Faust" auf der Affiche stand. . . . Zeigte der Barometer „schön Wetter", so war zehn gegen eins zu wetten, daß man bald melancholisch mit Lear's Nero sprechen würde: „Und der Regen der regnet jeglichen Tag", und fiel's und stand's gar unter „Veränderlich", so machten Männlein und Weiblein vergnügte Gesichter und zogen hinaus zu „Mutter Grün", in der Gewißheit, „Kaiserwetter" zu haben, wie es in Berlin heißt.

* * *

Ja, es war ein wunderlicher Sommer, reich nicht nur an meteorologischen Absonderlichkeiten, sondern auch an manchen anderen.

So warteten wir auch vergebens auf die Zeit, wo üblicher Weise die „Saure Gurke“ blüht . . . Sie war überhaupt nicht vorhanden, geschweige denn gar, daß sie eine Blüthezeit erlebt hätte.

Daher sind wir allerdings auch mit „Enten“ und „Seeschlangen“ und anderen derartigen zoologisch-journalistischen Sommererscheinungen verschont geblieben und die Politiker und Leitartikler und mit ihnen die Handvoll aufmerksamer, ernster und gewissenhafter Zeitungsleser hatten, gleich dem armen Leporello, „keine Ruh' bei Tag und Nacht“ . . . Denn gleich dem Don Juan der Sage, hatte die Politik sich gerade im Sommer auf „Aventiuren“ gelegt und unerschöpflich schier war die Reihe der Fragen, die durch sie hervorgerufen wurden.

Der Frühling hatte uns die Balkan-Halbinsel in einem gewohnten Zustande des Tohu-Bohu hinterlassen, mit der „Verschwörung von Burgos“ und der „griechischen Blockade“ und der „Revision des Organischen Statuts für Ostrumelien“ als Angelpunkten; dann trat die Schauerkatastrophe in Bayern ein, die ja auch in unserer Presse viel Sonderbarkeiten zu Tage förderte und hier den Anstoß gab zu der großartigen Zeitungscampagne gegen Deutschland, die in der zweiten Hälfte der Hundstage ihren hetzerischen Höhepunkt erreichen sollte; die englische Ministerkrisis fiel mit der Saison der Entrevuen zusammen: „Kissingen“ und „Gastein“, „Triple-Allianz“ und „Zweikaiserbund“, und dazwischen „irische Bill“ und „Batum“ waren neue tiefelharte Nüsse, die es zu knacken gab; und das Frage- und Antwortspiel begann: „Reist Herr v. Giers?“ — „Wohin reist Herr v. Giers?“ — „Er reist nicht!“ — „Ja, er reist!“ — „Wann reist Herr v. Giers?“ . . . Hand in Hand damit gingen die Abrechnungen der internationalen, politischen und unpolitischen Beziehungen der Völker zu einander; der Leser weiß, was Alles dabei zu Tage gefördert wurde und ihm dampft wohl noch der Kopf von all den Expectorationen und Raisonnements; als Intermezzi ertönten die Reden am Fuße des Chanzy-Denkmals in Nouart; Boulanger erfand die „Boulangerie“ und erkaufte sich mit einem Loche, das er tapfer in die Luft schoß, die letzte Staffel der Leiter zum Gipfelpunkt seines Ruhmes; der „Strannik“ entdeckte „preußische Generalstabs-Filialen“ in einem russischen Kloster und verdächtigte den österreichischen Nachbar der gleichen „Wißbegierde“, indessen ein Erzherzog an unserem Hofe als vielgeehrter und gefeierter Gast weilte; der freie Kosak Aschinow zog von des Niles Ufern nordwärts mit seinen Löwen, Straußen und seinen jungen Abessyniern; Paul Déroulède traf ein, frühstückte mit dem Kosaken in der „weißmauernen“ Zarenstadt und setzte unter jene Abrechnungs-Manipulation das Facit, und nun endlich sind wir wieder angelangt, von wo wir ausgingen — auf der Balkan-Halbinsel, wo das ersterwähnte Tohu-Bohu noch größer geworden ist, als es im Frühling war und wo die „trockene“ Revolution vom 6. September am 9. August ein bis jetzt wenigstens noch unblutiges, aber auch — im Interesse der Bulgaren selbst vor Allem — weit unerfreulicheres Pendant erhalten hat.

Und da sollte die „Saure Gurke" gedeihen, sie, die der Ruhe und Stille, der Langeweile und des absoluten Nichts-Passirens zu ihrer Entwickelung und Ausbreitung bedarf!

Naturgemäß mußte sie verkümmern und in ihrem Wachsthum gleich von Anbeginn erstickt werden.

* * *

Doch das wissen Sie ja schon längst Alles ebenso gut, wie ich; Sie wissen es auch, daß in diesen Sommermonaten in unserer Presse eine ganz andere Frucht gezeitigt wurde, als die „Saure Gurke" — der Gallapfel. Sie wissen es, selbst wenn Sie nicht zur Zahl der ernsten, aufmerksamen, gewissenhaften Zeitungsleser gehört haben sollten; wenn Sie auch nur ab und zu einen Blick warfen in die Blätter — in jeder Spalte ja hingen an den Zeilen, wie Perlen auf Schnüren an einander gereiht, jene Galläpfel in Gestalt von ausgesprochener und unausgesprochener Bitterkeit und Verstimmung, von offenem und verkapptem Groll und Haß und Neid, von directer und indirecter Lüge und Bosheit und Verleumdung und Insinuation, wie das Alles hier und dort und da in Verbindung mit all jenen erst erwähnten Fragen vorgebracht und geleistet und mitunter auch systematisch cultivirt wurde. . . .

Aber neben all jenen Dingen, die in erster Linie den Politiker und den Leitartikler und den gewissenhaften Zeitungsleser beschäftigten, gab es noch gar viele, die nicht blos auch diese Leute, sondern weit mehr noch die große Masse interessirten und fesselten. Das waren die Fragen, denen die Thätigkeit unserer Vergnügungslieferanten das Leben gab, Fragen, die sich zumeist um das eine große Cardinalthema drehten: „Wie gefällt sie Dir?" „Sie" — das war bald die dell' Era, bald Alexandrine Martens, bald Frau Gorew, bald Charlotte Martens, bald Frl. Kestler, bald — ja, wer zählt sie nur alle auf, die Magnete dieser Saison, die Sterne an dem Himmel unserer heurigen sommerlichen Vergnügungssucht!

Ich thue es nicht; mir schmerzen noch die Augen vom Sehen, die Ohren vom Hören, die Hände vom Klatschen — der Anderen, die das Alles und unzähliges Sonstiges noch allabendlich zu sehen, zu hören und zu beklatschen für eine heilige Pflicht hielten, die ihnen mitunter auch zu einer recht bitteren Gewohnheit des Daseins geworden.

Ja — die diesjährige Sommersaison war wirklich eine gar reiche auch in dieser Beziehung, wie hier schon neulich angedeutet wurde, und bei dem Hervorragenderen wenigstens wollen wir heute doch einen Augenblick verweilen, wenigstens bei dem, was sich ganz speciell der Gunst und des Beifalls des „Tout Pétersbourg" erfreuen durfte.

Und schauen und lauschen wir nun, an der Scheide zwischen Sommer- und Wintersaison stehend, zurück, so schallen uns aus dem Tamtam und dem Stimmengewirr vernehmlich einige bestimmte, im Laufe des Sommers immer wiederkehrende Leitmotive entgegen: hier ist's das mächtige, sonore Organ der

vielgefeierten Tragödin Eliſabeth Gorew, wenn ſie in leidenſchaftlicher Erregung als Maria Stuart ſpricht: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!“ Dort ertönt die neckiſche, hundertmal gehörte, hundertmal wiederverlangte Weiſe der kleinen Charlotte Martens: „Meine Puppe, meine Puppe!“ Da ſind's die weichen, ſchmelzenden Töne des Schatzwalzers aus Joh. Strauß' „Zigeunerbaron“, der, nachdem er im Frühling im deutſchen Hoftheater den „clou“ der Saiſon gebildet hatte, auch auf mehreren ruſſiſchen Sommerbühnen ſeine alte Zugkraft bewährte. Hier endlich ſind's die einſchmeichelnden, ätheriſchen Tanzrhythmen aus „Coppelia“ und „Sylvia“, die S=ra dell' Era in's Plaſtiſche überſetzte. . . .

* * *

Im „wunderſchönen Monat Mai“ war es, als die vier „Schweſtern Martens“ in phantaſtiſchen Tyroler=Koſtümen bei uns einzogen und gleich am erſten Abend ihres Auftretens im „Renaiſſance“=Theater einen für eine Café=Chantant=Bühne einzig in ſeiner Art daſtehenden Erfolg errangen bei einem wirklich glänzenden Publicum, einen Erfolg, der ihnen treu blieb über zwei Monate hindurch, ſo daß allabendlich vor dem unanſehnlichen Portal des einſt nicht gerade beſten Rufes ſich erfreuenden Etabliſſements die Jäger verſchiedener Botſchafter, reichgallonirte Lakaien fürſtlicher Familien, wichtig thuende Diener zahlreicher Vertreter der Geburts= und Finanzariſtokratie, die Burſchen vornehmer Gardeoffiziere u. ſ. w. ſich darüber ausſprechen konnten, welch ſonderbare Conſequenz ihre Herrſchaften auf einmal auf dem Gebiete des Sichamüſirens bei immer derſelben Sache zur Schau trugen.

Und es war wirklich ſonderbar und der Erfolg dieſer Café=Chantant=Sängerinnen wirklich ein bisweilen an den einer Patti gemahnender. . . .

Die vier Schweſtern Martens ſind weder leibliche Schweſtern; zum Theil, glaube ich, auch nicht einmal verwandt mit einander, wiewohl ſie für Kinder des einſt berühmten Tyroler=Quartett=Impreſario Martens ausgegeben werden; ſie ſind auch nicht Tyrolerinnen: die eine iſt in Liverpool, die andere in New=York, eine dritte in Wien, die vierte in Brüſſel geboren und erzogen worden; ſie ſingen auch nicht einmal beſonders hinreißend ſchön und auch nichts Neues . . Aber es haftet ihnen etwas ſo Apartes an, ein Gemiſch von pariſeriſchem chic, Wiener Feſchheit, ſteieriſcher Naturwüchſigkeit; ſie ſetzen an die Stelle cyniſcher Tournüren=Gymnaſtik, lasciver Geberdenſprache und ſchlüpfriger Witzelei — wie ſie ſonſt auf ſolchen Bühnen zu Hauſe zu ſein pflegen — eine anmuthige, ſchelmiſche Koketterie, eine berückende Decenz, einen hinreißend wirkenden friſchen Humor; ſie ſprechen deutſch, engliſch, franzöſiſch gleich fließend; ſie kamen her, getragen von den Flügeln eines glänzenden Erfolges ihrer letzten Tournée durch Alexandria, Konſtantinopel, Bukareſt, Budapeſt, Wien, und endlich ergänzen ſie ſich gegenſeitig ſehr glücklich äußerlich und in ihrem Weſen. . . . Dazu hatte vorher die Reclame wacker für die „internationalen Schweſtern“ gearbeitet, und die Reclame findet bekanntlich bei unſerem Publicum ſtets einen ſehr fruchtbaren Boden. . . .

Und ſo ſprach man ſchon 14 Tage vor ihrem Eintreffen überall von ihnen, bewunderte die in den Kunſtläden ausgeſtellte Photographie der ſchönen Alexandrine Martens, colportirte zahlloſe Anekdoten, die über das intereſſante Quartett courſirten und konnte den Moment des erſten Debuts nicht erwarten . . . Aber endlich war er da und am 1. Mai das „Renaiſſance"-Theater gänzlich ausverkauft . . . Noch galt es zwei Stunden zu warten, bis das neue Viergeſtirn am Himmel der ſenſationsſüchtigen Reſidenzler aufging . . . Und endlich war auch dieſer Augenblick gekommen und nun ſtanden ſie da, beifallumtoſt und blumenüberſchüttet, noch ehe ſie den Mund geöffnet, die vielbeſprochenen „Schweſtern": das feſche Fräulein Fanny, die jugendliche Duenna des Kleeblatts, die prächtige Jodlerin und Juchzerin; das ſchwermüthig dreinblickende Fräulein Emma mit der metalliſchen Altſtimme; das ſchöne Fräulein Alexandrine, ein liebliches Gemiſch der Mädchen von Arles und der Töchter der grünen Inſel mit dem tiefſchwarzen Haar und den dunkelblauen Augen, in den klaſſiſchen Zügen dasſelbe Ebenmaß zeigend, wie in der Geſtalt, und dabei von köſtlicher Friſche und Mädchenhaftigkeit, als hätte ſie nicht den erſten Preis auf der Schönheitsconcurrenz in Budapeſt erworben und als wäre ſie nicht ein vielumſchwärmter, wiewohl unnahbarer Stern in der galanten Welt gar mancher Großſtadt; und endlich der herzige, ausgelaſſene, von Humor und Geiſtesgegenwart ſprudelnde Backfiſch Fräulein Charlotte, der ſelbſt ein Petersburger Publicum binnen fünf Minuten ſo recht um den Finger zu wickeln wußte . . . Da ſtanden ſie in ihrer phantaſtiſchen Tyrolertracht, brillantengeſchmückt und von Blumen überſchüttet, und ſangen und ſangen mit einer Decenz und Anmuth, die nach den burlesken „Geſangs"-Vorträgen ihrer Colleginnen geradezu erfriſchend wirkte, Quartette und Duette und Soli in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, jene prächtigen, altbekannten und immer wieder hinreißenden Weiſen der Alpenbewohner, bis Fräulein Charlotte dem unaufhörlichen bis-rufen ein Ende machte durch die kategoriſche Erklärung: „Mais — nous reviendrons dans la troisième partie!" . . .

Und als ſie wiederkamen und als erſt die „Jüngſte" ihr „Puppen-Couplet" und ihr Lied von den „Untreuen Männern" geſungen hatte, da kannte nun der Jubel ſchon geradezu gar keine Grenzen mehr: zu den 27 Bouquets und Kränzen, die für die Debutantinnen von Wien und Budapeſt (!) aus beſtellt worden waren, kamen noch mindeſtens ebenſo viele von hieſigen Spendern hinzu und unſer Publicum entwickelte eine Begeiſterungsfähigkeit, wie nur eben dieſes es entwickeln kann und auch das für gewöhnlich nur einer Patti oder Sarah Bernhardt gegenüber.

Und ähnlich, wenn auch natürlich ſpäter in kleinerem Maßſtabe, war auch der Erfolg des ganzen Gaſtſpiels bis tief in den Juli hinein.

Und „Tout Pétersbourg" war glücklich: es hatte etwas zu thun. Ja, einige Vertreter dieſer Sippe reiſten ſchließlich den ſüdwärts nach Kiew fortgeflatterten Singvögelchen gar nach! . . .

* * *

Das werden einige Andere vielleicht auch thun, wenn jetzt S=ra Antoinette dell' Era wieder nach Berlin fortzieht, nachdem sie hier während zehn Wochen den Besitzern von „Arkadia" und ihrem Impresario Sfetow zu sehr wohlthuenden Erinnerungen an die gefüllten Kassen der Sommersaison 1886 verholfen und unsere Balletomanen in einen erbitterten Streit und Widerstreit unter einander verflocht, der sich ob der Frage erhob — wer größer und bedeutender sei, Virginia Zucchi, der «star» von „Livadia" im vorigen Jahre, oder Antoinette dell' Era, die «greatest attraction» von „Arkadia" in diesem.

Es wurde von ihr freilich vorher nicht so viel Geschrei gemacht, wie vor Jahr und Tag von ihrer Berufsgenossin und Landsmännin, aber nicht geringer als der Erfolg dieser war der, den sie hier vom ersten Abend an errang.

Und wie damals der allgemeine Ruf laut wurde: „Engagirt uns die Zucchi!", so heißt's jetzt „Und auch die dell' Era!" . . . Doch ist letztere leider durch einen festen Contract noch für mehrere Jahre an die königliche Hofopernbühne Berlin's als «prima ballerina assoluta» gebunden.

Ihr Ruf als solche ist wahrlich kein unbegründeter; wir haben uns jetzt Alle davon überzeugen können: sie ist wirklich eine Tänzerin allerersten Ranges . . . Gar bald schon überzeugte sie den balletkundigen und balletliebenden Petersburger davon, daß sie weit mehr „Ballon" und „Elevation", d. h. Leichtigkeit, das Vermögen, möglichst wenig den Boden zu berühren, besitzt, als sonst die italienische Schule aufzuweisen hat. Ich will indessen nicht mit technischen Ausdrücken ein Feuerwerk losprasseln lassen, bei dem dem Leser, der zu der Zahl der „Uneingeweihten" gehört, bald Hören und Sehen vergehen würden, ganz so wie dem Neuling auf dem „Turf", wenn er zufällig in den geschlossenen Kreis auf dem Sattelplatz gelangt. Es ist ja auch ganz einerlei, ob Sie wissen, wie dieser und wie jener Pas, die eine oder andere Bewegung und Evolution heißt — wenn nur Ihr Auge dabei genießen kann. . . . Und ob es genießen kann, wenn M=lle dell' Era tanzt?

Warum hat sonst wohl Berlin sie sich während fünf Jahren zu erhalten gewußt? Warum läßt es sie jetzt nicht fort? Warum mußten hier während ihres vielwöchentlichen Gastspiels einigermaßen gute Plätze immer schon mehrere Tage vorher belegt werden?

Von der Natur in so fern nicht allzu günstig ausgestattet, als große und schlanke Tänzerinnen es immer schwerer haben, denn kleine und zierliche, hat sie alle diese Hindernisse auf's Glänzendste überwunden. In ihrer Gestalt und auch gar im Aussehen erinnert sie an die einst hier viel gefeiert gewesene verstorbene Ballerina Amossowa, aber wie weit übertrifft sie sie an Grazie und Anmuth, an virtuoser Technik! Mancher „Kenner" findet jedoch an dieser Technik auszusetzen: „Akrobatenthum hat in der Tanzkunst keinen Platz," meint er wegwerfend. Da mache es ihm nun Jemand recht! Kommt eine italienische Tänzerin her, die in dem klassischen Tanze weniger bewandert ist, so heißt es: „Ja, das ist das alte Elend der italienischen Schule — treffliche Mimik, ent-

zückende Grazie und Anmuth der Bewegung; aber kein Ballon, keine Vielſeitigkeit in Pirouetten, Entrechats, Cabriolen, Gruppen, Tours ꝛc.!“ — kommt eine, die all dieſes Letztere in hohem Grade beſitzt, ſo meint man achſelzuckend: „Ach was, das kann Jeder erlernen; Jeder kann Akrobat werden, wenn er nur frühzeitig ſeine Muskelkraft und Geſchicklichkeit entwickelt!“

Angenommen, daß das Jedermann erlernen „kann“ — — aber warum erlernen es dann thatſächlich die Allerwenigſten? Warum begegnen wir auf der Bühne ſo gar ſelten ſolcher Sicherheit, Präciſion, ſolcher ſtählernen Schnellkraft, wie ſie Antoinette dell' Era in ſo eminentem Maße beſitzt, im Verein mit vollendeter Grazie und Anmuth? Warum macht denn nicht jede Tänzerin die ſchwierigſten Sachen mit einer ſo ſpielenden Leichtigkeit bis in das Geringſte der fein ausgearbeiteten Details, wie ſie? Warum überraſcht nicht Jede durch eine derartige Vielſeitigkeit in der Ornamentik, wie dieſe Darſtellerin der Satanilla, Coppelia, Sylvia? Warum beſitzt nicht jede Tänzerin ſo erſtaunliche „Pointes“ (Fußſpitzen-Elaſticität und Kraft) — eine Force übrigens jeder italieniſchen Tänzerin — und einen ſo phänomenalen „Applomb“*), auch nach Triple-tours, wie ſie?

Wenn das Alles wirklich nun erlernt werden kann — um ſo größere Ehre für die ganz Vereinzelten, die es dabei zu einer ſolchen Leiſtungshöhe bringen und zu denen auch M-lle dell' Era gehört. . . .

Und Virginia Zucchi? Da iſt die Frage, die ich längſt erwartete und mit der auf der Lippe ja auch ſo ziemlich Jeder das Theater in „Arkadia“ zum erſten Male betrat.

Ein Vergleich? Sei's d'rum. Ich will mit einem anderen antworten, mit einem aus dem Gebiet der Muſik; ich will die Beiden mit Tauſig und mit Anton Rubinſtein vergleichen. Das ſilberhelle, fein ausgemeißelte, tadelloſe, nirgends zu viel oder zu wenig zeigende, allzeit graziöſe und bis in's kleinſte Detail correcte Spiel des verſtorbenen Virtuoſen erinnert an die Tanzweiſe der Berliner Ballerina; das Alles mit ſich fortreißende, in ſeinem genialen Schwung und himmelſtürmenden Laufe bisweilen hier und da eine Note verlierende, ſelbſtvergeſſen aus der Form mitunter heraus- und überquellende Spiel unſeres Meiſters des Claviers gemahnt an die Art und den Charakter der Zucchi. Auch mit Sarraſate ließe ſich dieſe vergleichen, wenn wir jene den Joachim unter den Tänzerinnen nennen wollten.

Es ſind eben die beiden altbekannten Kunſtgrößen-Typen. Auf der einen Seite das auf's Ebenmäßigſte entwickelte, durch eine vortreffliche Schulung har-

*) Unter Applomb verſteht man die möglichſt präciſe und denkbar abgerundetſte und vollkommene Schlußfigur einer ganzen Kette von Evolutionen, wie z. B. das plötzliche Angewurzeltſtehen, nachdem man ſoeben in ſauſender Bewegung, um die eigene Achſe ſich drehend und gleichzeitig einen Kreis beſchreibend über die ganze Bühne, wie auf ein Zauberwort ſtehen bleibt in graziöſeſter Form. Unter „Triple-tours“ — dreimaliges, blitzſchnelles Drehen um die eigene Achſe, womöglich ohne Beihilfe eines Halt bietenden Comparſen.

moniſch abgerundete, ſchöne und große Talent; auf der anderen — die naturwüchſige, frei ſchaffende, alle Feſſeln durchbrechende, ſelbſtverſtändlich auch geſchulte, aber doch ihre eigenen Wege daherſtürmende, allzeit ſchöpferiſche Kraft des Genies. . . . Wem der Vorzug zu geben iſt? Nun — in der Regel iſt's am beſten, wenn man ſie Beide ſein nennen kann. Am beſten wäre es daher wirklich, wenn in der nächſten Saiſon nicht blos eine Virginia Zucchi, ſondern auch eine Antoinette dell' Era unſerer Truppe angehören könnte. Sie wäre dann, im Verein mit unſeren eigenen trefflichen Kräften, ſicher die allererſte in der ganzen Welt. . . . Aber leider geht's nicht. . . .

Noch Eins: Die beiden Italienerinnen ſtehen im umgekehrten Verhältniß zu einander; wenn wir bei der einen ſagen müſſen: „Sie tanzt nicht nur vorzüglich — ſie mimt auch recht gut," ſo ſagen wir bezüglich der anderen: „Aha, ſie mimt nicht nur mit hinreißender Gewalt und Wahrheit — ſie tanzt auch recht gut." Fräulein dell' Era wird allemal in reinen Tanznummern und vornehmlich im ſtreng klaſſiſchen Tanz den Haupteffect erzielen; Virginia Zucchi reißt zumeiſt in mimiſchen Scenen durch die plaſtiſche Kraft ihrer Leidenſchaft, durch das Zündende ihrer Schalkhaftigkeit, durch beredte Darſtellung tiefen Schmerzes und glühender Liebe hin.

Beide haben aber ſomit immer Momente, wo ſie das geſammte Publicum, Alt und Jung, Kenner und Nichtkenner, Laien und Zünftige elektriſiren.

* * *

Ich habe mich etwas lange bei Fräulein dell' Era aufgehalten; aber als gewiſſenhafter Chroniſt war ich es ihr ſchuldig, weil uns einſt S-ra Zucchi nicht weniger beſchäftigt hat und — weil Petersburg jetzt überhaupt eine von der Balletomanie ergriffene Stadt iſt.

Immer allgemeiner und verbreiteter wird der Geſchmack an reiner Tanzkunſt — eine Erſcheinung, die, wie nächſtens einmal gezeigt werden ſoll, von einem gewiſſen Standpunkte aus ſogar etwas Erfreuliches hat; immer häufiger werden Eſſays und Polemiken über die Tanzkunſt und um ſie und ihre Vertreterinnen ſelbſt in großen, ernſten Tagesblättern; immer zahlreicher auch die oft allerdings recht fragwürdigen Genüſſe, die auf dieſem Gebiete dem Reſidenzler geboten werden.

Auf welcher Sommerbühne — angefangen bei der Hofbühne in Kraſſnoje Sſelo bis zu der Eſtrade im Kreſtowſki-Garten — wurde denn in dieſer Saiſon etwa nicht getanzt? . . . Es gaſtirten hier noch, außer S-ra dell' Era, eine polniſche Truppe, eine Wiener Truppe, M-lle Heydten, Primaballerina der Hofoper zu Moskau, S-ra Sozo (aus Berlin), die im „Zoologiſchen Garten" als ebenfalls vielgefeierter Mittelpunkt der Feerie „In Amerika" glänzt — kurz, Ballet an allen Ecken und Enden, Ballet und Feerie und Pantomime und Ausſtattungsſtück, die ſomit auch in dieſem Jahre wieder die Operette — mit alleiniger Ausnahme des „Zigeunerbarons" — in die Flucht geſchlagen haben. . . .

Aber auch eine ernſtere Muſe hat mit jenen zuſammen einen Sieg davongetragen über die Herren Lecocq und Offenbach und Millöcker, und „Maria Stuart“ und „Medea“ konnten, trotz der heißen Sommerabende und der unbequemen Sommer-Theaterſäle, über „Mme Angot“ und „Die ſchöne Helena“ triumphiren.

Was ihnen zu ſolchem Siege verhalf, das war vor Allem das Gaſtſpiel von Frau Eliſabeth Gorew.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich auch auf dieſes heute noch näher eingehen und namentlich ausführen, wie ſehr ihr der Senſationserfolg in Berlin und Leipzig, der von der einheimiſchen und ausländiſchen Preſſe gründlich aufgebauſcht wurde, hier zu Statten kam, und wie ſehr das Alles erinnerte an jene Erſcheinung, daß manches einheimiſche Fabrikproduct erſt dann wahren Werth bei uns erhält, wenn es nach einer kleinen ad hoc veranſtalteten Auslandreiſe mit einer Zollplombe über die Grenze zu uns zurückkehrt.

Allerdings kam bei Frau Gorew vor Allem auch das in Betracht, daß die Aureole, die ſie ſich im Auslande — wo ſie den Erfolg in erſter Linie dem fremdartigen Reiz verdankte, den es darbot, eine ruſſiſch ſprechende Maria mit einer deutſch redenden Eliſabeh in Fatheringhay agiren zu ſehen, ſowie auch ihrer pikanten Erſcheinung — um das Haupt mit den tief und leidenſchaftlich blickenden Augen hatte flechten laſſen, der nationalen Eitelkeit ihrer hieſigen Verehrer ſchmeicheln, ihr ſelbſt neue erwerben mußte.

Intereſſant iſt's in dieſer Hinſicht auch, daß man merkwürdiger Weiſe weder in Berlin, wo die Künſtlerin immer als Vertreterin der „ruſſiſchen Schule“ gefeiert und bewundert wurde, noch hier, wo man ſie als eminente Tochter „nationaler Kunſt“ verherrlicht, dahinter gekommen iſt, daß, wenn bei der unzweifelhaft hochbegabten und reichveranlagten Tragödin überhaupt von einer „Schule“ die Rede ſein kann, es allenfalls die — einer Clara Ziegler oder Kathi Frank iſt!

Doch, dem mag ſein, wie da wolle: in „Oſerki“, in „Oranienbaum“ und in „Pawlowſk“, wo Eliſabeth Gorew an 14 Abenden ſpielte — abwechſelnd mit dem bedeutendſten ruſſiſchen Charakter-Komiker und Oſtrowſki-Spieler Dawydow — wurde jedenfalls nicht weniger gejubelt und im Beifall geraſt, als im „Renaiſſance“-Theater und in „Arkadia“, und darüber kann man ſich nur freuen und das berechtigt Einen zur Hoffnung, daß im nächſten Sommer dieſer Keim ernſter dramatiſcher Unterhaltung noch weitere und mehrere ſchöne Früchte tragen wird. . . .

J. Norden.

# Der Toilettentiſch.

Genrebildchen aus dem ruſſiſchen Leben von **S. Iwanow** in Riga.

Ihr Gut trägt die Hypothekenlaſt nicht mehr, die Gläubiger haben gekündigt. Alle diejenigen, an welche man ſich um das Rettungsmittel „Geld" bittend wendet, zucken bedauernd die Achſeln. Sie kennen ja den Gang der Geſchäfte, welchen Verſtändnißloſigkeit und Trägheit des ſorgloſen Beſitzers auf den traurigſten Stand geſetzt. Ihm iſt nicht mehr zu helfen, mag ſein Geſchick ſich erfüllen! Das Gut wird ihm genommen.

In der Stadt wohnt ſeine Gattin mit den beiden Söhnen, welche dort die Schule beſuchen. Frau Lyda iſt eine kränkliche Dame, die faſt nur das Bett verläßt, um müde auf den weichen Kiſſen des Divans zu ruhen und nach deren Anſicht alle Rückſicht, Selbſtverleugnung und Aufopferung der Welt nur Sinn haben, wenn ſie ſich in der Sorge um ihren zarten, gebrechlichen Körper concentriren. Iſt ſie es doch von jeher nicht anders gewöhnt geweſen! Auch ihr Gatte liebt ſie über Alles, ſeine ſchlanke, dunkeläugige Lyda, welche trotz ihrer Leiden die Lebensluſt und das ſilberne Lachen nicht verloren hat, ſondern bereitwillig jeden Anlaß zur Heiterkeit, jede Gelegenheit zu Plaudern und Scherzen ergreift. Gewiß, er liebt ſeine Lyda, aber er ſah in ihr nur ſtets das zarte, verwöhnte Kind, deſſen weiche Händchen nur zum Tändeln und Liebkoſen taugten, deſſen kleine, feingeformte Ohren Schilderungen der rauhen Wirklichkeit nicht ertrugen, und darum hat er ſie auch nie in die kritiſche Lage der Dinge eingeweiht. Lydotſchka verſteht doch nichts davon, ſie würde erſchrecken und weinen, aber ſich einſchränken in ihren Wünſchen und Bedürfniſſen, das würde ſie nicht! Sie müßte nach wie vor elegante Morgenhäubchen und geſchmackvolle Spitzen haben, nach wie vor ihre Chocolade trinken, nach wie vor die ihr ſo zuſagenden theueren Weintrauben genießen, nach wie vor einige Male im Monate ihren Doctor holen laſſen, dem ſie, als einmal ſo angenommen, die Viſite mit zehn Rubeln vergütet. Frau Lyda iſt ja eine gute Gattin und Mutter, aber das Geld hat gar keinen Werth für ſie. Selbſt ſtets leidend, kann ſie ſich ihrer Wirthſchaft nicht widmen und überläßt Alles den Händen der alten Wärterin, welche, trunkſüchtig, vergeßlich und unordentlich, wenig genug auf den Vortheil der ihr blind vertrauenden Herrin bedacht iſt.

Die letzten Jahre waren unergiebig und daher für die Landwirthe wenig einträglich geweſen. Alle empfanden das, ſelbſt die, welche mit Verſtändniß und Umſicht die Verwaltung ihrer Güter leiteten. Auch Frau Lyda beklagte ſich mitunter, daß Jegor Nikolajewitſch, ihr Gatte, ihr manche Bitte abſchlüge mit

den Worten: „Ich habe jetzt kein Geld, Lydotſchka!“ — aber ökonomiſcher machte ſie das nicht. Jegor Nikolajewitſch lud eine Rieſenſumme nach der anderen auf ſeine Beſitzlichkeit, um den Wünſchen und Bedürfniſſen ſeiner kleinen Familie zu genügen, und als er den Boden unter ſeinen Füßen immer mehr wanken fühlte, ſuchte er durch Zerſtreuungen verſchiedenſter Art über die Angſt des Momentes fortzuhaſten. Hauptſächlich nahm er ſeine Zuflucht zum Kartenſpiele, deſſen trügeriſchem Glücke er anfänglich einige kleine Summen verdankte und das in der Folge durch beſtändige Verluſte ſeinen Untergang noch beſchleunigte.

Und als es zu Ende war mit Allem, als kein Lichtſchimmer der Hoffnung ſich mehr zeigte, als der letzte Rubel verſpielt war, und fremde Hände ſich nach ſeinem Eigenthume ausſtreckten und es, auf verbrieftes Recht geſtützt, an ſich riſſen, — da faßte ſeine Seele dunkler Wahnſinn; er jagte ſich eine Kugel in's Gehirn.

In der Stadt wußten ſie nichts davon; er war zwei Tagereiſen von ihnen entfernt. Der Brief, den er in ſeiner letzten Stunde geſchrieben, war ſchon unterwegs, die keuchende Locomotive ſchleppte im Sturmſchritte die Botſchaft ihres Elends näher, — aber ſie ahnten es nicht!

Frau Lyda lag in ihrem brodirten Peignoir auf der blauſeidenen Bettdecke und den ſpitzenbeſetzten Kiſſen, aber ſie gab heiter Anordnungen und ihr helles Lachen tönte durch das Zimmer. Eine Näherin befand ſich bei ihr, welche ſie in das Haus genommen, um für ihre Söhne Wäſche anzufertigen. Doch im Augenblick war man mit etwas viel Anziehenderem beſchäftigt: Frau Lyda ließ ſich einen Toilettentiſch von ihr arrangiren. Sie liebte es, ihre Zimmer behaglich auszuſtatten. Ihre Kränklichkeit verbot ihr, viel an Geſellſchaften und Vergnügungen theilzunehmen, war es da nicht billig, daß ſie — als geringe Entſchädigung — ſich mit ein wenig Luxus umgab? Freilich, die Wäſche der Söhne bedurfte nothwendig einer Ergänzung, und eine andere Mutter mit mehr praktiſchem Blick hätte der Näherin wohl auch zuerſt dieſe Arbeit, als die wichtigere, zuertheilt, — aber Frau Lyda fand ihren Toilettentiſch ſo wenig geſchmackvoll, er mußte durchaus geändert werden! Der Tiſchler hatte ſoeben oberhalb des hohen Spiegels den Bronzearm befeſtigt, welcher die Lampe mit der geſchliffenen Milchglaskuppel trug; wie allerliebſt mußte ſich der Toilettentiſch unter deren Licht ausnehmen! Und mit regem Intereſſe folgte die Dame von ihrem Lager aus den verſchiedenartigen Verſuchen der Näherin, die ihr ganzes decoratives Talent dabei erſchöpfte. „Wie gefällt es Ihnen ſo, gnädige Frau? Hier der Pliſſé, darüber dieſe breite Falte und dort die Schleife? So habe ich es bei der Generalin geſehen.“ — Man prüfte den Tiſchbehang eingehend. Nein, er taugte ſo nicht. Unmöglich, — die Generalin war ja eine alte Dame und ſtattete dem entſprechend ihre Zimmer aus, aber Frau Lyda hegte noch nicht ſo bald die Abſicht, in die Reihe der Matronen zu treten. Und mit ſilbernem Lachen begleitet ſie ihre ſcherzhafte Strafrede an die Näherin, welche unverdroſſen ihr Werk wieder aufnimmt. „Bitte, gnädige Frau, wenn ich dieſe Falten hier zuſammenraffte?“ — „Ach, wie abſcheulich häßlich, Daſcha! Ganz kleinbürgerlich!“

Und ſo wurden noch mehrere Verſuche gemacht und als unzweckmäßig verworfen, beide Frauen beſprachen und beriethen die Angelegenheit auf das Eingehendſte, bis ſie ſich endlich einigten; Frau Lyda fällte das Urtheil mit den entſcheidenden Worten: „So wird es allerliebſt ſein, dieſe ſpitze Ecke fällt höchſt elegant, — ſo muß es bleiben, Daſcha!“ „Wenn wir doch etwas rothes Seidenzeug hätten, gnädige Frau,“ giebt die kleine Schneiderin zu bedenken. „Das würde dem Ganzen ein anderes Anſehen geben.“

„Warten Sie, Daſcha, laſſen Sie mich ein wenig überlegen! Oh gewiß, ich habe ja den langen, rothſeidenen Shawl, welchen ich nie trage. Ziehen Sie einmal die unterſte Commodenſchieblade auf und ſuchen Sie, ob Sie ihn dort nicht finden.“ — Daſcha thut, wie ihr geheißen und entdeckt den fraglichen Gegenſtand ohne allzu große Mühe unter Schachteln voll Federn, Blumen, Spitzen und Schleifen. Sie ſchlägt das umhüllende Papier zurück und ergeht ſich in anerkennenden Worten über die leuchtende Farbe und die herrliche Seide; dann wendet ſie ſich mit neuem Eifer der unterbrochenen Arbeit zu. Die Pliſſés und Falten der Tiſchbekleidung werden nach den Regeln des guten Geſchmackes geordnet und befeſtigt; dann erklimmt Daſcha nicht ohne Gefahr einen auf den Tiſch geſtellten Schemel und wirft die Vorhänge oberhalb des Spiegels über den vorſpringenden Bronzearm der Lampe. Mit den Falten und ſpitzenbeſetzten Borten der Draperien verſchlingt ſie kunſtvoll den rothen Shawl, von Frau Lyda's Ausrufen des Entzückens aufgemuntert, — dann zündet ſie die Lampe an und verläßt ihren Platz.

Die lebhafte Freude über dieſes ſo wohlgelungene Werk duldet Frau Lyda nicht mehr auf ihrem Lager; ſie erhebt ſich und tritt dem Spiegel gegenüber. „Kolja, Sſaſcha!“ ruft ſie. „Wo ſeid Ihr?“ — Die Beiden eilen herbei, und fröhlicher Lärm, Scherzen und Lachen füllen das Zimmer, in deſſen Mitte die ſchlanke Frau im Spitzenpeignoir ſteht, die glänzenden Augen bewundernd auf den Spiegel geheftet. Wie ihr Zimmer durch dieſen originellen, eleganten Toilettentiſch gewinnt! — Da zieht man die Glocke. „Oh, wenn das doch Papa wäre!“ ruft Sſaſcha, der jüngere Knabe. „Schon ſeit zwei Wochen hat er nicht geſchrieben. Vielleicht wollte er uns durch unvermuthetes Eintreffen überraſchen. Wie würde er ſich über Mamas ſchönen Tiſch freuen!“ — Die alte Wärterin kommt ſchlürfenden Schrittes. „Ein Brief, gnädige Frau, — wie es ſcheint, vom Herrn.“ — „Ein Schreiben von Papa!“ frohlockt Frau Lyda. „Kommt, Kinder, wollen wir ihn hier vor dem neuen Toilettentiſche leſen. Fühlen wir doch deutlich ſeine Liebe, ſeine Sorge für uns, wenn wir Papas Worte hören.“ — Die Knaben drängen ſich an die Mutter, — ſie zerreißt das Couvert und ſchlägt den Bogen aus einander, — das weiße Blatt enthält nur wenige Worte: „Betet für mich, bittet den Allmächtigen, mir das zu verzeihen, was Ihr mir nie verzeihen könnt. Ich habe Euch zu Bettlern gemacht, ehe eine Viertelſtunde verfließt, mache ich Dich, meine arme Lydotſchka, zur Wittwe, Euch, meine armen Knaben, zu Waiſen. Habt Erbarmen mit mir, den Verzweiflung in den Tod treibt und betet für mich, — ich kann es nicht!“

Ein Aufſchrei aus Frauenmunde hallt durch das Zimmer, — ſo ſchrill, ſo markerſchütternd bricht er wohl aus der Bruſt deſſen, der plötzlich ungeahnt von ſicherem Boden in finſteren, ſteinigen Abgrund ſtürzt. Todt! Zu Ende für immer! Die Hand, die dieſe Zeilen geſchrieben, hebt ſich nie mehr, um Weib und Kind zu liebkoſen; die Augen, in deren Tiefen es ſo zärtlich leuchten, ſo leidenſchaftlich aufflammen konnte, ſie haben ſich geſchloſſen auf ewig. Und keine ſchmerzliche Sehnſucht nach ihm, dem Fernweilenden, keine bange Ahnung beſchlich ihre Seele. Sie wußte nichts von Allem! Während er unterging in der finſteren Nacht der Verzweiflung, deren Schrecken zu trotzen ihm Muth und Kraft fehlten, allein, verlaſſen, erdrückt von der Rieſenlaſt eigenen Verſchuldens, während vielleicht ſein letztes banges Stöhnen ein Angſtruf nach ihr, dem geliebten Weibe, war, freute ſie ſich an dem eitelſten Tand des Lebens, richtete ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit, ihre ganze Theilnahme auf Faltenwurf und Ausſtattung eines Toilettentiſches! Oh bittere Ironie des Lebens, die uns Fröhlichkeit in das Herz legt und Lachen auf unſere Lippen ruft, während mit ſchwerem Fittiche auf uns der Jammer niederſinkt, der unſer ganzes Daſein mit all ſeinem Hoffen, ſeiner Zukunft und ſeinem Glücke vernichtet! Arme Lydotſchka, arme Knaben! Sie liegen vor der Mutter auf den Knien, bergen das Geſicht in den Falten ihres Kleides und ſchluchzen leiſe. Sie beweinen den Vater, den abgöttiſch geliebten Vater, der nie mehr wiederkehrt. Es iſt ſelbſtloſe, reine Liebe, die ſie dieſe Thränen vergießen läßt, an ihr eigenes Geſchick denken ſie nicht. Sie wiſſen ja nichts von dem Rieſenkampfe gegen Armuth und widrige Verhältniſſe, dieſe ſcharfen Klippen im weiten Meere des Lebens, an denen Edelſinn und Hochherzigkeit ſich blutig ſtoßen, nichts von des Lebens Eiſeshauch, in dem das weiche Empfinden der Seele erſtarrt, das gläubige Vertrauen an Welt und Menſchen untergeht, — das Alles iſt ihnen fremd, denn zum erſten Male in ihrem jungen Leben tritt heute das Weh überwältigend ihnen entgegen, mit greller Diſſonanz das lichte Bild der Vergangenheit abſchließend, mit Thränen und herzzerreißendem Jammer den Weg der Zukunft anbahnend.

Die zitternden Finger in ihrer Knaben weichem Haar vergraben, ſchluchzt die Mutter mit ihnen. Weint ſie nur um ihn, den ſie nie mehr wiederſehen ſoll, — iſt es nicht auch in dieſer Leidensſtunde der Gedanke an das eigene Ich, der mit ſo furchtbarer Gewalt ihre Seele faßt? Sie fühlt hinter ſich das düſtere Geſpenſt des Elends, ach, und ihre Hand iſt zu ſchwach, es abzuwehren, man hat ſie ja nicht zum Ringen und Kämpfen erzogen!

Und das hohe Glas ſpiegelt getreu die herzzerreißende Gruppe wieder; anmuthig fallen die Vorhänge herab, leicht wellt ſich die breite Spitzenkante und aus den Falten der rothen Seide flammt es wie Feuer; und darüber hin ſtrömt das Licht der Lampe, ſo mild, ſo ſanft, faſt wie ein Lächeln. Saht Ihr denn noch nie überwältigendes Weh und kaltes Lächeln neben einander?

# Vom Büchertisch.

**Culturgeschichte des deutschen Volkes** von Dr. Otto Henne am Rhyn, Staatsarchivar in St. Gallen. Mit vielen Tafeln, Farbendrucken und zahlreichen Abbildungen im Text. 1. Abtheilung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1886.

An dem colossalen Aufschwung, den der deutsche Verlagsbuchhandel, was äußere prunkvolle Ausstattung und Reichhaltigkeit der Kunstbeilagen anlangt, in letzter Zeit genommen, hat die Grote'sche Firma in Berlin ein hervorragendes Mitverdienst. Eine Reihe großangelegter Werke — wir erinnern nur z. B. an das Riesenunternehmen der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" — hat uns daran gewöhnt, an Alles, was aus dem Grote'schen Verlage hervorgeht, besondere Erwartungen zu knüpfen. Diese Erwartungen werden denn auch bei dem uns heute in seiner ersten Abtheilung vorliegenden Buch nicht getäuscht, so weit die Thätigkeit der Verleger dabei in Frage kommt. In der „Culturgeschichte des deutschen Volkes" wird uns eine solche Fülle graphischer Vervielfältigungen culturhistorisch interessanter Schrift- oder Kunstdenkmäler als Illustration zu dem erzählenden Text geboten, und dabei in so sauberer und sorgfältiger Nachbildung, daß nach dieser Seite wirklich nichts zu wünschen übrig bleibt. Dasselbe können wir leider von dem Text nicht sagen. Es fehlt ihm mehrfach an der Lebendigkeit und Anschaulichkeit, die gerade bei culturhistorischen Schilderungen unentbehrlich ist, an der Vertiefung in den Stoff, die ihn erst anziehend macht. Die Culturgeschichte hat ja gerade in dem Detail ihre wesentliche Domäne und wo letzteres nicht genügend berücksichtigt wird, kann auch das Bild nur farblos ausfallen, das sie giebt. So erfahren wir über die socialen und politischen Lebensformen zu verschiedenen Zeiten kaum mehr, als in jedem einigermaßen ausführlichen Geschichtswerk enthalten ist, und dazu ist häufig noch der Darstellungston ein so wenig warmer und von liebevollem Eingehen in die geschilderten Verhältnisse dictirter, daß er nur zu oft auch den Leser recht kalt läßt. Selbst aus der verhältnißmäßig noch recht ausführlichen Schilderung des St. Gallener Klosters, welche doch dem Verfasser besonders hätte gelingen müssen, geht Einem keineswegs ein auch nur annähernd anschauliches Bild des

Lebens und Treibens in jenen alten Mönchsſitzen auf, die lange Zeit hindurch der Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften die einzige ſchützende Freiſtätte boten, und wer den Ekkehard von Scheffel nicht kennt, wird aus der Aufzählung der einzelnen Namen, deren Träger ſich in dieſen oder jenen Zweigen der Kunſt beſonders hervorgethan, nur ſehr wenig für die Bereicherung ſeiner culturhiſtoriſchen Anſchauungen über das Kloſterleben des frühen Mittelalters entnehmen. Noch dürftiger iſt es mit anderen Abſchnitten beſtellt. Die Entwickelung der drei Stände: des Bauer-, Bürger- und Ritterthums, iſt in der bisher erſchienenen Abtheilung wenigſtens, in die ſie doch hineingehört, kaum mehr als geſtreift. Doch wollen wir gern mit einem abſchließenden Urtheil über den Text noch zurückhalten, bis uns die weiteren Fortſetzungen ebenfalls vorliegen, von denen wir hoffen, daß ſie dem Ideal einer deutſchen Culturgeſchichte, wie es ſeit Guſtav Freytag's bahnbrechenden „Bildern aus der deutſchen Vergangenheit" jedem Gebildeten deutlich vorſchwebt, näher kommen mögen. Die Größe der Aufgabe verkennen wir nicht, aber gerade ſie bedingt auch die Anſetzung eines höheren Maßſtabes bei der Beurtheilung, zumal in ſolch einem Fall, wo die reiche äußere Ausſtattung des Werkes ſeitens der Verlagshandlung und die Fülle der demſelben eingefügten werthvollen Abbildungen culturhiſtoriſch intereſſanter Gegenſtände und Kunſtproducte verſchiedener Zeitalter auch eine dem äußeren Glanz entſprechende textliche Meiſterleiſtung erwarten laſſen. C. M.

**Die Verbrecherwelt von Berlin.** Von Ω. Σ. Berlin und Leipzig. Verlag von J. Guttentag (D. Collin). 1886. Preis 2 Mark.

Wenn in jedem Menſchen ein Stück von einem Verbrecher ſteckt, wie ja der Höhegrad ſittlicher Reife durch das Maß beſtimmt wird, in welchem es dem einzelnen Individuum gelingt, über die böſen Triebe des Herzens Sieger zu bleiben, ſo erklärt es ſich leicht, daß Bilder aus der Verbrecherwelt ſtets einen beſonderen Reiz ausüben und von dem Leſer mit beſonderem Intereſſe entgegen genommen werden. Iſt es doch ſtets ein Stück von der Nachtſeite der eigenen Natur, das ſich in ihnen wiederſpiegelt; freilich in's Ungeheure vergrößert oder verzerrt, wie in einem jener Vexirſpiegel, die die menſchliche Geſtalt in ſo einſeitiger Verſchiebung zeigen, daß die theils zu unnatürlichem Umfang erweiterten, theils zu verkrüppelter Zwerghaftigkeit zuſammengeſchrumpften Gliedmaßen kaum mehr ein menſchenähnliches Ganzes bilden. So darf denn auch das oben namhaft gemachte Buch, welches, aus der Feder eines hervorragenden Juſtizbeamten ſtammend, ein von genaueſter Kenntniß der einſchlägigen Verhältniſſe dictirtes Bild der Berliner Verbrecherwelt giebt, von vornherein eines weiten Leſerkreiſes ſicher ſein. Aber es bietet nicht nur dem ſenſationsluſtigen Leſer, den es lockt, ſich einmal ohne Gefahr für Leib und Leben in jenen dunklen Kreiſen nächtlicher Unholde genauer umzuſehen, willkommene Unterhaltung, es hat ſich weitere Ziele

geſteckt. Indem der Verfaſſer die Zuſtände, wie ſie das Getriebe einer Weltſtadt von ſelbſt mit ſich bringt, ſchildert, ſucht er auch die Mittel zu möglichſt erfolgreicher Bekämpfung derſelben aufzufinden, und an die intereſſante Darſtellung der thatſächlichen Verhältniſſe des Verbrecherthums in Berlin knüpft ſich eine nicht minder beachtenswerthe Erörterung über die Stellung, welche die Adminiſtration und Juſtiz demſelben gegenüber einzunehmen haben. Der Autor knüpft an einen großartigen Criminalproceß an, der ſich in Berlin im November 1883 abſpielte und nicht nur durch die bemerkenswerthe Perſönlichkeit des Schuldigen, eines Commiſſionärs Ernſt Wilhelm Dickhoff aus Rixdorf bei Berlin, von ganz beſonders ausgeprägter Verbrecherindividualität, allenthalben das lebhafteſte Aufſehen erregte, ſondern auch durch die bei dieſem Proceß zu Tage geförderten Nebenumſtände, welche auf einen großen Theil der geſammten Berliner „Verbrecherzunft“ ein ſehr helles Streiflicht werfen. In der That giebt es in Berlin geradezu eine Art „zünftiger“ Verbrecher, eine mehr oder weniger zuſammenhängende Bande von Leuten, die ſich nicht nur in beſonderer Veranlaſſung und gelegentlich dieſem oder jenem Verbrechen in die Arme werfen, ſondern berufsmäßig und jeder in ſeiner ſpeciellen Branche den Kampf gegen Recht und Ordnung zu ihrem Metier erheben. Dabei ſcheiden ſich die einzelnen Verbrechergattungen ſcharf von einander ab und es kommt nur höchſt ſelten vor, daß einer dem anderen ſo zu ſagen ins Handwerk pfuſcht. Wer ſich z. B. mit Ladendiebſtählen befaßt, wird ſich faſt nie zu einem Einbruch verſtehen, und umgekehrt. Ein Taſchendieb widmet ſich nur ſeiner „Kunſt“ und überläßt die gewaltſame Beraubung ſeiner Mitmenſchen den dafür beſonders veranlagten Collegen. Mit einem Wort, die Specialiſirung in einzelne Branchen und das Beſtreben, es auf dem einmal gewählten Gebiet zu einer gewiſſen Meiſterſchaft zu bringen, ſind das Hauptmerkmal der Berliner Verbrecherwelt. Dem entſprechend führt uns denn auch der Verfaſſer in den Capiteln 3—5 die ganze Geſellſchaft der Berliner Verbrecher in ihren verſchiedenartigen Typen vor, von dem einfachen Taſchen- oder Ladendiebe bis zu den Geldſchrankhyänen, von dem vielgenannten Bauernfänger bis zum Hochſtapler und falſchen Bankerutteur, von dem ſchmählichen „Louis“ bis zum frechen Straßenräuber. Selbſtverſtändlich wird dabei das Gebiet der öffentlichen Sittlichkeitsverhältniſſe mehr als vorübergehend geſtreift, da dieſelben in den meiſten Fällen mit dem Verbrecherthum in directeſtem Zuſammenhange ſtehen. Mit dieſer in überaus klarer und feſſelnder Weiſe gebotenen Schilderung geht eine Darlegung der das Verbrecherthum in Berlin beſonders fördernden und beeinfluſſenden Umſtände, wie der eigenartigen Wohnungs- und Lebensverhältniſſe daſelbſt ꝛc., Hand in Hand. Einer recht ſcharfen Kritik wird dabei u. A. auch die Anlage des neuen Unterſuchungsgefängniſſes unterzogen, welches den Verbrechern viel zu viel Gelegenheit zu heimlichem Gedanken- und Zeichenaustauſch biete und dadurch das häufige Durchlügen der Schuldigen und die daraus reſultirende Freiſprechung und Rückkehr derſelben zu ihrem alten Metier begünſtige. Das Schlußcapitel endlich behandelt, wie ſchon

erwähnt, in ausführlicher Auseinanderſetzung „die Mittel zur Abwehr und Bekämpfung“ und verdient ganz beſondere Beachtung, da Vieles von dem daſelbſt Geſagten ganz ebenſo gut auch auf die Verhältniſſe in allen übrigen Staaten und Städten paßt. Eine im Ganzen nur geringe und ſelbſtverſtändlich ausſchließlich palliative Bedeutung ſtatt einer prophylaktiſchen mißt der Autor den verſchiedenen humanen Vereinen „zur Beſſerung der Gefangenen“, „zur Hebung Gefallener“, „zum Nachweiſe von Stellen an reuige Verbrecher“ ꝛc. bei, ohne im Uebrigen ihre ſegensreiche Wirkung nach manchen Seiten hin zu verkennen. Dagegen hält er zu einer erfolgreichen Bekämpfung des immer mehr um ſich greifenden „Verbrecherthums“ kein Mittel für ſo geeignet, als die endliche Umkehr von dem hyperhumanen Princip möglichſter Milde in Urtheil und Behandlungsweiſe der vor Gericht gezogenen Verbrecher und Sträflinge.

Ein genaueres Eingehen auf die in dieſem Schlußcapitel auseinandergeſetzten Geſichtspunkte und Ideen würde uns zu weit führen, zumal einige derſelben nur in ihrer localen Anwendung auf Berliner Verhältniſſe Bedeutung haben. Wir ſchließen daher nur mit einer ſummariſchen Empfehlung dieſes ebenſo intereſſanten, wie belehrenden Buches. C. M.

# Bibliographischer Anzeiger.

## (Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in St. Petersburg.

**Alekſandrow,** Alex., Sprachliches aus dem Nationaldichter Littauens Donalitius. I. Zur Semaſiologie 69 S. Dorpat, Schnakenburg. Mk. 2.

**Annalen** des phyſikaliſchen Central-Obſervatoriums, hrsg. v. Dir. H. Wild. Jahrg. 1884. 1. und 2. Thl. 4°. St. Petersburg. Leipzig, Voß' Sort. Mk. 25,60.

Inhalt: 1. Meteorologiſche u. magnetiſche Beobachtungen v. Stationen 1. Ordnung und außerordentliche Beobachtungen v. Stationen 2. und 3. Ordnung. LXXXIII, 230 S. Mk. 10,20. — 2. Meteorologiſche Beobachtungen der Stationen 2. und 3. Ordnung in Rußland nach dem internationalen Schema. LXVIII, 571 S. mit 1 Karte. Mk. 15,40.

**Anwalt,** Der, der Thiere. Organ für Thierſchutz. Hrsg. vom Damen-Comité des Rigaer Thierasyls. Red.: Baron Edm. von Lüdinghauſen-Wolff. 2. Jahrgang. 1886. 12 Nrn. (à 1—1½ B.). Riga, Stieda. Mk. 3.

**Archiv** für die Naturkunde Liv-, Ehſt- und Kurlands. Hrsg. von der Dorpater Naturforſcher-Geſellſchaft. 1. Serie. 9. Bd. 3. Lfg. S. 161—215. Dorpat. Leipzig, K. F. Köhler. Mk. 1. (1—3.: Mk. 5.)

— dasſelbe. 2. Serie. Biologiſche Naturkunde. 10. Bd. 2. Lieferung. S. 131—256 mit 4 Steintaf. Ebd. Mk. 6. (1. u. 2.: Mk. 9.)

**Archiv** f. ſlaviſche Philologie. Unter Mitwirkung v. A. Brückner, A. Leskien, W. Nehring hrsg. v. V. Jagic. 9. Bd. 4 Hefte. 1. Heft. 176 S. Berlin, Weidmann. Mk. 20, einzelne Hefte à Mk. 6.

**Baer,** Karl Ernſt v., Reden, gehalten in wiſſenſchaftlichen Verſammlungen, und kleinere Aufſätze vermiſchten Inhalts. 2. Ausgabe. 3 Theile. Mit Stahlſt. u. Holzſchn. Braunſchweig, Vieweg & Sohn. Mk. 16.

— Dr. Karl Ernſt v., Geheimrath, Nachrichten über Leben und Schriften desſelben, mitgeth. von ihm ſelbſt. 2. Ausg. Mit 1 Bildniß d. Verfaſſers in Stahlſtich. Braunſchweig, Vieweg & Sohn. Mk. 6.

— Karl Ernſt v., Eine biographiſche Skizze von Dr. Ludwig Stieda. 2. Ausgabe m. einem Bildniß Baer's. Braunſchweig, Vieweg & Sohn. Mk. 5.

**Beiträge** zur Kunde Ehſt-, Liv- und Kurlands, hrsg. v. der Ehſtländ. Literär. Geſellſchaft. 3. Bd. 3. Hft. S. 249—400. Reval, Kluge. Mk. 2,80 (1—3.: Mk. 6,90).

— zur Statiſtik d. Handels v. Reval u. Baltiſchport. Jahrg. 1884. Hrsg. vom handelsſtatiſt. Bureau d. Revaler Börſen-Comités. 79 S. Reval, Kluge. Mk. 6.

**Blumenbach,** Edm., Beitrag zum forenſiſch-chemiſchen Nachweis d. Thallin u. Antipyrin im Thierkörper. 38 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Braun,** Prof. Dr. M., die rhabdocoeliden Turbellarien Livlands. Ein Beitrag zur Anatomie, Syſtematik u. geograph. Verbreitg. dieſer Thiere. Mit 4 (lith.) Taf. 125 S. Dorpat. Leipzig, K. F. Köhler. Mk. 6.

**Cappeller,** Prof. Carl, Sanſcrit-Wörterbuch, nach den Petersburger Wörterbüchern bearb. In 4 Lfgn. 1. Lfg. 128 S. Straßburg, Trübner. Mk. 3.

**Collection** Manaſſewitſch. Ruſſiſche Klaſſiker m. durchweg accentuirtem Text zum Gebrauche in Schulen, ſowie zum Selbſtſtudium. Nr. 30—34. Berlin, Denbner. Mk. 0,50.

Inhalt: 30. Ausgewählte Gedichte v. M. Lermontow. S. 33—64. — 31. Memoiren e. Wahnſinnigen v. N. W. Gogol. S. 1—32. — 32—34. Klara Militſch. Novelle v. J. S. Turgenjew. S. 33—91.

**Collection** Sabouroff, la. Monuments de l'art grec. Publiées par Adolphe Furtwaengler. 14. livr. Fol. (à 10 Taf. in Heliogr., Lith. u. Chromolith. m. 10 Bl. Text.). Berlin, Aſher & Co. In Mappe. Mk. 25.

**Czerwinſki**, B. v., Bemerkungen zu den in der Dorpater chirurgiſchen Univerſitäts-Klinik beobachteten Brucheinklemmungen. 106 S. Dorpat, Karow. Mk. 1,50.

**Dalton**, Herm., Nathanael. Vorträge über das Chriſtenthum, den Gebildeten in der Gemeinde geh. 3. billigere Ausg. 324 S. Caſſel, Röttger. Mk. 3.

— Reiſebilder aus dem Orient. Neue billigere Ausg. 248 S. Caſſel, Röttger. Mk. 2,50.

**Doſtojewſky**, F. M., Erzählungen. Frei nach dem Ruſſ. v. Wilh. Goldſchmidt. 120 S. Leipzig, Reclam. Mk. 0,20.

**Elk**, J., Die jüdiſchen Colonien in Rußland. 219 S. Frankfurt a. M., Kauffmann. Mk. 4.

**Ergebniſſe** der baltiſchen Volkszählung vom 29. December 1881. 1. Thl. Ergebniſſe der livländiſch. Volkszählg. 1. Bd.: Die Zählg. in Riga u. im rigaſchen Patrimonialgebiet. Bearb. u. herausg. auf Veranſtaltg. der ſtatiſt. Commiſſion der Stadt Riga von Fr. v. Jung-Stilling u. W. Anders. 3. Liefg. 4°. XXIII, 65 S. mit Tab. Riga, Jonck & Poliewſky. Mk. 5. (1—3.: Mk. 11,50).

— der baltiſchen Volkszählung vom 29. Decbr. 1881. 2. Thl.: Ergebniſſe der ehſtländiſchen Volkszählung. Im Auftrage d. ehſtländ. ſtatiſtiſch. Comités bearb. u. herausg. v. Paul Jordan. 1. Bd., 2. Lfrg.; 2. Bd. u. 3. Bd., 2. Liefg. Reval, Lindfors' Erben. Mk. 9. Complet Mk. 12.

Inhalt: 1. Die Zählung in Reval. 2. Lfg. S. 63—101. Mk. 3. — 2. Die Zählung in den übrigen Städten außer Reval: Baltiſchport, Weſenberg, Weißenſtein u. Hapſal. 36 S. Mk. 3. — 3. Die Zählung auf dem flachen Lande. 2. Lieferung. S. 99—134. Mk. 3.

**Ewetzky**, Thdr., Beitrag zur Kenntniß der Colobomcyſten. 44 S. m. 1 Steintaf. Moskau. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Freytag**, G., General- u. Straßenkarte v. Weſt-Rußland u. den angrenzenden Ländern bis Wien u. Budapeſt. Mit beſond. Berückſicht. der Eiſenbahnen u. m. Angabe aller ruſſ. Stationen. 1 : 1,500,000. Chromolith. gr. Fol. Wien, Artaria & Co. Mk. 2,60

**Frooms** Coursbuch f. Rußland und Europa. 22. Jahrgang. 312 S. 1886. Mai-Juni. St. Petersburg. SR. 0,40.

**Haberfeld**, J., Paritäten-Tabelle der Londoner, Pariſer, Amſterdamer u. Wiener Wechſel-Courſe ſowie Halbimperiale zwiſchen Rußland u. Berlin unter Zugrundelegg. d. Berliner Notirungen f. vorſteh. Deviſen u. ruſſ. Banknoten. 142 S. Moskau, Deubner. Geb. Mk. 10.

**Halberſtam**, Mich., Beitrag zur Lehre vom Icterus neonatorum. 35 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Haſſelblatt**, Cäcilie, geb. Schultz, Die Lieder meines Lebens. 163 S. Reval, Waſſermann. Geb. mit Goldſchnitt. Mk. 4,50.

**Heidenſchild**, William, Unterſuchungen über die Wirkung des Giftes der Brillen- und der Klapper-Schlange. 51 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Hjelt**, Edv., die intramoleculare Waſſerabſpaltung bei organiſchen Verbindungen. Monographiſch dargeſtellt. 4°. 66 S. Helſingfors. Berlin, O. Enslin. Mk. 2,50.

**Hirſch**, Prof. Dr. Ferd., Die erſten Anknüpfungen zwiſchen Brandenburg und Rußland unter dem Großen Kurfürſten. 2. Thl. (1657—1660.) 4°. 34 S. Berlin, Gaertner. Mk. 1.

**Jadrinzew**, N., Sibirien. Geograph., ethnograph. u. hiſtor. Studien. Aus d. Ruſſ. von Ed. Petri. 589 S. m. zahlr. Illuſtr. Jena, Coſtenoble. Mk. 14.

**Ilowaiſki**, D., Leitfaden der Geſchichte Rußlands. Mittlerer Curſus (vorzugsweiſe in biograph. Skizzen). Aus dem Ruſſ. überſ. v. Heinr. Pancker. 2. Aufl. 130 S. Reval, Kluge. Mk. 2,40.

**Jung-Stilling**, Eliſe v., Vorlagen für den elementaren Zeichenunterricht. 100 z. Thl. farb. Taf. m. 2 Bl. Text. Riga, Mellin & Neldner. In Mappe. Mk. 9.

**Jürgens**, Alex., Beiträge zur Kenntniß der Alkaloide d. Aconitum Napellus. 45 S. St. Petersburg. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Iwanoff**, Alex., Darſtellungen a. d. heiligen Geſchichte. Hinterlaſſene Entwürfe. 12 Hft. Qu.-Fol. (15 Chromolith.) Berlin, Aſher & Co. In Mappe. Mk. 80.

**Kadik**, Pet., Theorie der ſechsſtelligen Charakteriſtiken. Abhandlung. 61 S. m. 6 Tab. Dorpat, Schnakenburg. Mk. 3.

**Kalewala**, Das Volksepos der Finnen. Ueberſetzt von H. Paul. I. Helſingfors, Edlund. Mk. 5.

**Keller**, Heinr. Wilh. Ad., Das Meiſterſchafts-Syſtem zur praktiſchen und naturgemäßen Erlernung d. ruſſ. Geſchäfts- u. Umgangs-Sprache. Nach Dr. Rich. S. Roſenthal's neuer Methode, i. kurzer Zeit eine Sprache leſen, ſchreiben u. ſprechen z. lernen, z. Selbſt-Unterricht f. das Ruſſiſche bearb. 14.—17. Lection. S. 265—360. Leipzig, C. A. Koch. Mk. 1.

**Kellner,** Lehr. Frdr. Wilh., methodiſch geordnete Aufgaben für das Tafelrechnen. 2. Heft. 5. Aufl. 47 S. Reval, Kluge. Mk. 0,50.

**Kraszewſki,** J. J., Der Dichter u. d. Welt. Ueberſ. u. eingel. v. W. Conſtant. 212 S. Geh. Stuttgart, Spemann. Mk. 1.

**Krüger,** Frdr., Ueber des Verhalten des fötalen Bluts im Momente der Geburt. 44 S. Dorpat, Schnakenburg. Mk. 1,35.

**Kymmel,** N., in Riga. Catalogue No. XXV. Bibliotheca Polonica. 630 No.

— Antiquariats-Katalog No. XXVI. Bibliotheca rossica. 1790 No.

— do. No. XXVII. 1445 No.

— do. No. XXVIII. Theologie. Philosophie. Orientalia. 2549 No.

— No. XXIX. Bibliotheca geographica et historico-naturalis. 1556 No.

— No. XXX. Bibliotheca geologica, mineralog. et palaeontologica (Bibliothek G. v. Helmersen's). 995 No.

— No. XXXI. Bibliotheca mathematico-astronomica, physico-chemica et technologica. 713 No.

**La Russie** et l'Angleterre en Asie centrale. D'après la brochure de M. Lessar par M. H. L. 241 p. Paris, Baudoin & Co. fr. 4.

**Laurentz,** Hugo, Beitrag zum forenſiſch-chemiſchen Nachweis d. Hydrochinon und Arbutin im Thierkörper. 63 S. Dorpat, Schnakenburg. Mk. 1,50.

**Luther's** kl. Katechismus nebſt einigen Gebeten, Beiſpielen u. d. Verzeichniß d. bibl. Bücher. Zugl. enth. einen erſten Curſus d. chriſtlichen Religionslehre. 2. Aufl. 43 S. Cart. Riga, Kymmel. SR. 0,20.

**Maldfinewitz,** Dr. Staniſl., Behandlung der Tollwuth mit der Wurzel von Spiraea Ulmaria nach Vorſchrift d. Dr. St. M. Mit 1 Abbildg. 16 S. Riga, Stieda. SR. 0,20.

**Mémoires** de l'académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg. VII. série. Tome XXXIII, Nr. 6–8 et tome XXXIV, Nr. 1. Imp.-4°. St.-Pétersbourg. Leipzig, Voss' Sort. Mk. 24,30.

Inhalt: XXXIII, 6. Arktiſche Triasfaunen. Beiträge zur paläontolog. Charakteriſtik der arktiſch-paciſ. Triasprovinz, unter Mitwirkung von Dr. Alex. Bittner und Frdr. Teller von Dr. Edm. Mojſiſovics v. Mojſvár. Mit 20 lith. Taf. 159 S. m. 20 Bl. Erklärungen. Mk. 11. — 7. Die Inoceramenſchichten an dem Olenek und der Lena. Von J. Lahuſen. Mit 2 Taf. 13 S. Mk. 2. — 8. Reviſion der oſtbaltiſchen ſiluriſchen Trilobiten. Von Fr. Schmidt. Abth. III. Illaeniden. Von Doc. Dr. Gerh. Holm. Mit 12 Taf. 173 S. m. 12 Bl. Erklärgn. Mk. 10. — XXXIV, 1. Materialien zur Kenntniß der Fauna der devoniſchen Ablagerungen Sibiriens. Von Alex. Stuckenberg. Mit 4 Taf. Mk. 1,30.

**Menſchutkin,** Prof. N., Analytiſche Chemie für den Gebrauch im Laboratorium und für das Selbſtſtudium. Deutſche Ausg. überſ. von Dr. O. Bach. 2. Aufl. 463 S. Leipzig, Quandt & Händel. Mk. 7.

**Meſchtſcherſki,** Fürſt W., Einer von unſeren Bismarcks. Satiriſcher Roman. Aus dem Ruſſiſchen von G. Keuchel. 2. Aufl. 375 S. Berlin, Deubner. Mk. 4.

— Fürſt W., Die Frauen der Petersburger Geſellſchaft. Roman. Aus dem Ruſſ. von J. Clark. 3. Aufl. Abth. 1. 3 Bde. 298, 298 u. 315 S. Breslau, Schottlaender. Mk. 12.

**Miklaſchewſky,** M. N., Ergänzungen zu der dritten vom Zoll-Departement autoriſirten Ausgabe des Allgemeinen Zoll-Tarifs des ruſſ. Kaiſerreichs. 26 S. St. Petersburg, Schmitzdorff. SR. 0,20.

**Mittheilungen und Nachrichten** für die evangeliſche Kirche in Rußland, begründet v. Biſchof Dr. C. C. Ulmann, gegenwärtig red. v. Oberlehrer J. Th. Helmſing. 42. Bd. Neue Folge. 19. Bd. Jahrg. 1886. 12 Hefte. 1. und 2. Heft. 96 S. Riga. Bernburg, Bacmeiſter. Mk. 10.

**Monatsſchrift,** Baltiſche. Hersg. v. Frdr. Bienemann. 33. Bd. 9 Hefte à 5–6 B. Reval, Kluge. SR. 6,50 (SR. 7,50).

**Nauck,** Aug., Ueber eine neue Eigenſchaft der Producte der regreſſiven Metamorphoſe der Eiweißkörper 52 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Oettingen,** Alex. v., Was heißt chriſtlich-ſocial? Zeitbetrachtungen. 82 S. Leipzig, Duncker & Humblot. Mk. 1,60.

**Petri,** Ed., Sibirien als Colonie. 17 S. S. A. Mk. —,40.

**Pfuhl,** Prof. E., Fortſchritte in der Flachs-Gewinnung. 4°. 23 S. mit 2 Steintafeln. Riga, Kymmel's Sort. Mk. 1,20.

**Raab,** G. F., Eiſenbahn-Karte von Rußland. Glogau, Flemming. Mk. 1.

**Radloff,** Dr. W., Die Sprachen der nördlichen türkiſchen Stämme. I. Abth.: Proben der Volksliteratur. Geſammelt und überſetzt. 5. Thl.: Der Dialekt der Kara-Kirgiſen. XXVIII, 603 S. St. Petersburg. Leipzig, Voß' Sort. Mk. 8 (1–5. Mk. 41,80).

**Rauber,** A., Ueber die Bedeutung der wissenschaftlichen Anatomie. Rede. 16 S. Dorpat, Schnakenburg. Mk. —,80.

**Revue,** Russische. Vierteljahrsschrift f. die Kunde Rußlands. Hrsg. von R. Hammerschmidt. 15. Jahrg. 1886. 4 Hefte. 1. Heft. 124 S. St. Petersburg, Schmitzdorff. SR. 6 (SR. 7).

**Rosen,** Herm. v., Chemische und pharmakologische Untersuchungen über die Lobelia nicotianaefolia. 58 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Sammlung** klassischer russischer Schriftsteller mit accentuirtem Text und deutschen erläuternden Anmerkungen. 1. Bdchn. Berlin, Deubner. Mk. 2,50.

Inhalt: Die Regierung Peter's des Großen 1682—1725 von Sserg. Sjolowjew. Hrsg. von Lehrer Dr. Wilh. Körner. 118 S.

**Samuelis** Ben Chofni trium sectionum posteriorum libri Genesis versio Arabica cum commentario. E. Ms. cod. biblioth. public. imperiae Petropolit. nunc primum edidit J. Israelsohn. Petropoli, Zinserling. SR. 2.

**Seeberg,** Doc. Reinhold, Vom Lebensideal. Vortrag. 25 S. Dorpat, Karow. Mk. —,80.

**Seekarten** der deutschen Admiralität, hrsg. vom hydrograph. Amte. Nr. 80. Kupferst. Imp.-Fol. Berlin, D. Reimer. Mk. 2,50.

Inhalt: Der bottnische Meerbusen, südlicher Theil. 1 : 600,000.

**Starck,** R., Wegweiser durch Bibel und Gesangbuch zum Gebrauche beim häuslichen Gottesdienste für das Kirchenjahr 1885/86. 28. Jahrg. 64 S. Riga, Kymmel's Verl. Mk. 0,40.

**Thoma,** Prof. Dr. Rich., Das Problem der Entzündung. Festrede. 4°. 19 S. Dorpat, Schnakenburg. Mk. 2.

**Tolstoi,** Graf Leo, Die Kosaken. Kaukasische Novelle. Deutsche Ausgabe von G. Keuchel. 2. Auflage. Berlin, A. Deubner. Mk. 3.

**Turgenjew,** Iwan, Erzählungen eines alten Mannes. 2. Auflage. Berlin, Janke. Mk. 1.

— Neuland. Roman. Uebers. von C. B. 210 S. Geb. Stuttgart, Spemann. Mk. 1.

— Drei Begegnungen. Erzählung. Deutsch von Adf. Gerstmann. Berlin, Janke. Mk. —,50.

**Weihrauch,** K., Anemometrische Scalen für Dorpat. Ein Beitrag zur Klimatologie Dorpats. 57 S. Dorpat. Leipzig, K. F. Köhler. Mk. 1.

**Wereschtschagin,** A. W., In der Heimath und im Kriege. Erinnerungen und Skizzen eines russischen Junkers aus der Zeit vor und nach der Aufhebung der Leibeigenschaft 1853—1881. Theil I: In der Heimath. Theil II: Im Kriege. Skizzen aus dem russisch-türkischen Kriege von 1877—78. Theil III: Erinnerungen aus der Expedition gegen die Teketurkmenen unter Skobelew 1880—1881. Deutsch von A. v. Drygalski. Berlin, Eisenschmidt. Mk. 7.

**Westerlund,** Dr. Carl Agardh, Fauna der in der paläarktischen Region (Europa, Kaukasien, Sibirien, Turan, Persien, Kurdistan, Armenien, Mesopotamien, Kleinasien, Syrien, Arabien, Egypten, Tripolis, Tunesien, Algerien und Marocco) lebenden Binnenconchylien. I. Lund. Berlin, Friedländer & Sohn. Mk. 3,50 (I. IV. V.: Mk. 16,50).

Inhalt: Fam. Testacellidae, Glandinidae, Vitrinidae et Leucochroidae. 95 S.

**Wochenschrift,** St. Petersburger medicinische, unter der Red. von Prof. Ed. v. Wahl, DD. L. v. Holst und Gust. Tiling. Neue Folge. 3. Jahrg. 1886. 52 Nummern. (à 1—1½ B.) gr. 4°. St. Petersburg, Ricker. SR. 8.

**Zeitschrift,** Pharmaceutische, für Rußland. Hrsg. von der pharmaceut. Gesellschaft zu St. Petersburg. Red.: M. Edwin Johanson. 25. Jahrg. 1886. 52 Nrn. (à 1—2 B.) St. Petersburg, Ricker. SR. 7.

**За редактора: Wilh. Warbandt.**

Дозволено цензурою. Ревель, 9-го Сентября 1886.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

# Zwei Greiſe.

Erzählung von Graf **Leo Tolſtoi.**

## I.

Zwei Greiſe hatten ſich vorgenommen, nach Jeruſalem zu wallfahrten. Der eine war ein reicher Bauer, er hieß Jefim Taraſſitſch Schewelew; der andere war kein reicher Mann, Jeliſſei Bodrow.

Jefim war ein ehrbarer Bauer, trank keinen Schnaps, rauchte nicht, ſchnupfte keinen Tabak und ſagte Niemandem je ein böſes Wort; — er war ein ernſter, feſter Charakter. Zweimal war Jefim Schulze im Dorfe geweſen und man hatte ihm nicht das Geringſte vorwerfen können. Er hatte eine große Familie: zwei Söhne und einen verheiratheten Enkel, und Alle lebten ſie zuſammen. Er war geſund, hatte einen Bart, hielt ſich gerade und erſt in den ſiebenziger Jahren fingen einige graue Haare an, ſich zu zeigen.

Jeliſſei war nicht reich, nicht arm, hatte früher als Zimmermann in den Dörfern herum gearbeitet; als er alt geworden war, hielt er ſich zu Hauſe und beſchäftigte ſich mit der Bienenzucht. Der eine Sohn war Jäger, der andere arbeitete beim Vater. Jeliſſei war ein gutmüthiger, heiterer Menſch. Er trank ſein Schnäpschen, ſchnupfte Tabak und ſang gern ſein Liedchen; übrigens war er ruhig und lebte mit ſeinen Hausgenoſſen und Nachbarn in Frieden. Er war ein nicht allzu großes Kerlchen mit krauſem Barthaar und hatte, nach ſeinem Heiligen, dem Propheten Heſekiel, einen Glatzkopf.

Schon gar lange hatten die beiden Alten verabredet und gelobt, zuſammen nach Jeruſalem zu gehen, aber immer hatte Taraſſitſch keine Zeit dazu gehabt, immer in ſeinen Geſchäften eine Abhaltung gefunden. Kaum hat er das eine beendigt, ſo plant und beginnt er gleich ein anderes: bald muß er den Enkel verheirathen, bald den nach Ableiſtung der Militairpflicht heimkehrenden jüngeren Sohn erwarten, bald ſich ein neues Haus bauen. An einem Feiertage kamen die Greiſe einmal wieder zuſammen und ſetzten ſich auf die aufgeſchichteten Balken zum Plaudern.

„Nun, Gevatter," ſagte Jeliſſei, „wann machen wir uns denn auf, unſer Gelöbniß zu erfüllen?"

Jefim runzelte die Stirn und antwortete dann: „Wir müſſen wohl noch warten; ich habe gerade ein ſchweres Jahr. Ich hatte angefangen, das Haus zu bauen und meinte, es könne ſo ein hundert Rubel koſten, und nun ſteigt es ſchon in das dritte Hundert und iſt noch immer nicht fertig. Der Bau wird wohl noch bis zum Sommer dauern. Im Sommer wollen wir, ſo Gott will, ganz gewiß gehen."

„Meiner Meinung nach dürfen wir es nicht länger aufſchieben; wir müſſen jetzt gehen. Der Frühling iſt die rechte Zeit dazu."

„Ja, es wäre wohl die rechte Zeit; aber mein Bau iſt in der Arbeit; wie darf ich ihn unterbrechen?"

„Haſt Du denn Niemanden, ihn zu übergeben? Dein Sohn kann ja den Bau beendigen."

„Aber *wie* wird er es thun? Mein Aelteſter iſt nicht zuverläſſig; er wird die Sache verderben."

„Wenn wir einmal geſtorben ſind, werden ſie auch ohne uns leben. Auch der Sohn muß lernen."

„Du haſt wohl Recht; aber immerhin möchte ich vor meinen Augen das Werk beendigt ſehen."

„Ach, mein Lieber! man kann nicht alle Dinge zu Ende bringen. Da ſcheuern und räumen neulich bei mir die Weiber zum Feiertage auf. Bald iſt dies nöthig, bald jenes; man kann ja nicht Alles zugleich angreifen. Die älteſte Schwiegertochter, ein kluges Weib, meinte nun: der Feiertag naht und wartet nicht auf uns; ſonſt könnten wir, bei aller Mühe, doch nicht fertig werden."

Taraſſitſch verſank in Nachdenken. „Viel Geld," ſagte er dann, „habe ich verbaut und kann doch die Wallfahrt auch nicht mit leeren Händen antreten. Dazu iſt nicht wenig nöthig: — wohl ein hundert Rubel."

Jeliſſei lachte dazu. „Verſündige Dich nicht, Gevatter," ſagte er. „Dein Vermögen iſt zehnmal größer als meins. Und Du ſprichſt noch von Geld! Beſtimme nur, wann wir ausgehen. Ich habe gar kein Geld, ich werde es aber doch haben."

Nun lächelte auch Taraſſitſch. „Sieh' 'mal an," ſagte er, „wie reich Du Dich erweiſeſt; wo wirſt Du es hernehmen?"

„Zu Hauſe werde ich etwas zuſammenkratzen, und wenn es nicht reicht, verkaufe ich dem Nachbarn zehn meiner Bienenſtöcke, die auf die Ausſtellung kommen könnten. Längſt ſchon hat er mich darum gebeten."

„Das wird einen ſchönen Schwarm abgeben; Du wirſt es bereuen."

„Nein, Gevatter! Im ganzen Leben habe ich nie über etwas Anderes Reue empfunden, als über meine Sünden. Theuerer als die Seele giebt es nichts."

„Ja, gewiß; und doch bin ich nicht ruhig, wenn im Hauſe nicht Alles richtig iſt."

„Wenn es aber bei uns in der Seele nicht richtig, — das iſt ſchlimmer. Laß Dich überreden! Komm'! wirklich komm'!"

## II.

Jeliſſei hatte den Genoſſen überredet. Jefim dachte und dachte und am anderen Morgen kommt er zu Jeliſſei. „Nun ja, Du haſt Recht; wir wollen uns aufmachen. Ueber Leben und Tod hat Gott allein zu verfügen; ſo lange wir leben und geſund ſind, müſſen wir aufbrechen.“

Nach einer Woche etwa machten ſich die beiden Alten wirklich auf den Weg. Taraſſitſch hatte das Geld baar zu Hauſe liegen. Er nahm davon 190 Rubel auf die Reiſe; ſeinem alten Weibe ließ er 200 Rubel zurück. — Auch Jeliſſei rüſtete ſich, bekam von ſeinem Nachbarn für zehn im Herbſt zu ſtellende Bienenſtöcke 70 Rubel; die übrigen nöthigen 30 Rubel ſammelte er ſich bei allen ſeinen Hausgenoſſen ein; ſein Weib gab ihm dazu ihr letztes Geld, welches ſie zu ihrem Begräbniß aufgeſpart hatte; auch die Schwiegertochter opferte ihr Scherflein. — Jefim Taraſſitſch übertrug alle ſeine Geſchäfte dem älteſten Sohne: welche Wieſen und wie er ſie zu mähen habe, — wohin er den Miſt abführen ſolle, wie er das neue Haus herrichten und decken müſſe. Alles hatte er bedacht, Alles befohlen. — Jeliſſei hatte nur angeordnet, daß die Frau auf die zehn abzuliefernden Bienenſtöcke beſonders Acht geben müſſe; von den Hausangelegenheiten ſprach er kein Wort; es würde ſich ja, meinte er, von ſelbſt erweiſen, was zu thun und wie zu handeln ſein werde. „Ihr werdet hinfort wirthſchaften, Ihr werdet auch am beſten ſelbſt für Euch ſorgen.“ — Die Greiſe waren gerüſtet. Die Hausgenoſſen hatten ihnen Fladen gebacken, Reiſetaſchen genäht, neue Fußlappen zugeſchnitten, für neue Schuhe geſorgt und ihnen noch welche mitgegeben. Sie traten endlich ihre Wallfahrt an, von ihren Angehörigen bis zur Grenze des Dorfgebietes begleitet, nahmen Abſchied und wanderten dahin.

Jeliſſei ging heiteren Muthes und hatte ſich kaum vom Dorfe entfernt, als er auch faſt gar nicht mehr zurückdachte. Er ſann nur darauf, wie er wohl ſeinem Gefährten gefällig ſein und Niemanden durch ein hartes Wort verletzen wolle; er wünſchte nur, in Frieden das Reiſeziel zu erreichen und geſund heimzukehren. Er geht vorwärts und murmelt entweder ſtill für ſich ein Gebet, oder er wiederholt ſich die Heiligengeſchichten, welche er kennt. Wenn er aber einem Menſchen begegnet oder beim Nachtlager Jemanden antrifft, — mit Jedem ſpricht er zuvorkommend und bringt ungeſucht ein paſſendes Gotteswort an. Er geht dahin und freut ſich ſeines Lebens. Nur eins konnte er nicht entbehren: er hatte wohl das Schnupfen aufgeben wollen und die Doſe zu Hauſe gelaſſen; nun vermißte er ſie, bis ihm ein Wanderer eine gab. — Da bleibt er denn von Zeit zu Zeit etwas hinter dem Gefährten zurück, um dieſen nicht zum Aerger zu reizen und — ſchnupft.

Auch Jefim Taraſſitſch ſchreitet feſt dahin; er thut Niemandem etwas Böſes, auch führt er kein leeres Geſchwätz, aber es iſt ihm nicht leicht im Herzen. Die Sorge um ſeine häuslichen Angelegenheiten kommt ihm nicht aus dem Sinn. Er muß immer daran denken, was da geſchieht. Hat er nicht vergeſſen, dem

Sohne etwas zu befehlen? Wird er auch Alles ordentlich ausführen? Er möchte da immer gleich umkehren und es ſelbſt thun.

## III.

Die Greiſe waren fünf Wochen gepilgert und kamen in das Land der Kleinruſſen. Seit ſie vom Hauſe weggezogen, hatten ſie für Nachtlager und Beköſtigung zahlen müſſen; jetzt fingen die Leute an, ſie um die Wette zu ſich einzuladen. Sie nahmen ſie auf, erquickten ſie mit Speiſe und Trank und nahmen nicht allein kein Geld dafür an, ſie füllten ihnen ſogar die Reiſetaſchen mit Brod und mit Fladen. So waren ſie ungefährdet etwa ſiebenhundert Werſt gewandert und kamen in eine Gegend, die von Mißernte heimgeſucht worden war. Man nahm ſie wohl auf und forderte ihnen für's Nachtlager kein Geld ab, aber beköſtigen konnte man ſie nicht. Selbſt Brod gab man ihnen nicht überall und oft konnten ſie auch für Geld keins bekommen. Denn — erzählte man ihnen — ſelbſt die reicheren Bauern ſeien zu Grunde gerichtet und hätten Alles verkaufen müſſen; den unbemittelteren ſei gar nichts übrig geblieben, die armen Bauern aber ſeien entweder ganz fortgezogen oder ſchlagen ſich irgend wie durch. Im Winter hätten ſie mit Spreu oder Wurzeln ihren Hunger geſtillt.

Einmal hatten die Greiſe in einem Flecken genächtigt, nachdem ſie ſich fünfzehn Pfund Brod gekauft; vor Sonnenaufgang waren ſie aufgebrochen, um vor Eintritt der Hitze vorwärts zu kommen. Sie waren etwa zehn Werſt gegangen und an ein Flüßchen gelangt. Sie ſetzten ſich nieder, ſchöpften von dem Waſſer, feuchteten damit von ihrem Brode etwas an, aßen und lüfteten ihr Schuhwerk. Dann ruhten ſie aus. Jeliſſei holt ſein Tabakshörnchen heraus; Jefim ſchüttelt dazu den Kopf. „Wie?“ ſagt er; „kannſt Du denn ſolchen Unflath nicht wegwerfen?“ Jeliſſei ſchwingt ſchweigend die Hand. „Die Sünde hat mich bezwungen,“ ſagt er dann; „was iſt da zu machen?“ Sie erhoben ſich und wanderten weiter. Sie waren wieder zehn Werſt gegangen, kamen in ein großes Dorf und durchſchritten es bis zu ſeinem Ende. Es war ſchon ſehr warm geworden. Erſchöpft, wollte Jeliſſei etwas ausruhen und ſich durch einen Trunk Waſſer erfriſchen; Taraſſitſch aber blieb nicht ſtehen. Er war feſter auf den Füßen und dem Jeliſſei fiel es oft ſchwer, ihm zu folgen.

„Ich möchte trinken.“

„Nun ja, ſo trinke nur; ich mag nicht.“

„Warte nicht. Ich trete nur in jene Hütte und ſtille meinen Durſt. Sehr bald habe ich Dich eingeholt.“

„Gut!“ erwidert Jefim und geht allein vorwärts.

Jeliſſei tritt an die Hütte. Sie iſt klein, mit Lehm beworfen, der ſich hier und da abgeſchält hatte; das Dach von einer Seite eingefallen. Der Eingang iſt vom Hofe aus. Hier ſieht Jeliſſei auf einem Erdhaufen einen bartloſen, hageren Menſchen liegen, — das Hemd unter das Beinkleid geſteckt, nach der Sitte der Kleinruſſen. Der Mann hatte ſich wohl im Schatten ausgeſtreckt

gehabt; jetzt brennt die Sonne gerade auf ihn. Er liegt da und schläft nicht. Jelissei ruft ihn an und bittet um einen Trunk Wasser. Der Mann antwortet ihm nicht. „Er ist entweder krank oder unfreundlich," denkt Jelissei und tritt näher zur Thür. Da hört er in der Hütte zwei weinende Kinderstimmen. Er rührt an den Klopfer und ruft: „Wirthsleute!" Es erfolgt keine Antwort. Er klopft noch einmal mit dem Wanderstabe an die Thür. „Christenleute!" ruft er. Niemand rührt sich. Mit lauter Stimme ruft er nun: „Gotteskinder!" Kein Laut erschallt. Schon will Jelissei fort und weiter gehen, da hört er hinter der Thür Jemanden stöhnen. „Ist den Leuten nicht gar ein Unglück zugestoßen?" denkt er; „da muß ich doch nachsehen," und tritt dicht an die Hütte heran.

## IV.

Die Thür ist nicht verschlossen. Jelissei öffnet und geht durch den Vorraum. Eine zweite Thür, in das Innere der Hütte führend, steht offen. Links der Ofen, in der Ecke der Heiligenrahmen, unter ihm ein Tisch, hinter dem Tische die Sitzbank. Auf dieser sitzt, im bloßen Hemde, ein altes Weib mit schlichtem Haar und hat den Kopf auf den Tisch gelehnt. Neben ihr ein magerer Knabe, mit einem Gesicht bleich wie Wachs und dickem Bauch; dieser zupft die Alte am Aermel, heult jämmerlich und scheint sie um etwas zu bitten. — Aus der Hütte tritt Jelissei eine schwere Luft entgegen. Er blickt um sich: auf dem Ofenlager liegt noch ein Weib. Sie liegt auf dem Gesicht da und schaut nicht auf; sie röchelt und streckt bald das eine Bein aus, bald zieht sie das andere an. Sie wirft sich von einer Seite auf die andere; es geht ein übler Geruch von ihr aus und Niemand ist da, ihr zu helfen. — Das alte Weib erhob den Kopf vom Tische und erblickte den Fremden.

„Was willst Du? Mann, wir haben nichts." Jelissei trat ihr nun näher. „Magd Gottes," redet er sie an, „ich möchte nur etwas Wasser trinken." — „Niemand ist da, um Dir welches zu bringen; gehe selbst darnach."

„Wie? ist denn kein Gesunder unter Euch, nach jener Frau zu sehen und bei ihr aufzuräumen?" — „Nein, Niemand. Der Mann bettelt auf den Bauerhöfen und wir sind hier allein."

Der Knabe war verstummt, sobald er den Fremden erblickt hatte; als die Alte zu sprechen angefangen, faßte er sie wieder am Aermel. „Brod, Großmutter, gieb mir Brod!" rief er aus und heulte wieder. Eben wollte Jelissei weiter reden, als ein Mann in die Hütte wankte, an der Wand sich hinschleppte und sich auf die Bank setzen wollte, diese aber verfehlte und auf die Diele sank. — Ohne sich zu erheben, sagt er ein abgerissenes Wort, holt Athem und sagt dann wieder ein Wort.

„Krankheit — überfiel uns — vor Hunger; der Knabe dort — stirbt vor Hunger;" er blickte auf das Kind und weinte still.

Jelissei schüttelte die Tasche von den Schultern, streckte die müden Arme aus, warf die Tasche auf die Diele ab, hob sie dann auf die Bank und begann,

ſie auszukramen. Er holte ein Brod heraus, dann ein Meſſer, ſchnitt ein Stück ab und gab es dem Bauer. Dieſer nahm es nicht und wies auf den Knaben und auf ein Mädchen. Der Knabe blickte haſtig auf das Brod, ſtreckte ſich dar-nach, faßte den Brodſchnitt mit beiden Händen, und die Naſe darauf preſſend, verſchwand er. Unter dem Ofen heraus kam dann ein Mädchen gekrochen und ſah das Brod ſtarr an. Auch ihr und der Alten gab Jeliſſei einen Schnitt Brod. Kaum hatte dieſe daran zu kauen angefangen, da ſagte ſie: „Ich möchte wohl Waſſer dazu haben; der Mund iſt mir zu trocken; geſtern, oder war es heute, ich weiß es nicht, wollte ich Waſſer holen. Ich hatte wohl welches ge-ſchöpft, konnte es aber nicht hereintragen; ich vergoß es und fiel ſelbſt hin. Mit vieler Mühe bin ich dann in's Haus zurückgekrochen. Der Eimer iſt da geblieben, wenn ihn nicht Jemand weggetragen hat.“ — „Wo der Brunnen ſei?“ fragte nun Jeliſſei. Sie erklärte es ihm. Er ging hin, fand den Eimer, brachte Waſſer und tränkte die Leute. — Der Bauer aß nicht vom Brode. „Es wider-ſteht mir,“ ſagte er. Sein Weib richtete ſich gar nicht auf, kam nicht zu ſich und wälzte ſich nur auf ihrem Lager hin und her. Jeliſſei ging in's Dorf und ſchaffte eilig Hirſe, Mehl, Salz und Butter an. Er ſpaltete Holz und heizte den Ofen an. Das Mädchen ging ihm zur Hand. Jeliſſei kochte ihnen eine Suppe und einen Brei und machte die Leute ſatt.

## V.

Auch der Bauer aß ein Wenig und die Alte aß; die beiden Kinder aber leerten die Schalen bis auf den letzten Reſt, umarmten ſich und ſchliefen feſt ein. — Nun erzählten der Bauer und die Alte, wie Alles gekommen war. „Wir lebten auch früher kärglich; nach dem Mißwachs aber mußten wir im Herbſt den letzten kleinen Vorrath verzehren. Als nichts mehr da war, ging's an's Bitten und Betteln bei den Nachbarn und guten Menſchen. Zuerſt gaben ſie, bald verſagten ſie uns alle Hilfe. Die, welche auch gern gegeben hätten, hatten nichts mehr zu geben. Bald ſchuldeten wir Vielen, die uns doch gegeben, Geld, Mehl, Brod.“ — „Ich ſuchte Arbeit,“ nahm der Bauer das Wort, „und fand keine. Um das tägliche Brod drängte ſich das Volk überall nach Arbeit. Nach-dem ich einen Tag Arbeit gefunden, mußte ich zwei Tage müßig gehen. Die Alte ging mit dem Mädchen weit herum, um was zu erbetteln. Man gab kärglich; Niemand hatte ſelbſt Brod im Hauſe. So behalfen wir uns irgend wie und hofften, uns bis zur neuen Ernte durchzuſchlagen. Im Frühling hörte jede Gabe auf und Krankheit kam nun dazu. Es ging uns Allen ſchlimm. Einen Tag aßen wir etwas; zwei Tage gar nichts. Wir fingen an, Gras zu eſſen. — Sei es nun vom Graſe oder ſonſt wie, überfiel mein Weib die Krank-heit. Sie legte ſich und auch mir verſagten die Kräfte. Wovon ſollten wir uns erholen?“

„Ich allein,“ fiel die Alte ein, „kämpfte fort, aber erlahmte, ganz ohne Nahrung, endlich auch. Das entkräftete Mädchen wurde ſcheu. Wir ſchickten

ſie zu den Nachbarn; ſie ging nicht. Sie verkroch ſich in eine Ecke und ging nicht. — So lagen wir denn — und erwarteten den Tod."

Jeliſſei hatte dieſe Reden angehört und darüber den Entſchluß gefaßt, denſelben Tag nicht fortzugehen: er nächtigte in der Hütte. Am Morgen machte er ſich an die Arbeit. Er rührte mit der Alten den Teig ein und knetete ihn; er heizte den Ofen. Mit dem Mädchen ging er zu den Nachbarn, um ſich von ihnen manches Nöthige zu erbitten; denn, wonach er auch greifen will, er findet es nicht. Es iſt Alles verkauft, ſo in der Wirthſchaft, wie in der Kleidung. Jeliſſei ging daran, ſelbſt zu verfertigen, was nothwendig erſchien. Was er ſelbſt nicht machen konnte, das kaufte er. So weilte er einen Tag, den anderen, auch den dritten. Der Knabe fing an, ſich zu erholen, auf der Bank zu gehen und ſchmiegte ſich an Jeliſſei. Das Mädchen aber war ganz munter geworden und half überall. — Sie läuft dem Greiſe immer nach und ruft: „Onkelchen! Onkelchen!" Auch die Alte war endlich aufgeſtanden und zur Nachbarin hinüber gegangen. Der Bauer half ſich, an den Wänden hin, langſam fort. Es liegt nur noch das junge Weib; doch auch ſie kommt am dritten Tage zu ſich und verlangt zu eſſen.

„Nun, ich hätte nicht gedacht, ſo viel Zeit zu verpraſſen," ſagt Jeliſſei zu ſich ſelbſt, „jetzt muß ich gehen!"

## VI.

Am vierten Tage war das Ende der Faſtenzeit herangekommen.

„Halt!" denkt Jeliſſei, „das muß ich noch mit den guten Leuten feiern: ich kaufe ihnen Einiges zum Feiertage und morgen Abend wandere ich weiter."

Er ging wieder in's Dorf, kaufte Milch, weißes Mehl und Butter. Sie kochten und backten was zuſammen mit der Alten und am Morgen ging Jeliſſei zur Meſſe in die Kirche, kam zurück und aß mit den Leuten von der leckeren Speiſe. An dieſem Tage erhob ſich auch das junge Weib vom Lager und fing an, ſich herumzuſchleppen. Der Mann raſirte ſich, zog ein reines Hemd an, welches die Alte ihm ausgewaſchen und ging in's Dorf zum reichen Bauer, bei dem ſeine Wieſe und ſein Ackerfeld verpfändet waren und den er bitten wollte, ihm dieſe bis zur Ernte zu laſſen. Gegen Abend kam er traurig zurück und weinte. Der reiche Bauer war unbarmherzig geweſen und hatte geſagt: „Bringe mir das Geld!"

Jeliſſei verfiel in Nachdenken. Er ſinnt: „Wie werden ſie nun leben? Die Leute werden zum Mähen gehen, — dieſe haben nichts zu mähen: die Wieſe iſt verpfändet. Das Korn wird reifen, man wird es einernten, und, Gott ſei Dank, es war gut aufgegangen aus der Mutter Erde, — dieſe hatten nichts zu erwarten. — Gehe ich fort, dann werden ſie ebenſo wieder zuſammenbrechen." So dachte Jeliſſei hin und her und ging am Abend noch nicht fort; er verſchob es bis zum anderen Morgen. Er legte ſich auf dem Hofe zum Schlafen hin. Er betete, ſtreckte ſich aus; aber er kann nicht ſchlafen.

Freilich muß er gehen; hat er doch ſchon Zeit und Geld genug daran gegeben; doch thun ihm auch die armen Leute leid. Alle kann er ja nicht befriedigen. Wenn er ihnen auch noch Waſſer holt und Brod reichlich austheilt, — wie lange wird das reichen? Geſetzt, man löſt ihnen die Wieſe und den Acker aus: dann müſſen ſie noch eine Kuh haben und ein Pferd zum Einholen der Ernte. „Du, lieber Bruder Jeliſſei, biſt ja ganz confus geworden. Du haſt den Anker gelöſt und weißt nicht, wohin zu ſteuern.“ Jeliſſei erhob ſich etwas vom Lager, nahm ſeinen Kaftan unter dem Kopfe hervor, rollte ihn aus einander, holte ſein Tabakshörnchen heraus und nahm eine Priſe, um ſeine Gedanken zu lichten. Doch nein; ſo viel er auch dachte, er erſann nichts. Fort mußte er und doch thun die Leute ihm auch ſo ſehr leid. Was thun? Er weiß es nicht. Er legte ſeinen Kaftan zuſammengethan wieder unter den Kopf und ſtreckte ſich hin. — Lange, lange lag er ſo da. Die Hähne fingen an zu krähen: da, ſchien es, ſchlief er feſt ein. Plötzlich kommt es ihm vor, als ob Jemand ihn weckt. Er ſieht ſich, völlig gekleidet, mit der Taſche und dem Stabe, wie er durch eine Pforte gehen muß, die nur ſo weit geöffnet iſt, daß ein Menſch durchſchlüpfen kann. Er geht, hält aber gleich von der einen Seite mit ſeiner Taſche an; ſo wie er ſich dreht und ſich losmachen will, hakt er von der anderen Seite mit ſeinen Fußlappen an und dieſe löſen ſich auf. Er meint, daß die Schnur ſich am geflochtenen Zaun verwickelt hat und ihn zurückhält; er ſieht aber, daß es das Mädchen iſt, welches an ſeinem Kaftan zupft und ſchreit: „Onkel! Onkel! Brod!“ Er ſchaut auf ſeinen Fuß hinab; da hält ihn der Knabe am Fußlappen feſt, und aus dem Fenſter ſehen ihm die Alte und der Bauer nach. — Da erwachte Jeliſſei und redet laut mit ſich ſelbſt: „Morgen löſe ich Acker und Wieſe aus und kaufe ein Pferd und den Kindern eine Kuh. Du wollteſt jenſeits des Meeres Chriſtum ſuchen gehen und verlierſt dich darüber ſelbſt. — Ich muß die Leute ganz auf die Füße ſtellen!“

Darauf ſchlief Jeliſſei feſt ein und ſchlief bis zum Morgen. Er erwachte früh. Er ging zum reichen Bauer, löſte die Ernte aus und gab auch das Geld für die Wieſe. Er kaufte eine Senſe und brachte ſie in's Haus. Er ſchickte den Bauern zum Mähen, ſelbſt aber ging er im Dorfe von Haus zu Haus, bis er bei einem Krüger ein verkäufliches Pferd und eine Telega fand. Er handelte lange, ſchloß endlich den Kauf ab und ging weiter, um auch eine Kuh zu kaufen. Auf dem Wege holte er zwei Bauern ein; auch Weiber gehen an ihm vorüber und ſchwatzen mit einander. Jeliſſei hört, daß ſie von ihm reden. Die eine erzählt:

„Anfangs wußten ſie nicht, was das für ein Menſch ſei; ſie meinten, er ſei ein einfacher Pilger. Er war eingetreten, blos um ſeinen Durſt zu löſchen und blieb doch ganz bei ihnen. Man ſagt, er habe ihnen von Allem was gekauft. Ich ſelbſt habe es geſehen, daß er heute beim Schenkwirthe ein Pferd und eine Telega gekauft hat. Es giebt alſo doch noch ſolche Leute auf der Welt. Man muß hin und es anſehen.“

Jeliſſei hörte dies und — kaufte die Kuh nicht. Er kehrte zum Krüger zurück und gab ihm das Geld für das Pferd. Er ſpannte es vor die Telega und fuhr zur Hütte. Vor der Pforte hielt er an und ſtieg von der Telega ab. Sein Wirth erblickte das Pferd und wunderte ſich: er trat heraus, um die Pforte zu öffnen. „Wo haſt Du das Pferd her, Onkel?“ fragte er. „Ich habe es gekauft,“ lautet die Antwort; „es kommt mir billig zu ſtehen. Mähe mir nur Gras, um es ihm zur Nacht in dem Futterkaſten vorzulegen.“ Dies geſchah und ſie legten ſich Alle ſchlafen. Jeliſſei machte ſein Lager auf der Straße auf und nahm dahin auch ſeine Taſche mit. Alle ſchliefen feſt. Jeliſſei erhob ſich, ſchnürte ſeine Taſche, legte die Fußlappen an, fuhr in ſeinen Kaftan und wanderte dahin, — ſeinem Gefährten Jefim nach.

## VII.

Er war fünf Werſt abgegangen, als es Tag ward Er ſetzte ſich unter einen Baum, öffnete ſeinen Geldbeutel und fing an zu zählen. Er zählte 17 Rubel 20 Kopeken zuſammen. „Damit kommſt du, Brüderchen, nicht über das Meer,“ denkt er; „und um Chriſti willen dazu zu ſammeln, wird deine Schuld nur größer machen. Gevatter Jefim wird wohl auch ohne mich an's Ziel kommen und für mich ein Licht ſtellen. Das unerfüllte Gelöbniß wird mir freilich bis zu meinem Tode auf der Seele laſten. Doch, Gott ſei Dank, mein Gläubiger iſt barmherzig: er wird geduldig warten.“

Jeliſſei erhob ſich, nahm den Sack auf die Schultern und — kehrte um. Nur vermied er das Dorf, damit die Leute ihn nicht ſähen.

Und in kurzer Zeit war er zu Hauſe. Auf dem Hinwege war es ihm oft ſchwer angekommen und über ſeine Kräfte hatte er ſich angeſtrengt, um mit Jefim gleichen Schritt zu halten. Heimwärts geht er und Gott hilft, er fühlt keine Müdigkeit. Er geht ſpielend dahin, ſchwingt bisweilen leicht ſeinen Wanderſtab und legt wohl ſeine 70 Werſt täglich zurück.

Nun war er heimgekehrt. Vom Felde war Alles aufgeräumt. Die Hausgenoſſen freuten ſich, ihren Alten wiederzuſehen. Sie fingen an, ihn auszufragen: wie und warum er hinter dem Reiſegenoſſen zurückgeblieben, nicht an's Ziel gelangt und umgekehrt ſei? Jeliſſei ließ ſich nicht auf viele Worte ein. „Gott hat es nicht gewollt,“ ſagte er, „das Geld ging zu Ende, ſo mußte ich wohl zurückkommen. Vergebt es mir um Chriſti willen!“ — Den kleinen Reſt ſeines Reiſegeldes gab er ſeiner Alten ab. Dann fragte Jeliſſei ſie nach den häuslichen Dingen aus. Es war Alles gut, Alles ausgeführt, nichts verſäumt worden und ſie lebten fort in Eintracht und Frieden.

An demſelben Tage erfuhren die Jefim'ſchen, daß Jeliſſei zurückgekehrt ſei und kamen, nach ihrem Alten zu fragen und redeten unter ſich: „Hingegangen iſt der Jeliſſei, aber nicht hingekommen; er hat nur ſein Geld vergeudet.“ Sie wunderten ſich — und vergaßen es. Auch Jeliſſei vergaß es. Er ging im Hauſe an die Arbeit, mit dem Sohne verſorgten ſie ſich mit Holz zum Winter, er droſch

mit den Weibern das Korn, deckte die Scheune neu, nahm die Bienen in's Haus und gab die zehn Stöcke mit dem Nachwuchs dem Nachbarn ab. So hatte er Alles geordnet, entließ den Sohn als Tagelöhner zur Arbeit und machte ſich ſelbſt daran, für den Winter Baſtſchuhe zu flechten und neue Bienenſtöcke auszuhöhlen.

## VIII.

Als Jeliſſei damals in die Hütte der kranken Leute getreten war, hatte Jefim einen ganzen Tag auf ihn gewartet. Er war nicht weit gegangen und hatte ſich dann niedergeſetzt. Er wartete und wartete, war eingeſchlafen, erwacht und ſaß dann immer noch da. Der Gefährte iſt nicht da. Er ſpäht überall nach ihm herum. Schon war die Sonne hinter den Bäumen untergegangen: — noch immer kein Jeliſſei.

„Iſt er nicht vielleicht vorbei gegangen?“ denkt er; „oder hat ihn nicht Jemand auf einer Telega dahin geführt, während ich ſchlief? Nein, er müßte mich ja geſehen haben; in der Steppe ſieht man ja ſo weit um ſich. — Kehre ich um und Jeliſſei geht vorwärts, dann verlieren wir einander; das iſt noch ſchlimmer. Ich gehe lieber meinen Weg und beim Nachtlager finden wir uns wohl wieder.“ — Er kommt in's Dorf und bittet den Schulzen, wenn ein pilgernder Alter kommen ſollte, dieſen zu ſeinem Nachtlager führen zu laſſen. Kein Jeliſſei erſcheint. Jefim geht weiter, fragt rechts und links, ob man nicht einen kahlköpfigen Greis geſehen habe. Niemand hatte einen ſolchen bemerkt. Jefim geht allein weiter. „Wir treffen wohl einmal wieder zuſammen,“ denkt er, „vielleicht in Odeſſa, oder auf dem Schiffe.“ Und dann denkt er nicht mehr daran und pilgert weiter. — Auf dem Wege trifft er einen Wallfahrer mit einer Kappe, im geiſtlichen Untergewand, mit lang herabhängenden Haaren. Dieſer war auf dem Berge Athos geweſen und wanderte zum zweiten Mal nach Jeruſalem. Sie fanden dasſelbe Nachtlager, kamen in's Reden und pilgerten zuſammen weiter.

Sie gelangten glücklich nach Odeſſa. Drei Tage mußten ſie auf ein Schiff warten; mit ihnen viele Pilger aus verſchiedenen Gegenden her. Auch von dieſen Allen hatte Niemand den Jeliſſei geſehen. Jener Pilger rieth Jefim, wie er die Reiſe auf dem Schiffe unentgeltlich machen könne; Jefim hörte nicht darauf. Er bezahlte vierzig Silberrubel für die Hin- und Rückreiſe und kaufte ſich Brod und Heringe als Wegekoſt. — Das Schiff wurde beladen, die Pilger in Böten herangeführt; die Anker wurden gelichtet; ſie ſtießen ab und fuhren auf dem Meere dahin. Am Tage war es ruhig; gegen Abend erhob ſich ein Wind; es regnete, das Schiff fing an zu ſchaukeln und das Waſſer ſchlug über Bord auf's Verdeck. Das Volk wurde unruhig, die Weiber jammerten und die ſchwächeren unter den Männern liefen hin und her und ſuchten nach einem trockenen Plätzchen. Auch über Jefim kam die Furcht, aber er zeigte es nicht. Wie er ſich anfangs gelagert neben ſeinen Landsleuten aus dem Gouvernement Tambow, ſo ſaß er auch die ganze Nacht und den ganzen anderen Tag. Sie hielten nur ihre Reiſe-

säcke fest und sprachen gar nicht. Am dritten Tage wurde es still, am fünften landeten sie in Konstantinopel. Einige Pilger fuhren an's Ufer und gingen, die Kirche der heiligen, weisen Sophia zu sehen, wo jetzt die Türken hausen. Tarassitsch blieb im Schiffe sitzen. Nach 24 Stunden gingen sie wieder auf's Meer hinaus. Sie liefen noch in Smyrna und in Alexandrien an und gelangten glücklich nach Jaffa. Hier werden alle Pilger ausgeschifft; dann müssen sie bis Jerusalem noch 70 Werst zu Fuß gehen. Beim Ausschiffen hatten sie wieder Angst auszustehen gehabt; denn das Schiff war hoch gebaut und es hätte bei dem Gedränge und dem starken Schaukeln des Bootes sehr leicht Jemand in's Wasser fallen können. Indeß kamen sie Alle glücklich an's Land. Am vierten Tage kamen sie wohlbehalten in Jerusalem an. Sie kehrten außerhalb der Stadt ein, in einem russischen Kirchenhause, welches als Absteigequartier für russische Pilger dient, ließen ihre Pässe einschreiben, speisten und gingen dann in die Stadt, die heiligen Stätten zu besuchen. Zum Grabe des Herrn selbst war noch kein Einlaß. So gingen sie zuerst zur Frühmesse in das Kloster des Patriarchen, beteten und stellten ihre Lichte auf. Sie sahen das Aeußere des Tempels der Auferstehung, wo sich des Herrn Grab befindet. Die Kirche war so verbaut, daß man fast nichts von ihr sehen konnte. Dann waren sie nur noch in der Zelle der egyptischen Maria, in welche letztere sich, der Legende nach, geflüchtet. Auch da stellten sie ihre Wachslichte auf und verrichteten ihre Andacht. Sie meinten, noch zeitig zum Hochamt beim Grabe Christi zu kommen, hatten sich aber verspätet. — Im Abrahams-Kloster sahen sie den Garten, wo Abraham seinen Sohn Gott zum Opfer bringen wollte, — schritten weiter zu der Stelle, wo Christus der Maria Magdalena erschienen, und dann zur Kirche Jakobs, des Bruders des Herrn. Alle Orte zeigte ihnen jener Pilger und überall sagte er ihnen, wie viel Geld sie zu opfern und wo sie ihre Lichte zu stellen hätten. Sie kehrten in die Herberge zurück und wollten sich eben schlafen legen, da seufzte der geistliche Pilger auf, suchte in seinem Gewande herum und stöberte hin und her. „Man hat mir," sagte er, „mein Portemonnaie gestohlen; es waren 23 Rubel darin, d. h. zwei Zehnrubelscheine und drei Rubel in kleinem Silber." Er klagte und klagte; da war weiter nichts zu thun und sie legten sich Alle schlafen.

## IX.

Auch Jefim hatte sich schlafen gelegt. Da beschleicht ihn eine Versuchung: er denkt, dem Pilger sei das Geldtäschchen gar nicht entwendet worden; er habe wohl gar kein Geld bei sich gehabt. „Nirgends hat er Almosen gegeben, mich gar oft dazu angehalten; er hat bei mir noch einen Rubel geborgt." So denkt Jefim und macht sich zugleich darüber Vorwürfe, daß er dem Genossen mißtraut. „Was richte ich da über einen Menschen? Ich sündige ja. Ich will nicht mehr daran denken." Und dann fällt es ihm gleich wieder ein. Am Morgen gingen sie zur Frühmesse in die große Kirche zum Grabe des Herrn. Der Genosse weicht nicht von Jefim's Seite. Viel Volks war da, viele andächtige Pilger

aus allen Nationen: Ruſſen, Griechen, Armenier, auch Türken, Syrier, — ohne Zahl. Jefim nahte ſich mit dem Volke der heiligen Pforte und ging, an der türkiſchen Wache vorbei, zu der Stelle, wo der Heiland vom Kreuze herabgenommen und geſalbt worden iſt und wo die neun großen Leuchter brennen. Dort ſtellt er ſein Opferlicht hin. Darauf führte ihn der Genoſſe rechts auf den Stufen hinauf nach Golgatha, an den Ort, wo das Kreuz geſtanden, wo Jefim betete. Dann zeigte man ihm den Spalt, wo die Erde bis in die Unterwelt klafft, — dann die Stelle, wo man Chriſtum an Händen und Füßen an's Kreuz geſchlagen, — dann das Grab Adam's, wo Chriſti Blut auf deſſen Knochen vergoſſen worden. Hierauf kamen ſie zu dem Stein, auf dem Chriſtus geſeſſen, als man ihm die Dornenkrone aufſetzte, dann zu dem Pfahl, an den man Chriſtum gebunden, um ihn zu geißeln. Man wollte ihnen noch Manches zeigen, doch das Volk drängte zu ſehr und Alle eilten zur eigentlichen Gruft des Herrn; denn eben war dort die Meſſe für die Andersgläubigen beendet und es begann die Meſſe für die Rechtgläubigen. Mit allem Volk nahte auch Jefim der Gruft.

Er hätte ſich gern von ſeinem Gefährten losgemacht; denn ſein ſündiger Verdacht verließ ihn nicht. — Sie kamen darüber Beide zu ſpät; denn das Volk drängte ſo ſehr, daß man nicht vorwärts und nicht rückwärts ſich bewegen konnte. Jefim ſteht da, ſchaut vor ſich, betet und doch fühlt er auch nach, ob ſein Geldbeutel da iſt. Seine Gedanken weichen nach zwei Seiten ab: er denkt, der Mitpilger habe ihn betrogen, — dann denkt er wieder, wenn er ihn nicht betrogen und man ihm ſein Geld wirklich geſtohlen, daß es ihm ſelbſt ebenſo gehen könne.

## X.

Jefim ſteht da, betet und ſchaut nach vorn, in die Capelle, wo ſich die Gruft ſelbſt befindet und über dem Grabe 36 Lampen brennen. — Jefim blickt über die Köpfe hin, da — welches Wunder! Unter den Lampen, ganz nach vorn, ſieht er einen Greis ſtehen, im groben, grauen Kaftan, mit glänzender Glatze, ganz wie Jeliſſei Bodrow. „Er iſt ihm ſehr ähnlich," denkt er, „er kann es ja aber nicht ſein. Er konnte ja nicht vor mir eingetroffen ſein. Eine Woche vor uns war ein Schiff abgegangen; mit dem konnte er nicht gefahren ſein und auf unſerem Schiffe war er nicht; ich habe ja alle Pilger geſehen." — Da fing jener Greis an zu beten und verbeugte ſich dabei dreimal: einmal vor Gott und dann vor der ganzen rechtgläubigen Kirche, zu beiden Seiten. Als er den Kopf nach rechts gewandt, da erkannte ihn Jefim. „Ja, Bodrow iſt's; er iſt's ſelbſt; es iſt ſein ſchwärzlicher, krauſer Bart, es ſind die einzelnen grauen Haare im Backenbart, es ſind ſeine Augenbrauen, ſeine Augen, ſeine Naſe, es ſind alle ſeine Geſichtszüge. Ja, er iſt es ſelbſt, Jeliſſei Bodrow!"

Wie froh war Jefim, daß er ſeinen lieben, alten Gefährten wiedergeſehen hatte. „Ich will den Freund beim Ausgang ſchon finden, dem Pilger im geiſtlichen Gewand den Abſchied geben und fortan mit Bodrow wandern."

Jefim blickt immer auf ſeinen Jeliſſei, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Die Meſſe war zu Ende, das Volk kam in Bewegung; es wollte zum Kuß vorgehen, drängte und verdrängte unſeren Jefim zur Seite. Dieſer drückte die Hand auf die Taſche und ſuchte in's Freie zu kommen. Als ihm dies gelungen, ſchaute er überall nach Jeliſſei und fand ihn nicht. Er ſuchte nach ihm in allen Abſteigequartieren und fand ihn nicht. — Auch jener verdächtige Genoſſe kam den Abend nicht zum Nachtlager. Er blieb weg, ohne den geliehenen Rubel abgegeben zu haben. Jefim blieb nun allein.

Am anderen Morgen ging Jefim wieder zum Grabe des Herrn, mit einem alten Landsmann aus Tambow. — Jefim ſteht an einem Pfahl und betet. Nun blickt er nach vorn und wieder ſteht unter den heiligen Lampen, dicht am Grabe, als der vorderſte, Jeliſſei; er hat die Arme ausgebreitet, wie der Prieſter am Altar, und ſeine Glatze glänzt und leuchtet. „Nun," denkt Jefim, „jetzt ſoll er mir nicht entgehen." Er drängt ſich mit Mühe nach vorn; es gelingt ihm endlich; aber Jeliſſei iſt verſchwunden. — Auch am dritten Tage ſteht Jeliſſei wieder auf der heiligen Stelle, hat die Arme ausgebreitet und ſchaut nach oben. Und um die volle Glatze glänzt es wieder und leuchtet. Jefim ſtand dann wieder am Ausgange; alles Volk ging bei ihm vorbei, — nur kein Jeliſſei.

Jefim blieb ſechs Wochen in Jeruſalem und beſuchte alle heiligen Orte; er war in Bethlehem, in Bethanien, am Jordan und ließ ſein neues Hemd am Grabe des Herrn abſtempeln, um einſt darin beerdigt zu werden. Auch vom Waſſer aus dem Jordan nahm er in einem Fläſchchen mit; auch von der Erde und Lichte vom heiligen Orte. Er gab faſt all ſein Geld aus und behielt nur ſo viel, um nach Hauſe zu kommen. — In Jaffa beſtieg er ein Schiff, fuhr nach Odeſſa und wanderte zu Fuß nach Hauſe.

## XI.

Jefim geht allein auf demſelben Wege zurück. Mit jedem Schritt überkommt ihn wieder mehr die Sorge, wie ſie bei ihm zu Hauſe leben. Er denkt an das Sprichwort, daß in einem Jahre viel Waſſer dahinfließt. Sein Leben lang ſammelt und baut der Menſch; nur kurze Zeit braucht es und Alles kann dahin ſein. Wie hat wohl ſein Sohn ohne ihn die Arbeit ausgeführt? wie iſt das Heu und das Korn eingebracht worden? wie ſteht es mit dem Vieh? — Er gelangt in die Nähe des Ortes, wo er ſich von Jeliſſei getrennt hatte. Man erkennt das Volk nicht wieder: wo ſie damals Hunger gelitten, leben ſie nun in Zufriedenheit. Die Felder hatten eine gute Ernte geliefert; das Volk hatte ſich erholt und die früheren Leiden vergeſſen. Gegen Abend erreicht er das Dorf, wo Jeliſſei hinter ihm zurückgeblieben war. Kaum hat er es betreten, da ſpringt ihm aus dem Hauſe ein Mädchen in reinem Hemdchen entgegen und ruft: „Onkelchen! komm' zu uns herein!" Jefim wollte vorübergehen; das Mädchen läßt ihn nicht los, ergreift ihn am Kleide, ſchleppt ihn zu der Hütte und lacht. — Auch ein Weib mit einem Knaben tritt heraus und winkt ihm, er ſolle ein-

treten, „wenn auch nur zum Abendbrod und Nachtlager.“ Jefim tritt ein. „Da will ich doch gleich nach Jeliſſei fragen,“ denkt er, „iſt er doch, wie es mir vorkommt, gerade in dieſe ſelbe Hütte gegangen, um zu trinken.“ Als Jefim eingetreten war, nahm ihm das Weib den Reiſeſack ab, reichte ihm Waſſer zum Waſchen und ſetzte ihn an den Tiſch. Sie brachte Milch, Watruſchki, Grütze und ſtellte Alles auf den Tiſch. Taraſſitſch dankte und lobte die Leute für ihre freundliche Aufnahme von Pilgern. Da ſchüttelte die Frau den Kopf. „Wie dürften wir anders als gaſtfrei gegen Pilger ſein?“ ſagte ſie; „durch einen Pilger haben wir das Leben wiedergewonnen. Wir lebten dahin, hatten Gott vergeſſen und dafür hatte er uns ſo geſtraft, daß wir nur den Tod erwarten mußten. Im Sommer waren wir ſo weit gekommen, daß wir uns Alle hingeſtreckt hatten; nichts hatten wir zu eſſen und waren Alle krank. Und wären auch geſtorben, wenn uns Gott nicht eben einen ſolchen Greis geſchickt hätte, wie Du einer biſt. Er trat zur Mittagszeit ein, um zu trinken und ſah uns in unſerem Elend; es dauerte ihn unſer und er blieb bei uns. Er tränkte und nährte uns, ſtellte uns auf die Füße, löſte unſer verpfändetes Hab und Gut aus, kaufte Pferd und Telega und ließ ſie bei uns zurück.“ Jetzt trat auch die Alte in die Hütte und unterbrach des jungen Weibes Rede. „Und wir wiſſen nicht, ob es ein Menſch war oder ein Engel Gottes. Er liebte Alle und that Allen Gutes und ging fort, ohne ſich zu nennen; wir wiſſen nicht einmal, für wen wir zu Gott zu beten haben. Als ich eben den Tod erwartete, ſah ich plötzlich einen glatzköpfigen Mann vor mir ſtehen und hörte, wie er zu trinken bittet. Da dachte ich ſündiges Weib, was hat der ſich herumzutreiben? Und *er*? Was hat *er* gethan? Kaum hatte er unſeren Jammer überblickt, da hat er auch gleich die Taſche abgeworfen, ſie hier auf dieſe Stelle hingelegt und aufgebunden.“ Als das Mädchen dies hörte, ſagte es: „Nein, Großmutter, er hat die Taſche auf die Diele gelegt und dann erſt auf die Bank gehoben.“ So ſtritt die Kleine und Alle gedachten aller ſeiner Worte und Handlungen, und wo er geſeſſen und wo er geſchlafen, und was er Jedem geſagt hatte. Zur Nacht kam auch der Wirth mit ſeinem Pferde nach Hauſe und hatte viel von Jeliſſei zu erzählen. „Wäre er nicht gekommen, ſo hätten wir Alle in unſeren Sünden hinſterben müſſen. Wir wären geſtorben in Verzweiflung: wir haderten mit Gott und zürnten den Menſchen. Der Pilger aber hat uns wieder aufgerichtet und durch ihn haben wir Gott in ſeiner Liebe erkannt und vertrauen wieder guten Menſchen. Wir lebten wie das Vieh; er hat uns wieder zu Menſchen gemacht.“

Nachdem die Leute Jefim durch Speiſe und Trank erquickt hatten, bereiteten ſie ihm ein Lager und gingen ſelbſt ſchlafen.

Jefim liegt da und ſchläft nicht und vor ſeinen Augen ſteht Jeliſſei, wie er ihn in Jeruſalem geſehen hat, dreimal, ganz vorn an heiliger Stätte. — „Jeliſſei iſt mir hier zuvorgekommen. Ob *mein* Opfer angenommen, weiß ich nicht; *ſein* Opfer iſt in Gottes Hand.“ — Am Morgen verabſchiedeten ſich

die Leute von Jefim; ſie gaben ihm Paſtetchen mit auf den Weg und gingen zur Arbeit. Er aber ſetzte ſeinen Weg fort.

## XII.

Ein volles Jahr war Jefim gepilgert. Im Frühling kehrte er zurück. Es war Abend; der Sohn war nicht zu Hauſe: er war in der Schenke. Als dieſer mit trüben Augen heimgekehrt, fing Jefim an, ihn auszufragen. Er ſah aus Allem, daß der Sohn es in Vielem verſehen hatte: Geld war verthan, in allen Dingen viel verſäumt worden. Der Vater gab ihm einen ernſten Verweis, der Sohn antwortete mit Grobheiten: „Du hätteſt Dich ſelbſt rühren ſollen," ſagte er; — „ſo biſt Du aber abgezogen, haſt alles Geld mitgenommen und verlangſt es jetzt von mir." Da wurde der Alte böſe und ſchlug den Sohn.

Am anderen Morgen geht Jefim zum Bauernälteſten, ihm ſeinen Paß abzugeben und kommt bei dem Hofe Jeliſſei's vorbei. Da ſteht Jeliſſei's Alte auf der Treppe und begrüßt ſich mit Jefim: „Willkommen, Gevatter! Haſt Du, Herzensmann, den Weg geſund und glücklich zurückgelegt?" Taraſſitſch bleibt ſtehen. „Gott ſei Dank," ſagt er, „nur habe ich unterwegs Deinen Alten verloren, höre aber, daß er nach Hauſe umgekehrt iſt." — Nun fing das Weib an zu plaudern, denn ſie mochte gern ſchwatzen. „Ja, mein Lieber, er iſt ſchon lange da; bald nach Mariä Himmelfahrt kehrte er zurück. Und wie froh waren wir, daß Gott ihn uns geſund zugeführt. Ohne ihn war es uns langweilig. Arbeiten kann er ſchon nicht mehr recht; aber er bleibt das Haupt und mit ihm ſind wir glücklich und zufrieden. Und wie hat ſich auch unſer Sohn gefreut und gemeint: ohne den Vater bliebe das Auge ohne Licht. Ja, mein Theurer, es war uns oft traurig zu Muth ohne ihn; wir lieben ihn und pflegen ihn ſo gern."

„Iſt er etwa jetzt zu Hauſe?"

„Ja, Alterchen, bei den Bienenkörben; er treibt den Schwarm zuſammen. Gott gab ſo viele Bienen, wie mein Alter es ſich nicht erinnern kann. Suche ihn auf; wie wird er ſich freuen, Dich wieder zu ſehen!"

Jefim ging durch's Vorhaus, über den Hof, zum Bienenſtand Jeliſſei's. Dieſer ſteht da, ohne Netz, ohne Handſchuhe, hat die Arme ausgebreitet und ſchaut nach oben. Die Glatze glänzt ihm über ſein ganzes Haupt und über ihm brechen ſich zwiſchen dem Birkenlaub die Sonnenſtrahlen und über ſeinem leuchtenden Haupt haben ſich die goldenen Bienen zum Kranze verwunden und ſtechen ihn nicht.

Jefim blieb ſtehen. Jeliſſei's Alte rief ihrem Manne zu: „Der Gevatter iſt da!" Freudig ſieht ſich Jeliſſei um, geht dem Genoſſen entgegen und pflückt ein paar Bienen aus ſeinem krauſen Barte heraus.

„Willkommen, Gevatter! Willkommen, Du mein lieber Mann! Biſt Du glücklich zurückgekehrt?"

„Die Füße ſind den Weg abgegangen und aus dem Jordan habe ich Dir

geweihtes Waſſer mitgebracht. Komme zu mir und hole es Dir ab, — aber ob der Herr mein Opfer angenommen — — ?"

„Nun, Gott ſei Dank! und Chriſtus behüte Dich!"

Jefim ſchwieg. Dann ſagte er: „Mit den Füßen bin ich da geweſen, aber ob mit dem Herzen — — ich, oder ein Anderer?"

„Darüber richtet Gott, Gott allein."

„Auf dem Heimwege bin ich auch in die Hütte eingetreten, wo Du zurückbliebſt."

Jeliſſei erſchrak und unterbrach den Freund: „Gott richtet, Gevatter, Gott richtet. Nun, willſt Du nicht zu mir eintreten? Ich bringe Dir Honig." Und dann fing er gleich an, von ihren häuslichen Angelegenheiten zu ſprechen.

Jefim ſeufzte auf und kam nicht mehr auf die Leute in der armen Hütte zu ſprechen und nicht auf das, was er in Jeruſalem geſehen. — Er wußte nun, daß Gott nur *der* Tribut und *das* Opfer wohlgefällig ſind, welche wir bringen in der *Liebe*, in der That und Wahrheit.

# Emanuel Geibel.

## II. Seit dem Münchener Aufenthalt.

Von Dr. **K. Hallmann** in Reval.

Am 26. Auguſt 1852 hielt Geibel Hochzeit mit Amanda Trummer, der achtzehnjährigen zweiten Tochter des aus Hamburg gebürtigen Dr. jur. Trummer in Lübeck und der ſeinerzeit hochgefeierten Schauſpielerin Kupfer, die nach dem Tode des trefflichen Mannes, ſeit 1841, ſich und ihre Familie, einen Sohn und drei Töchter, durch Ertheilung von Unterricht ernährt hatte. Auch ſie war nach neun Jahren dem Gatten in's Grab gefolgt. Die ältere Tochter Eliſe hatte ſich ein Jahr nach dem Tode der Mutter mit dem Dr. med. Reuter in Lübeck verheirathet; die jüngſte war acht Jahre ſpäter vom Profeſſor Matthias Claudius in Marburg, einem Enkel des Wandsbecker Boten, heimgeführt. Amanda, die mittlere der Schweſtern, hatte lange in kindlicher Einfalt gar nicht an die Möglichkeit gedacht, daß das ihr bewieſene Intereſſe des ſo viel älteren Mannes dem Wunſche nach ihrem Beſitz entſpringen könnte. Nun hatte ſie doch dem Beglückten an ſeines Herbſtes Grenze noch den vollen Frühling ihrer jungen Liebe geſchenkt.

Bald nach der Hochzeit ſiedelte Geibel nach München über, um als Profeſſor der Aeſthetik und deutſchen Literaturgeſchichte ſeine akademiſche Thätigkeit zu beginnen. Gleichzeitig war ihm das Amt eines Vorleſers bei der Königin übertragen. Und nun heben ſeine Meiſterjahre an. Inmitten eines Künſtler- und Dichterkreiſes, aus dem blos Kaulbach, Schnorr, M. Carriere, Bodenſtedt, J. Große, v. Schack, Scheffel, Hopfen, P. Heyſe, H. Beuthold, Fel. Dahn, Herm. Lingg genannt ſein mögen, wuchs auch Geibel ſichtlich die eigene Kraft. Bewußt und zielesſicher rang er nun nach den höchſten Kränzen Thaliens und Melpomene's, und ſieggekrönt hat er den Lorbeer ſich um's Haupt winden ſehen.

In dem hochſinnigen König Maximilian II. war ihm ein Fürſt gegeben, den Deutſchland zu ſeinen edelſten zählt, der, wie einſt Karl Auguſt in Weimar, ſeinem Hof an der Iſar durch eine auserleſene Tafelrunde von Gelehrten, Dichtern, Künſtlern den ſchönſten Schmuck zu verleihen wußte. Und ſah ſich ſo der junge

Dichter unter den offenen Augen ſeines königlichen Mäcen in einen auserwählten Kreis mitſtrebender Geiſtesgenoſſen geſtellt, ſo erblühte ihm in ſeiner Häuslichkeit ein nie geahntes überſchwengliches Glück. Sein liebes Weib beſchenkte ihn mit einer Tochter, der Mutter lachendem Ebenbild. Das war die glücklichſte Zeit ſeines Lebens. Aber kurz war ſie ihm zugemeſſen. Schon am 21. November 1855 ward ihm in der treuen Gefährtin ſeines Lebens Kleinod wieder entriſſen. Die Lieder, mit denen Geibel ſie beſungen, gehören zu dem Schönſten, was er gedichtet. Es ſind ihrer nicht viele, nicht ein Dutzend Blätter aus drei Jahren, aber ein voller Strom von Seligkeit und ein ganzes Meer von Schmerz hat ſich in dieſen den Namen ſeiner geliebten „Ada“ tragenden „Tagebuchblättern“ ergoſſen. Eine Welt voll Schönheit und Poeſie thut ſich da vor uns auf.

Die Eingangslieder reden von der erſten Begegnung, da Ada noch ein Kind, der Dichter ob des weiten Abſtandes der Jahre bangzweifelnd zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebt. Dann hat ſie ihm das Jawort gegeben, unter ſeinem Küſſen und Koſen iſt die ſchüchterne Befangenheit gewichen, ſind die Zweifel, ob ſie ihm auch genügen werde, verſtummt. Sie wiſſen es nun Beide, nicht die Welt, nicht Luſt noch Schmerz, kein Menſch, keine Trennung, kein Etwas kann ſie fürder trennen oder kränken:

Nun haſt Du Dich ergeben
Mir ganz mit Seel' und Leib,
O Du mein ſüßes Leben,
Mein Lieb, mein Kind, mein Weib.

Nimm hin denn ſonder Schranke,
Nimm hin auch Du, was mein!
Mein innerſter Gedanke,
Mein letzt Gefühl iſt Dein.

Gott ſchickt hinfort uns Beiden
Ein Glück nur, Eine Noth;
Und nichts mehr kann uns ſcheiden,
Es ſcheid' uns denn der Tod.

Als der Frühling 1854 in München ſeinen Einzug hält, begrüßt ihn der Dichter mit einem Hohenlied ſeiner Liebe:

Ueber die ſonnigen Bergesgipfel
Kommt es gefloſſen wie Liebeshauch,
Schauerndes Leben durchfluthet die Wipfel,
Hoch in Blumen entlodert der Strauch.

Alles Gealterte will ſich verjüngen,
Alles Gebundene jauſt ſich befrei'n, —
Herz, wie jauchzeſt auch du in Sprüngen
In den klingenden Frühling hinein!

Ziehende Schwäne droben im Blauen,
Drunten die quellende Blüthenluſt —
Ach, und im Garten hinab zu den Auen
Wandelt mein Weib mit dem Kind an der Bruſt!

Am Abend, nach des Tages Laſt, ſitzen ſie dann traulich beiſammen. Schon dunkelt's, die Veſperglocken ſchlagen an:

Nun komm', mein ſüßes Weib, und raſten wir,
So lang es dämmert, noch im Erker hier
Und horchen, wie im Winde reingeſtimmt
Das Spätgeläut' den See herüberſchwimmt;
Ja, Feierabend iſt, und ſelig müd'
Geſchloſſ'nen Auges lehn' ich in die Pfühle,
Und wie ich Deine Wang' an meiner fühle,
Glänzt mir auch das noch leiſe durch's Gemüth,

Wie wunderlieb mich heut' zur guten Nacht
Dein Kind mit blauen Augen angelacht.

Das war der letzte ſelige Klang, das Sterbeläuten eines unſagbar hohen, reinen Glücks. Nur vier Zeilen, getränkt von Jammer und Weh, und wir wiſſen, was geſchehen:

Wachſt du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was ſchlägſt du noch? O Gott, ſie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben. —

Und der Schmerz hat aus dem liederfrohen Sänger einen ſtillen Mann gemacht. Der Herbſt zog hin, der Winter kam gegangen, ein Tag iſt wieder hin mit ſeinem Leid — da findet der Vereinſamte zum erſten Mal wieder Worte für ſeinen Schmerz:

Nun hallt der Menge dumpf Gebraus
Allmählich auf den Gaſſen aus,
Und müde von des Werks Beſchwerde
Kehrt Jeder zum vertrauten Herde.
Beglückt, wer nach mühſel'gem Tag
In Liebesarmen ausruh'n mag!
Ich bin allein; im Herzensgrunde
Bricht blutend auf die alte Wunde.

Am Fenſter lehn' ich ſtill und ſeh'
Dichtflockig niederweh'n den Schnee,
Die Nacht bricht ein; die Glocken ſummen
Den Abendſegen und verſtummen.
Der Schnee fällt draußen auf ein Grab,
Da ſchläft, die ich geliebet hab',
Die mich geliebt, wie keinen, keinen
Ein Weib geliebt — o könnt' ich weinen!

Mit der Wohlthat der Thränen kommt dem Dichter auch die Linderung des ſchmerzſtillenden Wortes wieder. Sein Herz wird gefaßter, die Wunde blutet ſanfter; Zeit, Heimath, Frühling, Anger und Feld, die blauen Augen ſeines herzigen Kindes üben ihre ſtille Macht:

Meiner Heimath Buchen grünen
Schöner dieſes Jahr, denn je,
Und herüber von den Dünen
Rollt der Wogenſchlag der See.
Waldesrauſchen, Meeresbrauſen,
O wie wuchs mir wunderſam
Sonſt die Bruſt von ſüßem Grauſen,
Wenn ich euren Gruß vernahm!

Meeresbranden, Waldesſchauer,
O ſo übt auch heut' getreu,
Uebt an meiner ſtillen Trauer
Eure ſtille Macht auf's Neu'!
Singt dem Müden, Sehnſuchtskranken
Das verwaiſte Herz in Ruh'!
Deckt mit Ewigkeitsgedanken
Der Geliebten Grab mir zu!

Aber bis in die ſpäteſten Tage ſeines dichteriſchen Schaffens klingt der Schmerz um Ada in Geibel's Liedern wieder, nur immer milder, das Bild der Heimgegangenen verklärt durch holdes Erinnern, das nagende Gefühl der Vereinſamung geſänftigt durch verdoppelte Liebe zu der einzigen Tochter. So in einigen Liedern der „Gedichte und Gedenkblätter" (Erſte Begegnung, Die Lachswehr, Ein Traum, Am 26. Auguſt 1859) und der „Spätherbſtblätter" (Lieder aus alter und neuer Zeit). Aus den 60er Jahren gehört hierher das ſchöne Gedicht „Um Mitternacht":

Im Saal gedankenvoll
Saß ich bei Lampenſchein;
Durch's off'ne Fenſter quoll
Die Sommernacht herein.

Dein Bild, von treuer Hand
Geſchmückt mit friſchem Kranz,
Sah von der dunklen Wand
Mich an im Dämmerglanz.

Da, auf der Sehnſucht Pfad
Vertiefte ſich mein Sinn,
Und himmliſch leuchtend trat
Dein Weſen vor mich hin;

Ach, wie Du lilienrein
Nie nach dem Deinen frugſt
Und lächelnd ſelbſt die Pein
Wie eine Heil'ge trugſt.

Und über'm Abgrund dann,
Dem düſter'n, Tod und Grab,
Hing mein Gedank' und ſann
In ſeine Tief' hinab.

Werd' ich Dich wiederſeh'n?
Kann je, was Liebe hier
Erwarb, verloren geh'n?
Und weißt Du noch von mir?

O gieb mir, haſt Du Macht,
Ein Zeichen, noch ſo ſtumm! —
Da ſchlug es Mitternacht,
Und zaudernd blickt' ich um.

Ein ſüßes Duften flog
Vom Kranz, der zitternd hing,
Und um die Lampe zog
Ein weißer Schmetterling.

Die „Neuen Gedichte" waren 1856 erſchienen und erlebten in den erſten zwanzig Jahren bereits 14 Auflagen: ein farbenreich duftiger Strauß echter Lyrik, das erſte Buch noch in Lübeck und Carolath gedichtet, das zweite mit den „Schenkenliedern", dem „Frühlingsmythus", „Gudrun's Klage", „Volker's Nachtgeſang", dem markigen hiſtoriſchen Genrebild „Der Bildhauer des Hadrian", den Balladen „Des Deutſchritters Ave", „Die Türkenkugel", „Blutrache" (Band V der Geſammtausgabe), dem von keinem Dichter ſeit Goethe erreichten epiſchen Gedichte „Der Tod des Tiberius", dem tiefempfundenen „Palmſonntagmorgen" ſchon aus der Münchener Zeit. Im Jahre 1864 erſchienen, nachdem „Ein Münchener Dichterbuch" mit den „Erinnerungen aus Griechenland" um wenige Jahre vorausgegangen, die „Gedichte und Gedenkblätter", Lyriſches aus alter und neuer Zeit von berückender Schönheit, darunter die den Geſang herausfordernden, ſelbſt wie Muſik klingenden „Mädchen- und Scheidelieder", zwölf „Jugendlieder", die heitere „Schulgeſchichte", Sprüche, Balladen (Schön Ellen, Omar, König Norman's Zeit, Der Spielmann von Lys, Die Nacht zu Belfors, Bothwell). Der im folgenden Jahre veröffentlichte „Morgenländiſche Mythus" vom ſchlanken Jägersmann Nureddin und der lieblichen Königstochter Badur iſt ſpäter in die Juniuslieder der Geſammtausgabe und der „Iſchariot" in den 5. Band derſelben übergegangen.

Nachdem die große Zeit des deutſch-franzöſiſchen Krieges noch ſo manchen vaterländiſchen Klang geweckt, gab Geibel 1871 eine Sammlung ſeiner geſammten patriotiſchen Lieder unter dem Titel „Heroldsrufe" heraus. Die erſte Hälfte umfaßt die Zeit von 1849 bis 1866, die zweite die bis 1871. Von dieſer vaterländiſchen Lyrik iſt an anderer Stelle ſchon ausführlich die Rede geweſen; Geibel ſelbſt kennzeichnet ihre Richtung treffend durch die als Motto vorgeſetzte Strophe Max von Schenkendorf's, dem er auch als patriotiſcher Sänger ſich wahlverwandt wußte:

Ihr Sterne ſeid mir Zeugen,
Die ruhig niederſchau'n,
Wenn alle Brüder ſchweigen
Und falſchen Götzen trau'n:

Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und ſprechen
Vom Kaiſer und vom Reich.

Dieſe vaterländiſchen Geſänge vor Allem ſind's geweſen, die aus Geibel den deutſcheſten unter den deutſchen Dichtern der Gegenwart gemacht haben, die an ihm ſelbſt wahr werden ließen, was er einſt von Uhland geſungen:

Ja, keiner iſt in unſ'rer Mitte,
Der ſo wie er unwandelbar

Ein Spiegel vaterländ'ſcher Sitte,
Ein Herold deutſcher Ehren war.

In den „Spätherbſtblättern", die im Jahre 1877 erſchienen — der Titel iſt dem ernſtreſignirenden und doch dankerfüllten Gedicht „Im Spätherbſtlaube ſteht mein Leben" entnommen — erfreut uns Geibel mit einer neuen, überraſchend reichen Sammlung köſtlicher Dichterfrüchte. Außer 25 Jugendliedern wird eine Nachleſe älterer Gedichte aus den fünfziger und ſechsziger Jahren geboten, theils Balladen, wie König Artus' Tod, Die Goldgräber, Höchſtädt, theils Lyriſches, wie die „Mädchenlieder" im nordiſchen und ſpaniſchen Ton, die Lieder aus einem unvollendeten Singſpiel „Der Rattenfänger von Bacharach", Romanzen, Paraboliſches, Aenigmatiſches, Epiſches („Helena"). Dazu treten „Vermiſchte Gedichte" von ebenſo mannigfaltigem Inhalt: 15 wundervolle Oſtſeelieder, zwei Idyllen („Das Mädchen vom Don" und „Eine Seeräubergeſchichte"), Gelegenheitsgedichte und Sprüche, Lieder aus alter und neuer Zeit, gedankenreiche Diſtichen aus dem Wintertagebuch. Aus den formvollendeten, ſtimmungsvollen Liedern ſeien der „Sonntagsmorgen im Walde", „Spielmanns Heimkehr", „Wenn hinabgeglüht die Sonne", „Das war in jungen Tagen", „Nun braut es herbſtlich auf den Auen" hervorgehoben; aus den Gedichten: „Nauſikaa", „Wittenberg", „König Abel's Ende", vor allen „Der Tod des Perikles"; aus den Gelegenheitsgedichten endlich die Feſtlieder: „Zur Eröffnungsfeier der Univerſität Straßburg", „Zur Begrüßung der aus Frankreich heimkehrenden Truppen" und die einen neuen Ton anſchlagende Krokodilromanze:

Ich bin ein altes Krokodil
Und ſah ſchon die Oſirisfeier;
Bei Tage ſonn' ich mich im Nil,
Bei Nacht am Strande leg' ich Eier.
Ich weiß mit liſt'gem Wehgekreiſch
Mir ſtets die Mahlzeit zu erwürken;
Gewöhnlich freſſ' ich Menſchenfleiſch
Und Sonntags manchmal einen Türken.
Und wenn im gelben Mondlicht rings
Der Strand liegt und die Felſenbrüche,
Tanz' ich vor einer alten Sphinx
Und lauſch' auf ihrer Weisheit Sprüche.
Die Klauen in den Sand gepflanzt,
Tiefſinnig ſpricht ſie: „Tochter Thebens,
Friß nur, was Du verdauen kannſt!
Das iſt das Räthſel Deines Lebens."

Ueber des Dichters äußeren Lebensgang iſt aus dieſer Zeit wenig zu berichten. Im Jahre 1864 war König Max geſtorben. Geibel hat demſelben in dem Gedicht „Am Oſterſamstag", dem letzten der „Gedichte und Gedenkblätter", und einem ſpäter in die jüngſte Sammlung der „Gelegenheitsgedichte" aufgenommenen „Auf den Tod des Königs Max" Denkmäler geſetzt, die uns beſſer als alles Andere beweiſen, was ihm der Verſtorbene, ſein Vater und Freund, geweſen:

Der Friedensfürſt, den mehr als jedes Wort
Das freie Glück des Stamm's, den er beherrſcht,
Die frohe Blüthe ſeines Reiches preiſt;
Der ſtille Ueberwinder, der ſich ſelbſt
Beſiegt, um ſeinem Volk genug zu thun,
Und jeder Willkür, jeder Leidenſchaft
Den Zügel des Gewiſſens angelegt;
Der echte Sohn vom Stamme Wittelsbach,

Getreu, beharrlich, heil'gen Willens voll,
Der mit dem letzten Athemzuge noch
Einſtand für deutſches Recht und dem der Zorn
Um deutſche Schmach den Todespfeil geſchärft.
Das war der König! Bayern weint um ihn,
Wie an des Vaters Gruft die Tochter weint,
Und Deutſchland legt den Kranz auf ſeinen Sarg.

Zunehmende Kränklichkeit hatte den Dichter ſchon bei Lebzeiten ſeines Königs Max zu der Bitte veranlaßt, das eingegangene Verhältniß löſen zu dürfen; der König aber, der ſich von Geibel nicht trennen wollte, hatte das Geſuch nur durch die Gewährung vollſtändiger Freiheit mit unbeſchränktem Urlaub beantwortet. Jetzt, unter König Ludwig, wurde, wie für ſo manchen anderen Norddeutſchen, Geibel's Stellung immer unhaltbarer. Zuletzt brachte der 1867 in Lübeck dem König Wilhelm dargebrachte poetiſche Gruß die Entſcheidung, der die Hoffnung ausſprach, den preußiſchen Aar noch ſchirmende Schwingen vom Fels zum Meere breiten zu ſehen.

König Ludwig, eiferſüchtig grollend, ließ den Dichter ziehen, der, für das, was er in München aufgegeben, von der preußiſchen Krone voll entſchädigt, ſeinen Aufenthalt wieder in der hochgegiebelten, ſiebenthürmigen Traveſtadt nahm, vor deren Thoren er ſich ein hübſches Landhaus baute, um nun, den Sommer meiſt in Schwartau, Travemünde, Niendorf oder einem anderen Oſtſeefleckchen verbringend, die Ruhe ſeines Lebensabends in der Heimath nicht mehr dauernd zu unterbrechen. Während des erſten Jahrzehnts war Geibel auch noch in Lübeck rüſtig an der Arbeit — wir werden ſogleich davon hören — dann entwickelte ſich ein Kopfleiden, das die geiſtige Kräfte immer ſchmerzlicher lähmte. Nachdem erſt nur die productive Arbeit zum Stillſtand verurtheilt worden, mußte bald auch die mehr formale liegen bleiben, und ſo kam dem unheilbar Kranken der Tod, als er am 6. April, dem Palmſonntag des Jahres 1884, den Dichter ſanft und ſchmerzlos heimrief, ein Freund und ein Erlöſer.

Aus dem poetiſchen Schaffen Geibel's iſt noch ein reiches Feld der Betrachtung übrig geblieben. Von den Gelegenheitsgedichten, welche den 8. Band der Geſammtausgabe eröffnen, waren einzelne, wie das „Auf Felix Mendelsſohn-Bartholdy's Tod", ſchon früher in anderem Zuſammenhang gedruckt, die meiſten treten hier zum erſten Mal an die Oeffentlichkeit. Den Prolog zur Eröffnungsfeier des Königlichen Reſidenz-Hoftheaters zu München aus dem Jahre 1857 und den „Am Schillertage" von 1859 zeichnet gleicherweiſe die feſtlich gehobene Stimmung wie der Schwung und Adel der Sprache aus. Das dem Andenken L. Uhland's gewidmete Gedicht beſingt die Muſe des ſchwäbiſchen Sängers, die Geibel's eigener ſo verwandt iſt. Ein Sonett feiert noch einmal das Gedächtniß des unvergeßlichen Königs Max. An den Fürſten Heinrich zu Carolath erſchwingt ſich gehobenen Fluges ein Lied zu deſſen Begrüßung am 80. Geburtstag. Der 22. März 1873 begeiſtert den Dichter zu einem urſprünglich extemporirten Trinkſpruch auf Kaiſer Wilhelm. Ein Zornlied vom 13. Juli 1874 gilt dem Kulmann'ſchen Attentat auf Bismarck.

Von den drei letzten in dieſer Gruppe bringt das „An eine Künſtlerin“ überſchriebene einer begabten Tragödin, die den Dichter durch ihre ideale Darſtellung der Maria, Sappho, Julie gefeſſelt hatte, den Tribut des Dankes; mit einem zweiten, „An Karl Holtei“, begleitet Geibel die zu deſſen Jubiläum überſandte Goldſchnittausgabe des „Meiſter Andrea“, den jener vor Jahren in Hamburg aus der Taufe gehoben hatte; — das allerletzte beſingt im Tone der Reſignation mit ſinnigen jambiſchen Trimetern die „Frühſtückstaſſe“, die ihm einſt die Freundin am Karlsbader Strudel geſchenkt und aus der er ſeitdem jeden Morgen ſeinen Frühtrunk geſchlürft hat. Freilich zeigt ſie manchen Sprung, die Vergoldung am Rande iſt ſchier erloſchen, nur der Schmuck der eingebrannten Blumen blieb in aller Farbenfriſche erhalten, und gerade ſo wird ſie ihrem Beſitzer ein Bild für das eigene Ich. Denn:

Wer zählt ſie noch,
Die Sprüng' und Riſſe, welche mir durch Seel' und Leib
Hindurchgegangen! Sorg' und Siechthum ſtutzten mir
Die Simſonslocken jugendfroher Zuverſicht,
Und der mich jeden Kummer einſt, verheißungsvoll
Auf morgen deutend, tapfer überwinden ließ,
Der Hoffnung gold'ner Schimmer im Gemüth erblich;
Denn nicht vom Glück der Zukunft träumt das Alter mehr.
Nur was von je die Blume meines Lebens war,
Die tiefe Sehnſucht nach dem Ewigſchönen blieb,
Wie dir der Farben echte Gluth, mir ſtets getreu
Und wird, ich fühl' es, wandellos mein eigen ſein,
So lang ein Odem dies Gefäß von Staub beſeelt.

Noch ſeien kurz erwähnt ein Hochzeitslied, gerichtet an Geibel's Schwager am Tage von deſſen Wiedervermählung, ein Gruß in Hinkjamben — „An Wolf Grafen von Baudiſſin“, ein Reiſeſpruch in Diſtichen für Gerh. Rohlfs. Weitaus die werthvollſte Gabe dieſer Sammlung, durch ihren inneren Gehalt über die Bedeutung eines blos zufälligen Gelegenheitsgedichts ſich weit erhebend, iſt ein wundervoller, der in heißem Kampf erſtrittenen Kaiſerkrone des Hohenzollernfürſten zujauchzender Prolog „Zur Friedensfeier den 22. März 1871“, in welchem der Dichter noch einmal ſeine Leier, wie niemals wieder, in vollen, feierlichen Tönen ausklingen läßt.

Die ungewöhnliche Gewandtheit und Sicherheit, ja ſouveräne Gewalt über Sprache und Rhythmus, die wir in Geibel's Dichtungen von ihren erſten Anfängen an bewundern, macht ſich noch in ganz beſonderer Weiſe geltend, wo wir dem Dichter auf den Pfaden Klopſtock's, Hölderlin's, Platen's begegnen: in ſeinen eigenen „Dichtungen in antiker Form“ und in den Uebertragungen des „Klaſſiſchen Liederbuchs“. Dort bietet uns die „Dramaturgiſche Epiſtel“ goldene Kunſtregeln, während die „Oden“, meiſt aus den ſechsziger Jahren, die ſapphiſche, alkäiſche, asklepiadeiſche und noch ſo manche andere Strophe der Alten deutſch reden lehren, als wär's ihre Mutterſprache. Das Gedicht „Die Oſtſee“ beſingt Lübeck's Ruhm, in Jugenderinnerungen voll köſtlichen Humors aus der Vaterſtadt ergeht

ſich „Ein Buch Elegieen“, die übrigen Diſtichen („Ethiſches und Aeſthetiſches“, „Vom Strande der See“, „Kleinigkeiten“) bringen hellblickende Spruchweisheit aus dem Schatz einer ernſten, gereiften Weltanſchauung. Hier, in dem klaſſiſchen Liederbuch, giebt Geibel Uebertragungen der Alten, im erſten Buche griechiſcher Lyriker nebſt Inſchriften aus der Anthologie, im zweiten von römiſchen Elegieen und Verwandtem, im dritten von fünfzig Oden des Horaz: ſie ſind ſämmtlich Nachbildungen von ſolcher Meiſterſchaft, daß wir auch auf ſie die Bezeichnung klaſſiſch anwenden dürfen. Denn vielleicht in keinem ähnlichen Fall iſt es einem deutſchen Schriftſteller gelungen, Ueberſetzungen ſo täuſchend den Stempel von Originaldichtungen aufzuprägen und dabei ſo treu in Form und Inhalt den Charakter des Urbildes wiederzuſpiegeln. Hier haben ſich Philologie und Poeſie die Hand zum Bunde gereicht, um ein Denkmal ſeltener Art zu ſchaffen. Hören wir nur als Beiſpiel die bekannte Horaziſche Ode „An Ariſtius Fuskus“:

Wer in Unſchuld wandelt und rein von Frevel,
Der bedarf nicht Maurengeſchoß und Bogen,
Noch geſchwellt von giftigen Pfeilen, Fuskus,
Braucht er den Köcher,
Mag er durch umbrandete Syrten, mag er
Durch's Geklipp kaukaſiſcher Wildniß ſtreifen,
Oder wo durch Märchengebiet den Fluthſchwall
Wälzt der Hydaſpes.
Denn es floh mich jüngſt im Sabinerwalde,
Als ich ſorglos Lalagen ſang und ſingend
Weit vom Pfad abſchweifte, den Unbewehrten
Floh der Gebirgswolf;
Solch Gethüm, wie's nimmer des kriegsgewohnten
Daunerlands Steineichengeklüft beherbergt,
Noch des Juba Wüſte gezeugt, der Löwen
Sengende Heimath.
Führt mich hin, wo über erſtarrten Fluren
Nie ein Baum aufſchauert im Hauch des Frühlings,
Wo die Welt in ewigem Nebel traurig
Jupiter zudeckt,
Oder wo, dicht unter dem Sonnenwagen,
Uns verſagt iſt, Hütten zu bauen: immer
Werd' ich dich, ſüßlächelnde, ſüßberedte
Lalage, lieben.

Die Klageode über Rom's Sittenverderbniß: Delicta majorum meritus*) lues lautet hier:

Mitſchuldig büßen wirſt Du der Väter Schuld,
Bis Du der Götter ſinkende Wohnungen,
Die Tempel hergeſtellt, o Römer,
Und die Altäre vom Wuſt geſäubert.
Soll Dein das Reich ſein, beuge den Göttern Dich;
Anfang und Ausgang liegen in ihrer Hand;

*) Dieſer Lesart giebt Geibel den Vorzug vor der herkömmlichen, die immeritus lautet.

Mißachtet ſchlugen ſie mit ſchwerer
Plage bereits das erſchrock'ne Weſtland.

Schon zweimal warfen Parthiens Könige
Das Heer der Unſer'n, weil es des Vogelflugs
Gelacht, in Staub, und ſchmückten ſtolz mit
Römiſcher Beute den Kettenpanzer.

Ja, Daker hätten faſt, Aethiopier
Im Sturm der Bürgerkriege die Stadt zerſtört,
Des Meeres Schrecken die, die Ander'n
Meiſter im Schleudern der Pfeilgeſchoſſe.

Fruchtbar an Schuld hat unſere Zeit zuerſt
Leichtfertig Eh'bett, Haus und Geſchlecht entweiht;
Das iſt der Born, d'raus Schwäch' und Unſieg
Ueber die Stadt und das Volk gefluthet.

Begierig lernt, was lüſterne Sinne reizt,
Schon früh die Jungfrau, jede Verführungskunſt
Von Kind auf übend, denn von Kind auf
Spielt ſie mit ſträflicher Luſt Gedanken.

Dann ſucht als Weib ſie jüngere Buhler ſich
Beim Zechgelag des Gatten und wählt nicht lang,
Wem haſtig ſie verbot'ne Freuden
Fern von der Ampel, im Dunkeln, gönne.

Auf off'nen Wink ſelbſt ſteht ſie, mit Wiſſenſchaft
Des Manns, vom Sitz auf, ob ſie der ſpaniſche
Schiffsherr begehrt hab', ob der Wechsler,
Wenn er mit Golde die Schmach nur aufwägt.

Von ſolchen Eltern ſtammte die Jugend nicht,
Die einſt das Meer mit puniſchem Blut gefärbt,
Die Pyrrhus und den eiſenharten
Hannibal ſchlug und die Macht des Syrers.

Nein, Männernachwuchs ländlicher Krieger war's,
Der ſelbſt das Erdreich mit dem Sabellerkarſt
Zu lockern wußt'; und auf der ſtrengen
Mutter Geheiß die gefällte Holzlaſt

Heimtrug vom Wald, wenn ſcheidend der Sonnengott
Der Berge Schatten dehnt', und den lechzenden
Pflugſtier entjochte, vom geſenkten
Wagen die Stunde der Raſt verkündend.

Was ſüßt die allzerſtörende Zeit nicht an!
Von Vätern, die ſchon nimmer den Ahnen gleich,
Verderbter ſtammen wir, und uns wird
Mehr noch entartete Brut entſproſſen.

In ebenſo muſtergiltiger Weiſe hat uns Geibel einen Cyklus ſpaniſcher Romanzen, drei der ſchönſten Gedichte Lord Byron's und eine Blüthenleſe franzöſiſcher Lyrik, vom Zeitalter der Revolution bis auf unſere Tage, verdeutſcht. Die ſpaniſchen Romanzen, urſprünglich theils im „Spaniſchen Liederbuch" in Verbindung mit Paul Heyſe (1851), theils im „Romanzero der Spanier

und Portugieſen" mit Ad. Fr. von Schack (1860) herausgegeben, bilden jetzt, zu einem Ganzen geordnet, den Schluß des 8. Bandes in der Geſammtausgabe. Derſelbe Band enthält auch die auf Geibel's Antheil kommenden Ueberſetzungen der „Fünf Bücher franzöſiſcher Lyrik", die, mit Heinr. Leuthold veranſtaltet, im Jahre 1862 zuerſt an's Licht traten.

Mit der Frage, was von früher Gedrucktem in die Geſammelten Werke aufzunehmen ſei, hat es Geibel nicht leicht genommen. In ſeinen Augen Verfehltes oder Unfertiges, wie das Jugenddrama „König Roderich", hat er ganz ausgeſchloſſen, an Anderem hat er gefeilt und geſichtet, wieder Anderes, was ſchon in Vergeſſenheit gerathen, zum Theil aus frühen Jahren, an's Licht gezogen. Dennoch wird ſich ſchon heute ſagen laſſen, daß noch ein reiches Aehrenfeld der Nachleſe harrt. Beiſpielsweiſe ſei nur an das bisher ungedruckte Gedicht im Tone der „Spätherbſtblätter" und an ein improviſirtes Trinklied erinnert, die beide erſt in Anlaß der Nachricht von dem Tode des Dichters veröffentlicht wurden. In jenem, das dem Autographen-Album einer Dame, die ungenannt bleiben wollte, entnommen wurde, wirft die Lebensſonne des Dichters ſchon lange Schatten. Es iſt vom Anfang bis zu Ende von einem tiefelegiſchen Tone beherrſcht:

O weh, wie iſt ſo raſch dahin
Der grüne Sommer gegangen
Und hat mir doch den trüben Sinn
Mit Freuden nicht umfangen!
Dem Maien wollt' ich bieten Gruß,
Da hör' ich ſchon um meinen Fuß
Die fallenden Blätter rauſchen.

O weh, nun hab' ich wieder ein Jahr
Geharrt auf Glück und Frommen,
Und iſt das Glück doch nimmerdar
An meine Thür gekommen;
Oder es kam in Nächten tief,
Da ich feſten Schlummer ſchlief,
Und iſt vorübergezogen.

Mein Leben deucht mir als ein Traum,
Den ich geträumet habe,
Rechter Freude denk' ich kaum,
Seitdem ich war ein Knabe.
Tanz und Sang zergeht im Gram,
Und wenn die Liebe Abſchied nahm,
Wohl nimmer kehrt ſie wieder.

Die Welt ward falſch und eitel Schein,
Wie ſoll ſie mir gefallen!
An Bechers Rande blinkt der Wein,
Doch drunten ſchwimmen die Gallen.
Was ich redlich focht, mißlang,
Was ich fröhlich ſang, verklang,
Wie Herbſtwind über den Stoppeln.

O weh, nun bin ich ganz allein
Mit meinem Harm geblieben,
Dahin mein Jugendſonnenſchein!
Dahin mein Singen und Lieben!
Der Abend graut, die Luft geht kalt,
Winter, Winter, kommſt du bald,
Auf meinen Hügel zu ſcheinen?

Das Trinklied, zuerſt in der „Gegenwart" veröffentlicht, verdankt ſeine Entſtehung einem Gelag in fröhlichem Freundeskreiſe, bei welchem es nach der kurz vorher gehörten Chormelodie der 9. Symphonie unmittelbar geſungen und niedergeſchrieben wurde. „Schnell ſaß — ſo wird von einem Theilnehmer berichtet — einer der Zechgenoſſen am Flügel; Ton und Vers vereinigte die weinfrohe Stimmung; glatt ergoſſen ſich die werdenden Strophen dahin, nur bei dem

Reime auf „Ale“ in der dritten Strophe zögerte Geibel einen Augenblick, bis er den paſſenden fand, der dann allgemeine Heiterkeit erregte.“ Das Ganze der Improviſation lautet:

Thee beherrſchet die Bezirke,
Wo die lange Mauer ſteht;
Heißen Kaffee trinkt der Türke,
Und der Perſer ſchlürft Sorbet.
Bei des Kumis hellem Guſſe
Wird der Sohn der Steppe froh,
Kwas und Fuſel trinkt der Ruſſe,
Walfiſchthran der Eskimo.
Schwärmt der Franzmann beim Champagner,
Glotzt der Brite ſtumm in's Ale,
Heißes Waſſer trinkt der Spanier,
Kaltes Waſſer — das Kameel.
Aber wir bekränzten Hauptes
Trinken uns're Stromes Wein;
Soll die Welt ſich dreh'n, o glaubt es,
Muß die Welt auch trunken ſein.

Und noch iſt mit alledem der Kreis deſſen, was Geibel geſchaffen, nicht durchmeſſen. Denn noch haben wir ſeiner poetiſchen Thätigkeit auf einem Gebiete zu gedenken, das wir bisher immer nur flüchtig geſtreift haben, obgleich der Lyriker ſich längſt ſchon ſelber geſagt, daß erſt hier ihm der höchſte Aufſchwung dichteriſcher Kraft vergönnt ſei, und deshalb ſeit ſeinen früheſten Jahren auch um den Lorbeer des dramatiſchen Dichters gerungen hatte. Abgeſehen von einigen Scenen aus der oben erwähnten Tragödie „Heinrich I.“, von dem Jugenddrama „König Roderich“, einem dramatiſchen Spiel zur Hochzeitsfeier ſeines Jugendfreundes Mantels in Lübeck, von welchen keins in die Geſammelten Werke aufgenommen iſt, ferner von der „Jagd von Beziers“, dem Vorſpiel zu einer Albigenſertragödie, die uns nur bedauern läßt, daß dieſe ſelbſt, die Geibel bereits bis zur Mitte des dritten Aufzuges ſkizzirt hatte, über der Berufung nach München unvollendet geblieben iſt; der für Felix Mendelsſohn geſchaffenen Operndichtung „Loreley“, die, reich an Schönheit und dramatiſcher Bewegung, in München zu Ende geführt wurde, und dem nach der Weiſe der franzöſiſchen Proverbes ausgearbeiteten Einacter „Echtes Gold wird klar im Feuer“ aus dem Jahre 1877, ſind es drei größere Meiſterwerke, mit denen uns die dramatiſche Muſe des Dichters beſchenkt hat, ein Luſtſpiel und zwei Tragödien: „Meiſter Andrea“, in der erſten Anlage noch der Berliner Zeit angehörig, „Brunhild“ aus dem Jahre 1857 und „Sophonisbe“ aus dem Jahre 1868.

Eine junge liebenswürdige, für ihre Kunſt begeiſterte Schauſpielerin giebt, ihre ſtärkere Neigung bezwingend, einem um ihre Hand werbenden prinzlichen Offizier, der ſich in dem glorreichen deutſch-franzöſiſchen Kriege ausgezeichnet, das Glück einer verſchmähten, weil in ihrem Werthe verkannten Jugendliebe wieder — dies der Vorwurf des Einacters, den treffende Charakteriſtik, natürlicher Gang der Handlung und ein lebhafter Dialog auszeichnen.

Meiſter Andrea iſt ein muthwillig ausgelaſſener Scherz von packendem Humor, halb Schwank, halb Situations- und Charakterkomödie, neben Eichendorff's „Die Freier“ wohl die anmuthendſte Frucht des romantiſchen Luſtſpiels. Schon im Jahre 1847 in Berlin binnen wenigen Wochen auf's Papier geworfen — damals führte es noch den Titel „Seelenwanderung“ — erlebte es

im Palais des damaligen Prinzen von Preußen, Kaiser Wilhelm's, seine erste Aufführung, bei welcher die Rolle des eigentlichen Anstifters der ganzen Verwickelung, Buffamalco's, von dem jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm übernommen war. Im folgenden Jahre wurde das Stück noch einmal überarbeitet und erschien dann mit einigen Veränderungen unter neuem Namen auf der Münchener Hofbühne, und zwar infolge der trefflichen Wiedergabe der Titelrolle durch den Schauspieler Jost mit durchschlagendem Erfolg.

Die Fabel des Lustspiels ist einer italienischen Künstlernovelle der Spätrenaissance entnommen und in dieselbe eine heitere Liebesgeschichte eigener Erfindung verwoben. Der dicke, confuse Bildschnitzer Andrea in Florenz, ein Mann mit einem wahren Sieb von Gedächtniß, das ihn trotz aller Kreidestriche auf den Aermel vor lauter Zerstreutheit Alles vergessen läßt, hat u. a. auch wieder einmal vergessen, daß er zum Abend eine Anzahl Freunde zu Gast gebeten. Als die Geladenen erscheinen, finden sie den Wirth abwesend, die Hausthür verschlossen. Das fordert Rache, und das lustige Völkchen ersinnt eine List: einer der Genossen steigt durch ein offenes Fenster in das Haus; wenn dieser zerfahrene Andrea heimkommt, soll er das Nest schon besetzt finden und zur Strafe für seine Vergeßlichkeit dem Zerstreuten eingebildet werden, er sei gar nicht Andrea, sondern ein Anderer, ein gewisser Capellmeister und Componist Matteo, der gerade von Florenz abwesend. Das Wagniß scheint überkühn, unglaublich, widersinnig; doch Hitze, Wein, Aerger, Zorn müssen dazu mithelfen, daß die Intrigue gelingt. Es kommt wirklich dahin, daß Andrea, dem alle Musik so im Grund der Seele antipathisch ist, daß, wenn er bei der Flasche sie zu hören bekommt, er nicht weiß, ob er Wein oder Baumöl auf der Zunge hat, daß Andrea an seiner Identität zu zweifeln beginnt und schließlich dem Wahne Raum giebt, Matteo zu sein. Aber während er so in gewisser Weise sein Ich verliert, findet er es in einem anderen und höheren Sinne wieder. In dem ihm bis zum Auslöschen seines klaren Bewußtseins aufgedrungenen Rollenwechsel befindet er sich allmählich wohl und immer wohler. Er, der Hypochonder, öffnet dem Frohsinn sein Herz. Indem er Andere glücklich macht, fühlt er sich selbst ein glücklicher Mensch. In dem Augenblick, wo durch das, was er erfährt, das volle Lebensglück wieder in ihm erwacht, kommt auch sein Inneres wieder in Fluß, fängt der verschüttete Herzensbrunnen wieder an zu sprudeln, bricht auch die unverwüstliche Künstlernatur wieder siegreich durch; sogar die verloren gegangene Musik, meint er, kehre ihm wieder. Und so hat denn gerade der tolle Schwank seiner Kunstgenossen dazu gedient, die nothwendige Wandelung seines Inneren herbeizuführen, den Kern seines Wesens aufzuthauen und mit neuer Triebkraft zu beleben, ihn für immer von seiner Grillenfängerei zu heilen und völlig genesen der Kunst und dem Leben zurückzugeben.

In der **Brunhild** stellt uns Geibel im Wesentlichen nach den Ausführungen des Nibelungenliedes, anhebend von dem Tage nach der Doppelhochzeit Brunhild's mit Gunther, Kriemhild's mit Siegfried, den Untergang des Helden von Nieder-

landen dar, doch auch den Brunhild's, von dem das Volkslied ſchweigt. Hat man oft ſagen und noch öfter nachſprechen hören, Geibel habe mit ſeiner vorwiegend lyriſchen Begabung die eiſenharten Charaktere der altdeutſchen Sage verweichlicht, an ſeine Nibelungen dürfe nicht das Maß der uns wohlbekannten alten Recken, höchſtens das von modernen Nibeljüngelchen gelegt worden: ſo iſt das einfach nicht wahr. Der Dichter hat der Fabel wie den Geſtalten der Tragödie ihre ganze Strenge und Herbe belaſſen, die elementare Rauheit ihres Weſens auch nicht in einem Zuge abgeſchwächt oder gemildert. Er ſchürzt den Knoten ſogar mit Verzichtleiſtung auf die zauberkräftige Tarnkappe des Liedes durch dasſelbe Motiv, an welches auch die alte Sage die tragiſche Verwickelung knüpft, an die Bändigung Brunhild's durch Siegfried, nicht der Brunhild auf dem Iſenſtein, ſondern der Brunhild im Brautgemach. Ja, was das Lied nur an einer Stelle dunkel ahnen läßt, das vor dem Epos liegende Verhältniß Brunhild's zu Siegfried und die Wandelung der ſtarren Walküre von Iſenland in ein wenn auch maßlos fühlendes, doch immer menſchliches Weib, gerade dieſe Umſtände fügt Geibel, ſo wenig iſt er prüde, dem Drama ein, um den ſeeliſchen Proceß von Anbeginn bis zu Ende vorzuführen. Zwar wohl iſt Siegfried auch ihm der Drachentödter mit dem goldgelockten Haupt und dem hochgemuthen, hellen Sinn, der lichte Sonnenheld, der Liebling der Götter, die Stirne glänzend vom Wiederſchein des Sieges, von Kraft und Muth und Frohſinn, im Kampf ein Recke, in der Noth ein Mann, in der Freundſchaft ein Fels, nur in argloſem Vertrauen ein Kind; und wie über ihn die ganze Fülle jugendblühender Poeſie, ſo iſt auch über Kriemhild, die wonnige blonde Königsmaid mit der rührenden Kindesgüte, der zärtlichen Hingabe, dem vorahnenden Liebesbangen der ganze Zauber holder Weiblichkeit ausgegoſſen: „Wohl niemals floß um hohe Stirnen ſo wolkenlos der Minne Glanz und Glück.“ Aber iſt's denn im Liede anders? Und worin ſollen die ſtahlharten Charaktere eines Volker, Hagen, vor allen der Brunhild ſelbſt ſich angekränkelt zeigen von der Bläſſe einer Mondſcheinlyrik? Volker iſt hier wie dort der biderbe, unerſchrockene, ſchwertkräftige, in Mannen- und Freundestreue erprobte Degen; dann der grimme, finſtere Hagen mit den ſtechenden Augen und der Eiſenſeele, der, wo er die Ehre ſeiner Herrin und ſeinen eigenen Stolz gekränkt ſieht, auch nicht davor zurückbebt, dem Mord, und wär's Meuchelmord, ſeinen Arm zu leihen, er ganz allein. Und was für eine Figur erſt dieſe Brunhild! Streng, ernſt und düſter, wie der Norne Spruch, wohnen auch ihr, dem gottentſproſſenen Walkürenweib mit der Adlerſeele, in deſſen Adern des Nordens fremde Wildheit dunkel rollt, die Ahnen dort auf Asgard's hoher Burg und haben dem königlichen Weibe Liebreiz verliehen und flügelſtolzen Hochſchwung der Gedanken. Aber ihr Lieben verſchmäht — wie blitzt da dämoniſchwilde Leidenſchaft ihr gluthſengender Blick; zu grauſiger Höhe erhebt ſich die Hünengeſtalt, und mit dem fremden wie dem eigenen Leben fertig, lechzt Rache nur ihr wölfiſches Gemüth und erbarmungsloſen Untergang dem einzigen Manne, den ſie je geliebt und dem auch ſterbend noch ihr Liebesſehnen gilt! Da

liegt die Leiche Siegfried's, von Hagen gefällt, mit der tödtlichen Wunde im Burghof; Kriemhild, Volker, Giſelher, Gunther ſelbſt brechen in Klagen aus, als die Anſtifterin des Mordes, Brunhild, begleitet von Sigurd, der greiſen Prieſterin, herzutritt:

— — — — Jetzt, ihr Götter, laßt
Den vollen Kelch des Sieges mich noch leeren!
Dann komme, was da will! — Ha, ſtolzer Mann,
Lernſt Du nun Demuth? Hat die Norne Dich
Nun ſelbſt gebändigt, Jungfrau'nbändiger?
Du liebſt ja ſonſt die dunklen Brautgemächer —
Biſt Du geſtillt nun, da das dunkelſte
Sich vor Dir aufthut? Traun, wir tauſchten jetzt
Die Looſe wieder aus — Nun liegſt du hier,
Ein ſchmählich Bild von geſtern, mir zu Füßen,
Staub bei dem Staub, und ſiegreich über Dir
Frohlock' ich und — — — O Lüge! Lüge! Lüge!
Ich trag' es nicht. — Verflucht die Lippe, die
So troſtlos prahlen wollte! Hier iſt nichts,
Nichts, nichts, als grenzenloſes Weh! Denn ich
Hab' Dich getödtet! — Wie? Habt Ihr's gehört,
Und regt Euch noch? Hat Euch Entſetzen nicht
Zu Stein verwandelt? Steht das Herz der Welt
Nicht ſchaudernd ſtill, daß mir die Götter das
Verhängen konnten? — Ich hab' ihn getödtet!
O wenn das Leid einſt aller Sterblichen
Gewogen wird, zu Bergen aufgethürmt,
So werf' ich in die and're Schale nur
Dies eine Wort, und jene Berge ſchnellen
Hochauf wie Flammen, und im Reich des Jammers
Wird Niemand Krone tragen außer mir!
— — — — — — — —
Es war ein Tag, da hätt' ich froh mein Leben
Gegeben, einmal nur die heiße Stirn
An dieſer Bruſt zu ruh'n. Und nun — ſeht her! —
Nun klafft hier, bis an's Herz hinabgegraben,
Der gräßlich ſtumme Brunn', und quillt und quillt
Von ſchwarzem Blut — und das hab' ich gethan!
Ach, nicht, wie Ihr, in blindem Unverſtand!
Nein, nein, ich wußte, was ich that, und mußt'
Es dennoch thun. — Was war denn Siegfried Euch?
Ein Götterbild für dumpfe Maulwurfsſinne!
Ich aber kannt' ihn — O, die Luſt der Welt
Iſt hin mit ihm, und alle Herrlichkeit
Spurlos verweht! Nun kehrt die Sonne ſelbſt
Ihr Antlitz von der thatenloſen Erde
Und birgt ihr ſtrahlend Aug' auf immerdar
In Finſterniß: denn er, für den ſie ſchien,
Ihr ſchöner Liebling iſt nicht mehr zu finden,
Und keines Blickes werth, was übrig blieb!
(Gunther: O mäß'ge Dich! Hör' auf!)
Ich will von Maß
Nichts wiſſen. Lang' genug verſchloß ich ſchon
Mein ſelig lodernd Unheil in der Bruſt;
Doch endlich, endlich, wie der Feuerſtrom
Aus Hekla's Buſen, wallt's, und ſchwillt, und bricht
Sich Bahn gewaltſam, und ich halt' es nicht.
Ja, wißt es Alle: dieſen Mann hab' ich
Geliebt! Von Anfang ihn und keinen ſonſt!
Hab' ihn geliebt trotz Schickſalsſpruch und Sternen,
Und wohl zermalmen können mich die Götter,
Doch meine Lieb' entreißen ſie mir nicht.
(Gunther: Um Deine Ehre —)
Ehre? Meine Ehre
Iſt, daß ich dieſes Todten würdig ſei,
Und nur mit ihm noch hab' ich's, nicht mit Euch.
(Wendet ſich wieder zu Siegfried:)
O, ſieh' ſo wild nicht aus den blut'gen Locken,
So ſtarr mich an! Wie gern, huldloſer Freund,
Wie gerne hätt' ich ſanfter Dich gebettet!
Doch Du, Du wehrteſt nur, und riſſeſt ſelbſt,
Du ſelbſt aus Wolken dies Geſchick herab.
O, ſchrecklicher, als Dich der ſcharfe Strahl,
Traf mich Dein Trug, und was ich litt durch Dich,
War mehr, als Tod. — Doch ſieh', nun iſt's geſühnt;

Und Liebe, die ſo lang vom Haß das Antlitz
Geborgt, naht Dir in eig'ner Bildung nun
Und ſchmilzt entwaffnet hin. O Deine Hand!
Daß ich in heißen Thränen meine Seele
Darauf hinweinen mag!
(Kriemhild: Zurück noch einmal, Weib!)
Uebſt Du ſo ſtreng
Die Leichenwache, Unerbittliche?
Sei's d'rum. Den letzten armen Liebesgruß,
Den Druck der kalten Hand magſt Du mir wehren,
Doch meinen Willen hebſt Du nimmer auf;
Denn ſtark iſt, wie die Götter ſelbſt, die Sehnſucht.
O Siegfried, Siegfried, was vermag mich noch
Von Dir zu ſcheiden! Nein, nicht mehr im Staub hier,
Dem nur, was ſterblich, eignet, ſuch' ich Dich.
Es giebt ein Reich, ein ſtilles, wo kein Bund
Den and'ren ausſchließt, weil dort Lieb' und Haß
In göttlichem Erkennen untergeh'n
Und alles Große ſich gehört. — O dort,
In heil'ger Dämm'rung bei den hohen Schatten,
Dort biſt Du mein, Geliebter! — Horch, mir iſt,
Aus dunkler Ferne hör' ich Deinen Ruf,
Und wie von Flügeln rauſcht es um mich her.
Willſt Du mich grüßen, oder zürnſt Du ſchon
Voll Ungeduld, daß ich hier müßig klage,
Anſtatt zu thun, was einzig mir geziemt?
Wohlan, Du ſollſt nicht harren! Gieb Dein Schwert —
Durch Blut und Flammen führt der Pfad hinaus,
Du gingſt voran, ich folge — — — Nimm mich auf!

Mit dieſen Worten ſtürzt ſich das Weib in Siegfried's Schwert. Doch nicht Brunhild's Ende iſt das der Tragödie. Für dieſes nimmt Sigrun's Prieſtermund das letzte Wort, um in begeiſterter Seherrede die ferne Zukunft zu künden: der Nibelungen Noth und Untergang. Und wie dieſe furchtbar erhabene Weisſagung den fünffüßigen Jambus mit dem feierlichen Trimeter vertauſcht, ſo iſt es für das Feingefühl des Dichters nicht minder charakteriſtiſch, daß beim Hereinbrechen der Kataſtrophe, dem Streite zwiſchen Brunhild und Kriemhild, die ausbrechende Leidenſchaft ſelbſt über den Vers ſo zu ſagen hinausfluthet und erſt zum Trimeter, dann, in der höchſten Steigerung, zum Alexandriner greift, weil das Maß des gewöhnlichen Verſes zu eng wird.

Das Höchſte, was Geibel als Dramatiker geleiſtet, bietet er uns in ſeiner Sophonisbe. Die Tragödie wurde ſeinerzeit als das beſte deutſche Trauerſpiel eines Jahrzehnts mit dem vom König von Preußen geſtifteten Ehrenpreiſe von 1000 Thalern gekrönt und brachte dem Dichter außerdem die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft. Auch heute, nach einem Vierteljahrhundert, kann ſich keine andere deutſche Tragödie der Neuzeit ihr zur Seite ſtellen. Eine großartige, lebendige, wechſelvolle Handlung, ein erſchütternder Conflict gewaltiger Leidenſchaften, beide auf dem Hintergrunde eines erſchütternden Ringens zweier Weltmächte, der Punier und der Römer, ſich plaſtiſch abhebend, beide in ihrem Entſtehen und Fortwirken conſequent entwickelt aus dem Charakter tragiſcher Helden, die geſchichtlich und rein menſchlich unſere geſpannte Theilnahme in Anſpruch nehmen, und die Handlung vorgetragen mit dem hinreißenden Pathos einer von dem Schimmer ſchönheitsleuchtender Poeſie verklärten Sprache, einer Sprache, wie ſie ſeit Schiller's „Braut von Meſſina“ von der Bühne herab nicht mehr vernommen — das ſind die ſchwerwiegenden Vorzüge, die unſerer Tragödie ſo raſch

— in dem erſten Jahrzehnt ihres Erſcheinens wurden allein vier ſtarke Auflagen nöthig — die Bühne und die Herzen erobert haben.

Im Mittelpunkte der Handlung als deren treibende und tragende Kraft ſteht Sophonisbe, aus des edlen Barkas Stamm, die jugendliche, mit allen Reizen der Schönheit, des Geiſtes, der Willenskraft ausgeſtattete Gemahlin des großen Numiderkönigs Syphax, dem ſie, die eigene Jugendliebe zu dem zum Verräther gewordenen Maſſiniſſa dem Vaterlande opfernd, ihre Hand gereicht, weil ihr Römerhaß, der größer noch iſt, als ihr Lieben, an deſſen Macht einen willkommenen Bundesgenoſſen findet. Denn die Zeiten ſind ſchwer, das Vaterland hart bedrängt: mit Maſſiniſſa im Bunde haben Scipio's Legionen vom afrikaniſchen Boden Beſitz ergriffen, Gisgo's karthagiſche Macht iſt gelähmt, die den Puniern einſt unterworfenen Negerſtämme haben ſich für die Römer erhoben, Hannibal ſteht im Begriff, zum Schutze der heimiſchen Götter Italien preiszugeben, Syphax ſieht ſich, im offenen Feld dem Feinde nicht mehr gewachſen, auf die einzige noch widerſtandsfähige Königsburg Cirta beſchränkt. Noch ſoeben iſt ein Einbruch der von den Römern erfolgreich aufgeſtachelten Schwarzen im Süden des Reiches mühſam abgeſchlagen; die Aſtarteprieſterin Thamar hat ſich mit ihren Tempelſchätzen, während im Felde Syphax mit Aufbietung äußerſter Kraft zu einem letzten, rettenden Schlag gegen die Römer ausholt, zu ihrer Jugendfreundin und Blutsverwandten Sophonisbe nach Cirta geflüchtet. Sie findet den Palaſt leer. Die Königin hat, die Ungeduld ihres Herzens in Thaten auszutoben, beim erſten Morgengrauen den weißen Zelter beſtiegen, mit dem Wind um die Wette hinter Panthern und Straußen zu jagen. Als ſie beutebeladen heimkehrt, richtet ſie Thamar's Kummer durch frohe Siegeshoffnung auf. Denn iſt auch ihre große Seele gefaßt, das Schwerſte, was kommen mag, zu tragen, ſie hat gewiſſe Kunde, daß jeder Augenblick die entſcheidende Siegesbotſchaft bringen kann, zu deren Freudenfeier ſie ſich allbereits rüſtet. Doch es kommt anders. Ein Trauerbote berichtet, daß das Numiderheer Nachts von den Römern überfallen, das Lager geplündert, die nationale Kriegsmacht vernichtet, Syphax aus Verzweiflung durch eigene Hand gefallen, der ſiegreiche Feind im Anrücken auf die Burg iſt. Und da iſt er auch ſchon, hat die Wälle erſtiegen, ein Thor iſt genommen; die numidiſchen Krieger, zu Memmen geworden, haben im Wahnſinn ihres Schreckens ein anderes Thor geſprengt, um ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Auch Sophonisben — noch ſteht ſie aufrecht, ungebeugt vom Schmerze über des Gatten Tod, den Verluſt von Schlacht und Heer zumal — mahnen alle Stimmen, in ſchleuniger Flucht, noch iſt ſie durch die Brunnenpforte am Palmenhaine möglich, Leben und Freiheit zu retten:

Erhalte Dich den Deinen,
Der Rache Dich, die Du dem Gatten ſchwurſt!
Flieh'! Flieh'!

Es iſt zu ſpät. Auch an den Palmen ſchon blitzt es von Römerwaffen auf. Und nun auch dieſer Ausweg geſperrt und damit jede Flucht abgeſchnitten,

ja, der Burghof ringsum vom Feind umzingelt iſt, was bleibt übrig, als ſchimpfliche Ergebung? Aber ſind auch die Männer zu Weibern geworden, hier ſteht ein Weib, das die Gefahr zum Manne macht:

Wir ſind umzingelt! —
Wohl! Das Schickſal
Will die Verſuchung uns kleinmüth'ger Flucht
Erſparen, und ich weiß ihm Dank dafür.
Klar liegt der Wurf. Wir müſſen mit dem Schwert
Uns eine Gaſſe bahnen oder ſchmachvoll
Uns unterwerfen. Setzen wir denn kühn,
Die Ehre rettend, unſer Leben ein! . . . .
Am Thor des Löwen iſt der Hang des Bergs
Geſchickt zum Ausfall. Dort am eh'ſten glückt's,
Hervorzubrechen plötzlich und das Netz
Des Feindes mit gediegʼnem Keil zu ſprengen.
Verſuchen wir's! Sein Todtenopfer heiſchend,
Wird Syphax' blut'ger Schatten vor uns her
Im Kampfe zieh'n und uns den Weg des Heils
Erſtreiten helfen. —

Doch wer iſt der Reiter dort im weißen Mantel, auf prächtigem Berberroß, an der Spitze des Zuges, der langſam bis zur Brücke in eiſernem Tactſchritt wogend daherdröhnt? Der Reiherbuſch auf ſeinem Helme verräth Thamar den Feldherrn. Jetzt hält er, er ſpricht zu ſeinen Truppen, ſo nahe, daß der Worte Schall beinahe das Ohr erreicht. Sie jubeln ihm zu. Aber Sophonisbe ruft, gewappnet zum Geländer vorſpringend:

Sie ſollen bald
Verſtummen, ſag' ich Dir! Den Bogen her!
Den ſchärfſten meiner Pfeile! Ha, ich treff' ihn,
Wie ich im Frühroth heut' den Panther traf!

Schon iſt der Pfeil auf der Sehne, der Bogen geſpannt, ihr ſicherer Blick hätte ſein Ziel nicht verfehlt, da erkennt ſie in dem Reiter Maſſiniſſa — den kann ſie nicht tödten, ihr entſinkt die Waffe, und Cirta's Loos und das Loos der Königin iſt entſchieden.

Ohne daß Maſſiniſſa es weiß und hindern kann, haben die in die Burg einziehenden Römer die Herrin in Feſſeln gelegt. Die will ihr doch Maſſiniſſa wieder abnehmen. Als aber beim Anblick des königlichen Weibes die alte Jugendliebe mit dem heißen Wunſch ihres Beſitzes mächtig auflodert, da muß er erſt noch andere Feſſeln löſen, ehe die Begehrte, nicht aus Neigung zu dem wankelmüthigen Manne, ſondern aus tödtlichem Haß wider den Erzfeind, ihm ihre Hand verſpricht. Abfall von den Römern, Beſetzung Cirta's, Kampf gegen die Unterdrücker bis auf's Meſſer, Aufrichtung eines großen nationalen karthagiſch-numidiſchen Reiches, das ſind die Bedingungen, die ſie ſtellt und er willenlos, ſeiner den Verbündeten geſchworenen Eide uneingedenk, annimmt. Batu, Syphax' Waffenträger, der ihr als Kriegsgefangener auf Weiſung des Römerführers den Abſchiedsgruß des Königs, ihres Gemahls, und als letztwilliges Angedenken

deſſen blutigen Dolch überbringt, daß der ihr Freund und Zuflucht ſei, wenn Alles untreu werde, der biedere Batu warnt vor dem Unbeſtand des wetterwendiſchen Werbers und weiſt auf das Gefährliche ihres Anſchlags hin, der, unter allen Umſtänden ſchwierig, am allerwenigſten beſtehen werde vor dem Adlerblick dieſes Scipio, der, ein wahrhaftiger Held und Mann, ein geborener König und der Abgott ſeiner Krieger, im Lager herrſche wie in der Feldſchlacht. Er ſelber, wie bitter er auch den Stolzen haſſe, müſſe doch bekennen, daß derſelbe ihm Furcht zugleich und Ehrfurcht eingeflößt. So iſt es Batu, aus deſſen Munde die Königin zuerſt das Lob des wunderbaren Römers vernimmt. Aber ſchätzt ſie gleich das Urtheil des Alten werth, noch zweifelt ſie doch, ob ſo viel Lob begründet, und indem ſie Maſſiniſſa zum Aufbruch drängt, erklärt ſie ihren Willen, ihn nach dem von dem römiſchen getrennten Lager der Numider ſelbſt zu begleiten, weil ſie hofft, daß ihr perſönliches Erſcheinen, die beredte Stimme ihres Unglücks bei den Volksgenoſſen ſiegreichen Zauber üben werde. Das Unternehmen mag gewagt ſein, der Ausgang Gefahr drohen, ſei's d'rum:

— — — — — Nur wer verzagend
Das Steuer losläßt, iſt im Sturm verloren.
Wir ſind's noch nicht.

An der Königin Entſchloſſenheit entzündet ſich auch Thamar's Muth. Aber wenn, wie ſie wohl möchte, auch ſie der geliebten Herrin in's Heergewühl folgte, wer ſoll, ſeit Methumbal fiel, Cirta ſchützen? Nein, der Prieſterin iſt hier ihr Platz vorgezeichnet; ihren reinen, ſtarken Händen kann die Königin getroſt die Schlüſſel anvertrauen; Thamar wird, was immer kommt, die Burg für Karthago bewahren. Und jetzt, bevor das ſtampfende Roß ſie dem ungewiſſen Ziel entgegenträgt, empfängt Sophonisbe den frommen Schweſterſegen:

Zieh' denn hinaus, Geliebte, zieh' beglückt!
Ich ſegne Dich, als ſtünd' ich am Altar,
Und Ihr dort oben, laßt als Weiheguß
Das Opfer dieſer Thränen Euch gefallen!
Dich, hoher Sonnenjüngling, ruf' ich an,
Und die Du nächtlich über's Waldgebirg
Mit Silberroſſen jagſt und Thau des Lebens
Herniederträufſt, Aſtarte Dich, und Dich,
Gewalt'ger Melkart, unſ'res Stammes Ahn'!
Umſchirmt dies theure königliche Haupt,
Und vor ihr her in Sturm und Säuſeln wandelnd,
In Wolk' und Gluth, bereitet ihr die Bahn!
Ihr habt das heil'ge Feuer, das ſie treibt,
In ihrer Bruſt entzündet; lehrt ſie denn
Nach Eurem Rath ihr kühnes Werk vollenden!
Und wie ſie lauter'n Sinns und willig iſt,
Ihr Alles für der Heimath theuren Herd,
Für Euch und Euer Volk dahinzugeben:
So ſeid ihr gnädig, Götter Afrikas!

Dies Wort nimmt Sophonisbe auf:

So ſeid mir gnädig! Ja, von Eurem Hauch
Ergriffen fühl' ich mich, und ungeduldig
Schwillt mir das Herz von hoher Zuverſicht.
Zu Roß denn, Maſſiniſſa! Laß den Wind
Uns überreiten! Keine Ruhe mehr,
Bis ich mein Schickſal weiß, und wer ich bin,
Ob eine Sclavin jener ſtolzen Römer,
Ob eines freien Volkes Königin.

Der nächſte (dritte) Aufzug verſetzt uns in's römiſche Lager. Die Zelt-

geſpräche der Kriegstribunen und Hauptleute verkünden einſtimmig den Ruhm des räthſelhaften Mannes, Scipio's, der Alles vorausſchaut, Alles weiß, Alles ordnet, überſieht, zu ſeinen Zwecken fügt, nach ſeinem Willen zwingt, und dem Alles, auch das Unbegreifliche, in Rath und That gelingt. Jetzt hat ſein Scharfſinn wieder Maſſiniſſa's Plänen mißtraut, noch ehe ein Schritt zu deren Verwirklichung gethan iſt. Er hat demſelben die Erlaubniß, zum Schutze Cirta's gegen eine angeblich drohende Bewegung Gisgon's mit ſeinen Truppen abzuziehen, rundweg abgeſchlagen, weil er Gisgon's gegenwärtige Stellung beſſer kennt. Nicht lange, ſo läßt die Meldung eines puniſchen Spions, den Scipio's Gnade ein paar Tage zuvor vom Strange befreit, und die beſtätigende Nachricht ſeines Burſchen Flavius, der ſich ohne Geheiß, nur von Anhänglichkeit an ſeinen geliebten Herrn getrieben, in das numidiſche Lager geſchlichen hatte, den Römerführer klar das Gewebe der feindlichen Argliſt durchſchauen. Er weiß, die bisherigen Bundesgenoſſen ſind zum Abzug gerüſtet, es wird Abfall geplant, der Ueberredungskunſt eines Weibes iſt es gelungen, Maſſiniſſa, Hauptleute, Soldaten in der beſchworenen Treue wankend zu machen. Darnach trifft er denn entſchloſſen ſeine Maßregeln. Den einen Unterfeldherrn entſendet er ſchleunigſt zur Beſetzung Cirta's, dem anderen, den er im Lager zurückläßt, giebt er für alle Eventualitäten genaue Weiſung, er ſelbſt bricht, begleitet nur von ſeinem Burſchen Flavius und einem Lictor, in's feindliche Lager auf, wo die Verſchworenen, in ihrem Unternehmen ſchon bedenklich geworden, nur noch durch Sophonisbe's Vorſtellungen dabei feſtgehalten werden und Maſſiniſſa, durch Scipio's Weigerung, ihm die erbetene Erlaubniß zum Abſchied zu ertheilen, doch ſtutzig gemacht, den geplanten Abzug auf die Nacht verſchoben hat. Eben ſind ſie vor Sophonisbe's Zelt verſammelt, zu berathen, was geſchehen ſoll, da tritt Scipio in ihre Mitte. Der große Conſul und die große Königin ſtehen ſich Auge in Auge gegenüber zum Ringkampf um den Gehorſam der Tauſende. Sophonisbe hat noch niemals ſo zündend geredet, die Worte zucken ihr von der Zunge wie Dolche und Wetterſtrahlen; aber Scipio's Lippen behalten den Sieg. Mit dem Hochſinn ſeiner Großmuth gewinnt er die Krieger, die Hauptleute, Maſſiniſſa, die Königin ſelbſt. Die Hauptleute ſtürzen vor ihm nieder, Maſſiniſſa wirft ſich zu Boden, Heil Scipio! Heil! tönt's durch die Nacht, und verwirrt, geknickt ruft Sophonisbe aus:

Beſchämt! Beſiegt! Vernichtet!
O wer verlieh Dir, Schrecklicher, die Macht,
Die mich zermalmt und mit Bewund'rung füllt!
An meines Lebens Sternen werd' ich irr' —
Schirmt mich, ihr guten Götter! Welch ein Mann!

Im vierten Aufzug finden wir Sophonisbe als römiſche Gefangene. Das Lager meidend, jede Nahrung verſchmähend, hat ſie zwei Tage und Nächte in dumpfem Brüten vor ſich hingeſtarrt; umſonſt hat Batu, ihr Getreuer, ſeine Beredtſamkeit erſchöpft, um das Gemüth der Herrſcherin ſanfter zu ſtimmen, in welchem die eine Empfindung glühenden Römerhaſſes jede andere Regung erſtickt.

Da erſcheint vor ihr Scipio, der ihr verhaßteſte und doch, wie ſehr ſie ſich dagegen ſträubt, geliebteſte Mann, in welchem ſie endlich, endlich das Urbild ihrer Sehnſucht verkörpert ſieht. Und wie er jetzt ſo milde mit ſanften, herzendringenden Worten die Zürnende zur Verſöhnung zu ſtimmen ſucht, ja, ihr jede denkbare Erleichterung ihres Looſes, die Freiheit ſelbſt bietet nur gegen ihr Wort, daß ſie nicht entfliehe: da hat er den ſtarren Sinn erweicht, durch die Andeutung, daß auch ſie ihm nicht gleichgiltig, vollends das Bild des Schwächlings Maſſiniſſa in ihrer Seele zu ſeinen Gunſten ausgelöſcht:

So ſchmilzt das willenloſe Eis dahin
Am Kuß des Sonnenjünglings.

Auch ohne das ausdrückliche Verſprechen, nicht zu fliehen, hält Sophonisbe durch die Großmuth, die Scipio ihr bewieſen, ſich gebunden, ſo daß ſie Batu's Vorſchlag, ihr durch einen im Lagerring aufgefundenen, den Römern bisher unbemerkt gebliebenen unterirdiſchen Gang den Weg in's Gebirge zu öffnen, ſtolz von der Hand weiſt. Erſt Batu's Vorſtellung, daß dieſer hochſinnige Scipio nicht daran denke, um ihrer ſchönen Augen willen aus mattherzigem Mitleid auch nur einen Schatten von dem zu opfern, was ſeines Sieges Pomp erhöhe, und mit der gewinnenden Maske der Freundſchaft, die anzunehmen er jetzt für gut finde, nichts Anderes bezwecke, als in der Perſon der Königin ſich die ſtolzeſte Geſtalt für den Triumphzug, von dem er träume, zu ſichern — noch geſtern hat er's mit eigenen Ohren vernommen, wie der Römer im Kreiſe ſeiner Feldherren äußerte, daß jetzt erſt, wo ein Gott die Königin in ſeine Hand gegeben, ihn der Triumph begehrungswürdig dünke — erſt dieſe Vorſtellung macht Sophonisbe betroffen, und als Maſſiniſſa Batu's Wort beſtätigt, da fühlt ſie den Boden unter den Füßen wanken, da bäumt ſich, im Innerſten getroffen, was von weiblichem Stolz in ihr iſt, auf, da iſt ihr ſchönſter Traum ausgeträumt. Aber in dem Augenblick, in welchem ihr unſelig getäuſchtes Herz an die Falſchheit des vergötterten Helden glaubt, thut ſich auch ein Abgrund vor ihr auf, die Nacht bricht herein, eine ſchwüle, wetterſchwarze Nacht, grauenhaft durchzuckt von den aus Wolken niederfahrenden Flammenſtrahlen, grauenhafter von den Blitzen ihres gluthheißen, unbändigen Rachedurſtes:

Ein Dämon hat
Der Welt Gepräg' vertauſcht! Die Majeſtät,
Die göttergleich auf Heldenbrauen thront,
Erniedrigt ſich zur ſchlauen Kupplerin.
Berechnung iſt ihr Gruß und all ihr Lächeln
Wie Sodomsäpfel, außen roth geſchminkt
Und innen Fäulniß! — — — — — —
Daß die Hyäne falſch iſt, ſagt ihr Blick;
Die gift'ge Kröt' iſt ſcheußlich von Geſtalt:
Man ſieht ſie nur und flieht — Doch wer
mißtraut,
Wenn ſtolze Kraft das lauterſte Gewand
Der Wahrheit ſtiehlt zu ſchnödem Gaukelſpiel!
O jeder Zug war Güte, jede Regung
Bewegter Antheil, als er auf die Lippen
Das Herz mir lockte; ſeiner Stimme Ton
So Troſtes voll, daß wie vor Orpheus'
Liede
Mein Gram bezaubert einſchlief und das Blut
Des Hasdrubal nicht ſeines Urſprungs mehr
Gedachte — Hättet ihr den Ton gehört,
Mit Eurem Leben hättet Ihr dafür
Gebürgt, er meint' es treu. Und alles das
Verruchtes Blendwerk nur, um unbemerkt
Mich ſich'rer anzuſchmieden, nur der Brocken,
Mit dem gefühllos man das wilde Thier

Im Käfig füttert auf den Tag des Kampf-
ſpiels!
Fahr' hin! Die Tigerin wacht auf in mir,
Und Rache lechz' ich, Rache!
Wohlan! Habt Euren Willen! Menſchlichkeit,

Scipio muß fallen! Da Maſſiniſſa ſeine Hilfe verſagt, iſt die Königin entſchloſſen, ſelbſt den Dolch zu brauchen, den Syphax ihr geſandt. Durch einen Seitengang jenes unterirdiſchen Gewölbes, das Batu kennt, ſoll dieſer ſie in das zerſtörte Schloß von Maſſylis, Scipio's Hauptquartier, führen:

— — — — Komm', tödtlich Eiſen!
Du dienteſt einem König: königlich,
Dafern ein Gott mir hilft, will ich dich betten!

Dem dieſer Anſchlag gilt, Scipio, hat ſich nach angeſtrengter, bis in die Mitternacht verlängerter Tagesarbeit zur Ruhe begeben, die Hauptleute haben ihre Meldungen erſtattet und den Feldherrn, der einen Bericht an den römiſchen Senat aufſetzt, allein gelaſſen; als letzter iſt Flavius, nachdem er noch ſeinen Herrn entkleidet, ſchlafen gegangen; nun iſt das Zelt leer — da tritt Sophonisbe ein, und wie ſie umſchaut, fällt ihr Blick bei der Lampe Dämmerſchein auf das daliegende begonnene Schreiben. Ja, es iſt keine Täuſchung: hier ſteht ihr Name! In dieſen ſchnöden Zeilen brüſtet ſich der Verfaſſer wohl noch, wie ſchmählich er ſie betrogen! Iſt das ein Wink der Götter, ihr den Arm zu ſtählen, daß ſie ſchonungslos den Prahler treffe? Doch nein, hier ſteht's ja anders. Das iſt wohl ein Bericht an den Senat, das hier iſt wohl ihr Name — aber was ſchreibt Scipio? Er rühmt die Hoheit Sophonisbe's, bittet, ihm ihr gegenüber freie Hand zu laſſen; gelingt's ihm, ihr Herz ſich in Freundſchaft zu neigen, ſo will er ſie nicht als Gefangene nach Rom führen, vielmehr als Bundesgenoſſin ſoll ſie an ſeiner Seite die Ehren des Triumphes theilen! Wie? So iſt ſie denn elend getäuſcht, hintergangen, aber nicht von Scipio? Jenes von Batu ihr hinterbrachte, von Maſſiniſſa beſtätigte Wort, das ihr Mordgedanken eingegeben, war in ganz anderem Zuſammenhang geſprochen? Scipio iſt doch der Edle, Große, Göttergleiche, wie ſie ſein Bild im Herzen trug, und Huld nur war Alles, was er gegen ſie ſann, er, den ſie zu tödten hergekommen? Das iſt mehr, als ſie tragen kann. Jeder Kraft iſt ja ein Maß geſetzt. Was ſie da eben erfährt, entwaffnet ſie. Denn dann iſt ſie ſelbſt ja, die ohne Grund an der Echtheit des Heldenbildes, des unvergleichlichen, irre wurde, zehnfachen Todes ſchuldig, und kein Geringerer als Scipio ſoll ihr das verdiente Urtheil ſprechen:

Scipio, wach' auf!
Hervor, o Scipio, der Mord ſchlich ein
In Dein Gezelt, wach' auf und halt' Gericht!

Doch Scipio's Großmuth bleibt ſich treu. Unerbittert hört er ihre Selbſtanklage an; er vergiebt nicht nur, was geſchehen, ſondern häuft noch neue Huld auf die Beſchämte, ja, bietet Freundſchaft, Liebe an:

Mir ſagt Dein Schmerz, ich irrte nicht, als ich
Ein edenbürtig Herz in Dir geahnt.
Du bleibſt mir, die Du warſt; ſo bitt're Reue
Tilgt wohl ſo blinde Schuld. Was hier geſchah,

Sei wie ein Traumbild dieſer Nacht verweht.
So blaſ' ich's fort. Geh' denn und ſei getroſt
Und reiß' hinfort den blinden Römerhaß
Aus Deiner Bruſt!

Sophonisbe, ſchon ganz nahe daran, im Uebermaß des Glückes ihre Zukunft, ihr ganzes Selbſt ihm zu übergeben — durch dieſe Erinnerung an die Römer, den alten Erzfeind ihres Hauſes, ihres Landes, Volkes, kommt ſie wieder zur Beſinnung. Nein, zwiſchen ihm und ihr giebt es keine Gemeinſchaft, ſie kann nicht als die Verrätherin ihrer Blutsgenoſſen mit dem Todfeind ihres Vaterlandes ſich verbinden, nicht an ſeiner Seite jauchzen über Karthago's Fall, das Feſtgewand nicht mit theilen, das ihrer Brüder Blut zum Purpur färbt, kann nicht ihm und ſich ſelbſt ein Greuel werden. Eben läuft bei Scipio die Kunde ein, daß Cirta genommen und daß Thamar, bis in den Tod getreu, ihr Leben geringer ſchätzend als die Knechtſchaft, unter den zuſammenbrechenden Trümmern der eigenhändig entzündeten Königsburg ihr Grab gefunden — dieſe Kunde mahnt an die Wirklichkeit und zeigt der Königin, was ſie von Scipio trennt. Mit Syphax' Dolche, der ihn treffen ſollte, giebt ſie ſich ſelbſt den Todesſtoß: „Ich kann nicht los von meinem Vaterland! Und meine Schuld zahl' ich ihm ſo —" Und nun dürfen die letzten Worte der Zuſammenſinkenden auch die beiden Pole nennen, die ihr Fühlen und Sein im Leben und Sterben umſpannten: „Karthago! — Scipio! — Fahr' wohl!" Der Römer ſteht bewundernd an der Karthagerin Leiche. Aufrichtigen Schmerzes macht ſeine gepreßte Bruſt ſich Luft:

Verſtänd' ich noch zu weinen, weint' ich hier! — —
— — — — — — — — O Lälius,
Hier liegt ein ſtolzes Lilienreis geknickt —
Hätt' ich ein Weib wie dies in Rom gefunden,
Den ſchönſten meiner Siege gäb' ich d'rum.

Ueber ſolchen Klagen zieht das Morgenroth herauf, und das Erſte, was der junge Tag bringt, iſt die ernſte Zeitung: „Hannibal gelandet!" Die muß die niedergeſchlagenen Trauergedanken Scipio's in andere Bahnen lenken, dem tief Erſchütterten die alte Spannkraft wiedergeben. Denn jetzo naht Karthago's Verhängniß ehernen Schrittes:

— — — — — Willkommen, alter Leu!
Du ſollſt den Adler finden! — — — —
Ihr aber laßt die Heerpoſaunen ſchmettern!
Wir brechen auf nach Zama.

# Animaliſcher Magnetismus oder Hypnotismus?

Von Dr. **H. Truhart** in Fellin.

„Ich will über die Seele forſchen, ſo viel ich kann, und ich wag' es! Denn mich reizt ihre ſchöne Geſtalt und noch mehr, was dahinter verborgen. Ja, mich reizt überhaupt, was verborgen und ich fühle eine unausſprechliche Sehnſucht darnach." Dieſe Sehnſucht, welcher der Philoſoph Scherner jenen beredten Ausdruck verleiht, möge es entſchuldigen, wenn ich in meinem heutigen Vortrage*) wiederum ein Thema behandle, das, auf phyſio-pſychologiſcher Grenze, ſich auf der Grenze unſeres ſeeliſchen und leiblichen Daſeins bewegt.

Uebt es ja doch ſchon auf das ſinnliche Auge des Menſchen einen ganz beſonderen Reiz aus, über die nächſte Umgebung hinweg in die Weite zu ſchauen, um kaum Sichtbares noch zu erſpähen; um wie viel mehr iſt nicht unſer geiſtiges Auge geneigt, den Gedankenkreis des alltäglichen Lebens zu verlaſſen, um ſich ein Bild der Erſcheinungen zu geſtalten, die nur ſchattenhaft an dem Horizonte unſeres Geiſteslebens auftauchen. Zwar hier wie dort wird der der Betrachtung unterworfene Gegenſtand nur dann ein getreues, mit ſcharfen Contouren verſehenes Spiegelbild aufweiſen, wenn das Auge, zuvor ſchon für die Nähe geübt, dort mit einem der Fernſicht entſprechenden Glaſe, hier mit dem geiſtigen Rüſtzeug der Wiſſenſchaft gewappnet, ausſpäht. Pflegen doch ſonſt erfahrungsgemäß auf der Netzhaut des Auges wirr durch einander Zerſtreuungskreiſe, im Vorſtellungsleben des Menſchen aber Gebilde der Phantaſie zu erſtehen, welche bei nur lockerer innerer Geſtaltung auch des äußeren Zuſammenhanges entbehren. Gedenken wir nun der innigen Verbindung unſeres Kopfes mit unſerem Herzen, ich will ſagen der Abhängigkeit unſerer Einbildungskraft von unſerem Gemüth, ſo leuchtet von ſelbſt ein, wie leicht hier uns eine Quelle zu Sinnestäuſchungen des Auges einerſeits, zu Geiſterſpuk und Geſpenſterſeherei andererſeits zu entſpringen vermag. Geiſter und Geſpenſter aber werden je nach dem Alter, dem Geſchlecht, der Beſchäftigung, dem Stande und der Bildung des

*) Nachſtehender Aufſatz lehnt ſich an einen populären Vortrag an, den der Verfaſſer in Fellin gehalten. Die Red.

betreffenden Individuums einen verſchiedenen Charakter, ein anderes Gepräge erfahren. Wie bei den Einzelperſonen, ſo auch bei den Völkern*). Die vielfachen Erſcheinungen, welche das Weſen des Geiſtes ausmachen, bleiben ſich eben im Verlaufe der Zeit und bei verſchiedenen Völkern nicht gleich, vielmehr ſind ſie in fortwährenden Wandlungen begriffen, immer ſich den jeweiligen Anſchauungen und Umſtänden der Zeit und der Culturſtufe der Völker anpaſſend.

Im Allgemeinen hätte man ſchon aus dieſem Grunde ſchließen können, daß man es auch hierbei nicht mit übernatürlichen und deshalb unfaßbaren Dingen zu thun hat, ſondern mit ganz natürlichen Vorgängen, ſubjectiven wie objectiven. Das Ungeheuerliche in allen den Erſcheinungen liegt darin, daß wir zur betreffenden Zeit nicht im Stande ſind, dieſelben in die allgemeine Kette unſerer Erkenntniß einzureihen. Den Indianern waren die Schiffe, das Pulver, die Kanonen, der Spiegel, der Compaß und zahlloſe andere Dinge, ſowie die weißen Menſchen ſelbſt, übernatürliche, weil für ſie unbegreifbare Erſcheinungen. Die Indianer haben jene Dinge zwar heute noch ebenſo wenig begriffen wie damals — wenigſtens nicht in dem Sinne, wie die Weißen ſie begriffen haben, in ſo fern dieſe ſie in ihre Beſtandtheile zerlegen und nach Willkür herſtellen können — allein ſie haben dieſelben in ihre Vorſtellung eingereiht, nämlich als Thatſachen.

Etwas Anderes thun wir Weißen, bei Lichte betrachtet, mit all unſerer Gelehrſamkeit auch nicht. Dem Naturmenſchen genügt die ſinnliche Anſchauung vollkommen, um ſeinen Erkenntnißdrang zu befriedigen, während bei dem gebildeten Menſchen das geiſtige Bedürfniß hinzukommt, die Dinge in ihrer Zuſammenſetzung und in ihrer Wechſelwirkung zu begreifen, d. h. in der Vielheit die Einheit zu erkennen. Bei dieſer Unterſuchung macht es der Weiße ſehr ähnlich, wie ſein rother Bruder es auch that, als er hinter den Spiegel ſchaute, um zu ſehen, wer oder was dahinter wäre. Der wiſſenſchaftliche Menſch iſt ebenfalls nicht zufrieden mit den Dingen, wie er ſie in Wirklichkeit ſieht, ſondern er will auch *hinter* ſie kommen und da findet er Geiſt, den wahren Geiſterſpuk, ſeine eigenen Gedanken, ſich ſelbſt findet er da wieder.

Was wiſſen wir z. B. von den allergewöhnlichſten Dingen, wie Licht, Wärme, Schwere, Elektricität, Magnetismus u. a. m.? Wir kennen Gruppen von Erſcheinungen in ihrer Geſetzlichkeit und ihrem Zuſammenwirken und dieſen Gruppen geben wir Namen, wie Licht, Wärme und ſo fort. Fragen wir aber, was hinter dieſen Dingen ſteckt, was ihr Weſen iſt oder was ſie *an ſich* ſind, ſo ſind die Antworten verſchieden, je nach unſerem eigenen geiſtigen Standpunkt.

Früher begnügte man ſich damit, Licht und Wärme als Gaben Gottes zu betrachten, Elektricität und Magnetismus wurden wo möglich als Werke des Teufels angeſehen; heute ſetzt man ihren Urſprung gemeinſam in die Hypotheſe

*) Der trotz der Aufklärung unſeres Jahrhunderts dennoch ſo verbreitete Spiritismus und das ſog. Hellſehen beim Hypnotismus ſind eben nur eine neue Auflage des dem grauen Mittelalter entſtammenden Geiſterſpukes. Der Verf.

der Aetherſchwingungen und Molecularbewegungen. Molecularbewegungen und Aetherſchwingungen ſind aber Ideen des Menſchengeiſtes, denen die Menſchen eine ſelbſtändige Exiſtenz andichten und mit welcher ſie ſich auch ſo lange begnügen, als ſie ihren übrigen Anſchauungen entſprechen. Die Formel für dieſen geiſtigen Vorgang lautet: wir haben die Sache begriffen. Im Grunde genommen haben wir mit dieſen Dingen wiſſenſchaftlich gethan, was rohe Menſchen unwiſſenſchaftlich thun: wir haben ſie als Thatſachen in die Kette unſerer Erkenntniß eingereiht.

„Ich will über die Seele forſchen, ſo viel ich kann, und ich wag' es," ſagt Scherner. — In das Weſen des Hypnotismus einzudringen und die Erſcheinungen desſelben als Thatſachen in die Kette unſerer Erkenntniß einzureihen, dieſer Verſuch ſoll in den nachfolgenden Ausführungen gemacht werden.

Zauberei hat zu allen Zeiten für den ungeſchulten Verſtand eine beſondere Anziehungskraft gehabt. Märchen ſpielen auch heut zu Tage *außerhalb der Kinderſtube*, der Hexenglaube und die Chiromantie in anderen, als wirklich ungebildeten Kreiſen eine bedeutende Rolle; und wenn man die Kunſtſtücke eines gewandten Taſchenſpielers, eines Hypnotiſeurs oder eines Gedankenleſers vom großen Publicum kritiſiren hört, ſo kann man ſich leicht überzeugen, daß auch intelligentere Laien oft genug ſich nicht gänzlich frei machen von dem Aberglauben. Sei es nun Spiritismus, ſei es thieriſcher Magnetismus oder Hypnotismus, ſei es der unverhüllte Geſpenſterglaube — irgend ein derartiger, mit dem beſſeren Wiſſen im Widerſpruch ſtehender dunkler Begriff: als wenn nicht Alles mit rechten Dingen oder auf natürliche Weiſe zugehe, bleibt ſelbſt *dann* oft übrig, wenn Schulunterricht und Lebenserfahrung das Ihrige gethan haben, dem geſunden Menſchenverſtande ſein Recht zu verſchaffen. Selbſt ſonſt überaus ſkeptiſch und kritiſch angelegte Menſchen, ja ſogar hervorragende Gelehrte werden bisweilen in den Strudel hineingeriſſen, welcher in unſerem aufgeklärten Europa insbeſondere während der letzten zehn Jahre wiederum faſt epidemiſch Verblendung um ſich verbreitet.

„Es muß aber etwas daran ſein!" hört man von vielen Seiten rufen. Warum bekümmert ſich gerade diejenige Wiſſenſchaft gar nicht um dieſe Dinge, welche allein competent iſt, die Phyſiologie? Die gewöhnlichen Leiſtungen der Preſtidigitation, die Betrügereien und Täuſchungen mancher Magnetiſeure und Somnambulen, ſo wird geſagt, wollen wir ſelbſtverſtändlich, ebenſo wie die Leiſtung der Magier, als naturwiſſenſchaftlicher Unterſuchung nicht würdig, außer Acht laſſen; aber es bleibt noch ſehr viel übrig, was davon unabhängig und überhaupt unvermittelt daſteht. Einige unzweifelhafte Wundercuren durch ſogenannte Sympathie, das myſteriöſe Tiſchrücken, namentlich aber die doch ganz ſicher feſtſtehende Thatſache, daß man durch gewiſſe Manipulationen viele Menſchen in einen äußerlich dem Schlaf ähnlichen Zuſtand oder in den Zuſtand des Hellſehens verſetzen kann, ſind phyſiologiſche Räthſel. In dieſen letzteren Fällen, wo kein wahrer Schlaf herrſcht und doch kein Wachſein, ſind die Magnetiſirten

oder Hellsehenden geistig wesentlich verändert. Sie erfreuen sich öfters einer gesteigerten Sinnesschärfe, hören z. B. bei verbundenen Augen eine Handbewegung in fünfzig Fuß Entfernung und riechen die Gegenwart bestimmter Personen.

Was hat es mit diesen Zuständen für eine Bewandtniß? — Wenn es dem Gesunden gelingt, nur durch mehrere Minuten langes Anstarren eines und desselben Gegenstandes und Bestreichen mit den Händen festen Schlaf und Muskelstarre herbeizuführen, so sei klar, daß weder Alles, was auf diesem Gebiete thatsächlich in Betracht kommt, auf Täuschung beruhe, noch Alles nur auf krankhaft veränderte Nerven bezogen werden dürfe!

So ungefähr lauten gegenwärtig hier die gegenüber dem Skepticismus der Aerzte von Seiten des Publicums geltend gemachten Argumentationen, so ungefähr lautete auch zu Anfang der 80er Jahre der stürmische Appell des deutschen Volkes an seine Gelehrten, nachdem der bekannte dänische Magnetiseur Karl Hansen durch seine öffentlichen Experimente und Schaustellungen Ende 1876 bis 1880 von Neuem wiederum die Aufmerksamkeit der Laien und Aerzte auf den von Mesmer hundert Jahre zuvor entdeckten sogenannten thierischen Magnetismus hingelenkt hatte. Schon hier sei in Kürze erwähnt, daß Hansen's Experimente im Wesentlichen darin bestanden, daß er aus der Zahl seiner Zuschauer gewisse ihm geeignet erscheinende Versuchspersonen auswählte, dieselben durch längeres Fixiren eines stark funkelnden Glases und gewisse streichelnde Manipulationen in einen ohnmachtähnlichen Schlaf versetzte und in diesem Zustande auf seinen Befehl die wunderbarsten Bewegungen und Handlungen ausführen ließ; erst nachdem er die hypnotisirten Personen angehaucht oder mit einem lauten „Wach!" angerufen, erwachten sie aus ihrem angeblich magnetischen Schlaf, ohne sich nach ihrer Versicherung im Mindesten der mit ihnen vorgenommenen, zum Theil auch sehr komischen Manipulationen entsinnen zu können.

Mesmer war seiner Zeit bei der Ausübung seiner Experimente und seines angeblich magnetischen Heilverfahrens durch verschiedene wissenschaftliche Commissionen in eclatanter Weise des Betruges und des Schwindels überwiesen worden. Mit der Verurtheilung des Entdeckers und seiner ganzen Theorie waren aber auch die einzelnen, immerhin auffallenden Erscheinungen wenigstens von Seiten der deutschen Wissenschaft keiner weiteren Berücksichtigung gewürdigt worden.

Ein Jahrhundert ist dahingerollt; mit um so größerem Eifer und um so gewissenhafterer Gründlichkeit haben nunmehr in den letzten Jahren die Gelehrten des Volkes der Denker sich an das Studium der einschlägigen physiologischen und psychologischen Fragen gemacht. Und wenn auch gelegentlich eines von dem Magnetiseur Hansen 1880 in Wien angestrengten Injurienprocesses mit Sicherheit hervorging, daß auch bei ihm mancherlei Betrug und Täuschung mit unterliefen, so sind doch seine Experimente bei eingehender wissenschaftlicher Prüfung durch zuverlässige Naturforscher und Aerzte, unter denen namentlich Heidenhain, Weinhold, Grützner, Berger, Preyer und Rieger hervorzuheben sind, nicht nur

im Allgemeinen bestätigt, sondern auch in vielen Beziehungen erweitert und ergänzt worden. Jedoch nicht nur auf deutschem Boden, auch in den übrigen Staaten Europas: in Holland, in Belgien, in Rußland (hier Heubel und Danilewski), in Italien (Seppilli und Tamburini), in Frankreich (Richet und Charcot) bemächtigten sich jetzt die mehr oder weniger hervorragenden Fachgelehrten mit gleichem Eifer des interessanten Stoffs. Die Gleichartigkeit der Endresultate aller dieser Forschungen aber bot Bürgschaft für die Richtigkeit der Lösung des vorliegenden Problems. Und mit der Lösung des Räthsels schien dem Studium der Anthropologie ein neues, bisher ganz unbekanntes Feld erschlossen! Um so überraschender muß es erscheinen, daß bei der kritischen Sichtung des nunmehr gesammelten historischen Materials sich herausstellte, daß alle diese auf dem Wege durchaus selbständiger Forschung gewonnenen Resultate und Entdeckungen in England schon viel früher nicht nur schon einmal entdeckt worden waren: es waren alle die vielfachen Erscheinungen der Hypnose sogar Schritt für Schritt von einem und demselben Forscher experimentell verfolgt, bis in's Detail beschrieben, veröffentlicht, gelesen, späterhin aber wieder vergessen worden.

Der wahre Entdecker des Hypnotismus ist der oft genannte, wenig gelesene, viel gepriesene, arg verleumdete englische Arzt James Braid.

Wer die großen Verdienste dieses Mannes kennt, dem erscheint es ungerecht, daß in keinem der biographischen Sammelwerke Nachrichten über sein Leben zu finden sind. Fest steht sein Todestag. Er starb nämlich am 25. März 1860 plötzlich in seinem Hause in Manchester und zwar im Alter von ungefähr 65 Jahren. Er zeichnete sich schon früh als Chirurg aus. Die Sicherheit und seltene Geschwindigkeit seiner Operationen, sowie seine Erfolge in der Behandlung Nervenkranker verschafften ihm eine ausgedehnte Praxis in Manchester, wo er bis an das Ende seines thätigen Lebens in allen Kreisen zahlreiche Verehrer, aber auch viele Gegner und, wie es scheint, nicht die geringste äußere Anerkennung fand. Seine ersten Schriften behandeln chirurgische Gegenstände, vom Jahre 1841 an aber ausschließlich den Hypnotismus und damit Zusammenhängendes: Auch hielt er von dieser Zeit an darüber öffentliche Vorträge in Manchester, Rochdale und Liverpool und versetzte viele von seinen Zuhörern auf deren Wunsch in den hypnotischen Zustand. Er zog sich hierdurch heftige Angriffe zu und schrieb, um sie abzuwehren, 1842 ein fulminantes Pamphlet gegen einen Gelehrten, der behauptet hatte, er beschränke sich bei der neuen Art zu „magnetisiren" auf seine Dienstboten oder eigens gemiethete Patientinnen. Die Widerlegung solcher Insinuationen war vollkommen. Er fand jedoch in den vierziger Jahren nur wenige Anhänger unter den Aerzten, obwohl man viel von ihm sprach. Braid's Hauptwerk ist seine Neurhypnologie — die Lehre über den Schlafzustand der Nerven — welche 1843 erschien und durch die Mehrzahl der späteren Arbeiten nur ergänzt, wenig erweitert und nicht wesentlich modificirt wird. Denn auch sein 1852 in dritter Auflage erschienenes Buch über: „Magie, Hexerei, animalen Magnetismus, Hypnotismus und Elektro-Biologie" bringt sachlich wenig Neues. Die

1853 erschienenen Aufsätze über: „Hypnotische Heilkunde" und die wahre Ursache des Tischrückens und Geisterklopfens, die 1855 publicirten Broschüren über „die Physiologie der Fascination", sowie über „die Behandlung gewisser Lähmungen" enthalten viele wichtige Thatsachen über hypnotische Heilerfolge und gute natürliche Erklärungen einiger jetzt als spiritisch bezeichneten Erscheinungen. Endlich schrieb Braid unter Anderem auch über den Scheintod und den Zustand der Verzückung und Katalepsie (Starrsucht) indischer Fanatiker (Yogi), die er mit Recht zum Theil als Hypnosen erklärt.

Wer die neueste hypnologische Literatur kennt und dann die Braid'schen Schriften zur Hand nimmt, ist geradezu erstaunt, wie viel Thatsachen dieser geniale Arzt entdeckte, die jetzt wieder entdeckt worden sind, wie richtig viele seiner Anschauungen waren, welche gleichfalls als neu gegenwärtig wieder selbständig Denkenden sich darboten und welch ein reiches psychologisches und physiologisches Material er seinen Nachfolgern hinterlassen hat. Auch in England ist das Ansehen Braid's erfreulicherweise wieder gestiegen und steht eine Gesammtausgabe seiner Werke durch seinen Sohn, den praktischen Arzt Dr. James Braid, bevor*).

Diese Schriften gehören jedenfalls zu den interessantesten Abhandlungen, welche jemals über den Menschen geschrieben worden sind, und einzelne machen, auch wenn ihr wissenschaftlicher Werth nicht in Anschlag gebracht wird, einen tiefen Eindruck auf den Leser, dem es lediglich um Menschenkenntniß zu thun ist. Und wenn auch über die von Braid als das Wichtigste bezeichnete Anwendung des Hypnotismus zur Heilung von Krankheiten das Urtheil der praktischen Aerzte noch aussteht, so ist im Ganzen bisher doch so viel bestätigt und so wenig widerlegt worden, daß das Uebrige nicht, weil es unwahrscheinlich klingt, als unrichtig unbeachtet bleiben darf: schon heute läßt sich behaupten, daß die Braid'schen Entdeckungen einer ganzen Reihe von Zweigwissenschaften der Medicin: der Nervenphysiologie, der Psychologie, Psychiatrie (der Lehre von dem gesunden und kranken Geisteszustande des Menschen), der gerichtlichen Medicin ꝛc. eine neue, bisher noch unübersehbare Perspective eröffnen.

Absichtlich habe ich länger, als sonst wohl üblich, in der einleitenden Schilderung bei der wissenschaftlichen Forschung im Allgemeinen und bei den Thatsachen, die zur Auffindung der Braid'schen Werke führten, geweilt; es erschien mir aber zur richtigen Würdigung der Tragweite der Entdeckung des Hypnotismus erforderlich, letzterer auch ein entsprechendes Relief zu verleihen.

Hypnotismus, in Anerkennung der Priorität des Entdeckers jetzt auch Braidismus genannt, bezeichnet einen nervösen Schlaf, welcher künstlich herbeigeführt werden kann durch anhaltendes Richten der Aufmerksamkeit, besonders des Blickes auf einen Gegenstand von nicht aufregender Beschaffenheit. Und

*) Eine deutsche Uebersetzung, betitelt „Der Hypnotismus, ausgewählte Schriften von J. Braid", ist im Jahre 1882 von dem Professor der Physiologie an der Universität Jena, W. Preyer, herausgegeben worden. Der Verf.

zwar bedeutet hypnotiſiren das Herbeiführen, dehypnotiſiren das Unterbrechen jenes Zuſtandes.

So erklärt Braid 1843 die von ihm erfundenen und eingeführten Ausdrücke und fügt erläuternd hinzu: „Streng genommen bezeichnet Hypnotismus nicht einen Zuſtand, ſondern eine Reihe von Zuſtänden, die in jeder erdenklichen Weiſe variiren zwiſchen bloßer Träumerei und tiefer Schlafſucht (Coma), mit völliger Aufhebung des Selbſtbewußtſeins und der Willenskraft auf der einen Seite und einer faſt unglaublichen Exaltation der Thätigkeiten der einzelnen Sinnesorgane, der intellectuellen Fähigkeiten und der Willenskraft auf der anderen Seite. Die Erſcheinungen ſind theils geiſtiger Natur, theils phyſiſch — willkürlich, unwillkürlich oder gemiſcht, je nach dem Stadium des Schlafes. Die völlige Aufhebung des Bewußtſeins und Willens iſt nicht nothwendig mit dem Hypnotismus verbunden, Selbſtbewußtſein und Wille ſchwinden aber völlig in der tiefen Hypnoſe.“

Entſprechend dem üblichen Gange phyſiologiſcher Forſchung, wollen auch wir unſere Aufmerkſamkeit zunächſt den hypnotiſchen Erſcheinungen widmen, ſo weit ſich dieſelben bei Thieren haben feſtſtellen laſſen. Den Ausgangspunkt der phyſiologiſchen Experimente über den Hypnotismus bildet eine wahrſcheinlich uralte Beobachtung, die aber erſt in der Mitte des 17. Jahrhunderts unter dem Namen des «Experimentum mirabile» von dem faſt ebenſo berüchtigten, wie berühmten Jeſuiten und Profeſſor Athanaſius Kircher der wiſſenſchaftlichen Welt vorgelegt wurde.

Es dürfte nicht ohne Intereſſe ſein, den alten Jeſuitenpater wörtlich zu vernehmen. In ſeinem wunderlichen Buche „Die große Kunſt des Lichtes und Schattens“, das in lateiniſcher Sprache 1646 in Rom erſchien, ſchreibt Kircher in einem „Die Strahlung der Phantaſie“ betitelten Capitel:

„Dieſe ſehr große Kraft der Phantaſie kommt ſogar bei den Thieren zum Vorſchein. Die Hühner erfreuen ſich, wie ich finde, einer ſo ſtarken Einbildungskraft, daß ſie durch den bloßen Anblick eines Bindfadens bewegungslos und wie von einer eigenthümlichen Benommenheit erfaßt werden. Die Wahrheit dieſer Behauptung zeigt folgendes wunderbare Experiment über die Einbildungskraft des Huhnes. Lege ein Huhn, deſſen Füße zuſammengebunden ſind, auf einen beliebigen Fußboden, ſo wird daſſelbe anfangs, ſich gefangen fühlend, durch Schlagen mit den Flügeln und Bewegung des ganzen Körpers die ihm angelegte Feſſel in jeder Weiſe abzuſchütteln ſich anſtrengen. Aber ſchließlich wird es nach vergeblichem Bemühen, gleichſam an dem Entkommen verzweifelnd, ſich beruhigen und der Willkür des Siegers ſich unterwerfen. Während nun das Huhn ruhig daliegt, ziehe vom Auge desſelben an auf dem Boden einen geraden Strich von der Form des Bindfadens mit Kreide oder irgend einer anderen Farbe, dann laſſe es nach Löſung der Feſſeln in Ruhe: ſo wird, ſage ich, das Huhn, obwohl es von den Feſſeln befreit iſt, durchaus nicht fortfliegen, auch wenn man es zum Fortfliegen reizt. Die Erklärung dieſes Verhaltens beruht auf nichts Anderem,

als der lebhaften Einbildungskraft des Thieres, welches jenen auf den Boden gezeichneten Strich für ſeine Feſſel hält, mit der es gebunden wird. Ich habe dieſes Experiment oftmals zur Verwunderung der Zuſchauer angeſtellt und zweifle nicht, daß dasſelbe auch bei anderen Thieren gelinge. Darüber jedoch möge der wißbegierige Leſer ſich unterrichten."

Gewiß wird Mancher durch dieſe ſonderbare, zwar unvollſtändige aber draſtiſche — im Originale durch einen großen Holzſchnitt erläuterte — Beſchreibung an die Beluſtigungen der eigenen Jugend erinnert. Oft ſchon iſt der Kircher'ſche Verſuch von Knaben im Hühnerhof angeſtellt worden, und zwar ohne die Füße des Thieres zuſammenzubinden. Sie fangen ſich ein Huhn und legen es, mit einiger Gewalt die Fluchtbewegungen desſelben hemmend, auf den Boden, ſo bleibt es nach wenigen Augenblicken, ſich nicht mehr ſträubend, ruhig liegen, um nach einigen Secunden oder Minuten vollkommen geſund wieder aufzuſtehen.

Merkwürdig genug iſt es, daß Niemand in den folgenden zwei Jahrhunderten dieſe „Verzauberung" des Huhnes zum Gegenſtande einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung machte. Hier liegt ein eclatanter Fall von jenem „nervöſen Schlaf" vor, bei dem jede Möglichkeit eines Betruges ausgeſchloſſen iſt, denn Hühner verſtellen ſich nicht; und doch ſcheint Niemand, ſelbſt in den Zeiten des blühendſten Mesmerismus, den Kircher'ſchen Verſuch näher gewürdigt zu haben. Er wurde immer nur zur Ergötzung von Alt und Jung wiederholt. Mesmer ſelbſt hat dieſes Experiment jedenfalls nicht gekannt, ſonſt hätte er dasſelbe ſicher für ſeine Theorie des Magnetismus ausgebeutet. Auch anderweitige, bewußt angeſtellte Thierverſuche laſſen ſich in dem allerdings ſchwer zu durchdringenden Wuſt der Literatur über den thieriſchen Magnetismus und Somnambulismus nicht nachweiſen. Erſt im Jahre 1872 wurde von dem durch die Entdeckung des Kehlkopfſpiegels berühmt gewordenen Phyſiologen Joh. Nepom. Ehermack die Aufmerkſamkeit der Forſcher auf das „Magnetiſiren" der Thiere und den Kircherſchen Verſuch gelenkt. Er theilte der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften mit, daß er dieſes Experiment mit dem eclatanteſten Erfolge nicht nur bei Hühnern, ſondern allerlei anderen Vögeln: Enten, Gänſen, Canarienvögeln, Stieglitzen und — wenn auch nicht ſo leicht — bei Tauben, bei einem ſehr widerſpenſtigen Schwan, ja ſogar bei Krebſen angeſtellt habe. Weder die Feſſeln, noch der Kreideſtrich erwieſen ſich ihm als nothwendig; die Thiere blieben, nachdem ſie einige Zeit hindurch, ſelbſt in den gezwungenſten Stellungen, paſſiv feſtgehalten worden waren, 3, 5, 6, ſogar 11 und einmal 13 Minuten lang, zwar heftig athmend, ſonſt aber regungslos liegen und verharrten in ſolchen ungewohnten Stellungen, obwohl gänzlich frei, ohne auch nur den geringſten Verſuch einer Flucht, ſelbſt dann, wenn ſie, obſchon nicht gewaltſam, gereizt wurden. Einige Zeit nachher kamen die Thiere dann ſelbſt zu ſich und flohen.

Mit gleichem Erfolge ſind dieſe Verſuche in den letzten Jahren von vielen Forſchern, unter Anderen von Heubel, Danilewſki, Preyer ꝛc., wiederholt und auch auf Säugethiere, als: Katzen, Meerſchweinchen, Kaninchen, wie endlich auf

Kaltbluter, ſo bei Fröſchen, ausgedehnt worden. Das Uebereinſtimmende in allen dieſen Verſuchen war immer, daß die Thiere, plötzlich erfaßt und in eine noch ſo unnatürliche Stellung gebracht, für eine gewiſſe Zeit in einen mit Starre der Glieder verbundenen, ſchlafähnlichen Zuſtand verfallen, aus welchem ſie nur auf ſtärkere Reize hin wiederum erwachen.

Ob das Huhn, der Stieglitz, der Krebs oder der Froſch, wenn ſie ſprechen könnten, uns dann nach einem ſolchen Verſuch auch den Aufſchluß geben würden, was mit ihnen vorgegangen, iſt leider nicht zu entſcheiden, da die Thiere uns Menſchen eben nicht deutlich ſagen können, was ſie empfinden und denken. Daß es ſich hierbei aber nicht, wie Heubel in Kiew zu erklären beſtrebt iſt, um einen ganz normalen, phyſiologiſchen Zuſtand, nämlich um nichts Anderes, als gewöhnlichen, mehr oder weniger tiefen Schlaf handelt, liegt wohl auf der Hand und bedarf keiner beſonderen Widerlegung; eher ließe ſich ſchon die Hypotheſe Preyer's vertreten, daß die Thiere, plötzlich erfaßt und in eine ganz unnatürliche Lage gebracht, von tödtlicher Angſt ergriffen, vor Schreck zeitweilig gelähmt würden. Wiſſenſchaftlicher ausgedrückt würde dieſe Hypotheſe lauten: der unerwartete, gewaltſame äußere Reiz an der Peripherie wirkt auf beſtimmte Centraltheile des Gehirns zurück und macht dieſe hierdurch vorübergehend functionsunfähig, d. h. die Thiere werden ihrer Bewegungsfähigkeit, ihrer Willenskraft beraubt.

Zur Hervorrufung jenes eigenthümlichen Zuſtandes bedarf es aber nachgewieſenermaßen gar nicht dieſes äußeren Reizes durch körperliches Erfaſſen, und hiermit iſt auch den Vertretern der Theorie des thieriſchen Magnetismus, als ob es ſich um eine dem Experimentator eigene magnetiſche Kraft handle, die während der körperlichen Berührung auf die Thiere übergehe, der Boden geraubt.

Dem Engländer Braid aber gebührt das Verdienſt, zuerſt derartige Thierverſuche richtig gewürdigt zu haben. Schon am Anfang der vierziger Jahre hatte er darauf hingewieſen, daß es ſich lediglich um Erſcheinungen der von ihm an Menſchen feſtgeſtellten Hypnoſe handle, wenn beiſpielsweiſe Krebſe, auf Kopf und Scheere geſtellt und in dieſem Zuſtand längere Zeit erhalten, ſchließlich ſteif und regungslos würden. Auch der Kircher'ſche Verſuch war Braid nicht entgangen, nicht aber des gewaltſamen Erfaſſens der Henne bedürfe es: das Ziehen eines Kreideſtriches über deren Schnabel, oder die Befeſtigung eines Holzreiterchens oder eines Wachslichtes auf demſelben genüge, um ſie in den Zuſtand der Starre zu verſetzen, in welchem ſie ſo lange, bis ſie gewaltſam aufgeſcheucht würde, verharre. Nicht beſondere magnetiſche Einflüſſe, nicht das angebliche Ueberſtrömen eines magnetiſchen Fluidums von Körper zu Körper riefe jene auffallenden Erſcheinungen hervor, vielmehr wären dieſelben ein Ausdruck des Zuſtandes hochgradiger Ermüdung, in welchen die Thiere zufolge des unverwandten Fixirens des fremden Gegenſtandes verfielen. Ja, es bedürfe hierzu nur einer ungewöhnlichen Erregung oder Vorſtellung, auf welche die ganze Aufmerkſamkeit der betreffenden Thiere urſprünglich ſich concentrire; hierfür liefere die bekannte Thatſache, daß

Kaninchen vor dem aufgeſperrten Rachen und dem verſteinernden Blick der Rieſenſchlange ſtarr und bewegungslos werden, ein ſchlagendes Beiſpiel.

Dieſe Auffaſſung Braid's wird von Preyer, Danilewſki und Rieger, Forſchern aus jüngſter Zeit, gleichfalls getheilt. Wahrſcheinlich erſcheint es hiernach auch, daß das Sichtodtſtellen vieler Inſecten bei dem Wittern einer Gefahr, daß die gleichſam verdutzte, widerſtandsloſe Ergebung der Wander- und anderer Vögel bei plötzlichem Lärm, daß der taumelnde Flug vom Neſt aufgeſcheuchter Kiebitze u. ſ. w. weniger Folge einer Liſt und kluger Ueberlegung ſeien, als vielmehr Lähmungserſcheinungen, hervorgerufen durch das vor Angſt geſchwundene Selbſtbewußtſein. Hier wie beim Huhn im Experimentum mirabile wird durch das unbedingte Vorherrſchen einer einzigen Vorſtellung oder Fixirung der Aufmerkſamkeit die controlirende, Bewegung auslöſende Kraft, der Wille, außer Thätigkeit geſetzt.

Wenden wir uns nunmehr von der Thierwelt dem Menſchen zu und ſuchen wir in knappen Zügen ein hiſtoriſch-kritiſches Bild der Erſcheinungen zu entwerfen, welche magnetiſche Kraft reſp. Hypnoſe beim Menſchen hervorruft.

Die Erſcheinungen des ſogenannten animalen Magnetismus ſind am Menſchen nachgewieſenermaßen ſchon ſeit vorchriſtlicher Zeit beobachtet, wenngleich erſt in der Mitte unſeres Jahrhunderts richtig gedeutet worden. Und zwar gebührt auch hier Braid das Verdienſt, in richtiger Würdigung der Thatſachen darauf hingewieſen zu haben, daß den Yogi, Schamanen und Fakiren im Orient ſchon ſeit mehr als 2400 Jahren ein Verfahren bekannt war, mittelſt deſſen ſie ſich, behufs Befriedigung ihrer religiöſen Bedürfniſſe, in einen Zuſtand der Verzückung zu verſetzen verſtanden, in welchem ſie vollſtändig gefühllos ſind und ohne jedes Zeichen eines Schmerzes zur größeren Ehre ihrer Götzen die tollſten Mißhandlungen ihres Körpers ertragen.

In Europa ſcheint die ſchon ſeit alten Zeiten her bekannte Erfahrung, daß man durch Auflegen der Hand, Beſtreichen mit den Fingerſpitzen gelegentlich die Schmerzen eines Leidenden lindern könne, in den Köpfen der im Mittelalter lebenden Aerzte Theophraſtus Bombaſtas Paracelſus von Hohenheim (1493 bis 1541) und von Helmont (1578—1649) zuerſt die Idee erweckt zu haben, daß es ſich hierbei um eine dem Menſchen eigenthümliche, beſondere Kraft handle, die bei Berührung auch Anderen mitgetheilt werden könne. Dem ſchon mehrfach genannten Forſcher Mesmer blieb es jedoch vorbehalten, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts jenes Verfahren und dieſe Idee zu einer ſcheinbar wiſſenſchaftlich begründeten Theorie zu entwickeln.

Dieſe Theorie des thieriſchen Magnetismus, auch Mesmerismus genannt, hat ſeiner Zeit einen derartigen Sturm der Meinungen des Publicums heraufbeſchworen, daß die Wogen derſelben trotz des heftigen Anprallens der gegenſeitig ſich kreuzenden Urtheile und trotz des ſich aufbäumenden Giſchts bei den wiederholten Brandungen an den gelehrten Mauern der Akademien dennoch ein ganzes Jahrhundert hindurch noch heutigen Tages im tobenden Kampfe ihre Wellen

ſchlagen. Noch jetzt glauben die Einen, dieſe Theorie ſei von unermeßlicher Tragweite für die Erweiterung menſchlichen Wiſſens und das Wohlergehen der Menſchheit, während die Anderen kategoriſch behaupten, ihm liege nur Krankheit, Selbſttäuſchung, Betrug zu Grunde. Auch heute cultiviren Dilettanten mit Enthuſiasmus das Magnetiſiren, berichten Wunder über Wunder davon und haben ſchon viele Bücher mit Erzählungen über den Erfolg magnetiſcher Curen angefüllt*).

Nicht unmotivirt dürfte es daher erſcheinen, wenn ich nicht mit nur einigen Bemerkungen über die Perſon des Erfinders jener Theorie hinwegeile.

Friedrich Anton Mesmer, geboren 1733 zu Itzmang am unteren Bodenſee, widmete ſich in Wien dem Studium der Medicin und machte ſich zuerſt durch ſeine Abhandlung: „Der Einfluß der Planeten“ bekannt, in welcher er nachzuweiſen ſuchte, daß die Himmelskörper vermittelſt einer das ganze Weltall erfüllenden flüſſigen Subſtanz das Nervenſyſtem des Menſchen beeinfluſſen und hierdurch für magnetiſche Einwirkungen zugänglich machen. Bei dem hieran ſich knüpfenden Studium etwaiger Heilkraft des Magneten auf den menſchlichen Organismus machte er die Bemerkung, daß auch ohne Anwendung desſelben, durch bloßes Streichen mit den Händen eigenthümliche Erſcheinungen ſich herausſtellten, welche eine räthſelhafte, im Menſchen wirkende Kraft zu bekunden ſchienen. Jetzt ward von ihm im Gegenſatz zum mineraliſchen der thieriſche Magnetismus erdacht. Jene Erfahrungen, dieſe Erwägungen wurden nun für die Praxis verwerthet und ohne Anlegung der Magnete operirte er nun, indem er die Patienten einfach mit dem ſeinen Fingern natürlich in beſonderer Menge entſtrömenden magnetiſchen Fluidum beſtrich. Glückliche Curen, vereint mit dem Myſtiſchen aller Erſcheinungen, konnten nur dazu beitragen, dem immer berühmter werdenden Arzte ſchnell einen großen Anhang, bald allerdings aber auch eine Reihe Concurrenten und Neider zu verſchaffen. Mit der Concurrenz erwuchſen im Kampfe um's Daſein auch Gegner, und als der Jeſuit, der Hof-Aſtronom und Magnetiſeur Maximilian Hell die ohne den Eiſenmagnetismus erzielten Heilerfolge lediglich auf die Einbildungskraft zurückführte, wuchs die Zahl der nüchternen Zuſchauer und Feinde in dem Maße, daß Mesmer ſich genöthigt ſah, Wien zu verlaſſen. 1777 ſiedelte er nach Paris über. Hier, bei den jeder Zeit leicht entzündlichen Pariſern, fand Mesmer bald nicht nur Eingang, ſondern auch enthuſiaſtiſchen Anhang. Sein mit einem gewiſſen Nimbus umgebenes Weſen und das Geheimnißvolle in allen ſeinen Handlungen ſteigerten rapid ſein Anſehen bei der Maſſe. Die Räume reichten bald nicht mehr aus, die Menge der Kranken zu faſſen, noch mehr aber gebrach es ihm an Zeit, jeden einzelnen Patienten ſelbſt zu beſtreichen. Andere Hilfsmittel mußten erſonnen werden: ſchnell gelang es ihm zu entdecken, daß die ihm eigene magnetiſche Kraft derart beſchaffen ſei, daß ſie ſich

*) Im Anſchluß daran ſei auf den noch vielfach florirenden neueſten Schwindel, auf die magnetiſchen Curen des Grafen Matthei verwieſen. Der Verf.

auch auf andere Gegenſtände übertragen laſſe. Er conſtruirte nun ſog. „Baquets“, d. h. magnetiſche Kübel, die zur Hälfte mit Schwefelwaſſer und allerlei Zuthaten gefüllt wurden. Aus denſelben ragten eiſerne Conductoren heraus, an dieſen hing ein Ring, mit welchem die zahlreichen, einander ſich die Hände reichenden Kranken unter einander in Verbindung gebracht wurden. Er ſelbſt aber wohnte den Sitzungen in Lilla-Sammetkleidung bei und unterſtützte die Kübelwirkung durch Blicke, Geberden, Harmonikaſpiel, Berührung mit Stäbchen und Fingern. Bekam Jemand, meiſt waren es ältere, nervöſe Perſonen, ſeine ſog. „Kriſe“, ſo wurde er von Mesmer ſelbſt in das Kriſenzimmer getragen, hier weiter beſtrichen und geheilt.

In immer weiteren Kreiſen verbreitete ſich ſein Ruf. Die franzöſiſche Regierung trug ihm für die Mittheilung ſeines Geheimniſſes eine Jahresrente von 40,000 Francs an. Der Charlatan hatte jedoch nichts zu verrathen, ſchlug daher das Anerbieten aus und ſtiftete nun zur weiteren Hebung des Ganzen den „Orden der Harmonie“, der für ſich allein ihm in kürzeſter Friſt die Summe von 200,000 Francs eintrug. Als nun in den verſchiedenen Städten Frankreichs mit der Gründung von 30 „harmoniſchen Geſellſchaften“, die alle mit jenen Mesmer'ſchen Kübeln curirten, der Schwindel immer größere Dimenſionen annahm und hierdurch der geſellſchaftlichen Ordnung große Gefahren erwuchſen, ſah die Regierung, überdies von wiſſenſchaftlichen Kreiſen gedrängt, ſich veranlaßt, die neue Lehre und Curmethode Mesmer's einer ſorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. In eingehendſter Weiſe gaben ſich die Commiſſionen, zu denen die hervorragendſten franzöſiſchen Aerzte und Naturforſcher, ſogar ein Franklin und Laroiſier, gehörten, dieſer Aufgabe hin, indem ſie fünf Monate hindurch die magnetiſchen Curen einzeln experimentell prüften. Das Ergebniß war, daß nicht *eine* Thatſache ſich zu Gunſten der neuen magnetiſchen Heilmethode beibringen ließ, und ſo erſchien der berühmt gewordene Bericht der neun vom Könige Bevollmächtigten, in welchem Mesmer's Lehre als Irrlehre verurtheilt wurde. Dieſe Abfertigung, in Verbindung mit den ſich vorbereitenden, wichtigen politiſchen Ereigniſſen, vertrieb Mesmer vom Schauplatz ſeiner Thaten. Die „harmoniſchen Geſellſchaften“ wurden geſprengt. Verſteckt und geheim trieben einzelne Magnetiſeure jedoch noch weiter ihr ſpeculatives Handwerk: verſchanzten ſich doch dieſe Ritter des „Ordens der Harmonie“ hinter *dem* Reſt des Scheinſyſtems Mesmer's, welcher von dem Verdammungsurtheil der Commiſſionen unberührt geblieben war. Außer den eigentlichen mediciniſchen Wirkungen war nämlich von Mesmer und ſeinen Schülern bei von Magnetiſeuren behandelten Perſonen noch eine Reihe anderer Erſcheinungen beobachtet worden, die durch ihre Fremdartigkeit und den Reiz des Myſtiſchen, der ihnen anhaftete, wohl geeignet waren, die Aufmerkſamkeit noch weiterhin rege zu halten. Man hatte nämlich beobachtet, daß beſonders zu hyſteriſchen Zufällen geneigte Mädchen und Frauen, wenn ſie mit Streichbewegungen der Hände behandelt wurden, nach Ablauf weniger Minuten in einen mehr oder minder tiefen Schlaf

verſanken. Bei Einzelnen trat nach einiger Zeit noch ein eigenthümlicher traumartiger Zuſtand (Somnambulismus) ein, in welchem dieſelben auf Fragen, die man an ſie richtete, oft unerwartet treffende Antworten gaben; von Vielen wurde ſogar behauptet, ſie wären in dieſem Zuſtand hellſehend geweſen, hätten alſo über Vorgänge, die ſich in großer räumlicher Entfernung vollzogen hätten, Auskunft gegeben; es wäre ihnen möglich geweſen, zukünftige Dinge vorauszuſehen, vor ihrer Zeit geſchehener Dinge ſich zu erinnern und dergleichen mehr.

Dieſes angeblich durch magnetiſche Kraft herbeigeführte „Hellſehen“ rief in den folgenden Jahren noch viele Flugſchriften für und wider die Theorie des Mesmer'ſchen Magnetismus wach, ohne daß jedoch die ſchon erlöſchende Flamme zu neuem Feuer angefacht werden konnte, bis der gewaltige Luftzug der franzöſiſchen Revolution ſie vollends ausblies. Mesmer ſelbſt, welcher während der Revolution einen großen Theil ſeines Vermögens verlor, lebte unterdeſſen zurückgezogen in Deutſchland; noch einmal kehrte er 1798 nach Paris zurück, allein die ergiebige Erwerbsquelle war verſiegt. In Meersburg am Bodenſee ſtarb er als achtzigjähriger Greis den 5. März 1815 unbeachtet, eine mit Recht gefallene Größe!

Seine Theorie aber ſank nicht mit ihm in's Grab! Denn ſowie nach den großartigen politiſchen und wiſſenſchaftlichen Umwälzungen zu Anfang unſeres Jahrhunderts der Friede auf beiden Gebieten einigermaßen wieder hergeſtellt war, tauchten die Hellſeher wieder auf. Und zwar gerade in Deutſchland fand der von den franzöſiſchen Aerzten ſchon zu Tode gehetzte thieriſche Magnetismus und künſtliche Somnambulismus wiederum eine neue Stätte der Pflege. Auch hier gedieh dieſe Lehre ſo gut, daß nicht nur magnetiſche Curen wieder auf die Tagesordnung kamen: umfangreiche Bücher wurden geſchrieben und Zeitſchriften von angeſehenen Aerzten gegründet, um die Theorie des Somnambulismus wiſſenſchaftlich auszubilden. Man erzählte ſich zahlreiche Fälle, in denen Magnetiſirte im Zuſtande des Hellſehens mit den Fingerſpitzen verſchloſſene Briefe geleſen und alle Dinge erkannt haben wollten, die man ihnen wohlverſchloſſen auf die Herzgrube gelegt. In Folge der magnetiſchen Manipulation und des dadurch bewirkten Somnambulismus entſtehe eben zwiſchen Magnetiſeur und Somnambule ein ſog. Rapport, worunter man ſich eine Art Lebens- und Seelengemeinſchaft vorzuſtellen hat, vermöge deren der Wille des Magnetiſeurs auf die organiſchen und geiſtigen Functionen der Somnambule einen Einfluß erhalten ſoll, während der letzteren gleichzeitig die Seelenzuſtände des Magnetiſeurs direct zum Bewußtſein kommen.

Auch hier wogte der Kampf der Meinungen hin und her. Lange ſtritt man darüber, ob man es in ſolchen Fällen mit abgefeimten Betrügern oder mit Selbſttäuſchungen zu thun habe, oder ob wirklich etwas Wahres an den Berichten ſei. Häufig gelang es thatſächlich, Betrügereien bei derartigen Erſcheinungen nachzuweiſen; in den meiſten anderen Fällen ergaben Beobachtungen, welche vorurtheilsfreie und erfahrene Aerzte an Somnambulen anſtellten, nichts Geheimnißvolles und Unnatürliches, was nicht auch ſonſt im Krankenzimmer bei Nerven-

leidenden wahrgenommen werden könnte. So verlor allmählich das ganze Gebiet wenigſtens in wiſſenſchaftlichen Kreiſen derart allen Credit, daß man glaubte, gegen die Wohlanſtändigkeit zu verſtoßen, wenn man das heikle Feld berührte, und viele wiſſenſchaftliche Genoſſenſchaften verbannten ſogar dieſen Gegenſtand durch beſondere Beſchlüſſe aus ihren Discuſſionen.

Gleichwohl gab es zu allen Zeiten gute Beobachter und wahrheitsliebende Gelehrte, welche für die Thatſächlichkeit der wunderbarſten Erſcheinungen dieſer Art eintraten. Noch heute findet ſich in jeder größeren Stadt eine Anzahl Leute, welche durch Streichen mit den Fingerſpitzen Kranke curiren zu können meinen und manche Leſer dieſes Aufſatzes dürften überraſchende Curerfolge ſolcher Magnetiſeure ſelbſt erfahren oder von ſolchen ſeitens durchaus glaubwürdig erſcheinender Bekannter berichten gehört haben.

Bei dem wunderlichen Zuge nach dem Uebernatürlichen, welcher ja mehr oder weniger jeder menſchlichen Bruſt innewohnt, haben daher immer und immer wieder bis auf unſere Tage die Anhänger der Lehre Mesmer's Gläubige gefunden, und auch heute wird es noch Viele geben, die ſich angeſichts der überraſchenden Reſultate, welche die Magnetiſeure häufig erzielen, nicht von der Irrigkeit ihrer Meinungen überzeugen laſſen werden, auch wenn Gegenverſuche unzweifelhaft beweiſen, daß es ſich bei allen conſtatirten und oft wiederholten Experimenten mit dem ſogenannten thieriſchen Magnetismus nicht um eine beſondere, von Perſon zu Perſon wirkende Kraft, ſondern lediglich um eigenthümliche Zuſtände des *Nervenſyſtems* ſolcher Perſonen handelt, mit welchen derartige Verſuche vorgenommen werden können.

Unzweifelhaft und unzweideutig gehen dieſe Beweiſe aus den geradezu unzählbaren hypnotiſchen Verſuchen hervor, erſtens welche Braid in ſeinen Werken uns überliefert hat, zweitens welche die heutigen Hypnotiſeure, wie Hanſen, Roberts ꝛc., in ihren Schauſtellungen uns vorführen und die drittens endlich in den letzten Jahren von den ſchon früher namhaft gemachten deutſchen Gelehrten, wie Heidenhain, Berger, Preyer u. ſ. w., experimentell dargeſtellt wurden.

Auf ein kaum überſehbares ſtatiſtiſches Material der hypnologiſchen Literatur, wie auf eigene Beobachtung geſtützt, zu welcher mir wiederholt mein Aufenthalt in Berlin, Wien und Riga Gelegenheit bot, gehe ich auf die Schilderung jener eigenthümlichen Erſcheinungen des Hypnotismus am Menſchen über.

Braid's wie der meiſten Späteren einfache Methode, die Hypnoſe herbeizuführen, iſt folgende:

Man nimmt einen glänzenden Gegenſtand zwiſchen die Finger der Hand, hält ihn 8—15 Zoll vor den Augen in einer ſolchen Höhe, daß die größtmögliche Anſtrengung der Augenmuskeln und Lider erfordert wird, wenn die Verſuchsperſon ruhig und anhaltend das Object fixirt, ſo zwar, daß ſie regungslos zu verharren und alle Aufmerkſamkeit nur darauf zu richten hat, daß ihre Augen von dem Gegenſtande nicht abweichen, während alle anderen Gedanken thunlichſt zu unterdrücken ſind. In welcher Richtung der Blick fixirt gehalten wird, iſt

zwar für das Zuſtandekommen der Hypnoſe gleichgiltig, ſie tritt aber am langſamſten ein, wenn man geradeaus ſtarrt, am ſchnellſten und intenſivſten, wenn mit beiden Augen zugleich nach innen und oben geblickt wird. Auch des glänzenden Gegenſtandes bedarf es im Grunde nicht: die Fakire in Indien rufen nach Braid ſeit 2400 Jahren ſchon an ſich ſelbſt den Zuſtand der Hypnoſe hervor, indem ſie unverwandt ihre Naſenſpitze oder einen anderen Theil ihres Körpers oder irgend ein lebloſes Object, z. B. eins ihrer Götzenbilder, fixiren.

Bei manchen Menſchen tritt der eigenthümliche Zuſtand, um den es ſich hier handelt, ſchon nach einigen Secunden des Fixirens, bei anderen erſt nach längerer Dauer ein. Iſt die angewendete Lichtquelle nicht zu grell geweſen und gehört die behandelte Perſon nicht gerade zu den im höchſten Grade Empfindlichen, ſo iſt zunächſt nichts Beſonderes an dem Betreffenden wahrzunehmen. Die Pupille iſt jedoch meiſt etwas erweitert, ein Gefühl der Schläfrigkeit und Mattigkeit macht ſich bemerklich. Läßt man die Augen ſchließen und ruft man, die Vorſtellung in dem Betreffenden, als ob etwas Außerordentliches mit ihm geſchehe, erweckend, ihm nun in beſtimmteſter, überzeugendſter Weiſe zu, es ſei nicht möglich, dieſelben zu öffnen, ſo ſind Empfindliche in der That trotz der größten Muskelanſtrengung nicht fähig, die Augen zu öffnen; die Lider ſind wie zuſammengeklebt.

Hochgradig Empfindliche verlieren ſchon bei dieſer erſten Operation, oft ſchon durch ſcharfes Anſehen des Experimentators, wiederholt Hypnotiſirte ſchon an und für ſich bei der Vorſtellung deſſen vollkommen das Bewußtſein und gerathen in einen tiefen, ohnmachtartigen Schlaf, in welchem ſie vollkommen ſtarr und ſteif ſind. Die Glieder behalten zwar ihre urſprüngliche Geſchmeidigkeit, verharren aber in dieſer Starrſucht in jeder noch ſo gezwungenen Stellung, die ein Menſch im bewußten Zuſtande anzunehmen kaum im Stande wäre.

Plötzliches Anblaſen gegen das Geſicht, ſei es mittelſt der Lippen, ſei es mittelſt des Blaſebalgs, hebt die Hypnoſe wieder auf. Auch Händeklatſchen, Reiben der Augenlider oder Benetzen der Stirn und des Nackens mit kaltem Waſſer dienen zum Dehypnotiſiren, welches ſchleunigſt vorzunehmen iſt, wenn die Athmung ſehr erſchwert, das Geſicht ſtark geröthet, die Muskelſteifheit exceſſiv, die Herzthätigkeit ſehr beſchleunigt geworden iſt. Laien dürften ſich daher nicht mit hypnotiſchen Experimenten unterhalten!

Während bei Manchen nichts weiter als das Schließen der Augen gelingt, kann man bei Anderen, ohne den Betreffenden das volle Bewußtſein zu rauben, einzelne Muskelpartien, ſo die Kaumuskeln, den Arm, die Hand, ein Bein, ja ſogar den ganzen Körper in Starre verſetzen. Derartige Verſuche gelingen jederzeit dann, wenn man die der Hypnoſe unterworfene Perſon zunächſt die Augen nicht ſchließen läßt — es ſchwindet ſonſt leicht das Bewußtſein — und in beſtimmteſter Weiſe z. B. erklärt: „Jetzt geht die geballte Fauſt nicht auf“ oder „der Finger iſt vollſtändig ſteif“.

Derartige Befehle erzielen jedes Mal dieſelbe Wirkung, wenn auch nicht der

Experimentator selbst, sondern irgend ein zufällig Anwesender dieselben ertheilt: ein schlagender Beweis dafür, daß es sich nicht um einen besonderen Rapport zwischen jenem und der Versuchsperson handelt.

Bei vielen empfindlichen Leuten tritt kurze Zeit nach der Hypnose auch äußerlich schon sichtbar ohne Befehl ein heftiger Starrkrampf in den Gliedern ein. Wiederum ein Beweis dafür, daß bei dem Object nicht etwa Selbsttäuschung über die Fähigkeit, die Glieder willkürlich bewegen zu können, vorliegt.

Ist eine Person einmal so weit zu solchen Versuchen geeignet, so gelingt es fast immer, mit derselben weitere, noch frappantere Resultate zu erzielen. So kann man beispielsweise Hypnotisirte, deren Körper völlig starr gemacht sind, mit dem Kopf und den Füßen auf zwei Stühle legen, so daß der ganze Körper frei in der Luft schwebt, und sich auf diese lebende Brücke stellen. Ferner kann man sich auf die horizontal ausgestreckten Füße eines auf dem Stuhle Sitzenden stellen, nachdem man Unterleib, Schenkel und Beine in diesen Zustand der Starre gebracht hat. — Diese Versuche, durch welche die Magnetiseure, wie Hansen, Roberts, Bellini u. s. f., stets stürmischen Beifall erregen, sind übrigens nicht so erstaunlich, wie sie dem Publicum erscheinen. Ein kräftiger Mann, zumal ein guter Turner, ist zur Noth auch im Stande, dasselbe zu leisten. Der Unterschied ist nur der, daß die Hypnotisirten keine wesentliche Anstrengung dabei empfinden oder eine solche wenigstens nicht äußerlich kundgeben.

In den steif gemachten Muskeln wird Kneifen mit den Nägeln nicht mehr als Schmerz wahrgenommen; ich selbst habe gelegentlich hypnotischer Productionen dicke Nadeln ziemlich tief in sehr empfindliche Stellen des Körpers ein-, ja sogar durch den ganzen Oberarm durchgestochen, ohne daß eine Spur einer unangenehmen Empfindung, einer Reaction an der Versuchsperson zu bemerken war. Bei Menschen geht die Empfindungslosigkeit so weit, daß man die Nasenschleimhaut mit Federn kitzeln konnte, ohne daß Niesen oder sonst irgend eine Wirkung eintritt. Bei einzelnen Personen, die sonst zu den meisten Versuchen brauchbar waren, gelang es nie, die Empfindsamkeit in ähnlicher Weise vollständig zu unterdrücken, daher giebt man und wird man wohl auch immer bei Operationen dem Chloroform und den übrigen zuverlässigen anästhetischen Mitteln den Vorzug einräumen, um Empfindungslosigkeit herbeizuführen.

Neben diesen fast ausschließlich den Körper betreffenden, immerhin sehr überraschenden Erscheinungen lassen sich jedoch mit vielen Personen noch weit auffallendere, vorzugsweise dem geistigen Gebiete angehörende Versuche anstellen. Zu denselben eignen sich keineswegs immer gerade die, mit welchen die Versuche der vorher beschriebenen Art gelungen waren, wie denn überhaupt unter den Empfindlichen eine überraschend reiche Mannigfaltigkeit und Qualification existirt.

Das Sensorium, nennen wir es das Bewußtseinsleben, der Hypnotisirten befindet sich im Wesentlichen in der gleichen Verfassung wie beim gewöhnlichen Träumen, indem jede spontan entstehende oder durch mündliche Eingebungen, wie

durch Eindrücke der Sinnesorgane geweckte Vorstellung sofort als wahr angenommen und derselben objective Giltigkeit zugeschrieben wird. In diesem Zustande erlangt eben die Einbildungskraft die Herrschaft über den Verstand, den Willen und die natürlichen Thätigkeiten (Functionen) der Sinnesorgane, und bei der Concentrirung der geistigen Vermögen gelingt es leicht, die Hypnotisirten zu beeinflussen, Träume hervorzurufen und denselben eine besondere Richtung zu ertheilen. Einige Beispiele mögen dieses erläutern.

So erzählt Braid von einem Versuch, in welchem er die betreffende Person bei offen erhaltenen Augen in Hypnose versetzt hatte*).

Fernerhin berichtet Dr. Abercrombie von einem Fall mit einem Offizier, mit dem sich seine Kameraden, während er hypnotisirt war, unterhalten und dem sie alles Mögliche beibringen konnten, so daß sie ihn selbst ein Duell durchmachen ließen, bis er durch den Schall beim Abfeuern der Pistole geweckt wurde. Ein anderes Mal brachte man ihm, der auf einer Kiste sitzend hypnotisirt war, den Glauben bei, er sei über Bord gefallen und müsse sich durch Schwimmen zu retten suchen, worauf er die Bewegungen des Schwimmens nachahmte; als man ihm aber darauf zuflüsterte, er müsse rasch tauchen, da er von einem Hai verfolgt werde, machte er so energische Tauchbewegungen, daß er von der Kiste herabfiel und sich bei dieser Gelegenheit nicht unerheblich verletzte.

Professor Ruhlmann berichtet von einem siebenzehnjährigen, gesunden und kräftigen Mädchen, das er zu wiederholten Malen schon hypnotisirt hatte: „Es hatte sich bei der die volle Ueberzeugung festgesetzt, daß ich eine besondere, geheimnißvolle Einwirkung auf sie auszuüben im Stande sei; es genügte daher ein vorübergehendes festes Ansehen meinerseits, um sie vollständig jedes eigenen Willens zu berauben und in einen lebenden, meinem Willen vollkommen unterworfenen Automaten zu verwandeln. — Zeigte ich in die Höhe und sagte ihr, über ihr hingen an einem Baume schöne rothbackige Aepfel von besonderem Wohlgeschmack, so richtete sie ihre Blicke verlangend nach den Stuckverzierungen der Decke und auf meine Aufforderung langte sie, wie ein moderner Tantalos, vergeblich darnach. Als ich ihr nunmehr eine rohe geschälte Kartoffel, ein anderes Mal unter gleichen Verhältnissen eine Zwiebel in die Hand gab und ihr sagte, es sei dies einer dieser delicaten Aepfel, sie möge ihn nur kosten, so aß sie mit allen Zeichen des Wohlgeschmackes von dieser Kartoffel oder Zwiebel und die Geschmacksnerven straften die ihr eingeredete Ueberzeugung nicht Lügen." Diese Versuche werden zum höchsten Ergötzen des Publicums sehr häufig von den Hypnotiseuren und Magnetiseuren von Profession angestellt.

Ein Eingehen auf die mannigfachen Theorien, die Physiologen und Psychologen der Jetztzeit aufzustellen bestrebt sind, um die geschilderten, zwar als solche sicher beobachteten und erkannten Erscheinungen nach psychologischen und physiologischen Gesetzen zu deuten, würde hier zu weit führen; denn nur als Thatsachen lassen

*) Siehe Braid Seite 107.

sich die Erscheinungen des Hypnotismus bisher in unsere Erkenntniß einreihen, ihre physio-psychologische Deutung bleibt zunächst doch immer nur Hypothese und graue Theorie. Jeder Versuch, eine Naturgeschichte des Menschengeistes aufzustellen, ist bisher vor dem Probleme hilflos stehen geblieben, die Umsetzung der geistigen Thätigkeit des Willens in die Nerventhätigkeit und die Ueberführung der materiellen Vorgänge des Reizes unserer Sinnesorgane in die geistige bewußte Wahrnehmung in einer irgend wie befriedigenden Weise zu erklären. Da jene von uns besprochenen Vorgänge gerade an dieser Stelle ihren Sitz haben, bleibt das Wesentliche an denselben jetzt und wohl für immer nur Problem!

Daß durch die Ergebnisse der bisherigen Prüfung aber dem Strome des Irrwahns noch kein dauerhafter Damm entgegengestellt wurde, der das Anwachsen desselben mäßigte, ist jedenfalls nicht mehr Schuld der heutigen Forscher. Und wenn auch für's Erste das Unkraut noch eine Zeit lang fortwuchert, die Zukunft reißt es sicher auch bei uns mit der Wurzel heraus:

Körper und Stimme verleiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.

# Gedichte.

Von **George Heſſe** in Livland.

1.

In meerumrauſchte Träume ſinkt mein Sinn,
Der Waldesdom ſchlägt über mir die Bogen,
Und vor mir rollen mächtig her und hin
Die Abendroth-durchſtrahlten Wogen. —

Wie dort, geküßt vom purpurgold'nen Strahl,
Die Wellen rauſchend auf und nieder ſchwanken,
So wunderbar durchgoldet mir der Strahl
Der Liebe leuchtend die Gedanken.

2.

O ſtille, weiche Frühlingsnacht,
So dunkel, ſehnſuchtstrunken!
Das Meer, es wogt und flüſtert ſacht —
Mein Herz iſt traumverſunken!

So leiſe geht die feuchte Luft
Und wiegt ſo ſanft die Bäume!
Wie miſchen See und Waldesduft
Sich hold in meine Träume!

Hier lieg' ich! Funkelnd hell und klar
Glüh'n durch das Laub die Sterne. —
Mein Herz iſt offen — — wunderbar
Rauſcht leis das Meer von ferne!

3.

Am Bach im grünen Walde,
Da blüh'n Vergißmeinnicht;
Da iſt's ſo kühl und heimlich,
Da ſteht das Laub ſo dicht!

Es ſpielt glashell und murmelnd
Der Bach um Schilf und Stein,
Und blitzt in tauſend Funken
Im hellen Vollmondſchein!

Es treibt ihr wonnig Weſen
Die linde Maiennacht!
„Mein Lieb, ich harre Deiner
Und halte bange Wacht.“

Es wiegt und weht im Schilfe
Und rauſcht im dunklen Wald!
Heiß wird mir und beklommen:
„Komm' bald, ſüß' Lieb, komm' bald!“

Horch! Leiſe, leichte Schritte —
Ich halt' den Athem an — —
O, daß die Lieb' ſo thöricht
Und ſelig machen kann!

4.

Wie ſich durch das Waldesdunkel
Helle Mondesſtrahlen ſtehlen,
Zauberhafte Märchenbilder
Reizend zeigen und verhehlen:

Klingt durch unſer zages Plaudern
Oft ein liebliches Bekennen
Holder Dinge, die noch zögern,
Unſ're Lippen zu benennen!

Wie das gold'ne Licht der Sonne
Ueberglüht die friſche Erde,
Licht in jedem Tropfen weckend,
Kündend, daß es Morgen werde:

Wecken ſonnenhelle Blicke
Holdes Roth auf unſ'ren Wangen!
Liebchen! — Laß das Spiel uns enden!
Sieh', die Sonn' iſt aufgegangen!

Mach' die Worte zum Bekenntniß!
Laß die Blicke leuchtend ſprühen!
Laß die reinen jungen Herzen
Jubelnd an einander glühen!

Komm'! mein Herz hat Dich gerufen!
Komm', an meiner Bruſt zu liegen,
Laß Dich an die zitternd ſtolzen,
Wonneſtarken Glieder ſchmiegen!

Liebchen, jauchz'! Der Lenz befreiet!
Liebſte, wein'! Das Glück iſt blendend!
Und der Himmel lacht darüber,
Unermeſſ'nen Segen ſpendend!

5.

Die Nacht geht langſam ihren dunklen Gang:
Ich ſitz' allein und ſchaue nach den Sternen.
Ich leſe in dem Buch „Vergangenheit“ —
Mein Geiſt ſchweift fort in weit entleg'ne Fernen.

Die Nacht geht langſam ihren dunklen Gang:
Mir reiht ſich Bild an Bild in ſtillem Sinnen
Bis zu dem ernſten kurzen Grabespfad,
Den wir getragen werden ſtill von hinnen!

Beſinn' dich, Herz, in dieſer ſtillen Zeit!
Was ſoll das Ringen dir nach Glück und Freuden! —
Sie ſind gleich Blitzen nur in langer Nacht,
Ein ſelig Grüßen und ein jähes Scheiden!

Laß dir genügen an dem langen Schmerz,
Den kurze Luſt als Lohn dir eingetragen.
Die Nacht geht langſam ihren dunklen Gang:
Die Kraft zum Leben giebt ein feſt Entſagen.

6.

Es dämmert, graue Nebel liegen
In dichten Maſſen auf dem Meer. —
Die Luft iſt kalt, die Winde ſchweigen,
Kein Lebenslaut dringt zu mir her!

Nur durch's Geäſt der Tanne rinnt es
Wie ſchweres Weinen ſtet und leis,
Und fällt in großen Tropfen nieder
Und ſchlägt in's Waſſer Kreis auf
Kreis. —

Ach, ein unnennbar Weh erfaßt mich,
Ein Sehnen nach dem ſtillen Tod —
Nach nebelkühler Herbſtesſtille
Auf all den Kampf und all die Noth. —

Die Tannen ſchauern auf und
rauſchen
Im Windeshauch, der nun erwacht,
Die Nebel ſtrecken ſich und ſchwanken
Und balde iſt es völlig Nacht.

7.

Am Himmel will das letzte Roth verblaſſen,
Die Nacht ſinkt langſam über's ſtille Land. —
Hier fühl' ich mich nicht einſam, nicht verlaſſen,
Hier iſt ein Leben, das ich ganz verſtand. —

Kein Menſch iſt nah', der Lärm trüg' in die Stille,
Kein keckes Licht lügt hier ein Stückchen Tag!
Es iſt noch möglich, daß ein kranker Wille,
Ein wundes Herz hier noch geneſen mag!

Wie anders hier an meine Seele greifſt du,
O Einſamkeit! als in der Stadt Gewühl! —
Die Lumpen all von meinen Wunden ſtreifſt du,
Daß rein ſie bluten, und umwehſt ſie kühl.

Hier kommſt von außen du und bringſt nach innen,
Biſt rein und ruhig-ſchön und wunderbar!
In dir vergeſſe ich in tiefem Sinnen,
Wie ſehr dereinſt ich wirklich einſam war!

8.

Der Nebel wogt, ein blaſſes Meer,
Im Thalgrund über'm Weiher!
Der Mondenſchein bedeckt die Welt
Mit lichtem Silberſchleier.

Die Fröſche gurren leis im Grund,
Am Feldrain zirpt die Grille,
Und aus den Wieſen tönt der Ruf
Der Wachtel durch die Stille. —

Die hohen Wipfel über mir
Beginnen leis zu rauſchen,
Die alten Zeiten kommen all'
So hold beim ſtillen Lauſchen!

Mein Herz, wie wird dir weich und weh,
Zieh'n ſie dir ſtill vorüber!
Die erſte Liebe liegt ja auch
Wie Mondenlicht darüber!

# Aus der Hauptstadt.

Und es ward Herbst. — Aus der Zeit der „Ball"-Fieber-Epidemie. — Etwas Politik. — Ein Rückblick. — Zur Illustrirung der Hypnauphasie und des Neurosismus des Großstädters. — Das Ueberhandnehmen der Café-Chantants. — Neubelebung des Operetten-Cultus. — Vom deutschen Theater. — Was es sonst giebt.

St. Petersburg, Mitte September.

Wenn Sie meine augenblickliche überraschende Versicherung, daß der Herbst bei uns eingezogen ist, auch in demselben Augenblick lesen könnten, wo sie niedergeschrieben wird, so würden Sie einfach glauben, daß ich Sie nicht in den October, sondern in den April schicken will, Sie, die Sie ja noch dieser Tage lesen konnten, daß in Ihrem Wunderländchen am Kirsch- und Apfelbaum Blüthe und Frucht neben einander stehen.

Aber es ist doch so und bei uns „in der Hauptstadt" ist's wirklich schon seit vierzehn Tagen Herbst: wir merkten es, auch ohne daß den Clowns auf den offenen Gartenbühnen in der letzten Woche der Sommervergnügungen die Nasenspitzen blau und roth angelaufen waren, obschon sie nicht zur Schminkbüchse gegriffen hatten, und ohne daß die erstarrten Finger der Herren Musiker so oft vorbeigriffen und daß die kältezitternden Beine der Tänzerinnen die ephemere Wärmekraft des Tricots durch doppelt schnelle Bewegung einigermaßen zu ersetzen trachteten.

Nein — wir merkten es einfach daran, daß wir selbst die wattirten Ueberzieher herausholten und nicht mehr in den „Zoologischen" oder in die Gärten an der kalten Newka gastlichem Ufer hinausfuhren, sondern daheim uns die Haare rauften über die Rechnungen der Holzlieferanten und nach den Malerburschen seufzten, die nun schon seit acht Tagen versprochen hatten, die Winterverkleidung der Fensterrahmen auszuführen und die Doppelfenster einzustellen, und die doch nicht kamen, weil sie dasselbe vielen Anderen noch früher versprochen hatten.

Wir merkten es, wenn wir des Morgens in das Zeitungsblatt blickten und fast jeden Tag auf den Namen des einen oder anderen Würdenträgers stießen, der als von der Urlaubsreise heimgekehrt angemeldet ward, und auf

beſonders laute Reclamen der Beſitzer all jener Gärten und Theater, in denen die Truppen, die den Sommer über „ſo ſehr zogen", nunmehr vor leeren Bänken ſich in der Furchtloſigkeit vor Schwindſucht und anderen Gebrechen üben mußten, die die pflichtmäßige Unvorſichtigkeit nach ſich zieht, im Gazeröckchen und in Silberflitter-Geweben, im Tricot und im Seidenjäckchen auf hohem Trapez zu arbeiten oder auf bretternem Boden einen Walzer aus der Sprache der Töne in die der Pas zu überſetzen, wenn das Thermometer nur 4 Grad über Null zeigt und man ſich mit dem angenehmen Bewußtſein am Seil hinaufziehen läßt, daß jeden Augenblick eine eiſige Douche herabſtrömen kann, denn zwiſchen dieſen Künſtlern und Künſtlerinnen und der Wolkendecke über ihnen gab's keinerlei „freundliche Vermittelung", wie ſie im politiſchen Leben oft genug einen kalten Waſſerſtrahl für einen wärmenden Sonnenſtrahl auszugeben weiß.

Und neben dieſen Notizen und Reclamen begegnete man noch anderen, ebenfalls ſaiſonmäßigen, wie zahlloſen Schulinſeraten aller Art und Annoncen und Entrefilets über bevorſtehende Wintervergnügungen. Ein und derſelbe Entrepreneur ſtieß ſo gleichzeitig in zwei Poſaunen: die im rechten Mundwinkel ladet zum fortgeſetzten Beſuch des Sommeretabliſſements ein, indeſſen die im linken das Lob des Winterlocals ſingt. . . . Noch hatten die Entrepreneure ihre Rechnungen über die Sommerſaiſon nicht abgeſchloſſen, noch ward überall draußen gemimt und getanzt, geſungen, gegeigt und geblaſen und geſchoſſen und geknallt und ſonſt wie gelärmt — und ſchon verſprach man uns für den Winter allerlei neue goldene Berge, die doch immer wieder die alten ſind und von denen vielen es Sommers und Winters heißen kann: «parturiunt montes, nascetur ridiculus mus» — „wie das Gebirg auch kreiſt — es kommt nur 'ne ſchnurrige Maus 'raus". Oftmals iſt auch die Maus gar nicht einmal „ſchnurrig", wie es in der alten Ueberſetzung des Horaz'ſchen Verſes heißt, ſondern einfach jammervoll. . . . Man frage nur die Entrepreneure, die alljährlich, Winters und Sommers, bei uns „verkrachen". . . .

Und wenn man — immer wohlverwahrt — auf die Straße hinausging, da merkte man es an dem größeren Treiben der Bevölkerung, an den freundlich grinſenden Geſichtern der Beſitzer von Galanteriewaaren-Läden und den wieder reich geſchmückten Vitrinen dieſer letzteren, daß der Herbſt da war, und an den ſorgenvollen Geſichtern der Schuljugend und deren „Herren Eltern", die ja all die Nachexamen- und Aufnahmeprüfungs-Qualen mit durchzumachen haben.

* * *

„Nachexamen" — „Aufnahmeprüfung" — fürchterliche Marter der Herbſtſaiſon! Inhaltsſchwere Begriffe, die ſie decken!

In den beiden letzten Auguſtwochen, in den erſten Tagen des Septembers, da kann man ihnen vielfach begegnen, vor den Thoren und Thüren, die zu den Tempeln und Capellen der Wiſſenſchaft führen, angefangen bei dem Dutzend Akademien bis zu den 300—350 Elementarſchulen, die wir beſitzen — den

blaſſen, ſorgenvollen, aufgeregten Geſichtern bei Jung und Alt. . . . Das ſind die Kinder und jungen Leute, deren Wohl und Wehe in wenigen Stunden entſchieden werden ſoll, die von der ſpecifiſchen Krankheit des „Ball"-Fiebers ergriffen ſind und für die das Fragezeichen des Lebens die Geſtalt einer „5" annimmt. . . . Sind „Vacanzen" vorhanden? — welcher Begriff ja in unſerem Unterrichtsweſen leider noch immer eine große Rolle ſpielen darf. Werde ich die Aufnahme-Prüfung beſtehen? — die ja um ſo ſchärfer und ſo ſtrenger zu ſein pflegt, je weniger Vacanzen vorhanden ſind. Wie wird das Nachexamen ausfallen? — dieſes Schreckgeſpenſt ſo vieler Knaben und Jünglinge während der Ferienzeit, dieſes alea jacta est, das dem unleidlichen Zuſtande einer Zwitterexiſtenz, der Nichtzugehörigkeit weder zu der einen, noch zu der anderen Klaſſe, eventuell gar der Ungewißheit, ob man überhaupt noch in der Anſtalt verbleiben darf, ein erſehntes oder gefürchtetes Ende bereiten ſoll.

Von einer einzigen winzigen Nummer, von einem einzigen kleinen „Ball" mehr oder weniger hängt da oft das weitere Geſchick des jungen Menſchenkindes ab, und ob dieſer Tragweite der nächſten Stunde blickt der Vater ernſt und ſorgenvoll; umgiebt die Mutter den theuren Sprößling mit noch mehr Liebe, als ſonſt; tritt dieſer ſelbſt, faſt wie geiſtesabweſend, den Gang an zu dem hochnothpeinlichen Gerichte, das über Sein oder Nicht-Sein entſcheiden ſoll.

Wie — wenn's fehlſchlägt? Wenn die Thür dieſer Anſtalt ſich vor Einem ſchließen muß, weil man die geſetzlich zuläſſige Zeit von Jahren ſchon in ihr zugebracht, und die jener ſich nicht vor Dir aufthut, wegen Mangels an Vacanzen? . . .

Ja, es fließen viele Thränen in jenen Wochen und werden viele Seufzer laut und werden — viele Leitartikel geſchrieben über unſer Schul- und Unterrichtsweſen!

Jetzt freilich iſt das Alles in unſerer ſo leichtlebigen und ſchnellvergeſſenden Zeit und Geſellſchaft wieder einmal abgethan.

Die Einen haben die ominöſe „5" glücklich erkämpft und rufen, die betreffende Cenſur an's Herz drückend, triumphirend aus:

„. . . Arm in Arm mit Dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Die Anderen, die ſingen: „Ach, Du lieber Auguſtin!" und thun das neue Fiasco zu den übrigen oder tauchen unter in den tiefen Strom des Lebens, ihr Glück auf andere Weiſe zu verſuchen; wieder Andere aber, die tauchen ſo tief in einen anderen Strom unter, daß ſie das Wiederkommen vergeſſen. . . . „Verdorben — geſtorben!" . . . Und Tags darauf iſt unſere polizeiliche Selbſtmord-Chronik um einen erſchütternden Fall reicher.

* * *

Kürzlich konnte es noch heißen bei uns, wenn man die Themata des Tagesgeſpräches bezeichnen wollte:

Wiſſenſchaft und Politik — Schule und Staatsverfaſſung — Director

und Regent — Aufnahmeprüfung und Europäisches Concert — Nachexamen und Manifest — Vacanz und — Vacanz — Schulprogramm und Extrablatt — Sein oder Nicht-Sein, hüben, wie drüben — „Durchgekommen“ und fortgegangen! Denn das war's, was von Mitte August bis fast Mitte September unserem Residenzleben in Frag' und Antwort die Signatur aufdrückte.

Zwischen der Zeitung und der Entrée des Gymnasiums pendelte das Tagesleben hin und her, und ob man die eine zur Hand nahm, oder vor der anderen stand — in keinem Fall ward Einem wohl zu Muthe.

Wir waren nämlich in diesem Uebergangsstadium von der Sommersaison zur Wintersaison wieder einmal ungeheuer politisch geworden, wie vor einem Jahre auch, zu ganz derselben Zeit.

Und politische Reden flogen hin und her im Salon und im Club, im Bureau und auf der Börse, im stillen Arbeitscabinet und im Foyer des Sommertheaters.

Gerade, als der Petersburger, des Alten von gestern überdrüssig geworden, des Neuen, das das Uebermorgen bringen soll, ungeduldig wartend, sich gründlich zu langweilen begann, kam ihm wieder einmal die Politik zur Hilfe und auf die „Déroulèderei“ folgte die „Battenbergiade“ und hielt dann just drei Wochen vor und beschäftigte die Intelligenz der Residenzbevölkerung und die, die sich zu ihr rechnen — und solche giebt es gar in journalistischen Kreisen — in fast ausschließlicher Weise. . . . Auf der Börse wurde brav auf Hausse und Baisse speculirt, „unter dem Strich“ der Tagesblätter knallte die Narrenpeitsche und wurden Operetten-Librettos und Possen-Scenerien, Spottgedichte ꝛc. veröffentlicht, deren Held der Prinz Alexander war, über dem Strich — doch wozu soll ich Ihnen das Alles wieder erzählen? Sie wissen es ja ebenso gut und haben es ebenso reichlich gelesen wie ich, und:

„Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!“

wird's ja stets dem Feuilletonisten vorgehalten, von hier und dort, „aus abhängigen“ und „aus unabhängigen Gründen“. . . .

Zudem ist's ja heute nicht mehr der Fall und unser öffentliches Interesse hat sich, bereits wie von der Schule, so auch von der Politik ab- und anderen Dingen zugewandt, als wie politischen, und andere Materien sind es, die dafür Sorge zu tragen haben, daß das Petersburger Publicum an Gesprächsstoff nicht zu kurz kommt. . . .

Das passirt ihm, wie gesagt, in diesen Wochen des Hangens und Bangens in schwebender Pein, in dieser Zeit der Auflösung der Sommersaison, während die Crystallisation der Wintersaison erst im Werden begriffen ist, oft genug, und das Regime der Langeweile steht dann in schönster Blüthe. Ja, Mancher bringt es darin gar so weit, daß er sie als ein Sport betreibt und schließlich die Langeweile selbst ganz amüsant zu finden beginnt, wie er wenige Wochen vorher das Uebermaß an Amüsement zu guterletzt herzlich langweilig fand.

Denn er ist allezeit ein närrischer Kauz — der Petersburger, und es wird

ihm allezeit übermäßig viel geboten. . . . So auch in dieſem Sommer. . . . Und es lohnt ſich wohl, einen Augenblick ſtille zu halten und rückwärts zu blicken, ehe wir mit geblähten Segeln in die neue Saiſon hineinſteuern. . . .

* * *

Aber erſchrecken Sie nur nicht. Wenn wir jetzt fragen: „Was hat uns die Sommerſaiſon gebracht?“, ſo geſchieht das nicht, um Ihnen auf's Neue von der dell' Era, und der Gorew und den Schweſtern Martens, und der Sozo und Herrn Unthan e tutti quanti zu erzählen — von denen Sie genug geleſen und gehört haben.

Nein — aus einem anderen Grunde wird die Frage aufgeworfen: „Was hat uns die Sommerſaiſon gebracht?“

Wir antworten: Neben und außer einigen wenigen ernſten Dramen und volksmäßigen Komödien, guten Gartenconcert-Orcheſtern und muſikaliſchen Virtuoſen — Operetten und Ballete, franzöſiſch-amerikaniſche Feerien und ruſſiſch-patriotiſche Ausſtattungsſtücke und engliſche Clown-Pantomimen, nationale Sängerchöre und indigene Zigeunertabors, römiſche Wettſpiele und indiſche Gaukler, Feuerwerke zu Waſſer und zu Lande; und dann weiter: Pariſeriſche und Wiener Chanſonnetten-Sängerinnen, jüdiſche Komikerquartette und armeniſche Couplet-Sänger, wagehalſige Akrobaten, armloſe Meiſterſchützen, kühne Schlangen- und Löwenbändigerinnen, dreſſirte Elephanten, auf dem Seile (?) tanzende Pferde, Mandolinen ſpielende Seehunde, Affenmenſchen und Fiſchmenſchen, weibliche Baryton-Sängerinnen und männliche Sopraniſten, Mißgeburten und Zwerge, Papuas und Pygmäen u. ſ. w. — nicht wahr, ein nettes Quodlibet? . . .

Aber das war ja immer ſo; im vorigen Jahre ſo gut, wie im vor-vorigen ꝛc.! Gewiß; leider war es immer ſo und leider nimmt es noch immer zu.

Nicht auf die Maſſe des Gebotenen kommt es hierbei an — die würde ja an und für ſich nur Zeugniß ablegen von dem großartigen Concurrenzkampf der Entrepreneure um das „Da-ſein“ des Publicums, ein Kampf, dem kein Mittel zu gemein und verwerflich erſcheint; und von einer phänomenalen Vergnügungsſucht dieſes Publicums, «le grand public», wie der Franzoſe ſagt, um das man ſich reißt — ſondern auf das „was“, auf den Gehalt des Gebotenen.

Hier ſtehen wir vor einem Gebiet, über das ſich ein gar inhaltsreicher Eſſay ſchreiben ließe; auf das wir aber heute nur einige wenige Streiflichter werfen können, die den einen und anderen Punkt beleuchten; Streiflichter — denn es iſt ein gar finſteres, dunkles Gebiet.

Sehen wir von der erſten Gruppe des rieſenlangen Vergnügungspro-gramms und von der einen und anderen Nummer der zweiten ab — ſo haben wir es immer nur mit Picantem und Senſationellem zu thun, in immer größeren Doſen und in immer intenſiveren Wirkungen. Der Geſchmack am Natürlichen iſt ganz abhanden gekommen und der Kunſtgenuß an ſich verkümmert. Jener

iſt depravirt und hat ſich dem Unnatürlichen zugewandt, dieſer iſt corrumpirt und hat ſich mit dem Sinnlichen vermengt. Es geht damit, wie mit manchem Gourmand — ohne gepfefferte und mit exotiſchen Gewürzen verſetzte Saucen vermag er keine Schüſſel mehr zu ſich zu nehmen; und wie mit dem Säufer, der den „matt“ gewordenen Schnaps ſchließlich durch Eau de Cologne und Spiritus erſetzt. Die Blaſirtheit, die Hyperäſtheſie und der Neuroſismus des Großſtädters des letzten Viertels unſeres Jahrhunderts finden an der Grazie, Geſchicklichkeit und Kraftentfaltung eines einfachen Gymnaſten nicht mehr Gefallen; derſelbe muß zum Akrobaten werden, der auf hundert verſchiedene Arten allabendlich ſein Leben wagt, damit Monſieur und Madame jenen momentanen, kleinen Nervenkitzel empfinden, der allein ihnen Vergnügen macht; und da man ſich ſchließlich auch an dieſen Kitzel gewöhnt, ſo muß er variirt und verſchärft werden: und man producirt als ſolche Akrobaten einerſeits — unmündige Kinder, andererſeits — Thiere. . . . Und die Menge brüllt und jauchzt Beifall! . . . Wodurch anders, als durch die Ueberreizung der Nerven und der Gehirnfunctionen erklärt es ſich, daß man Gefallen finden kann an den Productionen eines Damenkomikers oder männlichen Sopraniſten, der, durch der Schneiderin Kunſt körperlich in eine Dame verwandelt, ſeinem Mädchengeſicht ein ſtereotypes Lächeln aufdrückt und Chanſonnetten-Sängerinnen copirt? oder wenn dort eine Frau den Frack anzieht und in tiefem Baryton Balladen oder ſchlüpfrige Couplets vorträgt? Das Widernatürliche iſt's wieder, was reizt. Ganz ebenſo, wie wenn wir ein Weib ſich ausrecken ſehen zwiſchen zwei Stühlen, das, nur mit Hinterhaupt und Hacken ſich haltend, auf dem ſchier ſtählernen Leibe einen Ambos trägt, oder wenn dort ein anderes, nur mit Silbertricot bekleidet, Schlangen ſich zwiſchen den Beinen durchringeln läßt und einen greulichen Alligator als Spielgenoſſen auf den Grund eines ſchmutzigen Waſſerbaſſins mit ſich nimmt. . . .

In meiner letzten Plauderei ſchrieb ich Ihnen von dem ſchier beiſpielloſen Erfolge, den in dieſem Sommer im Garten des „Renaiſſance“-Theaters die Geſchwiſter Martens hatten. . . . Er war durchaus nicht allein auf Rechnung eines reinen Kunſtgenuſſes zu ſchreiben — der ja dabei, genau genommen, in dieſem Falle oft genug noch gar ein ziemlich fragwürdiger war.

Wohl ſangen ſie ganz nett und ihr Repertoir bot auch einiges für das Petersburger Publicum Neue; wohl waren ſie alle anmuthig und friſch und munter — die Lieder, wie die Sängerinnen — aber das allein machte die Sache gewiß noch nicht. Denn — daß ich's nur ſage — um ſimpler Tyroler-Quartette willen wird hier kein Café-Chantant allabendlich geſtürmt und die «great attraction»-Fähigkeit der Pſeudo-Tyrolerinnen und Quaſi-Schweſtern Martens erklärt ſich einfach daraus, daß die bildſchöne Alexandrine für eine unbezwingliche Feſtung galt und unſere jeunesse dorée ihren geringen Witz und ihr vieles Geld daran ſetzte, dieſes — ihnen vielleicht auch „unnatürlich“ erſcheinende — Problem zu löſen und einen Gegenbeweis zu liefern, was ihr aber mißlang; ſowie daraus, daß es wiederum höchſt „picant“ war, einen 14jährigen Backfiſch

ſo naiv auftreten zu ſehen, wie er es in Wahrheit auch ſein müßte, es aber nicht iſt, und wie ſeine hübſch die Schule beſuchenden Altersgenoſſinnen es zu ſein pflegen. Oder iſt Jemand da, der da meint, daß die reizende Naivetät und muntere Ausgelaſſenheit des Frl. Charlotte eine aus einem unverdorbenen Kindergemüthe entſpringende war? Ein „unverdorbenes Kindergemüth", das ſich entwickelt hat zwiſchen den Café-Chantant-Couliſſen von Alexandrien bis nach London und von Brüſſel bis nach Kiew! Freilich — Eins kam noch hinzu: das war die neulich ſchon und auch heute wieder betonte anmuthige Decenz und züchtige Beſcheidenheit im äußeren Gebahren dieſes Quartetts. Nun — das war am Ende auch ſo eine Art «haut goût», oder zum Mindeſten eine Picanterie, eine barocke Spielart der Café-Chantant-Exiſtenzen, die eben darum, als Ausnahme, reizend und lockend wirkte auf blaſirten Geſchmack und abgeſtumpfte Nerven! . . .

Und nun gar erſt jene, die einem 5jährigen Clown, der zähneklappernd und doch grinſend vor einem tauſendköpfigen Publicum ſeine mageren, ſtriemenbedeckten Gliederchen abſcheulich verrenkt, oder einer 6jährigen Cancaneuſe, die die unfläthigen Bewegungen, die man ihr eingepaukt, mechaniſch ausführt, oder einer 8jährigen Chanſonnetten-Sängerin, die ein girrendes, lüſternes Liebeslied vorträgt, indeſſen die eigene Mutter ſie am Clavier dazu begleitet — zujubeln und Beifall klatſchen? Und jene, die mit einer cyniſchen, faſt wollüſtigen Neugier eine unglückſelige weibliche Mißgeburt muſtern und ihr mit ihren Blicken die letzten Hüllen vom elenden, verkrüppelten Leibe fortreißen wollen? Ich möchte ſie unter den Vergnügungsſüchtlern — den Morphiomanen und Opiumeſſern unter den Nervenkranken gleichſtellen. Im Grunde genommen iſt's auch ganz dieſelbe neuropathologiſche Baſis, mit der wir es in den beiden Fällen zu thun haben, nur daß die Mittel verſchiedene ſind und daß der ekſtatiſche Zuſtand anders ſich äußert. . . .

Es ſind aber alle dieſe Geſchmacksverirrungen beängſtigende Symptome jener Atrophie des Seelenlebens und jeglicher Moralität, von der neulich hier die Rede war, als wir uns mit der erſchreckenden Zunahme der Selbſtmorde beſchäftigten, und jener grauenvollen Blaſirtheit, die, nachdem ſie das Natürliche ſchon durch das Unnatürliche und das Widernatürliche erſetzen mußte, ſchließlich bei dem großen, ſchauerlichen Nirwana anlangt, bei dem abſoluten „Nichts"; jener pſychiſchen Atrophie, die oftmals mit einer phyſiſchen des Gehirns endigt, und jener Blaſirtheit, der der Selbſtmord als die logiſche Schlußformel eines ausgebrannten Daſeins erſcheint. . . .

Es ließe ſich, wie geſagt, noch vieles Andere anführen: Das Entwürdigende und Blödſinnige z. B. des Affen- und Hunde- und Fiſchmenſchenthums; das Nichtswürdige und Unmoraliſche der Exploitation von Kindern zu öffentlichen Schauſtellungszwecken am Trapez, auf dem Pferde, auf der Tanzbühne; die Exploitation des Racenhaſſes und boshafter Spottſucht, die in den Productionen „jüdiſcher Erzähler" und derartiger Komiker liegt; die Gründe, warum

in unſeren Tagen gerade die Feerie im Vergnügungsprogramm eine ſo dominirende Rolle zu ſpielen beginnt u. ſ. w. — aber es mag genug ſein. . . .

* * *

Im Winter freilich, da verändert ſich in Etwas die Phyſiognomie dieſes Vergnügungsprogramms: ein Theil muß naturgemäß auf das Ausgeführt-Werden verzichten, ein anderer flüchtet ſich aus dem Freien und vor dem blauen Himmelsgewölbe, unter dem es im Sommer ſein Weſen treibt in unſeren Gärten und Etabliſſements, in die dunſtgeſchwängerte, fuſel- und bierduftende Atmoſphäre berüchtigter Café-Chantants und verrufener Tingel-Tangel. . . .

Damit wird ſelbſtverſtändlich auch die Zahl der Conſumenten eine weit geringere und die Giftblüthen, die auf dem Boden moderner Verbildung, Geſchmackloſigkeit und Unſittlichkeit aufgeſchoſſen ſind, treiben wenigſtens nur noch im Verborgenen. Aber ſie ſind darum doch da und gar um ſo gefährlicher, als der Cultus des Ungeſchmacks und der Unmoral nicht mehr öffentlich getrieben wird, wie er denn auch hier in Form von Zoten und unanſtändigen Gliederbewegungen auf der Bühne ſo gut, wie im „Tanzſaal“ — jedes dieſer Locale beſitzt einen ſolchen — noch ein neues Ingredienz erhält, das, Gott Lob, auf den offenen Sommerbühnen noch nicht einheimiſch iſt.

Freilich wendet die Stadthauptmannſchaft, deren Wirken auf dem Gebiete materieller und moraliſcher Aſſanirung der Reſidenz und ihrer Bevölkerung nicht genug hervorgehoben und gerühmt werden kann, dieſen Anſtalten der Corruption allzu unerzogener Jugend beiderlei Geſchlechts und den Depravirungs-Orgien bereits gänzlich verderbten Alters die weitgehendſte controlirende Aufmerkſamkeit zu, aber doch wird die Herrſchaft des Café-Chantants bei uns eine immer größere, ſeitdem das Monopol der K. Theater-Direction ein Ende erreicht hat und alle möglichen Vergnügungsanſtalten conceſſionirt werden.

Die — sit venia verbo — „vornehmſten“ dieſer Heimſtätten der Frivolität und des Cynismus und der Proſtituirung der Kunſt liegen merkwürdiger Weiſe alle an der Fontanka breiten Quais. Ein eigenthümliches Zuſammentreffen, das ich mir nur ſo erklären kann: entweder ſuchen die Inhaber all dieſer «Salon des Variétés», «Palais du Crystal» ꝛc. die Nähe des Waſſers auf, damit die Beſucher derſelben das angenehme Bewußtſein hätten, ſich von dem Schmutz, der ihnen dort geboten wird, gleich ſäubern zu können, oder aber — und das iſt, wie Sie gleich ſehen werden, das Wahrſcheinlichere aus dem guten Grunde, weil die ſo lockend und ſchön ſich ausnehmende Fontanka für unſeren unfläthigſten Waſſerarm gilt — oder aber alſo einfach, weil Gleich und Gleich ſich gern zu einander geſellt.

* * *

Gegenüber ſolcher Sachlage iſt's gewiß erfreulich, daß wenigſtens *einem* Café-Chantant das Garaus gemacht wurde in dieſem ereignißreichen Herbſt — freilich um den Preis eines Operetten-Theaters mehr.

Der rührige Impresario des „Renaissance"-Theaters ist es, Herr Raoul Günsbourg, der diese Umwandelung zu Wege gebracht hat und kürzlich eine französische Operettentruppe auf denselben Brettern debütiren ließ, wo noch im Sommer u. A. die Damen Martens bewiesen, daß man nicht eine Patti zu sein braucht, um «Tout Pétersbourg» und noch Einige mehr verrückt zu machen.

Für die Operette sind bei uns überhaupt wieder Tage des Heils angebrochen. Angestachelt durch den Erfolg, den der 58 Mal zur Aufführung gelangte „Zigeunerbaron" im Theater der Künstler-Genossenschaft zu „Kin-Gruft" hatte, und gekräftigt durch die Concurrenz, die sie in diesem Sommer so mit dem Ballet in „Arcadia" und der „Feerie" im „Zoologischen Garten" ausgehalten hat, soll sie nun auch augenscheinlich im Winter das „Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortsetzen" und wenn ich jüngst auf Grund der Erfahrung der beiden letzten Jahre schreiben konnte, die Operette sei in die Flucht geschlagen worden, so bezog sich das nur auf die Anzahl der Stätten, wo sie gepflegt wird: in Wahrheit aber hat sie doch d e n Sieg zu verzeichnen, daß der Petersburger sich entschlossen hat, fortan das Eine zu thun, ohne das Andere zu lassen — dem Cultus des Ballets zu fröhnen und den der Operette wieder aufzunehmen. . . . Ja — sie kommt wieder, schellenrasselnd, trommelwirbelnd, springend und tanzend, daß die Röcke fliegen und die Perrücken wackeln; sie kommt und schlägt der ernsten Muse gar gleich auf drei Bühnen ein Schnippchen. Und die allverständlichen Refrains werden uns in drei Sprachen servirt. L'art n'a pas de patrie — die Kunst ist überall zu Hause. Es haßt ein braver Deutscher den Franzmann, aber seine Operetten hat er offenbar gern; und kann der Russe auch den „Nemez" nicht gar sehr leiden — seine Operettenmusik mag er wohl; nun — und wem doch französische und deutsche Namen ein Unbehagen verursachen und wem weder das Französische, noch das Deutsche geläufig ist — dem steht ja das „Kleine Theater" offen, wo Herr Arbenin dieselben Perdrix unter russischer Sauce serviren wird, die im „Renaissance"-Theater Herr Günsbourg als rumänisch-belgisch-französisch-jüdisch-italienisches Ragout auftischt und im Michael-Theater Herr Bock als deutsche „Nachspeis" an den Mann bringt.

Eine russische, eine französische, eine deutsche Operettentruppe — was will man mehr! Ist sie nicht jetzt glücklich gelöst, die den Sommer über so vielfach ventilirte Frage von den russisch-französisch-deutschen Wechselbeziehungen? Die Operette hat es zu Wege gebracht und unter ihrer Aegide taucht die Frage nieder und verschwindet sie in dem Rufe «Vive l'opérette!»

Wohl ist's noch immer erträglicher, dieses so stark mit Operetten und Balleten versetzte Winterprogramm, als das des Sommers, denn daneben giebt's ja auch viel Ernsteres und Edleres; und wir wollen uns meinetwegen eine anständige Operette und ein auf der Höhe seiner Kunst stehendes Ballet gewiß lieber gefallen lassen, als blödsinnige Feerien und den unerquicklichen, lediglich in Nervenkitzel machenden Mischmasch der „Specialitäten" aller Art, mit denen uns die diesbezügliche englische, amerikanische, französische und deutsche Ueberproduction

beſchenkt — aber gleich drei Operettentruppen dürfte denn doch zu viel ſein und insbeſondere möchte man, des deutſchen Hoftheaters, dieſes Vorpoſtens deutſcher Kunſtpflege im Oſten, gedenkend, mit Gretchen ausrufen:

„Es thut mir lang' ſchon weh',
Daß ich Dich in der Geſellſchaft ſeh'."

Aber die Regie des deutſchen Theaters fühlt ſich in ihr offenbar ſehr wohl und hält ſich an ein anderes Wort aus derſelben Tragödie, an das Wort, das ja zudem auch einem Theater-Director in den Mund gelegt wird.

„Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen"

ſpricht der Herr Ober-Regiſſeur und interpretirt, durch die Kaſſen-Ausweiſe genöthigt, das Wort alſo: „Ich muß nur recht viel Operetten bringen neben manchem Anderen, denn letzteres bringt mir nur manches Mal Manchen in's Haus, jene aber ſtets — Viele." Nun — Herr Bock hat ja auch blos „ein Amt und keine Meinung" und muß für klingenden Erfolg der deutſchen Hoftruppe aufkommen und daher wollen wir nicht allzu ſehr mit ihm rechten, wenn die Parole ſeiner Bühne auch in dieſem Jahre wieder «Vive l'opérette» lautet und wenn daher, was wir bisher an neu engagirten Kräften in ausgeſpielten Stücken ernſterer Muſe zu ſehen bekamen, Einen nicht gerade ſehr zu einem Beſuche des deutſchen Theaters an den Abenden ermuthigt, die ihr — der ernſteren Muſe — geweiht ſind. . . .

Und in den übrigen Theatern?

Nun — im „Alexandra"-Theater, da ſchreien ſie Weh! und Ach! ob der Lücken, die der Fortzug ſolcher Kräfte, wie z. B. Dawydow und Petipa, hinterlaſſen — welch Beide im Frühling ſich mit der Direction überwarfen, gleich einigen anderen, minder hervorragenden Kräften der ruſſiſchen Hofſchauſpieltruppe — und die Eröffnungs-Vorſtellung von „Горе отъ ума" ſchien durch dieſen Titel des Stückes eine ſymptomatiſch-allegoriſche Bedeutung zu erhalten.

Im „Ballet", da laſſen die Habitués die Naſen hängen: die heimiſche Koſt möchte ihnen nicht mehr ſo ganz munden nach der leckeren, exotiſchen Schüſſel, die für ſie das Gaſtſpiel von S-ra dell' Era bedeutete, und ſie erwarten ſehnſüchtig das Eintreffen von S-ra Zucchi, das für Mitte October in Ausſicht ſteht; die indigenen Prieſterinnen Terpſichoren's aber wüthen, denn ein gewiegter Balletomane meinte, in Erinnerung an die ſtählernen Füße der Berliner Primadonna verſunken, unſere indigenen Ballerinen tanzten, als ob ſie Beine aus „Marmelade" hätten, ein Vergleich, der ihnen gar nicht ſüß vorkam, ſondern gar bitter und für deſſen Berechtigung natürlich der gewiegte Kenner zu verantworten hat.

Das franzöſiſche Theater hat erſt dieſer Tage — durch die arge Verſpätung viel Verſtimmung erzeugend — ſeine Pforten geöffnet mit eine Reprize des Zugſtückes der vorigen Saiſon, Daudet's „Sapho", und nur in dem ruſſiſchen Hofopern-Hauſe herrſcht eitel Freude und Wohlgefallen, dank trefflichen Neuinſcenirungen nationaler Opern und deren guter Beſetzung. . . .

Im Uebrigen aber heißt es, wie in der bulgariſchen Frage — „Abwarten!“

Und das wollen wir thun auch in Bezug auf die Schilderung der Phyſiognomie des ſonſtigen Sinnens und Denkens und Lebens des Reſidenzlers, der ſich eben noch in einem Uebergangsſtadium befindet, einem Stadium, von dem es heißen kann, wie eigentlich vom geſammten Leben auf dem kosmopolitiſchen Pflaſter des internationalen Petersburg — daß nämlich das Charakterloſe ſeinen Charakter bildet.

J. Norden.

# Krotkaja*).

Phantaſtiſche Erzählung von **Feodor Michailowitſch Doſtojewſki.**

Jn's Deutſche überſetzt von **M. v. Bröndſted.**

## Vorwort.

Zuerſt einige Worte über dieſe Erzählung. Ich habe ſie eine phantaſtiſche genannt, betrachte ſie aber als eine in höchſtem Grade wirkliche. Die Form allein iſt phantaſtiſch und es ſcheint mir nothwendig, zuerſt zu erklären, weshalb.

Es iſt keine Erzählung, auch ſind es nicht allgemeine Aufzeichnungen. Denken Sie ſich einen Mann an der Leiche ſeiner Frau, die auf einem Tiſche liegt. Es ſind einige Stunden, ſeit ſie ſich ſelbſt getödtet hat, indem ſie aus dem Fenſter ſprang.

Der Mann iſt in furchtbarer Gemüthserregung und hat ſeine Gedanken noch nicht ſammeln können. Er geht im Zimmer auf und ab und verſucht ſich die Begebenheit zu erklären, „ſeine Gedanken auf einen beſtimmten Punkt zu concentriren". Er iſt ein unheilbarer Hypochonder, einer von denen, die laut denken. Deshalb ſpricht er zu ſich ſelbſt, erzählt ſich ſelbſt den ganzen Hergang und verſucht, ſich denſelben zu erklären. Trotz des ſcheinbar geſunden Sinnes, der in ſeinen Worten liegt, widerſpricht er ſich oft ſelbſt, in ſeiner Logik wie in ſeinen Gefühlen. Er rechtfertigt ſich ſowohl ſelbſt, als er ſeine Frau anklagt; er verliert ſich in Erklärungen und man empfindet die Härte ſeines Sinnes und ſeines Herzens, zugleich aber ein tiefes Gefühl. Nach und nach ſieht er wirklich

*) „Krotkaja" bedeutet die Sanfte, die Gutmüthige. Dieſe Novelle iſt im „Tagebuch eines Scribenten" veröffentlicht worden, einem Journal, welches Doſtojewſki redigirte. Jn einigen Zeilen, die dem hier wiedergegebenen Theil der Einleitung vorausgehen, bittet Doſtojewſki ſeine Leſer, zu entſchuldigen, daß er an Stelle des gewöhnlichen Jnhaltes der Zeitung eine ganze Nummer mit dieſer Erzählung gefüllt habe. Er fügt hinzu, daß der Gedanke von „Krotkaja" ihn ganz in Anſpruch genommen und daß er einen vollen Monat mit dem Niederſchreiben der Erzählung zugebracht habe. Der Ueberſ.

klar in der Sache und es gelingt ihm, „ſeine Gedanken auf einen beſtimmten Punkt zu concentriren“. Die Reihe von Erinnerungen, die er hervorruft, führt ihn ſchließlich unwiderſprechlich zur Wahrheit, einer Wahrheit, die ſeinen Geiſt und ſein Herz belebt. Zuletzt iſt ſogar der Ton der Erzählung ganz verſchieden von dem Chaos im Anfang. Die Wahrheit geht dem Unglücklichen auf, klar und genau, wenigſtens in ſeinen Augen.

Seht, ſo iſt die Sache. Die unregelmäßige und verworrene Erzählung dehnt ſich, wie man leicht begreifen wird, über mehrere Stunden aus. Er wendet ſich bald an ſich ſelbſt, bald an irgend einen unſichtbaren Zuhörer oder an einen Richter. So ſpielt ſich die Sache in der That ab. Wenn ein Stenograph dieſen Mann hätte hören und Alles niederſchreiben können, was er ſagte, würde die Erzählung vielleicht ungleicher geweſen ſein, weniger bearbeitet, als ich ſie wiedergebe; aber meine Meinung iſt, daß die pſychologiſche Reihe dieſelbe geblieben ſein würde. Rein phantaſtiſch iſt es nämlich, wenn ich die Wahrnehmungen, die in dieſer Erzählung von mir geordnet ſind, ſo darſtelle, als ob ſie mit ſtenographiſcher Genauigkeit wiedergegeben wären. Eigentlich iſt dieſes Verfahren nicht neu in der Kunſt. Victor Hugo hat z. B. in ſeinem Meiſterwerk „Der letzte Tag eines Verurtheilten“ faſt dasſelbe Verfahren eingeſchlagen. Er hat keinen Stenographen eingeführt, aber er hat ſich eine noch größere Ungereimtheit erlaubt, indem er annahm, der Verurtheilte habe Gelegenheit gehabt, die Eindrücke niederzuſchreiben, die er am letzten Tage, bis zur letzten Stunde, ja gar bis zur letzten Minute hatte. Wenn aber Victor Hugo eine ſo phantaſtiſche Vermuthung nicht ſchon früher eingeführt hätte, ſo wäre dieſe Arbeit, welche die realiſtiſchſte und die geradeſte iſt von allen, die er gebracht, überhaupt gar nicht vorhanden.

## I.

Nun, ſo lange ſie noch hier iſt, mag es noch gehen. Ich gehe zu ihr hin und betrachte ſie jeden Augenblick. Aber morgen? Morgen holen ſie ſie ab und was ſoll ich dann anfangen ganz allein? Noch iſt ſie hier, in dieſem Zimmer, ſie liegt auf dem Tiſche. Morgen wird der Sarg fertig ſein, ein weißer Sarg . . . weiß . . . gros de Naples. . . . Nun, das kann übrigens gleichgiltig ſein. . . . Ich gehe, gehe fortwährend . . . ich will es mir erklären. Jetzt habe ich ſchon ſechs Stunden den feſten Entſchluß gehabt, und dennoch kann ich meine Gedanken nicht auf einen einzigen Punkt concentriren. Aber ich bleibe dabei, bleibe dabei, vorwärts zu gehen. . . . Wie iſt es nun eigentlich zugegangen? Am beſten iſt es, in der Reihenfolge zu erzählen. Ich bin kein Romanſchreiber, meine Herren, das ſehen Sie wohl, aber was thut das zur Sache? Ich werde Alles berichten, ſo, wie ich es aufgefaßt habe. . . . O ja, ich habe es richtig aufgefaßt, nur allzu richtig, das iſt mein Unglück!

Nun, . . . alſo, wenn Sie es wiſſen wollen, das heißt, ich beginne mit dem Anfang; ſie kam ganz einfach, um einige Gegenſtände bei mir zu verſetzen, damit ſie eine Annonce in den „Golos“ einrücken könne, in der ſie ankündigte, daß eine Lehrerin eine Stelle ſuche, ſie würde in's Ausland reiſen, wenn man es wünſchen ſollte, und würde auch zu Hauſe Stunden geben u. ſ. w. u. ſ. w. Das war gleich zu Anfang. Ich ſah ſie kaum, ſie kam wie alle die Anderen und benahm ſich wie alle die Anderen. Später gab ich Acht auf ſie. Sie war ſchmächtig, blond, etwas über Mittelgröße. Sie ſchien ſich mir gegenüber zu geniren, es war, als ob ſie ſich ſchämte; ich glaube eigentlich, ſie benahm ſich ſo Allen gegenüber, die ſie nicht kannte. Sie beachtete ganz gewiß auch mich nicht, ſie betrachtete mich nicht als einen Mann, ſondern als einen Wucherer. Sobald ſie das Geld bekommen hatte, ging ſie. Niemals ſprach ſie ein Wort. Die Anderen ſchwatzen, feilſchen, plagen, um mehr zu bekommen; ſie aber nicht . . . was ich ihr gab . . . aber ich glaube, ich rede verwirrtes Zeug. . . . Ach ja! Es waren die Pfänder, die zuerſt meine Aufmerkſamkeit erregten. Ohrringe, ſilbervergoldete, ein einfaches kleines Medaillon — das Alles war nicht zwanzig Kopeken werth. Sie wußte es wohl, aber es war aus ihrer Miene deutlich zu erſehen, wie theuer ihr dieſe Sachen waren, es war auch, wie ich ſpäter erfuhr, ihr ganzes Erbtheil von ihren Eltern. Ein einziges Mal erlaubte ich mir zu lächeln, als ich ſah, was ſie brachte. Das heißt . . . ſehen Sie, ich thue es ſonſt nie; meinen Kunden gegenüber habe ich immer die feinſten Manieren; wenige Worte, höflich, ſtreng, ſtreng, ſtreng und immer ſtreng.

Aber einmal wagte ſie die Reſte (buchſtäblich die Reſte, wie ich ſage) zu bringen, die Reſte einer Jacke aus Kaninchenfell — ich konnte mich nicht halten und erlaubte mir einen Scherz. . . . Aber Du lieber Gott, wie wurde ſie roth! Ihre Augen ſind blau, groß, gedankenvoll, wie ſchoſſen ſie Blitze! Und kein Wort! Sie nahm ihre Fetzen und ging fort. Von da war es eigentlich erſt, daß ich auf ſie Acht gab und ich begann, über das Ganze etwas nachzudenken . . . das heißt, ſo etwas anders als ſonſt. . . . Ja, ich erinnere mich noch eines Eindruckes . . . das heißt, wenn Sie wollen, eines eigenthümlichen Eindruckes, wie eine Syntheſe von Allem: ſie war ſehr jung, ſo jung, daß man ſie kaum für vierzehn Jahre alt gehalten hätte. Sie war aber ſechszehn Jahre, bis auf drei Monate. Es war indeſſen nicht das, was ich ſagen wollte, nicht dort liegt die Syntheſe.

Am folgenden Tage kam ſie wieder. Ich habe ſpäter erfahren, daß ſie mit der Jacke bei Dobranrawoff und bei Mozer geweſen ſei, aber die nehmen nur reines Gold an, ſie haben die Jacke nicht einmal angeſehen. Ich nahm einmal eine Kamee von ihr an, die faſt gar nichts werth war, ſpäter, als ich daran dachte, war ich ſelbſt erſtaunt darüber; ich pflege auch nichts Anderes anzunehmen, als Sachen, die ſicher ſind wie Gold- und Silberſachen, und von ihr nahm ich eine Kamee an. Warum? Es war zum zweiten Mal, daß ich beſonders Acht auf ſie gab, deſſen erinnere ich mich ganz gut.

Das nächſte Mal, das heißt, als ſie von Mozer zurückkam, brachte ſie mir ein Cigarren-Etui aus Bernſtein, eine Rarität, die vielleicht für einen Amateur einigen Werth haben könnte, die für mich aber nichts werth war, denn in meinem Geſchäft geht nur Gold. Da es nach der unglücklichen Geſchichte mit der Jacke geſchah, war ich ſtreng gegen ſie.

Meine Strenge beſteht nur darin, daß ich die Leute kalt empfange. Als ich ihr aber die zwei Rubel gab, konnte ich mich nicht enthalten, in gereiztem Tone zu ihr zu ſagen: „Es iſt nur, weil Sie es ſind, Mozer würde derartige Sachen nicht angenommen haben.“ Und ich legte beſonderen Nachdruck auf das Wort Sie, gerade als ob ich etwas Beſonderes gemeint hätte. Ich war bos-haft. Als ſie das hörte, erröthete ſie wieder, aber ſie ſagte kein Wort, ſie warf auch nicht das Geld von ſich, ſondern ging mit demſelben fort. — So iſt es, wenn man in Noth iſt. Wie ſie roth geworden war! Ich merkte, daß ich ſie verletzt hatte. Und als ſie hinausgegangen war, fragte ich mich plötzlich: „Iſt wirklich der Triumph auf ihre Koſten die zwei Rubel werth?“ Ha, ha, ha! Ich erinnere mich ſo gut, daß ich gerade dieſe Frage an mich richtete. „Iſt es wirklich ſo viel werth? Iſt es wirklich ſo viel werth?“ Und ich lachte und kam zu dem Reſultat, daß es wohl das Geld werth war. Ich war ſehr luſtig. Aber damals handelte ich nicht unter der Eingebung irgend eines ſchlechten Gefühls; ich that Alles mit Abſicht, mit Ueberlegung; ich wollte ſie auf die Probe ſtellen, denn neue Gedanken über ſie entſtanden fortwährend in meinem Gehirn. Das war das dritte Mal, daß ich ganz ſpecielle Ideen über ſie hatte.

Nun, und von dem Moment an war es, daß es anfing. Ich verſchaffte mir Auskunft über ihr Leben, über ihre Stellung und ich erwartete mit Ungeduld ihren nächſten Beſuch. Ich hatte das Vorgefühl, daß ſie bald wiederkommen würde. Sie kam auch wirklich und ich begegnete ihr diesmal mit Höflichkeit und Liebenswürdigkeit. Ich habe eine gute Erziehung genoſſen und verſtoße nicht gegen die Formen. . . . Hm! . . . es wurde mir klar damals, daß ſie gut und ſanft ſei. Die, welche gut und ſanft ſind, widerſtehen nicht lange und obwohl ſie Einem ihre Herzen nicht gerne eröffnen, ſo iſt es ihnen doch unmöglich, auf ein Geſpräch nicht einzugehen. Sie geben nicht viel Antwort, aber ſie antworten doch, und je weiter man ihnen gegenüber geht, deſto mehr erreicht man, wenn man nicht zu bald ermüdet. Aber Sie begreifen wohl, daß ſie mir diesmal nichts erzählte. Es war erſt ſpäter, daß ich die Geſchichte mit dem „Golos“ und alles Uebrige erfuhr. Zu dieſer Zeit annoncirte ſie aus aller Kraft in den Zeitungen wegen einer Stelle. Zwar natürlich einfach: „Eine Lehrerin . . . die auch willig ſei, auf's Land zu gehen; man möge ein Billet mit Angabe der Bedingungen einſenden“, ſpäter: „Eine Lehrerin, die, was es auch ſei, über-nimmt, die Stunden geben, Geſellſchaftsdame ſein, die dem Hauſe vorſtehen, Kranke pflegen, Näharbeit übernehmen will ꝛc. ꝛc.“ Kurz, Alles, was man unter ſolchen Umſtänden zu ſagen pflegt. Sie bat nicht um alle dieſe Beſchäftigungen auf einmal, aber mit jeder neuen Annonce ward der Ton dringenderund endlich

ſuchte ſie in ihrer Verzweiflung nur „Arbeit für die Koſt“. Aber nein, ſie bekam keine Stelle.

So entſchließe ich mich denn, ſie noch einmal zu prüfen. Ich nehme plötzlich die Tagesnummer des „Golos“ und zeige ihr eine Annonce: „Ein junges Mädchen, elternlos, ſucht eine Stelle als Lehrerin bei kleinen Kindern, *am liebſten bei einem älteren Wittwer. Kann auch im Hauſe behilflich ſein.*“

„Sie ſehen, die Annonce iſt von heute Morgen, und heute Abend wird die Betreffende ohne Zweifel eine Stelle haben. So muß man annonciren.“

Sie wurde wieder roth und wieder blitzten ihre Augen; ſie wandte ſich ab und ging.

Das gefiel mir. Uebrigens war ich ihrer bereits ſicher und ich hatte nichts mehr zu befürchten. Niemand würde ihre Cigarrentaſchen annehmen und außerdem hatte ſie wohl keine anderen Cigarrentaſchen. Am dritten Tage kam ſie wieder, ganz blaß und erſchrocken. Ich begriff, daß irgend etwas bei ihr paſſirt ſei, und ſo war es auch. Ich werde Ihnen gleich ſagen, was vorgegangen war; aber zunächſt will ich erzählen, wie ich mich plötzlich «chic» zeigte und wie ich Vorſehung ſpielte. Es war eine Idee, die mir ganz plötzlich kam. Das ging ſo zu.

Sie brachte ein Bild von der heiligen Jungfrau (ſie entſchloß ſich, es zu bringen). . . . Oh . . . hört nun! Jetzt beginnt es, denn bisher habe ich doch nichts Anderes gethan, als Unſinn geſchwatzt. . . . Aber ich will mir es Alles in's Gedächtniß rufen, jede Kleinigkeit, jeden unbedeutenden Zug.

Ich will die ganze Zeit meine Gedanken concentriren und kann mich nicht zurechtfinden . . . oh, hört denn die kleinen Bagatellen . . . die unbedeutenden Züge.

Das Bild der heiligen Jungfrau. . . . Die heilige Jungfrau mit dem Jeſuskinde; ein Familienbild, alt, mit einem vergoldeten, ſilbernen Rahmen. — „Das iſt . . . das iſt ſechs Rubel werth.“ Ich ſehe, daß ſie auf das Bild großen Werth legt. Sie verſetzt das Ganze, den Rahmen mit allen Ornamenten. Dann ſage ich zu ihr: „Sie ſollten lieber nur die Einfaſſung verſetzen; das Bild können Sie zurücknehmen; es geht ohne das.“

„Iſt es verboten?“

„Nein, verboten iſt es nicht, aber vielleicht Sie ſelbſt . . .“

„Gut, dann nehmen Sie es heraus.“

„Hören Sie, ich werde es nicht herausnehmen; ich werde es mit meinen eigenen dort zuſammenſtellen“ — ſage ich, nachdem ich mich etwas bedacht — „unter der Lampe hier zwiſchen den Heiligenbildern (die Lampe brannte immer, ſeitdem ich mein Leihhaus eingerichtet) und nehmen Sie dann zehn Rubel für das Ganze.“

„Ich brauche nicht zehn Rubel, geben Sie mir fünf, ich komme beſtimmt, um es wieder einzulöſen.“

„Sie wollen alſo die zehn Rubel nicht haben. Das Bild iſt es wohl werth," ſagte ich, als ich bemerkte, daß ihre Augen wieder zu blitzen anfingen. Sie antwortete nicht. Ich gab ihr fünf Rubel.

„Man ſoll niemals Jemanden verachten. . . . Ich bin ſelbſt einmal in einer kritiſchen Lage geweſen, in einer noch ſchlimmeren, und wenn Sie mich jetzt in einem ſolchen Geſchäft ſehen. . . . Ja, nach Allem, was ich durchgemacht, ſo . . ."

„Sie rächen ſich an der Geſellſchaft! nicht wahr?" unterbrach ſie mich plötzlich mit einem Lächeln, das zu gleicher Zeit ſehr ironiſch und ſehr naiv war (es war übrigens ganz einfach, denn da ſie gar kein beſonderes Intereſſe für mich empfand, ſo konnten ihre Worte nicht als eine Beleidigung aufgefaßt werden).

„Aha," dachte ich, „ſo iſt ſie alſo, es iſt ein Weib von Charakter, ſie iſt emancipirt."

„Sehen Sie," fügte ich halb ſcherzend, halb im Ernſt hinzu. „Ich bin ein Theil von jener Kraft, die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft."

Sie ſah mich plötzlich mit einer Aufmerkſamkeit an, in der nebenbei viel kindliche Neugierde lag.

„Warten Sie, was iſt das für ein Gedanke? Woher haben Sie den? Ich habe ihn an einer oder der anderen Stelle gehört . . ."

„Grübeln Sie nicht darüber nach. Es iſt Mephiſtopheles, der ſich dem Fauſt mit dieſen Worten vorſtellt. Haben Sie „Fauſt" geleſen?"

„Ja . . . aber nicht recht aufmerkſam."

„Mit anderen Worten, Sie haben ihn nicht geleſen. Den müſſen Sie leſen." Ich ſehe noch eine ironiſche Falte auf Ihren Lippen, glauben Sie nur nicht, ich ſei ſo geſchmacklos, meine Rolle als Wucherer dadurch verherrlichen zu wollen, daß ich mich als Mephiſtopheles hinſtelle. Ein Wucherer iſt ein Wucherer, das iſt eine bekannte Sache.

„Sie ſind ein wunderbarer Menſch. . . . Ich dachte nicht . . ."

Sie war im Begriff, zu ſagen, daß ſie nicht erwartet hätte, in mir einen beleſenen Mann zu finden; ſie ſagte es nicht, aber ich begriff, daß ſie es dachte. Ich beſchäftigte ihre Gedanken ſehr.

„Sehen Sie," ſagte ich, „es giebt kein Geſchäft, in dem man nicht Gutes thun kann. Ich ſpreche natürlich nicht von mir ſelbſt. Im Grunde genommen glaube ich nicht, daß ich etwas Anderes als Böſes thue, aber . . ."

„Gewiß kann man in jeder Stellung Gutes thun," erwiderte ſie eifrig, indem ſie verſuchte, mich mit ihrem Blicke zu durchdringen, „ja, in jeder Stellung."

Oh, ich erinnere mich, ich erinnere mich alles deſſen! Und das will ich ſagen, ſie hatte die Jugend, die bezaubernde Jugend, die, wenn ſie einen klugen, tiefſinnigen Gedanken ausdrückt, das Geſicht überſtrahlen läßt mit einem Funken der Ueberzeugung, die ſowohl naiv als aufrichtig iſt, als ob es ſagen wollte: ſieh' doch, wie ich in dieſem Augenblicke Alles verſtehe, in Alles hineindringe!

Und man kann nicht ſagen, daß es Prahlerei iſt, wie bei uns, es iſt der Werth, den ſie auf den Gedanken legt, die Achtung, die ſie für dieſe Idee hat, die Aufrichtigkeit der Auffaſſung, wenn ſie meint, daß man dieſen Gedanken in demſelben Grade reſpectiren ſoll. Du heilige Aufrichtigkeit, durch ſie beſitzt Ihr die größte Macht. Und in welchem ungeheuren Maße beſaß ſie dieſelbe!

Ich erinnere mich deſſen ſo deutlich, ach, ich habe nichts vergeſſen. Als ſie fortgegangen, war meine Partie verloren. An demſelben Tage verſchaffte ich mir die letzten Nachrichten über ſie und ich kannte jetzt ihr ganzes Leben. Ueber ihre Vergangenheit erhielt ich Auskunft von Lukeria, die in ihrer Familie gedient hatte, und mit der ich mich kurz vorher in Verbindung geſetzt hatte. Ihr ganzes Leben war ſo traurig geweſen, daß ich nicht begreife, wie ſie noch Kraft behalten hatte zum Lachen, die Fähigkeit, Intereſſen zu haben und Neugierde zu zeigen, wie an dem Tage, als ich von Mephiſtopheles ſprach. Aber dieſe Jugend! —

Das war es eben, was ich damals mit Stolz und Freude dachte, denn mir ſchien, es deutete auf Seelenadel hin, daß ihr, obgleich ſie am Rande des Abgrundes ſtand, dennoch bei dem bloßen Gedanken an Goethe die Augen erglänzten.

Die Jugend iſt immer edelmüthig, ſelbſt wenn ſie unglücklich iſt. Aber es war nicht dieſes, worüber ich ſprechen wollte. Das Wichtigſte iſt, daß ich ſie alſo ſchon zu jener Zeit als die Meinige betrachtete, daß ich an meiner Macht nicht zweifelte, und es verleiht immer eine übernatürliche Macht, wenn man nicht zweifelt, das wiſſen Sie recht wohl.

Was aber nun? Wenn ich ſo fortfahre, werde ich niemals meine Gedanken ſammeln können . . . ſchnell, ach, mein Gott, ich muß mich beeilen! Ich rede mich ganz in die Irre und komme gar nicht zu dem, was ich ſagen wollte.

## II.

Das, was ich von ihrer Geſchichte erfahren habe, kann ich in wenige Worte zuſammenfaſſen. Ihre Eltern waren ſchon längſt geſtorben, drei Jahre bevor ſie zu ihren Tanten kam, welche ein ziemlich unregelmäßiges Leben führten, um nicht etwas Schlimmeres zu ſagen. Die eine war Wittwe mit einer großen Familie (ſechs Kinder, eins kleiner wie das andere), die zweite war ledig und eine ſchlechte Perſon. Das waren ſie übrigens alle Beide. Ihr Vater hatte eine Anſtellung als einfacher Aſſiſtent gehabt und war von perſönlichem Adel, aber ſeine Familie war bürgerlich; und das paßte mir auch gut, ich gehörte einer vornehmeren Klaſſe der Geſellſchaft an.

Ich war Ex-Capitän eines Regiments mit hübſcher Uniform, meine Familie von Adel, unabhängig ꝛc. Was mein Pfandleihgeſchäft betrifft, ſo hatten die Tanten jedenfalls keinen Grund, dasſelbe mit ungünſtigen Augen anzuſehen. Drei Jahre Sclaverei bei den Tanten! Und dennoch hatte ſie Zeit gefunden, ihr Examen abzulegen. Das zeigte wenigſtens, daß ſie edele, erhabene Neigungen hatte. Und weshalb wollte ich eigentlich heirathen? Aber die Rede iſt gar nicht

von mir, darum handelt es ſich gar nicht. Sie las mit den Kindern der Tante, ſtopfte das Zeug und wuſch ſogar die Dielen ungeachtet ihrer ſchwachen Bruſt. Sie ſchlugen ſie, ſie machten ihr Vorwürfe wegen jedes Biſſens, den ſie in den Mund nahm; und ſchließlich verſuchten die Alten, ſie zu verkaufen. Uh! die abſcheulichen Details übergehe ich, ſie erzählte mir ſpäter Alles. Ein reicher Kaufmann in der Nachbarſchaft hatte Acht auf dies Alles. Es war kein einfacher Krämer, er hatte zwei Läden. Er hatte ſchon zwei Frauen begraben und jetzt ſuchte er ſich die dritte, und glaubte, er habe ſie gefunden: Sie iſt ſanft und gewohnt, Noth zu leiden, ſie eignet ſich zur Mutter für meine Kinder, ſagte er, denn er hatte Kinder. Er machte ihr den Hof und that einleitende Schritte bei den Tanten. Er war 50 Jahre alt. Sie war ſtarr vor Schreck. Gerade damals war es, daß ſie anfing, zu mir zu gehen, um ſich das nöthige Geld für Annoncen im „Golos“ zu verſchaffen. Sie bat ihre Tanten um Bedenkzeit und ſie gaben ihr dieſelbe, ſelbſtverſtändlich eine ſehr kurze. Aber ſie quälten ſie, ſie lagen ihr beſtändig in den Ohren mit dem alten Liede: Wir haben nicht einmal Brod für uns ſelbſt, wir können es uns nicht auferlegen, noch Eine zu füttern. Ich kannte im Voraus alle dieſe Umſtände, aber erſt an dem erwähnten Morgen entſchloß ich mich. Am Abend brachte der Krämer für 50 Kopeken Bonbons. Sie ſaß und ſprach mit ihm. Ich rief Lukeria aus der Küche und bat ſie, ihr ganz leiſe zu ſagen, ich erwarte ſie vor der Thür und hätte ihr etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen. Ich war mit mir ſelbſt ſehr zufrieden. Im Ganzen genommen war ich an dieſem Tage mit mir ſelbſt ganz außerordentlich zufrieden. Unten im Thorwege machte ich ihr, indem Lukeria dabei ſtand und es hörte, die Erklärung (ſie war ſchon darüber erſtaunt, daß ich nach ihr geſchickt hatte), daß ich die Ehre und die Freude hätte . . . kurz, um ihr meine Handlungsweiſe zu erklären, und, damit ſie über das Parlamentiren im Thorwege ſich nicht wundern ſollte, ſagte ich: „Sie haben es mit einem Manne zu thun, der reelle Abſichten hat und der weiß, wie es Ihnen geht,“ und ich log nicht, ich hatte reelle Abſichten. Aber darüber wollen wir jetzt nicht reden. Mein Antrag wurde in Ausdrücken gemacht, wie ſie ſich für einen gebildeten Mann ſchicken, aber er war auch originell, ein ſehr wichtiges Ding. Nun ja, warum ſoll ich es nicht geſtehen? Ich will mir ſelbſt gegenüber gerecht ſein, und das bin ich auch, ich muß die Sache betrachten, und das thue ich! Es iſt mir ſpäter ein Genuß geweſen, hieran zu denken, obgleich es dumm iſt: Ich geſtand ihr Alles gerade heraus, ohne mich zu ſchämen; daß ich nicht viele Talente hätte und einen ganz gewöhnlichen Verſtand, daß ich kein angenehmer Menſch, ſondern ein Egoiſt ſei (ich erinnere mich ſehr gut dieſes Ausdruckes, er war mir auf dem Wege eingefallen und ich war mit demſelben ſehr zufrieden) und daß ich vielleicht manche unangenehme Seiten hätte, wie man mich auch nähme. Dies Alles ſagte ich mit einer Art Stolz. So, wie man ſolche Sachen ſagt. Es konnte mir ſelbſtverſtändlich nicht einfallen, meine guten Eigenſchaften aufzuzählen, nachdem ich meine Fehler genannt, und z. B. zu ſagen: „Freilich beſitze ich nicht die und die

Tugend, aber wenigſtens habe ich die und die.“ Ich ſah, daß ſie ſich ſehr fürchtete, aber ich ſchonte ſie nicht, im Gegentheil, je mehr ich ſie zittern ſah, deſto beſtimmter trat ich auf. Ich ſagte ihr gerade heraus, ſie habe nicht zu fürchten, daß ſie hungern müſſe, daß ſie aber auch nicht auf elegante Toiletten, Geſellſchaften oder Bälle rechnen dürfe, ja vielleicht ſpäter, wenn ich erreicht hätte, was ich wollte. Der ſtrenge Ton, in dem ich ſprach, riß mich ſelbſt hin; gleichſam zufällig fügte ich hinzu, daß, wenn ich mich auf dieſes Leihhausgeſchäft eingelaſſen, dies unter ganz beſonderen Umſtänden und mit einem ganz beſonderen Ziel vor Augen geſchehen ſei. Ich hatte das Recht, ſo zu ſprechen: die beſonderen Umſtände und das Ziel exiſtirten wirklich.

Hören Sie, meine Herren! Ich habe mein ganzes Leben mehr wie irgend Jemand das Pfandleihgeſchäft verabſcheut, aber obgleich es lächerlich iſt, geheimnißvoll zu ſich ſelbſt zu reden, ſo iſt es doch wahr, daß ich mich an der Geſellſchaft rächte. Es iſt wahr! wahr! wahr! So wahr, daß ſie an dem Morgen, als ſie meiner ſpottete, indem ſie ſagte, ich rächte mich an der Geſellſchaft, gerecht gegen mich war. Sehen Sie, wenn ich ihr an jenem Tage einfach geantwortet hätte: „Nun ja, ich räche mich an der Geſellſchaft,“ ſo würde ſie mich ausgelacht haben, wie ſie es an einem anderen Morgen that, und das wäre ſehr lächerlich geweſen. Aber ſo iſt man im Stande, ſeine Einbildungskraft aufzuregen durch unbeſtimmte Hindeutungen, wenn man einen geheimnißvollen Satz hinausſchleudert. Uebrigens war ich damals nicht mehr furchtſam. Ich wußte ſehr gut, daß der dicke Krämer jedenfalls in ihren Augen verächtlicher erſcheinen mußte als ich und daß ich ihr doch in dem Thorwege als ein Erlöſer vorkommen mußte; ich wußte es ſelbſt. Ach, Nichtswürdigkeiten! man hat doch meiſtens eine Empfindung davon! . . . Und am Ende, war es denn wirklich eine Nichtswürdigkeit? Wie ſollte man einen Mann in einem ſolchen Falle beurtheilen? Liebte ich ſie nicht ſchon damals?

Warten Sie! Ich ſprach natürlicherweiſe mit keinem Worte von meinen Wohlthaten, im Gegentheil — oh, im Gegentheil! „Ich bin es, der in Ihrer Schuld ſteht, nicht Sie in der meinigen.“ Ich ſagte dies ganz laut, ich konnte es nicht laſſen. Ja, es war vielleicht dumm, denn ich ſah ſie die Augenbrauen runzeln. Aber ich hatte doch das Spiel gewonnen! Warten Sie! . . . Wenn ich denn all dieſen Schmutz aufwühlen ſoll, ſo iſt hier noch eine letzte Schofelei, an die ich erinnern muß; ich ſtand gerade aufgerichtet an der Thür und das Blut ſtieg mir wie Dampf zum Kopfe. „Du biſt groß, gut gewachſen, wohlerzogen und, kurz geſagt, ohne Prahlerei, Du haſt ein ganz hübſches Geſicht.“

Ja, ſeht, das Alles fuhr mir ſo durch den Kopf. . . . Sie antwortete mir ſelbſtverſtändlich auf der Stelle, im Thorwege ſelbſt, Ja. Aber . . . ich muß doch ſagen, daß ſie ſich ziemlich lange bedachte, bevor ſie dieſes „Ja“ ſagte. Sie war ſo nachdenklich, ſo bedachtſam, daß ich Zeit fand zu ſagen: „Nun, wollen Sie?“ und ich konnte nicht einmal laſſen, das mit einer gewiſſen flotten Wen-

dung zu ſagen: „Wollen Sie oder nicht?“ mit einer Betonung auf „nicht“, die mir flott vorkam.

„Warten Sie etwas,“ ſagte ſie, „ich denke darüber nach.“ Ihr liebliches kleines Geſicht war ſo ernſt, daß man ihre Gedanken leſen konnte. Und ich fühlte mich ſehr verletzt: „Sollte es wirklich möglich ſein,“ dachte ich, „daß ſie zwiſchen mir und dem Krämer ſchwankt?“ Oh, damals verſtand ich es noch nicht! Nichts verſtand ich, gar nichts! Und bis zum heutigen Tage habe ich nichts verſtanden! Ich erinnere mich, daß Lukeria mir nachlief, als ich fortging, und mir raſch ſagte: „Gott lohn's Ihnen, mein Herr, daß Sie unſer liebes Fräulein nehmen, aber ſagen Sie es ihr ja nicht, ſie iſt ſo ſtolz.“

Stolz — warum nicht? — gerade die ſtolzen Mädchen gefallen mir, die ſtolzen eben lohnt es ſich zu erobern, wenn man gewiß iſt, ſie erobern zu können, nicht wahr?

Oh Nichtswürdigkeit! Oh Ungeſchicklichkeit der Männer! Wie ich doch mit mir ſelbſt zufrieden war! Denken Sie ſich nur, daß, während ſie in dem Thorwege ſtand und ſich bedachte, bevor ſie mir ihr „Ja“ gab, denken Sie ſich nur, da las ich mit Verwunderung den Gedanken auf ihrem Geſichte: „Wenn ich nur Unglück von beiden Seiten zu erwarten habe, warum wähle ich denn nicht den dicken Krämer, damit er mich ſchneller zu Tode prügelt, wenn er betrunken iſt?“

Und warum ſollte ſie nicht ſo denken!

Ja, und auch jetzt verſtehe ich gar nichts! Ich habe eben geſagt, daß ſie recht wohl dieſen Gedanken haben konnte: Welches Unglück wäre wohl von beiden das ſchlimmſte? Was wäre am ſchlimmſten, den Kaufmann oder den im Goethe beleſenen Wucherer zu nehmen? Ja, das war die Frage! . . . Welche Frage? Und Du verſtehſt es noch nicht, Unglücklicher, obwohl die Antwort vor Dir auf dem Tiſche liegt. Aber noch einmal; was mich anbetrifft, ich für mein Theil, ich blaſe darauf . . . was kümmere ich — ich mich darum? Und bin ich überhaupt ſchuld daran? Ja oder nein? Ich kann nicht antworten. Ich werde mich lieber hinlegen, ich habe Kopfſchmerzen.

## III.

Ich habe nicht geſchlafen. Wie hätte ich auch ſchlafen können? Das Blut klopft mir in den Schläfen, als ſollten ſie ſpringen. Ich werde mich wieder in dieſen Jammer vertiefen. Welch ein Haufen Schmutz! . . . Aus welchem Elend zog ich ſie heraus! . . . Sie mußte es doch verſtehen und meine Handlung nach ihrem rechten Werthe beurtheilen! . . . Es waren mehrere Betrachtungen, die mich zu jener Heirath antrieben: Ich bedachte zum Beiſpiel, daß ich einundvierzig Jahre alt ſei und ſie ſechszehn. Der Gedanke an dieſe Ungleichheit war für mich ganz hinreißend. Es war reizend, durchaus reizend.

Ich wünſchte, auf engliſche Manier, mit nur zwei Zeugen, Hochzeit zu machen, Lukeria ſollte die eine ſein, und dann ſofort einen Eiſenbahnwaggon beſtiegen, um vielleicht nach Moskau zu reiſen, wo ich eben etwas zu thun hatte

und wo ich dann zwei Wochen geblieben wäre. Das wollte ſie indeſſen nicht und ich war genöthigt, bei ihren Tanten Viſite zu machen und mich zu geberden, als ob es liebe Verwandte wären, die ſie verſchenkten. Ja, ich mußte ſogar jedem dieſer Geſchöpfe ein Geſchenk zu hundert Rubeln geben. Und ich mußte ſogar noch mehr verſprechen, ohne ihr etwas davon zu ſagen, um ſie durch alle dieſe ſchmutzigen Kleinigkeiten nicht zu demüthigen. Die Tanten waren der reine Honig. Dann ſchwatzten ſie von der Mitgift. Sie hatte nichts, buchſtäblich faſt gar nichts und von dem, was ihnen gehörte, wollte ſie nichts mitnehmen. Es gelang mir denn ſchließlich, ihr begreiflich zu machen, es ſei unmöglich, gar keine Mitgift mitzubringen, und ſo war ich es denn, der ihr die Mitgift gab, das konnte ich thun! Nun — aber nicht von mir wollte ich ſprechen. . . . Es gelang mir denn, ſie für mehrere von meinen Ideen zu gewinnen, ſo daß ſie wenigſtens Beſcheid wußte. Ich glaube ſogar, daß ich mich damit zu ſehr beeilte. Das Wichtigſte iſt, daß ſie von Anfang an, trotz ihres zurückhaltenden Weſens, voller Aufmerkſamkeit und Liebe gegen mich war, mir immer freundlich entgegenkam und mir entzückt und verwirrt mit der lieblichen Unſicherheit der Unſchuld von ihrer Kindheit, ihrer Jugend, ihrem Elternhauſe und kleine Geſchichten über ihre Eltern erzählte. Ich goß kaltes Waſſer auf all ihre Begeiſterung. Das war nun meine Idee. Ihr Entzücken nahm ich mit Stillſchweigen auf, natürlich mit wohlwollendem Stillſchweigen . . . ſie begriff aber bald die Kluft, die uns trennte und das Räthſel, das mir anhaftete. Und ich that alles Mögliche, um ſie glauben zu machen, ich ſei ein Räthſel! Es war nur, um mich räthſelhaft zu ſtellen, daß ich alle dieſe Dummheiten machte! Erſt die Strenge, es war meine ſtrenge Miene, mit der ich ſie in mein Haus führte. Auf dem Wege baute ich mir in meinem Entzücken ein ganzes Syſtem auf. Die Idee zu dieſem Syſtem faßte ich ganz allein. Und ich konnte nicht anders handeln, dieſe Handlungsweiſe wurde mir von einer unwiderſtehlichen Macht eingegeben. Weshalb ſollte ich eigentlich über mich ſelbſt Schlechtes reden? Das Syſtem war rationell. Ich aber, hören Sie nun zu; wenn Sie mich verurtheilen wollen, ſo machen Sie ſich zuerſt mit der Sache bekannt. . . . Hören Sie alſo!

Wie ſoll ich aber anfangen? Denn es iſt ſehr ſchwer. Sich rechtfertigen wollen, iſt ungeheuer ſchwer. Sehen Sie, die Jugend verachtet das Geld! Ich rühmte das Geld, ich pries das Geld, ich erhob es in dem Maße bis zu den Wolken, daß ſie zuletzt ſchwieg. Sie ſperrte die Augen auf, hörte zu, ſah zu und ſchwieg. Die Jugend iſt edelmüthig, nicht wahr? Wenigſtens iſt die Jugend, an der etwas daran iſt, edelmüthig, heftig und ohne beſonders große Toleranz; wenn etwas iſt, das ihr nicht gefällt, ſo iſt ſie gleich mit ihrer Verachtung da.

Ich ſtrebte nach innerer moraliſcher Größe, ich wollte die Größe in mein Herz einimpfen, ich wollte ſie in dem Schlage meines Herzens ſpüren, nicht wahr? Ich will ein ganz gewöhnliches Beiſpiel wählen. Wie konnte ich meine Pfandleihbeſchäftigung einem ſolchen Charakter erklären! Ich bin natürlich nicht

mit directen Hindeutungen vorgegangen, ſonſt würde es ja ausgeſehen haben, als ob ich mich rechtfertigen wollte, daß ich Wucherer ſei. Ich handelte aus Stolz. Ich ließ mein Schweigen für mich reden. Und ich habe die Fähigkeit, durch mein Schweigen reden zu können, das habe ich mein ganzes Leben hindurch gethan. Ich habe Dramen durchlebt, ſchweigend. Oh, wie bin ich doch unglücklich geweſen! Die ganze Welt hat mich ausgeſtoßen, verhöhnt und vergeſſen, und Niemand, Niemand hat es geahnt, und dann auf einmal erſcheint dieſes junge ſechszehnjährige Mädchen und ſammelt Alles zuſammen, hört von nichtswürdigen Menſchen verſchiedene Kleinigkeiten über mich und nun bildet ſie ſich ein, das Ganze zu kennen. Und das Geheimniß war doch verborgen auf dem Grunde des Gewiſſens des Menſchen! Ich ſagte nichts, beſonders nicht zu ihr, ich ſagte nichts — nichts bis geſtern. . . . Warum ſagte ich nichts? Aus Stolz! Ich wollte, ſie ſollte errathen ohne meine Hilfe und auch nicht aus dem Geklatſche von Schlingeln; ich wollte, daß ſie von ſelbſt errathen ſollte, was für ein Mann ich war, und mich verſtehen. Wenn ich ſie heimführte, wollte ich ihre volle Achtung erwerben, ich wollte ſie vor mir ſich beugen und für meine Leiden beten ſehen . . . das wollte ich. Oh, ich hatte meinen eigenen Stolz, ich wollte ſtets entweder Alles oder nichts haben. Und weil ich niemals habe zugeben wollen, daß ein halbes Glück etwas werth ſei, weil ich Alles haben wollte, war ich gezwungen, ſo zu handeln, wie ich es that. Ich ſagte zu mir ſelbſt: „Aber ſo rathe doch und reſpectire mich!“ Nicht wahr, Sie geben zu, daß, wenn ich ihr Erklärungen gegeben, wenn ich ihr dieſelben angedeutet hätte, wenn ich Umwege gegangen wäre, wenn ich ihre Achtung verlangt hätte, dann wäre es dasſelbe geweſen, wie ſie um ein Almoſen zu bitten. . . . Uebrigens — übrigens — warum wieder davon reden!

Dumm war ich, hundert Mal dumm! Ich führte ſie in Verſuchung, grauſam (ja geradezu grauſam) und um es in zwei Worten zu ſagen: Der Edelmuth der Jugend iſt ein herrliches Ding, aber er iſt nicht zwei Kopeken werth. Und weshalb iſt er nichts werth, dieſer Edelmuth der Jugend? Weil er den jungen Leuten nichts koſtet, denn ſie beſitzen ihn, bevor er gelebt hat. Alle dieſe Gefühle ſind, ſo zu ſagen, das Eigentliche bei des Daſeins erſtem Eindruck. So verhält es ſich. Es iſt nichts mit dieſem leicht gekauften Edelmuth. Sogar das Leben hinzugeben, koſtet ſo wenig, in allen Opfern des jugendlichen Edelmuthes iſt nur brauſendes Blut und überſtrömende Kraft. Sie ſagen, Sie legen nur auf die Schönheit der That einen Werth? Aber nein, nein! Wählen Sie ſich eine ſchwere Aufgabe, eine lange unbekannte traurige Hingebung, ohne Klingklang, verleumdet, wo das Opfer groß und die Ehre gering und fragwürdig iſt! Sie meinen, Sie leuchten in ſich ſelbſt, Sie, die Sie ſchlecht genannt werden, während Sie der beſte Menſch auf Gottes Erde ſind, nun verſuchen Sie ſich in dieſem Heldenmuth! Sie bedenken ſich! und ich bin mein ganzes Leben unter dem Drucke eines ſolchen Heldenmuthes geweſen. . . . Sie kämpfte im Anfang mit Raſerei; dann gelangte ſie allmählich zum Schweigen,

zu dem vollkommenſten Schweigen. Aber ihre Augen ſpähten, mehr und mehr aufmerkſam, groß und vor Grauen aufgeſperrt. Und . . . und dann, dann, dann ſah ich ein Lächeln, ein trotziges, verdächtiges, beſtimmtes und boshaftes Lächeln. Mit dieſem Lächeln führte ich ſie in mein Haus. Sie beſaß freilich keinen anderen Ort, wo ſie ihr Haupt hinlegen konnte.

## IV.

Wer begann?

Keiner. Es begann von ſelbſt, von Anfang an. Ich habe geſagt, daß ich ſie zu Hauſe bei mir ſtreng nahm; die erſten Tage war ich doch etwas weicher. Als wir verlobt waren, ſagte ich zu ihr, ſie ſollte die verſetzten Gegenſtände in Empfang nehmen (merken Sie ſich das) und ſie faßte die Arbeit ſogar mit großem Eifer an. . . .

Die Wohnung und die Möbel wurden nicht verändert. Zwei Zimmer und ein durch den Ladentiſch in zwei Räume getheilter großer Saal und ein Zimmer für uns, das Schlafzimmer. Die Ausſtattung war beſcheiden, noch beſcheidener als bei den Tauten. Mein Glasſchrank mit den Heiligenbildern und der Lampe war in dem großen Zimmer, wo ſich auch das Comptoir befand; in dem zweiten Zimmer ſtand mein Bücherſchrank mit einigen Büchern, ſowie der Schreibtiſch. Die Schlüſſel hatte ich bei mir. Schließlich das Bett, Stühle und Tiſche. Ich theilte meiner Verlobten mit, daß die häuslichen Ausgaben, das heißt das Eſſen für mich, ſie und Lukeria (ich hatte dieſe mit mir genommen), einen Rubel täglich nicht überſteigen dürften. „Ich muß mich bemühen, dreißigtauſend Rubel in drei Jahren zuſammenzuſparen, ſonſt nenne ich es nicht Geld verdienen.“ Sie machte keinen Einwand und ich legte von ſelbſt dreißig Kopeken für unſere täglichen Haushaltungsausgaben zu. Ebenſo machte ich es mit dem Theater. Ich hatte zu meiner Verlobten geſagt, daß wir nicht in's Theater gehen würden, und dennoch beſtimmte ich, daß wir ein Mal im Monat hingehen und daß wir ordentliche Plätze im Parquet haben wollten. Wir ſind drei Mal zuſammen im Theater geweſen; wir ſahen „Die Jagd nach dem Glücke“ und „Perichole“, glaube ich . . . aber was hat das mit der Sache zu thun. . . . Wir gingen hin, ohne ein Wort mit einander zu ſprechen, und ebenſo kamen wir nach Hauſe. Warum, warum ſprachen wir doch niemals mit einander?

Im Anfang war kein Zank geweſen und doch lag dieſes Schweigen zwiſchen uns.

Ich erinnere mich ganz gut. . . . Sie ſah mich heimlich an, und als ich es bemerkte, verdoppelte ich meine Stummheit. Unſtreitig war ich es, und nicht ſie, die mit dieſem Schweigen angefangen hatte. . . . Ein oder zwei Mal machte ſie den Verſuch, mich zu umarmen. Aber da dieſe Anfälle von Freundlichkeit krankhaft, hyſteriſch waren, und ich nur auf wahres Glück Werth legte, das auf gegenſeitiger Achtung beruht, ſo nahm ich dieſe Ausbrüche kühl auf. Und darin hatte ich Recht. Am Tage nach derartigen Verſuchen kam es immer zu

Scenen, ja, nicht gerade zu Scenen, aber zu einer Art Anfällen von Schweigen ihrerſeits und mehr und mehr herausfordernden Mienen.

Mangel an Demuth, Aufruhr, das las man aus ihren Augen. Sie war aber ohnmächtig. Ja, ihr ſanftes Geſicht wurde mehr und mehr herausfordernd. Sie begann, Widerwillen gegen mich zu empfinden. Oh, ich ſtudirte das Alles. Und wenn es ſich darum handelte, außer ſich zu ſein, ſo war ſie es oft genug . . . wie ſollte es zum Beiſpiel ſonſt denkbar ſein, daß ſie, nachdem ſie eben aus einer elenden Höhle befreit war, wo ſie die Dielen ſcheuerte, ſo bald eines allerdings gleichfalls armen Heims überdrüſſig ward?

Und man kann eigentlich nicht ſagen, daß Armuth bei uns herrſchte: es war Sparſamkeit, ja in einzelnen Richtungen wünſchte ich ſogar Luxus, zum Beiſpiel was Tiſchwäſche und Leibwäſche betraf. Ich habe immer geglaubt, daß Sauberkeit beim Ehemann die Frau zu ſeinen Gunſten ſtimmen müſſe. Uebrigens aber hatte ſie eigentlich nichts gegen Armuth, wohl aber gegen Geiz. Wir hatten ganz beſtimmt jeder ſein Ziel und einen feſten Charakter. Plötzlich ſagte ſie von ſelbſt Nein, als wir wieder in's Theater gehen wollten, und die ironiſche Falte an ihrem Munde wurde deutlicher und deutlicher. Und mein Schweigen nahm ebenſo zu, wuchs fortwährend.

Soll ich mich nicht rechtfertigen? Der ernſte Punkt war die Angelegenheit mit den Pfändern, nicht wahr? Entſchuldige, ich wußte, daß ein ſechszehnjähriges Weib ſich zu einer vollſtändigen Unterwerfung unter einen Mann nicht entſchließen kann. Dem Weib fehlt es an Originalität, das iſt ein Axiom; noch heute iſt es für mich ein Axiom. Es ändert nichts an der Sache, daß ſie dort liegt, in dieſem Zimmer, eine Wahrheit iſt gleichwohl eine Wahrheit und Stuart Mill ſelbſt kann es nicht ändern. Und das Weib, welches liebt, oh das Weib, das liebt, vergöttert Laſter, ja ſogar das Verbrechen bei dem, den es liebt. Es würde dem Manne ſelbſt unmöglich ſein, ſo viele Entſchuldigungen für ſeine Fehler ausfindig zu machen, wie das Weib es zu Stande bringt. Es iſt edelmüthig, aber es iſt nicht originell. Es iſt dieſer Mangel in Originalität, der das Unglück der Weiber geworden. Und was beweiſt dies? Ich wiederhole es, obgleich ſie dort auf dem Tiſche liegt. Kann man es originell nennen, dort zu ſein? Oh! Oh!

Hört nun! Ich war damals von ihrer Liebe beinahe überzeugt, ſie umarmte mich, ſie warf ſich mir um den Hals, es geſchah doch, weil ſie liebte oder lieben wollte. Ja natürlich, ſie ſehnte ſich nach Liebe, ſie ſuchte Liebe und mein Unglück war es, daß ich kein Verbrechen begangen, wofür ſie mir die Märtyrglorie geben konnte. Sie ſagen: „Wucherer“, und Alle ſagen „Wucherer“, nun und was weiter? Es giebt Gründe, die den nobelſten Mann zwingen können, Wucherer zu werden. Sehen Sie, meine Herren, es giebt Ideen! . . . Das heißt, ſehen Sie, wenn man einer unbeſtimmten Idee in Worten Ausdruck giebt, ſo fällt es furchtbar dumm aus. Ich würde mich ſchämen . . . und wozu? zu nichts. Weil wir Alle jämmerlicher Kram

ſind, der nicht im Stande iſt, die Wahrheit zu ertragen. Oder . . . oder ich weiß nicht, was . . . ich ſagte eben „den nobelſten Mann“ und das klingt ja lächerlich, und doch iſt es wahr, es war wahr, es iſt die reine Wahrheit. Ja, ich war damals in meinem Rechte, als ich meine Zukunft ſichern und dieſes Haus gründen wollte. Ihr habt mich hinausgeſtoßen, Ihr, die Menſchen. Ihr habt mich durch Euer verächtliches Schweigen ausgetrieben; auf meine leidenſchaftlichen Forderungen habt Ihr mir mit einer tödtlichen Beleidigung geantwortet, die auf meinem ganzen Leben laſtete; ſo hatte ich wohl das Recht, eine Mauer zwiſchen Euch und mir zu ziehen, die dreißigtauſend Rubel zu ſammeln, um mein Leben in einem Winkel zu beenden, in der Krim, am Ufer des Schwarzen Meeres, auf einem Gebirge, zwiſchen Weingärten, auf meinen Gütern, welche ich für die dreißigtauſend Rubel erworben hätte, und zwar weit entfernt von Euch Allen, ohne Bitterkeit gegen Euch, mit einem Ideal in meiner Seele, mit einem liebenden Weibe an meinem Herzen, mit einer Familie, wenn Gott es gewollt hätte, indem ich Gutes that an meinen Nächſten. Ich that recht, indem ich dies Alles für mich behielt, denn kann man ſich etwas Dümmeres denken, als ihr dies Alles laut zu erzählen? Und das war der Grund meines ſtolzen Schweigens, deshalb ſaßen wir einander gegenüber, ohne den Mund aufzuthun. Wie ſollte ſie dies verſtanden haben! Sechszehn Jahre alt, die erſte Jugend . . . was konnte ſie von meinen Rechtfertigungen, von meinen Leiden verſtehen! Sie hatte einen ehrlichen Charakter, kannte das Leben nicht, hatte dieſe jugendlichen Ueberzeugungen, die nichts koſten, die Blindheit und Kurzſichtigkeit eines „goldenen Herzens“. . . . Das Schlimmſte, ſehen Sie, war jedoch das Leihhaus. (That ich denn wirklich durch dieſes Leihgeſchäft ſo viel Böſes, und ſah ſie denn nicht ein, daß ich mich mit billigem Gewinn begnügte?) . . . Oh, die Wahrheit iſt ſchrecklich hier auf der Erde! Die Anmuth, die himmliſche Milde, die über ihr ausgebreitet lag, ſie waren eine Tyrannei, eine für meine Seele unerträgliche Tyrannei, eine wahre Tortur. Ich würde mich ſelbſt verleumden, wenn ich unterlaſſen würde, dies zu ſagen; liebte ich ſie denn nicht? Glauben Sie, daß ich ſie nicht liebte? Wer will ſagen, daß ich ſie nicht liebte? Es war ein Traum das Ganze, ſehen Sie, eine boshafte Ironie des Schickſals und der Natur! Wir ſind verflucht; das menſchliche Leben iſt eigentlich einzig und allein verflucht; und das meinige mehr als irgend eins. Jetzt verſtehe ich meine Fehler! . . . Es waren Unklarheiten. . . . Nein, es war klar, mein Plan war klar wie der Himmel. „Mich einſchließen in ſtrenges Schweigen, mir jeden moraliſchen Troſt ſtolz verſagen. Leiden in der Stille!“ Und dieſen Plan führte ich durch! Ich belog mich nicht ſelbſt. „Später ſoll ſie ſehen,“ dachte ich, „daß hierin Edelmuth war. Jetzt ſieht ſie es nicht, wenn ſie es aber ſpäter einmal entdeckt, wenn ſie es je entdecken wird, ſo wird ſie zehn Mal ſo viel Werth darauf legen und dann wird ſie ſich auf die Knie werfen und die Hände falten.“ Sieh', ſo hatte ich mir es gedacht. Aber ich habe ja eben etwas vergeſſen oder ausgelaſſen

Ich kann mit Nichts fertig werden . . . nun, genug hiervon. Wen ſoll ich nun um Verzeihung bitten? Es iſt vorbei, vorbei! . . . Muth, Menſch! Bewahre Deinen Stolz. Du biſt nicht der Schuldige! Gut, ich will die Wahrheit ſagen; ich will mich nicht fürchten, ihr gerade in die Augen zu ſehen: Sie iſt es, die Unrecht hatte, ſie iſt es, die Unrecht hatte! . . .

## V.

Unſere erſten Uneinigkeiten entſtanden daraus, daß ſie ohne Controle über die Gelder verfügen und die eingelieferten Pfänder allzu theuer bezahlen wollte. Zwei Mal zankten wir uns darüber. Ich wollte nicht nachgeben. Um dieſe Zeit war es, daß die Capitänswittwe kam.

Es war die ältliche Wittwe eines Offiziers, die ein Medaillon mitbrachte, das ſie von ihrem Manne hatte. Sie begreifen wohl, ein Andenken. Ich gab dreißig Rubel. Die Alte fing an zu jammern und zu bitten, wir möchten doch ihr Pfand gut hüten. Ja, natürlich achteten wir darauf. Fünf Tage ſpäter kommt ſie wieder und bittet, wir möchten doch das Medaillon gegen ein Armband umtauſchen, das kaum acht Rubel werth war. Ich ſagte Nein — natürlich. In dieſem Augenblick, ſo vermuthe ich, muß ſie in den Augen meiner Frau einen Ausdruck geſehen haben, denn während ich fort war, kam ſie wieder und der Tauſch wurde gemacht.

Ich erfuhr es denſelben Tag. Ich ſprach beſtimmt und gab meine Gründe an. Sie ſaß auf dem Bett, während ich ihr meine Vorſtellungen machte, ſie ſtarrte auf den Fußboden und ſchlug Tact mit der Fußſpitze, eine Bewegung, die bei ihr ſehr gewöhnlich war. Auf den Lippen hatte ſie ihr böſes Lächeln. Dann erklärte ich ruhig, ohne meine Stimme zu erheben, daß das Geld *mir* gehöre, daß ich berechtigt ſei, das Leben von meinem Geſichtspunkte aus zu betrachten. Ich erinnerte ſie daran, daß an dem Tage, als ich ſie in mein Leben eingeführt, ich ihr nichts verheimlicht habe.

Sie ſprang auf, zitterte am ganzen Körper und, denken Sie ſich, in ihrer Wuth über mich fing ſie an mit den Füßen zu ſtampfen. Ganz wie ein wildes Thier. Ein vollſtändiger Anfall. Wie ein wildes Thier, das einen Anfall bekommt. Mein Erſtaunen nagelte mich feſt an den Boden. Ich erwartete nicht einen ſolchen Ausbruch. Ich ereiferte mich übrigens nicht und mit ruhiger Stimme theilte ich ihr mit, daß ich ihr für die Zukunft verböte, ſich in meine Geſchäfte zu miſchen. Sie lachte mir gerade in's Geſicht und ging aus dem Zimmer. Sie hatte nicht die Erlaubniß, ohne mich irgend wohin zu gehen. Es war eine feſte Verabredung zwiſchen uns von der Verlobungszeit an. Ich verſchloß mein Comptoir und ging zu den Tanten. Seit meiner Heirath hatte ich jeden Umgang mit ihnen abgebrochen, wir beſuchten ſie nie und ſie kamen nie zu uns. Sie war nicht bei den Tanten, als ich hinkam. Sie horchten voller Neugierde und fingen an zu lachen, indem ſie ſagten: „Das war Recht.“ Ich hatte ihren Spott wohl erwartet. Ich kaufte mir denn für hundert fünfund-

zwanzig Rubel contant das Wohlwollen der jüngeren Tante. Nach zwei Tagen kommt das Frauenzimmer zu mir: „Ein Offizier, der Effimowitſch heißt, Ihr alter Regimentskamerad, hat etwas mit ihr vor.“ Ich erſchrak ſehr. Dieſer Effimowitſch war jener Menſch, der mir in der Armee am meiſten geſchadet hatte. Vor einem Monat war er ohne eine Spur von Scham zwei Mal gekommen, um etwas zu verſetzen. Ich erinnere mich, daß er während dieſer Beſuche einmal laut mit ihr gelacht hatte. Dann zeigte ich mich und auf Grund ſeines früheren Benehmens mir gegenüber unterſagte ich ihm, ſich ferner bei mir ſehen zu laſſen. Seitdem hatte ich nichts geſehen — nur die Frechheit des Mannes hatte ich geſehen. Und jetzt erzählt mir die Tante, daß ſie ſchon zwei Mal ein Stelldichein gehabt und daß eine ihrer Freundinnen, Julia Samſonowna, die Wittwe eines Oberſten, Alles vermittelte. „Dorthin geht Ihre Frau.“

Ich will kurz ſein. Die Geſchichte koſtete mir zweihundert Rubel. Für achtundvierzig Stunden ſchloſſen wir eine Uebereinkunft, laut welcher ich in einem Zimmer nebenan hinter der Thür verſteckt dem erſten Stelldichein beiwohnen und das Geſpräch zwiſchen meiner Frau und Effimowitſch anhören ſollte. Am Tage zuvor hatten wir eine Scene gehabt, die ſehr kurz, aber für mich bedeutungsvoll war. Sie kam Abends nach Hauſe, ſetzte ſich auf's Bett und ſah mich ironiſch an, indem ſie auf dem Teppich mit dem Fuße den Tact ſchlug. Es überkam mich plötzlich der Gedanke, daß ihr Charakter ſich in den letzten vierzehn Tagen vollſtändig verändert hatte, ja, man konnte ſogar ſagen, daß ihr Charakter ſich wie ein Handſchuh umgewendet hatte. Ich hatte jetzt ein heftiges, ſtreitbares, ich will nicht ſagen freches, aber unordentliches Frauenzimmer vor mir, welches es nach allerlei Unregelmäßigkeiten gelüſtete. Ihre natürliche Sanftmuth hielt ſie noch zurück. Wenn eine ſolche Natur ſich empört, ſo fühlt man, ſelbſt wenn ſie alles Maß überſchreitet, daß es ihr doch Ueberwindung koſtet; man empfindet, daß es ihr ſchwer fällt, ihrem Schicklichkeitsgefühl und ihrer Verſchämtheit Gewalt anzuthun. Deshalb gehen auch derartige Naturen weiter, als es erlaubt iſt und man traut ſeinen Augen kaum, wenn man ſieht, wie ſie ſich betragen. Eine Perſon, deren Natur eine ſchlechte iſt, wird langſamer vorgehen. Sie wird weiter gehen, ſie wird aber auf das Paſſende Rückſicht nehmen. Sie wird den Verſuch machen, Einen zu hintergehen.

„Iſt es wahr, daß Sie aus dem Regiment fortgejagt worden ſind, weil Sie Furcht hatten, ſich zu ſchlagen?“ fragte ſie ſofort und ihre Augen blitzten.

„Das iſt wahr. Die Offiziere ſchloſſen ſich zuſammen und beſtimmten, daß ich ein Geſuch um meinen Abſchied einreichen ſollte. Nun, ich würde es ſo wie ſo gethan haben.“

„Sie wurden wie ein Feigling aus dem Regiment fortgejagt.“

„Ja, ſie ſagten, ich ſei feige. Es war aber nicht aus Feigheit, daß ich mich weigerte, mich zu ſchlagen, ſondern weil ich einem tyranniſchen Befehl nicht gehorchen wollte, Genugthuung zu verlangen, wo ich mich nicht beleidigt fühlte.“ Und es trieb mich, hinzuzufügen: „Die That, ſich gegen eine ſolche Tyranien

aufzulehnen und die Folgen auf ſich zu nehmen, erfordert mehr Muth, als jedes Duell, mußt Du wiſſen."

Ich konnte, um mich zu rechtfertigen, dieſen Satz nicht zurückhalten. Sie wartete nur darauf und wünſchte nur dieſe neue Veranlaſſung, um mich zu demüthigen. Sie begann, mich auf das Boshafteſte zu verhöhnen.

„Iſt es wahr, daß Sie ſich drei Jahre in den Straßen St. Petersburgs herumgetrieben und gebettelt und unter den Billards geſchlafen haben?"

„Ich habe auch in den Nachtlogien auf der Sennaja*) geſchlafen. Ja, es iſt wahr. Viel Elend habe ich in meinem Leben durchkoſtet, ſeit ich das Regiment verließ, aber ich habe mich nie dazu herabgewürdigt, etwas zu thun, deſſen ich mich zu ſchämen brauchte! Niemand mehr als ich ſelbſt haßte dieſe Lebensweiſe. Es war nur eine Art Schwäche in meinem Willen, in meiner Seele, hervorgerufen durch meine verzweifelte Lage. Es iſt die Vergangenheit . . ."

„Aber jetzt ſind Sie eine Perſönlichkeit, ein Geldmann."

Immer Hindeutungen auf das Pfandleihgeſchäft. Aber ich hielt mich doch. Ich ſah, wie ſie wünſchte, mich wiederum zu demüthigen, und ich wollte ihr keinen Vorwand geben. Sehr gelegen läutete ein Kunde und ich ging hinaus in's Comptoir. Eine Stunde ſpäter kleidete ſie ſich plötzlich an, um auszugehen und indem ſie vor mir ſtehen blieb, ſagte ſie:

„Sie haben davon nichts geſagt, bevor wir verheirathet wurden?"

Ich antwortete nicht und ſie ging.

Am Tage darauf war ich alſo in dem erwähnten Zimmer und ich horchte hinter der Thür, um mein Schickſal entſcheiden zu hören. Ich hatte einen Revolver in meiner Taſche. Sie ſaß im Mantel an einem Tiſche und Effimowitſch ſtand neben ihr und machte ihr den Hof. Nun — und jetzt geſchah (das ſage ich zu meiner eigenen Ehre), es geſchah das, was ich vorausgeſehen, vorausgeahnt, ohne daß ich mir ſelbſt recht klar bewußt war, daß ich es erwartet hatte. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke.

Hört denn, was geſchah. Eine ganze Stunde horchte ich und eine ganze Stunde hörte ich den Kampf des edelſten Weibes mit einer leichtſinnigen, frevelhaften, dummen Perſon von ſchlechtem Charakter. Und wie kommt es, dachte ich erſtaunt, daß dieſes naive, ſanfte und ruhige Mädchen ſo ſtandhaft ſein kann? Der geiſtreichſte Komödienverfaſſer könnte eine ſolche Scene voll unſchuldigen Scherzes und voll Laſterhaftigkeit, die von der Tugend verhöhnt wird, nicht ſchreiben. Und welche Kraft lag in ihren kleinen Angriffen, wie fein waren ihre raſchen Antworten und wie wahr ihre Urtheile. Und gleichzeitig, welch jungfräulicher Freimuth! Seine Liebeserklärungen, ſeine Geſten und Bewegungen, ſeine Betheuerungen brachten ſie zum Lachen. Er war mit den roheſten Plänen hergekommen und hatte einen ſolchen Widerſtand nicht erwartet, der Offizier war vernichtet. Ich hätte glauben können, daß dieſes Betragen einfache Coquetterie

*) Lumpenmarkt in St. Petersburg. Der Ueberſ.

decke, die verdorbene, aber geistreiche Coquetterie eines Wesens, das sich nur kostbar machen wollte, aber nein; die Wahrheit stach in die Augen, wie die Sonne, kein Zweifel war möglich. Es war nur aus einem mißverstandenen, heftigen Haß gegen mich, daß dieses arme unerfahrene Kind sich hatte entschließen können, auf dieses Stelldichein einzugehen; als sie den entscheidenden Schritt thun sollte, fiel ihr der Schleier von den Augen. Sie wußte weder aus noch ein und hatte nur das Ziel, mich zu beleidigen; aber obgleich sie in all diese Nichtswürdigkeit verwickelt war, so konnte sie sich dennoch in dieselbe nicht finden.

Es gehörte mehr als ein Effimowitsch oder ein anderes solch haltloses Individuum dazu, um ein so fleckenloses, so wirklich starkes Wesen zu verderben. Er erreichte nur, daß sie ihn auslachte. Die Wahrheit stand ihr plötzlich klar vor den Augen und der Zorn erzeugte den Spott. Und er, der Elende, saß ganz verdutzt mit finsteren Mienen, er redete nur einsilbige Worte und ich begann zu fürchten, er würde sie auf irgend eine erbärmliche Art beleidigen. Und das muß ich denn auch noch zu meinem Lobe sagen, daß ich diese Scene fast ohne Erstaunen anhörte, als ob ich im Voraus das Alles gewußt hätte, es anhörte, wie eine Komödie. Ich war hingegangen, ohne an die Anklage der Tante zu glauben, obgleich ich ja allerdings meinen Revolver mitgenommen hatte. Und wie sollte ich ihr auch mißtrauen? Warum liebte ich sie? Warum schätzte ich sie so hoch? Weshalb war sie mir so lieb? Freilich, in diesem Augenblick hatte ich den Beweis, daß sie mich haßte, aber ich hatte auch den Beweis für ihre Unschuld. Ich unterbrach plötzlich die Scene, indem ich die Thür öffnete. Effimowitsch sprang auf. Ich nahm sie bei der Hand und bat sie, mitzugehen. Effimowitsch faßte sich schnell und lachte aus vollem Halse.

„Oh, ganz gewiß muß ich mich vor den heiligen Rechten des Ehemannes beugen," sagte er, „nehmen Sie sie mit, nehmen Sie sie doch ja mit! Aber bedenken Sie," rief er mir nach, „daß, obgleich ein Mann von Ehre nicht nöthig hat, sich mit Ihnen zu schlagen, ich mich doch aus Rücksichten gegen die Dame zu Ihren Diensten stelle . . . wenn Sie dazu wirklich die Courage haben sollten. . . ."

„Hören Sie," sagte ich, indem ich mich umwandte und sie einen Augenblick auf der Schwelle zurückhielt.

Wir sprachen kein Wort, bevor wir nach Hause gekommen. Ich hielt sie bei der Hand; sie übte keinen Widerstand, im Gegentheil, sie schien ganz verwirrt zu sein, aber es dauerte nur, bis wir zu Hause waren. Hier setzte sie sich auf einen Stuhl und sah mich starr an. Sie war sehr blaß. Inzwischen erhielten ihre Lippen wieder den spöttischen Zug, ihre Augen schauten gleich sicher, gleich kalt und gleich trotzig darein. Ich holte ganz ruhig den Revolver aus meiner Tasche hervor und legte ihn auf den Tisch. Sie sah von ihm zu mir. Merken Sie wohl auf, sie kannte den Revolver sehr gut, ich hatte ihn stets geladen gehabt, seit ich mein Geschäft eröffnete. Ich hatte mich damals entschlossen, weder einen Hund noch einen bewaffneten Diener zu halten, wie

Mozer. Bei mir öffnete immer die Köchin den Kunden. Leute von meiner Hantirung können aber nicht ganz ohne Schutz ſein, deshalb hatte ich immer meinen Revolver geladen. Den erſten Tag, als ſie zu mir zog, ſchien dieſe Waffe ſie lebhaft zu intereſſiren; ſie bat mich, ihr den Mechanismus zu erklären und wie ſie zu hantiren ſei; das that ich auch und ſchließlich wollte ſie durchaus nach der Scheibe ſchießen (geben Sie Acht hierauf).

Ohne mich um ihr wildes, ſonderbares Ausſehen zu kümmern, legte ich mich halb angekleidet hin. Ich war ſehr müde, die Uhr war beinahe elf. Faſt eine Stunde ſaß ſie ruhig, dann erhob ſie ſich, löſchte das Licht aus und legte ſich auf das Sopha. Es war das erſte Mal, daß wir nicht in demſelben Bette ſchliefen; vergeßt das nicht. . . .

## VI.

Jetzt komme ich zu einer furchtbaren Erinnerung. . . . Ich erwachte am Morgen zwiſchen ſieben und acht Uhr. Es war ſchon faſt hell in meinem Zimmer. Ich war bald ganz wach, ſammelte meine Gedanken und öffnete meine Augen. Sie ſtand am Tiſche und hielt den Revolver in der Hand. Sie ſah nicht, daß ich ſie beobachtete; ſie wußte nicht, daß ich wach war und nach ihr hinſah. Plötzlich nähert ſie ſich mir mit der Waffe in der Hand. Ich ſchließe ſchnell die Augen und thue, als ob ich feſt ſchlafe.

Sie nähert ſich dem Bett und bleibt vor mir ſtehen. Ich hörte Alles Die Stille war vollſtändig und ich konnte die Stille hören. In dieſem Augenblick zuckt es wie krampfhaft in meinem Auge und plötzlich, ohne daß ich es ſelbſt wollte, ganz unwiderſtehlich, öffneten ſich meine Augen. . . . Sie betrachtete mich ſtarr. Die Mündung der Piſtole war ſchon dicht an meiner Schläfe, unſere Augen begegneten ſich . . . es dauerte nur einen Augenblick. Ich zwang mich, meine Augen zu ſchließen und indem ich meine ganze Willenskraft zuſammennahm, beſchloß ich, mich nicht mehr zu rühren und die Augen nicht zu öffnen, es komme, was da wolle.

Ein Menſch, der feſt ſchläft, kann ſeine Augen öffnen, er kann ſogar einen Augenblick den Kopf heben, und ſich im Zimmer umſehen und dann kann er, ohne zu ſich gekommen zu ſein, wieder den Kopf auf das Kiſſen zurechtlegen und einſchlafen, ohne es zu wiſſen Als ich ihrem Blick begegnet war und die Waffe dicht an meiner Schläfe gefühlt hatte, ſchloß ich die Augen wieder, als ob ich im tiefſten Schlafe läge, ohne irgend eine Bewegung zu machen; ſie konnte höchſtens annehmen, daß ich wirklich ſchliefe und nichts geſehen hätte. Um ſo mehr, als es, wenn ich ſie geſehen und verſtanden hätte, ganz unwahrſcheinlich war, daß ich in einem ſolchen Augenblicke die Augen wieder hätte ſchließen ſollen.

Ja, es war ganz unwahrſcheinlich. Aber es konnte ja ſein, daß ſie die Wahrheit errieth. . . . Dieſer Gedanke fuhr mir in demſelben Moment durch den Kopf. Oh! wie meine Gedanken herumwirbelten, wie meine Phantaſie in weniger als einem Augenblick mein ganzes Weſen durchzuckte. Und wie die

Elektricität des menſchlichen Gedankens heftig iſt! In dieſem Falle fühlte ich, daß ſie entweder die Wahrheit errathen hatte, oder, wenn ſie verſtand, daß ich nicht ſchlief, dann mein Gleichmuth dem Tode gegenüber ihr imponiren mußte, ſo daß ihre Hand zittern konnte. Oder ſie hält vielleicht, im Begriffe, ihren Plan zur Ausführung zu bringen, inne, unter dem Eindrucke eines neuen beſonderen Gefühls. Es iſt genügend bekannt, daß Menſchen, die auf einem hohen Punkte ſtehen, von einer unwiderſtehlichen Macht gegen den Abgrund hingezogen werden. Ich nehme an, daß viele Selbſtmorde und Unglücksfälle vollzogen werden, weil die Waffe zur Hand war. Das iſt auch ein Abgrund, eine ſchiefe Ebene von fünfundvierzig Graden, auf der es unmöglich iſt, nicht auszugleiten. Es iſt etwas, das Dich treibt, den Hahn zu berühren. Aber was ſie auch davon halten mochte, — daß ich Alles geſehen, Alles wußte und ſchweigend den Tod aus ihrer Hand erwartete, dies war es, was ſie zurückhielt.

Die Stille hielt an. Ich fühlte das kalte Eiſen mein Haar berühren. Wenn Sie mich fragen, ob ich wirklich glaubte, daß ich mit heiler Haut davonkommen ſollte, ſo antworte ich, wie vor Gottes Richterſtuhl, daß ich nicht die geringſte Hoffnung hatte. Vielleicht eine Möglichkeit gegen hundert. Warum wartete ich denn auf den Tod? Ja, da frage ich: Was galt mir das Leben, nachdem ich erlebt hatte, daß das Weſen, das ich liebte, die Waffe gegen mich erhoben hatte? Ich empfand außerdem aus dem Grunde meiner Seele, daß es ſich in dieſem Augenblick um einen Kampf zwiſchen uns handelte, um ein Duell auf Leben und Tod, ein Duell, das der Feigling annahm, derſelbe Feigling, welcher früher aus dem Regiment ausgeſtoßen worden war. Ich fühlte dies und auch ſie mußte es fühlen, wenn ſie errathen hatte, daß ich nicht ſchlief.

Uebrigens iſt es ſehr möglich, daß dies Alles ſich nicht ganz ſo verhält; es kann ſein, daß ich damals gar nicht ſo dachte, aber es muß doch Alles ſo geweſen ſein, ohne daß ich daran gedacht habe, denn ſpäter habe ich nichts Anderes gethan, als jede Stunde meines Lebens darüber nachzudenken.

Wollen Sie mich fragen, warum ich ihr nicht erſparen wollte, einen Mord zu begehen?

Ja, dieſe Frage habe ich mir ſelbſt tauſend Mal vorgelegt, jedes Mal, wenn ich ſchaudernd an dieſen Augenblick denke. Meine Seele war damals von einer dumpfen Verzweiflung ganz erfüllt, ich war ſelbſt dem Sterben nahe, ich war am Rande des Grabes, wie ſollte ich dazu kommen, einen Anderen zu retten? Und wie ſoll ich mit Beſtimmtheit ſagen können, daß ich Jemanden hätte retten wollen, wenn es mir möglich geweſen wäre? Wer kann wiſſen, was ich zu thun im Stande war zu einer ſolchen Zeit?

Mein Blut kochte, die Zeit verging, die Stille war grauenhaft. Sie blieb an meinem Bett ſtehen; dann . . . plötzlich zitterte ich vor Hoffnung; ich öffnete die Augen: ſie hatte das Zimmer verlaſſen. Ich ſtand auf, ich hatte gewonnen . . . ich hatte für immer den Sieg davongetragen! Ich ging zu dem Samowar hin, er ſtand immer in dem vorderen Zimmer, und ſie war es, die den

Thee einſchenkte. Ich ſetzte mich an den Tiſch und nahm ſtillſchweigend das Glas, das ſie mir reichte. Ich wartete fünf Minuten, bevor ich ſie anſah. Sie war ſchrecklich blaß, blaſſer wie am vorhergehenden Tage und ſie ſah mich ſtarr an. Und plötzlich . . . plötzlich . . . als ſie ſah, daß ich ſie ſo anſtarrte . . . glitt ein blaſſes Lächeln über ihre Lippen und eine furchtſame Frage lag in ihren Augen. . . . Sie zweifelt noch, ſagte ich, ſie fragt ſich ſelbſt: Weiß er es, oder weiß er es nicht, hat er es geſehen, oder hat er es nicht geſehen? Ich wandte die Augen ab mit einer gleichgiltigen Miene. Nach dem Thee ging ich hinaus, auf den Markt und kaufte ein eiſernes Bett und einen Bettſchirm. Als ich nach Hauſe kam, ließ ich das Bett hinter dem Bettſchirm im Schlafzimmer aufſtellen. Das Bett war für ſie, ich ſprach nicht zu ihr darüber. Das Bett machte es ihr klar, daß ich Alles geſehen, Alles wußte und keinen Zweifel mehr hegte. In der Nacht ließ ich den Revolver auf dem Tiſche liegen, wie ich zu thun pflegte. Sie legte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, in das neue Bett. Unſere Ehe war aufgelöſt, überwunden, nicht geſühnt. In der Nacht phantaſirte ſie. Am Morgen brach ein heftiges Fieber aus. Sie hütete das Bett ſechs Wochen.

(Schluß folgt.)

# Vom Büchertisch.

**Historischer Ueberblick der Entwickelung der Kaiserlich russischen Akademie der Künste in St. Petersburg.** Ein Beitrag zur Geschichte der Kunst in Rußland von Jul. Hasselblatt. St. Petersburg, Verlag von A. F. Marcks. Leipzig, Franz Wagner. 1886.

Wie bei jedem einzelnen Kunstwerk nur dann von einem individuellen Charakter desselben die Rede sein kann, wenn der Schöpfer desselben eine Persönlichkeit ist, die sich zu unabhängigem Selbstbewußtsein durchgerungen, so kann auch eine nationale Kunst von ausgesprochen eigenartigem Charakter nicht früher entstehen, als bis das Volk, um welches es sich handelt, es zu politischem und socialem Selbstbewußtsein gebracht hat. In den ersten Entwickelungsphasen seines Geistes- und Kunstlebens wird jeder Einzelne ebenso, wie jedes Volk sich zunächst nach einem Vorbilde umsehen und sich hilfesuchend an dasselbe anlehnen, bis die Stütze entbehrlich wird und mit der Kraft, auf eigenen Füßen stehen zu können, auch das Streben erwächst, eigene Bahnen einzuschlagen. Nicht anders konnte es auch mit der Entwickelung der russischen Kunst sein und man kann sich nur darüber wundern, wie rasch dieselbe den Weg von der sclavischen Nachahmung des Fremden zu selbständiger Productivität zurückgelegt. Das gilt von allen Gebieten der Kunst in gleichem Maße und die Geschichte der einzelnen Kunstzweige in Rußland weist stets dasselbe Bild auf, das Bild einer ungefähr im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts erst seinen Anfang nehmenden, dann aber auch rapid fortschreitenden eigenartigen Entwickelung national-russischen Wesens. Dafür bietet auch, so weit die Geschichte der Malerei in Frage kommt, das vorliegende Buch einen schlagenden Beleg; denn mit der Entwickelung der Kaiserlich russischen Akademie der Künste ging auch die Entwickelung der Malerei in Rußland Hand in Hand, ja man kann sogar richtiger sagen, die Geschichte der Akademie ist nichts Anderes, als die Geschichte der russischen Malerei.

Verdient das Buch, das dieser Besprechung zu Grunde liegt, schon in Anbetracht dessen lebhaftes Interesse, ein Interesse, das um so allgemeiner wirkt, mit je regerer Aufmerksamkeit man in letzter Zeit in den weitesten Kreisen angefangen hat, die russische Kunst als wichtigsten Ausdruck des geistigen Lebens der slavi-

ſchen Nation zu beachten, ſo wird dieſes Intereſſe ſich angeſichts des Umſtandes noch erheblich ſteigern, daß der Verfaſſer der Erſte iſt, der uns in ſeinem Werk eine zuſammenhängende Geſchichte der Entwickelung jenes bedeutungsvollen Kunſtinſtituts von ſeinen erſten beſcheidenen Anfängen bis zu ſeiner gegenwärtigen reſpectablen Höhe vorlegt. Bisher gab es nur einzelne zerſtreute Aufſätze und eine Fülle gar nicht oder doch nur ſehr wenig bearbeiteten Materials auf dieſem Gebiet, aber keine einheitliche, die ganze Zeit der Exiſtenz jener Akademie umfaſſende Bearbeitung des reichhaltigen Stoffes. Die Arbeit war daher eine eminent ſchwierige und um ſo größer iſt das Verdienſt des Verfaſſers, wie er dieſer ſchwierigen Aufgabe Herr geworden.

Das Buch hebt mit einer Einleitung an, in welcher mit Recht hervorgehoben wird, wie von einer Geſchichte der bildenden Künſte in Rußland eigentlich erſt mit der Gründung der Akademie die Rede ſein kann. Was ſich vorher an künſtleriſchen Beſtrebungen zeigte, trat genau genommen aus dem Rahmen handwerksmäßiger Induſtrie nicht heraus. Die Petersburger Akademie der Künſte verdankte ihre Entſtehung ſomit auch nicht dem Wunſche, der vorhandenen Kunſt eine förderliche Bildungs- und Pflegeſtätte zu bieten, ſondern vielmehr der Abſicht, damit erſt eine Kunſt in Rußland zu ſchaffen. Nicht um ein bereits vorhandenes Bedürfniß zu befriedigen, ſondern um das nicht vorhandene zu wecken, wurde die Akademie in's Leben gerufen. So blieb denn die Akademie anfänglich auch nur ein fremdes, auf einen noch unentwickelten Stamm gepfropftes Reis, das erſt langſam dazu kam, eigene Früchte zu zeitigen. Im Jahr 1758 unter der Regierung der Kaiſerin Eliſabeth gegründet, fand das neue Inſtitut, deſſen Anfänge bis in die Zeit Peter's des Großen zurückreichen, in dem Grafen Schuwalow, dem erſten Präſidenten desſelben, einen warmherzigen Schirmer und Protector, der ſich auch durch eigene, nicht unerhebliche Spenden um die Hebung der jungen Akademie verdient machte. Ihm folgte General-Lieutenant Betzkoi, der durch die unglückliche Idee, Kinder unbemittelter Eltern und ſelbſt Findelkinder gratis zur zwangweiſen Ausbildung von Künſtlern als Penſionaire in die Kunſtanſtalt aufzunehmen, die Leiſtungsfähigkeit der Akademie erheblich herabdrückte. So hatte die Akademie eine Reihe von wechſelnden Geſchicken, bis ſie in neueſter Zeit, dank der eifrigen Fürſorge ihres jetzigen Präſidenten, des Großfürſten Wladimir Alexandrowitſch, zu der bleibenden Bedeutung gelangte, die ſie für das ruſſiſche Kunſtleben und über den Rahmen desſelben hinaus gegenwärtig beanſprucht. Ein ausführlicheres Referat über die Geſchichte der Akademie, wie ſie der Verfaſſer in gewiſſenhafter Verarbeitung alles einſchlägigen Materials uns bietet, würde hier zu weit führen. Sein Buch enthält in fließender Darſtellung ein ſorgfältiges Bild ihrer fortſchreitenden Entwickelung und Ausgeſtaltung, das bei jedem, der ſich über die Geſchichte der Kunſtpflege in Rußland orientiren will, lebhaftes Intereſſe erregen wird.

An der Darſtellung des reichen Stoffes haben wir nur einige kleine Ausſtellungen zu machen. So hätten wir, was die innere Seite derſelben im All-

gemeinen anlangt, es gern geſehen, wenn mit der Schilderung der äußeren Organiſation der Akademie in ihren verſchiedenen Entwickelungsphaſen auch eine wenigſtens kurz ſkizzirte Charakteriſtik ihrer jeweiligen geiſtigen Kunſtrichtung, ſo weit eine ſolche ſich in den Werken der bedeutenderen akademiſchen Lehrkräfte oder Zöglinge kund gab, Hand in Hand gegangen wäre. Manche der zahlreichen Namen, die in dem Werk aufgezählt werden, hätten dadurch an Relief gewonnen, während ſie ſo meiſt inhaltlos an dem Ohr des Leſers vorüberziehen. Im Speciellen hätten wir ferner noch eine kleine Randbemerkung zu einem Paſſus auf S. 180 auf dem Herzen. Wenn es daſelbſt bei Beſprechung der Verordnung aus den 70er Jahren dieſes Jahrhunderts, wonach auch den „kunſtfreudigen Töchtern Rußlands die Thore der Akademie geöffnet wurden", nach Hervorhebung der guten Wirkung dieſer Maßregel in dem Sinne, „daß das Weib dadurch inmitten der Geſellſchaft, der Familie die Trägerin der Kunſtidee wurde", weiter heißt: „Und in weſſen Händen kann der Cultus des Schönen ſicherer und beſſer aufgehoben ſein, als in denen der Frauen" — ſo iſt das, ſo weit die ausübende Kunſt in Betracht kommt, um die es ſich hier doch zunächſt handelt, ein Ausſpruch, der mehr conventionelle Galanterie, als ſachliche Berechtigung enthalten dürfte. Doch können uns weder die eine, noch die andere der hier gemachten Ausſtellungen abhalten, unſer Geſammturtheil nochmals dahin zuſammenzufaſſen, daß der Verfaſſer mit ſeiner ſorgfältigen und fleißigen Arbeit ſich ein entſchiedenes Verdienſt erworben und die Geſchichte der ruſſiſchen Kunſtentwickelung um einen werthvollen Beitrag bereichert hat. C. M.

**За редактора: Wilh. Warbandt.**

Дозволено цензурою. Ревель, 8-го Октября 1886.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

# Krotkaja.

Phantaſtiſche Erzählung von **Feodor Michailowitſch Doſtojewſki.**

Jn's Deutſche überſetzt von **M. v. Bröndſted.**

(Schluß.)

## VII.

Lukeria hat mir jetzt erklärt, daß ſie nicht länger in meinem Dienſt bleiben und daß ſie fortgehen will, ſobald ihre Herrin beerdigt iſt. Ich wollte eine Stunde beten, aber nach Verlauf von fünf Minuten mußte ich aufhören, ich dachte an ganz andere Sachen. Ich bin die Beute krankhafter Ideen, mein Kopf iſt krank. Wie könnte ich ſo beten? Es wäre ſündhaft! Sonderbar iſt es auch, daß ich nicht ſchlafen kann: nach übergroßem Kummer, nach den allerſchwerſten Erſchütterungen kann man ſonſt immer ſchlafen. Die zum Tode Verurtheilten ſchlafen, ſagt man, und ſogar ſehr feſt, in der letzten Nacht. Uebrigens iſt es nothwendig, natürlich, ohne das würden die Kräfte ſie verlaſſen. . . . Ich legte mich doch auf das Sopha, aber ich konnte nicht ſchlafen.

Während der ſechs Wochen ihrer Krankheit pflegten wir ſie: Lukeria, die Uebung darin hatte, Kranke zu pflegen und mit der ich nur Grund habe zufrieden zu ſein, und ich. Ich kargte nicht mit dem Gelde, ich wollte gern viel für ſie verwenden. Ich bezahlte Schroeder, dem Doctor, den ich für ſie holte, zehn Rubel für jeden Beſuch. Als ſie zur Beſinnung kam, ſorgte ich dafür, daß ſie mich ſeltener ſah. Aber wozu, ſollte man glauben, vertiefe ich mich in alle dieſe Kleinigkeiten? Als ſie ganz auf den Beinen war, richtete ſie ſich in aller Ruhe im Schlafzimmer an einem Tiſch ein, den ich für ſie gekauft hatte. . . . Ja, und dann ſchwiegen wir Beide ganz ſtill, ganz ſtill. . . . Doch ſagten wir natürlicherweiſe einzelne Worte, über ganz gleichgiltige Dinge. Es war mir ganz ſicher nicht darum zu thun, mich auszuſprechen und ich ſah deutlich, daß ſie mir nur das durchaus Nöthige ſagen wollte. Das ſchien mir ganz natürlich zu ſein. „Sie iſt gar zu betrübt, gar zu niedergeſchlagen," dachte ich, „ich muß ihr Zeit geben, zu vergeſſen, ſich an ihre Lage zu gewöhnen."

Und ſo ſchwiegen wir, aber jeden Augenblick bereitete ich mich vor, was ich in vorkommenden Fällen thun wollte. Ich glaubte, ſie thäte dasſelbe, und ſo war es mir ungeheuer intereſſant zu errathen: woran denkt ſie wohl jetzt?

Ich wiederhole es: Niemand weiß, was ich während ihrer Krankheit gelitten und wie ich geweint habe. Aber ich weinte allein und alle meine Seufzer verbarg ich in meinem Herzen, ſogar vor Lukeria verbarg ich ſie. Ich konnte mir nicht vorſtellen, nicht denken, daß ſie ſterben könne, ohne etwas gehört zu haben. Und als die Gefahr vorüber war, als ſie ihre Geſundheit wieder gewonnen hatte, erinnere ich mich, daß ich mich völlig und ſehr ſchnell beruhigte. Dann faßte ich den Entſchluß, die Regelung unſerer Zukunft ſo lange wie möglich aufzuſchieben und vorläufig Alles zu belaſſen, wie es war.

Ja, jetzt paſſirte mir etwas Wunderliches, etwas Eigenthümliches. Ich kann es nicht anders erklären. Ich hatte geſiegt und allein das Bewußtſein dieſer Thatſache genügte mir völlig. So verging der Winter. Oh, dieſen ganzen Winter war ich ſo vergnügt, wie ich früher nie geweſen.

Sehen Sie, ein entſetzlicher Umſtand laſtete auf meinem Leben, bis zu der fürchterlichen Kataſtrophe mit meiner Frau.

Es war etwas, das mich jeden Tag niederdrückte, jede Stunde, es war der Verluſt meines guten Namens, mein Austreten aus dem Regiment. Es war die tyranniſche Ungerechtigkeit, die mich getroffen hatte. Allerdings war ich bei meinen Kameraden wegen meines ſchweigſamen und vielleicht thörichten Charakters niemals beliebt. Es geſchieht ſtets, daß Alles, was edel und erhaben iſt in unſerem Charakter, von den Kameraden für thöricht gehalten wird. Niemand hat mich je gerne gehabt, nicht einmal in der Schule. Ueberall und immer bin ich verabſcheut worden. Lukeria konnte mich auch nicht leiden. Im Regiment war es indeſſen eine Zufälligkeit, die den Grund abgab für den Abſcheu, den ſie vor mir hatten. Dieſer Abſcheu hatte ganz den Anſchein der Zufälligkeit. Ich ſage es, um zu zeigen, daß es nichts giebt, was kränkender und weniger erträglich wäre, als durch eine Begebenheit, einen Zufall, dem man hätte entgehen können, unglücklich gemacht zu werden, durch irgend Etwas, das das Reſultat eines verzweifelten Zuſammentreffens von Umſtänden iſt, das ebenſo gut hätte vorüberziehen können gleich einer Wolke; für einen vernünftigen Menſchen iſt es demüthigend. Hört nun, was mir widerfahren iſt.

Im Theater während eines Zwiſchenactes war ich an's Buffet gegangen. Ein Huſarenoffizier Namens A . . . w kommt plötzlich herein und beginnt vor allen anweſenden Offizieren laut zu erzählen, daß Capitain Beſumzew von meinem Regiment im Corridor Scandal gemacht habe, und „daß es den Anſchein habe, als ſei er betrunken". Das Geſpräch über dieſen Gegenſtand wurde leider nicht fortgeſetzt, denn es war nicht wahr, daß Beſumzew betrunken geweſen und ein Scandal war gar nicht vorgefallen. Die Offiziere ſprachen von etwas Anderem und die Sache blieb dabei, aber den nächſten Tag ging die Geſchichte im Regimente um und ſie ſagten, ich ſei der Einzige von

meinem Regiment, der am Buffet geſtanden, als A . . . w unehrerbietig über Capitain Beſumzew geſprochen, und daß ich unterlaſſen habe, A . . . w durch eine Erwiderung zurechtzuweiſen. Warum ſollte ich das gethan haben? Wenn zwiſchen Beſumzew und ihm irgend etwas lag, ſo war dies lediglich ihre Sache und ich konnte mir erſparen, mich hineinzumiſchen. Aber die Offiziere behaupteten, es ſei keine private Sache, es ginge die Ehre des Corps an, und da ich allein am Buffet geſtanden, ſo habe ich den Offizieren von den anderen Regimentern und den Leuten im Allgemeinen Gelegenheit gegeben, zu glauben, daß es in unſerem Regimente Offiziere gebe, denen ihre eigene Ehre ebenſo gleichgiltig ſei, wie die Ehre des Regiments. Ich war in dieſer Auffaſſung nicht einig mit ihnen. Darauf machten ſie mich darauf aufmerkſam, daß noch Gelegenheit ſei, dies gut zu machen, wenn ich, obgleich es ja ſehr ſpät ſei, eine feierliche Erklärung von A . . . w verlangen würde. Ich verweigerte dies, und da ich ſehr irritirt war, ſo verweigerte ich es mit Nachdruck. Ich reichte ſogleich mein Geſuch um meinen Abſchied ein — und das war die ganze Geſchichte. Ich zog mich ſtolz zurück, aber im Grunde genommen war ich doch ſehr niedergeſchlagen. Zu gleicher Zeit verlor mein Schwager in Moskau ſein ganzes Vermögen und das meinige mit. Es war eben nicht viel, aber dieſer Verluſt warf mich ohne einen Kopeken auf die Straße. Ich konnte eine civile Anſtellung annehmen, aber das wollte ich nicht; nachdem ich eine glänzende Uniform getragen, wollte ich mich nicht als Eiſenbahnbeamter zeigen. Es war alſo Schande auf Schande, Beſchämung auf Beſchämung. Ich zog vor, ganz herabzuſinken, je tiefer, deſto beſſer: ich wählte das Allertiefſte. Dann folgten drei Jahre voll bitterer Erinnerungen und ſchließlich ſogar das Armenhaus. Vor anderthalb Jahren ſtarb in Moskau eine reiche alte Frau, die meine Taufpathin war und die unter Anderen mich in ihrem Teſtamente mit dreitauſend Rubeln bedachte, ohne daß ich es erwartet hatte. Ich machte meine Berechnungen, und meine Zukunft war entſchieden. Ich entſchloß mich, ein Pfandleihcomptoir zu errichten, ohne der Menſchheit irgend eine Entſchuldigung zu machen. Dort war Geld zu verdienen, ſpäter konnte ich mir eine Ecke kaufen irgend wo und dann ein neues Leben anfangen, weit von der Vergangenheit. Seht, das war mein Plan. Aber meine dunkle Vergangenheit, mein Ruf, meine für immer verlorene Ehre drückten mich unaufhörlich nieder, unaufhörlich.

Dann war es, daß ich heirathete. Ob es ein Zufall war, oder nicht, das weiß ich nicht. Als ich ſie in mein Haus führte, dachte ich, ich bekäme einen Freund. Ich hatte wahrlich einen Freund nöthig. Ich meinte, daß ich dieſen Freund nach und nach bilden und mir erkämpfen könne.

Aber wie ſollte ich dieſem ſechszehnjährigen, von vornherein gegen mich eingenommenen jungen Mädchen etwas erklären? Wie ſollte ich zum Beiſpiel, ohne das zufällige Abenteuer mit dem Revolver, ihr beweiſen, daß ich nicht feige war, und das Ungerechte in der Beſchuldigung des Regiments gegen mich wegen Feigheit? Die Begebenheit mit dem Revolver kam gerade zur rechten Zeit.

Indem ich unter der Mündung des Revolvers ruhig Stand hielt, ſühnte ich die ganze dunkle Vergangenheit. Und obgleich Niemand etwas davon erfuhr, ſo hat ſie es doch gewußt, und das war mir genügend, denn ſie war mein Alles, meine ganze Hoffnung, mein Traum für die Zukunft. Sie war der einzige Menſch, den ich für mich ausgebildet, und ich hatte anderswo nichts zu thun — und außerdem, wenn ſie Alles bemerkt hatte, ſo mußte ſie jedenfalls ſelbſt eingeſehen haben, daß ſie mir Unrecht gethan, als ſie ſich meinen Feinden anſchloß. Dieſer Gedanke begeiſterte mich. In ihren Augen konnte ich nicht länger ein feiger Lump ſein, ſondern nur eine wunderliche Perſon, und eine ſolche Anſicht bei ihr, ſelbſt nach Allem, was geſchehen war — mißfiel mir nicht; Sonderlichkeit iſt nicht Laſterhaftigkeit, zuweilen gerade das Gegentheil, und ſo bethört man weibliche Naturen. Kurz, ich verſchob die Abrechnung bis ſpäter. Was ſich ereignete, war genügend, um meine Ruhe zu ſichern und enthielt Viſionen und Stoff genug für meine Träume. So weit gehen alle Unannehmlichkeiten bei meiner Fähigkeit zu träumen. Für mich war Stoff in genügendem Maße vorhanden, und was ſie angeht, ſo dachte ich, ſie muß warten.

So verging der ganze Winter in der Erwartung irgend eines Ereigniſſes. Es war mir angenehm, ſie verſtohlen zu beobachten, wenn ſie an ihrem Tiſch ſaß. Sie ſaß und flickte und Abends verbrachte ſie die Zeit mit dem Leſen der Werke, die ſie aus meinem Bücherſchrank nahm. Die Auswahl, welche ſie unter den Büchern traf, ſprach auch zu meinen Gunſten. Sie ging faſt niemals aus. Täglich, nachdem wir Mittag geſpeiſt, ging ich mit ihr ſpazieren. Während dieſer Spaziergänge ſchwiegen wir wie immer. Ich verſuchte aber mir das Anſehen zu geben, als ob ich nicht abſichtlich ſtill ſchwiege und als ob ein ſehr gutes Einvernehmen zwiſchen uns beſtände; aber, wie ſchon geſagt, wir hatten keine längeren Geſpräche. Und das führte ich mit Abſicht durch, denn ich wollte ihr Zeit laſſen. Merkwürdig iſt es aber, daß es mir den ganzen Winter kein einziges Mal einfiel, daß, während ich ſie gerne betrachtete, ohne daß ſie es wußte, ich ſie kein einziges Mal überraſcht hatte, wie ſie mich betrachtete. Ich glaubte, es ſei Blödigkeit bei ihr. Außerdem ſah ſie ſo ſanft aus in dieſer Verſchämtheit, ſie war ſo ſchwach nach ihrer Krankheit. . . . Nein, dachte ich, es iſt beſſer, zu warten und . . . und eines ſchönen Tages kommt ſie von ſelbſt zu mir.

Dieſer Gedanke verſetzte mich in ein unbeſchreibliches Entzücken. Ich will noch eins hinzufügen. Zuweilen fand ich Vergnügen daran, meine Einbildungskraft anzuregen und meine Gedanken und meine Seele künſtlich zu der Ueberzeugung zu zwingen, daß ich ſie, im Grunde genommen, verabſcheute. So ging es eine Zeit lang weiter, aber mein Haß konnte niemals recht gedeihen oder Wurzel in mir ſchlagen und ich empfand ſehr wohl, daß dieſer Haß, im Grunde genommen, nur ein angenommener war. Und nicht einmal damals und obgleich der Bruch zwiſchen uns ein vollſtändiger war, nachdem ich den Bettſchirm und das Bett angeſchafft hatte, konnte ich ſie doch niemals, niemals für eine Sün-

derin halten. Nicht weil ich derartige Fehler nicht ſtreng verdammte, ſondern weil ich vom erſten Tage an bereit war, ihr zu vergeben, ſelbſt bevor ich jenes Bett kaufte. Die Sache iſt eigentlich ſchwer für mich zu begreifen, da meine Auffaſſung über Moral ſonſt eine ſehr ſtrenge iſt. Aber ſie war in meinen Augen ſo geſchlagen, ſo gedemüthigt, ſo niedergeſchmettert, daß ich zuweilen das größte Mitleid mit ihr fühlte, obgleich dennoch der Gedanke an ihre Demüthigung mich ſehr befriedigte. Es war der Gedanke an den Abſtand, der zwiſchen uns lag, für den ich ſchwärmte.

In dieſem Winter fühlte ich das Bedürfniß, einige gute Handlungen zu thun, und ich that es mit voller Ueberlegung. Ich gab zwei Schuldnern Erlaß und ich lieh einer armen Frau Geld ohne Pfand. Und ich erzählte es meiner Frau nicht: ich hatte es nicht gethan, damit ſie es erfahren ſollte. Die arme Frau kam aber, um mir zu danken und warf ſich faſt auf die Knie vor mir. So ging es zu, daß die Sache herauskam, und es ſchien mir, als ob ich bemerkte, daß meine Frau mit Freude davon hörte.

Inzwiſchen nahte das Frühjahr, es war Mitte April; die doppelten Fenſter waren fortgenommen und die Sonne goß glänzende Strahlen über unſere ſtillen Zimmer. Aber ich hatte eine Binde vor den Augen, eine Binde, die mich blind machte. Dieſe ſchreckliche, gräßliche Binde! Wie ging es zu, daß ſie plötzlich fiel, und daß ich klar ſah und Alles verſtand? War es Zufall? oder war die Zeit gekommen? War es ein Sonnenſtrahl in dieſem Frühling, welcher dieſe Vermuthung in meiner eingeſchlummerten Seele weckte? Eines Tages ging ein Schauer durch meine erſtarrten Adern, ſie fingen an zu zittern, aufzuleben, meine Gefühlloſigkeit abzuſchütteln und meinen teufliſchen Hochmuth in's Leben zu rufen. Ich ſprang auf, wo ich ſaß. Es geſchah ganz plötzlich, ohne daß ich es geahnt hatte. Es war eines Nachmittags, ungefähr um fünf Uhr. . . .

## VIII.

Zu allererſt aber zwei Worte. Einen Monat zuvor ward ich erſchreckt durch ihre ſonderbare, gedankenvolle Miene. Sie ſagte nichts, ſie ſah aber in ihrem Schweigen ſo gedankenvoll aus. Dieſe Wahrnehmung packte mich plötzlich. Sie ſaß und nähte, über ihre Arbeit gebeugt, und bemerkte nicht, daß ich ſie betrachtete. Und ihre Magerkeit, ihre Schmächtigkeit, ihre Bläſſe und ihre auffallend weißen Lippen fielen mir auf. Dies Alles und ihre gedankenvolle Miene machten einen ſtarken Eindruck auf mich. Ich hatte ſchon einen trockenen Huſten an ihr bemerkt, beſonders in der Nacht. Ich ſtand ſofort auf und ging zu Schroeder, ohne ihr etwas davon zu ſagen.

Den folgenden Tag kam Schroeder. Sie war ſehr überraſcht und richtete ihre Blicke aufmerkſam auf ihn und dann auf mich.

„Ich bin ja gar nicht krank," ſagte ſie mit einem ſchwachen Lächeln.

Schroeder aber gab nicht beſonders Acht darauf (dieſe Aerzte beſitzen zu weilen einen recht hochmüthigen Leichtſinn); er beſchränkte ſich darauf, mir zu-

ſagen, als er mit mir in das andere Zimmer gegangen war, daß es die Nachwehen ihrer Krankheit ſeien und daß es nicht ſo übel ſein würde, im Sommer mit ihr in ein Seebad zu reiſen, oder, falls dies nicht möglich ſei, auf's Land zu gehen. Kurz, er ſagte nichts, ausgenommen, daß ſie etwas ſchwach ſei, oder ſo etwas Aehnliches. Als Schroeder gegangen war, meinte ſie in einem ſehr ernſten Ton:

„Aber ich bin ja vollſtändig, vollſtändig geſund.“

Als ſie dies ſagte, erröthete ſie aber, als ob ſie ſich ſchämte. Ja, ſich ſchämte. Oh, jetzt verſtehe ich es, ſie ſchämte ſich, in mir noch einen Ehemann zu ſehen, der ſich um ſie kümmerte, als ein rechter Ehemann. Aber das verſtand ich damals nicht, ich glaubte, ſie erröthete aus Blödigkeit. Es war die Binde, die ich vor den Augen hatte.

Nun, dann einen Monat ſpäter, gegen fünf Uhr an einem ſonnigen Tage im April, ſaß ich an der Kaſſe und machte meine Rechnung. — Plötzlich hörte ich, wie ſie im Nebenzimmer, wo ſie an ihrem Arbeitstiſch ſaß, ganz leiſe zu ſingen anfing.

Dieſe Begebenheit machte auf mich einen gewaltigen Eindruck und noch heute kann ich mir das Ganze nicht recht erklären. Ich hatte ſie bisher niemals ſingen gehört. Ja, vielleicht doch in den allererſten Tagen unſerer Ehe, als wir noch ſo viel Humor hatten, daß wir uns mit Scheibenſchießen mit dem Revolver amüſirten.

Ihre Stimme war damals ganz kräftig, tief, ein wenig falſet und dennoch angenehm und ſie zeugte von Geſundheit. Jetzt ſang ſie mit ſchwacher Stimme . . . nicht weil der Geſang traurig war — es war eine gewöhnliche Romanze, — aber es lag etwas gleichſam Gebrochenes in ihrer Stimme, es war, als ob ſie etwas nicht überwinden könne, etwas, was ſie verhinderte, frei heraus zu ſingen; es war, als ob es der Geſang ſei, welcher krank war. Sie ſang halblaut, und plötzlich brach die Stimme, als ſie in die Höhe gehen ſollte. Dieſe arme kleine Stimme hielt inne, gleichſam wie in einer Klage. Sie hüſtelte dann wieder, ganz leiſe, ſo leiſe, ſo ſchwach, und müde begann ſie wieder.

Meine Rührung ſcheint Ihnen vielleicht lächerlich, Sie begreifen gar nicht den Grund zu meiner Erregung. Ich bedauerte ſie nicht, es war etwas ganz Anderes. Im Anfang, jedenfalls in dem erſten Augenblick wurde ich von einem wunderbaren Erſtaunen ergriffen, einem krankhaften, ſchauderhaften, ja faſt rachſüchtigen Erſtaunen. Sie ſingt alſo und gar in meiner Gegenwart! Hat ſie denn vergeſſen?! Was ſoll das heißen? Ich war ganz verſtört, dann erhob ich mich, nahm meinen Hut und ging aus, ohne daran zu denken, was ich that, wahrſcheinlich weil Lukeria mir meinen Rock brachte.

„Sie ſingt,“ ſagte ich unwillkürlich zu Lukeria. Sie verſtand mich nicht und ſah mich mit verblüffter Miene an. Ich war wirklich auch nicht recht zu verſtehen.

„Iſt es das erſte Mal, daß ſie ſingt?“

„Nein, ſie ſingt zuweilen, wenn Sie nicht hier ſind," antwortete Lukeria.

Alles deſſen erinnere ich mich. Ich ging die Treppe hinunter, dann die Straße entlang, ich ging vorwärts, ohne zu wiſſen wohin. Am Ende der Straße ſtand ich ſtill und ſchaute vor mich hin. Leute gingen vorbei, ſtießen mich an, ich merkte es nicht. Ich rief einen Wagen an und ließ mich nach der „Polizeibrücke" fahren, ohne eine Idee damit zu verbinden, warum. Dann ſtieg ich plötzlich aus der Droſchke und gab dem Kutſcher zwanzig Kopeken.

„Das für Deine Mühe," ſagte ich zu ihm, indem ich idiotiſch lachte. Aber ich empfand plötzlich eine unerklärliche Freude in meiner Seele. Ich eilte nach Hauſe. Der Ton der armen kleinen gebrochenen Stimme klang in meinem Herzen nach. Ich gerieth außer Athem. Die Binde war im Begriff, von meinen Augen zu fallen. Wenn ſie ſo ſang, wo ich es hören konnte, ſo bedeutete dies, daß ſie vergeſſen hatte, daß ich exiſtirte. Es war klar und zugleich fürchterlich. Mein Herz fühlte es. Aber dieſes freudige Genügen erleuchtete meine Seele und überwand meine Schrecken.

Oh Ironie des Schickſals! Nichts und nichts Anderes konnte mich erfüllen, als dieſes freudige Genügen; aber ich ſelbſt, wo war ich den ganzen Winter geweſen? War ich an demſelben Orte, wie meine Seele? — Ich lief ſchnell die Treppe hinauf und ich weiß nicht, ob ich nicht verlegen eintrat. Ich erinnere mich nur, daß es mir ſchien, als ob der Fußboden ſchwankte und ich auf der Oberfläche eines Stromes ging. Ich trat in's Zimmer. Sie ſaß noch immer auf ihrem Platze und nähte mit geſenktem Haupte, aber ſie ſang nicht mehr. Sie warf einen ſchnellen, abweſenden Blick auf mich. Es war kein Blick, ſondern eine mechaniſche und gleichgiltige Bewegung, die man macht, wenn irgend eine beliebige Perſon in's Zimmer tritt.

Ich ging gerade auf ſie zu und warf mich' wie ein Wahnſinniger auf einen Stuhl, ganz nahe bei ihr. Ich nahm ihre Hand und ich erinnere mich, daß ich ihr etwas ſagte . . . das heißt, ich wollte ihr etwas ſagen, denn ich konnte die Worte nicht hervorbringen. Meine Stimme verſagte mir, blieb mir im Halſe ſtecken. Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte, der Athem ging mir gänzlich aus.

„Laß uns zu einander ſprechen . . . Du weißt wohl . . . ſage etwas . . ." ſtotterte ich ganz mechaniſch. Was kümmerte ich mich darum, in dieſem Augenblicke klug zu ſein. Sie zitterte wieder und entzog ſich mir, indem ſie mir in's Geſicht ſah. Aber plötzlich lag ein Ausdruck ſtrengen Erſtaunens auf ihrem Geſichte. Ja, Erſtaunen und Strenge und aufgeriſſene Augen. Dieſe Strenge, dieſes Staunen machten mich aufmerkſam. „Alſo das iſt Liebe, wieder Liebe," ſagte dieſes ſtumme Staunen.

Ich las deutlich in ihrem Geſicht. Alles in mir war in Aufruhr. Ich warf mich zu ihren Füßen. Ja, buchſtäblich zu ihren Füßen. Sie ſprang auf, ich hielt ſie mit beiden Händen und mit übernatürlicher Kraft zurück.

Ich verſtand vollſtändig meine verzweifelte Lage, ich verſtand ſie ganz!

Aber Sie werden wohl kaum glauben, daß Alles in mir kochte mit einer ſolchen Gewalt, daß ich glaubte, ich ſollte ſterben? Ich küßte ihre Füße in einem Anfalle glücklicher Begeiſterung, einer unendlichen Glückſeligkeit ohne Grenzen, ohne Ziel, aber ich begriff wohl, wie hoffnungslos meine Lage war.

Ich weinte, ich redete ſinnloſe Worte, ich konnte nicht ſprechen. Schrecken und Erſtaunen wechſelten auf ihrem Geſicht und wurden von einem traurigen, fragenden Gedanken abgelöſt, ihr Blick war ſonderbar, ganz wild, als ob ſie ſich beeilen müſſe, etwas zu verſtehen. Dann lächelte ſie. Sie zeigte große Verlegenheit, als ſie mich ihre Füße umfaſſen ſah, ſie zog ſie an ſich.

Ich begann dann den Boden an der Stelle zu küſſen, wo ſie dieſelben weggezogen hatte. Sie ſah es und lachte verlegen. (Sie wiſſen wohl, daß man aus Verlegenheit lachen kann.) Dann kam ein hyſteriſcher Anfall; ich bemerkte es an ihren Händen, die krampfhaft zu zittern begannen. Ich beachtete es nicht und wiederholte, daß ich ſie liebe, daß ich nicht wieder aufſtehen würde. „Oh, laß mich Dein Kleid küſſen, ich will das ganze Leben hindurch vor Dir auf den Knien liegen. . . .“

Ich weiß es nicht mehr, ich kann mich nicht mehr erinnern; ſie fing an zu zittern und brach in Thränen aus. Sie bekam einen heftigen hyſteriſchen Anfall. Ich hatte ſie erſchreckt.

Ich trug ſie auf ihr Bett. Als der Anfall vorüber war, ſetzte ich mich auf's Bett neben ſie. Sie ſah ſehr niedergeſchlagen aus, nahm meine Hände und bat mich, ruhig zu ſein. „Nun, Lieber, ängſtigen Sie ſich nicht, peinigen Sie ſich nicht, beruhigen Sie ſich.“ Sie fing wieder an zu weinen. Ich blieb bei ihr den ganzen Abend. Ich ſagte ihr, daß ich mit ihr in's Seebad nach Boulogne reiſen wolle, ſofort, nach vierzehn Tagen; daß ich ihre gebrochene Stimme wohl gehört, daß ich das Geſchäft aufgeben, dasſelbe dem Dobronrawow verkaufen, daß wir ein neus Leben anfangen wollten und zwar in Boulogne, in Boulogne!

Sie horchte auf, fortwährend ängſtlich. Sie ſah immer erſchrockener aus. Aber für mich war dies Alles nicht die Hauptſache; was ich vor Allem wünſchte, war, für immer die Erlaubniß zu haben, zu ihren Füßen zu liegen, die Erde wieder und wieder zu küſſen, die ſie betreten hatte, mich vor ihr niederzuwerfen! „Oh, mehr werde ich nicht verlangen, nichts mehr,“ wiederholte ich fortwährend.

„Antworte mir nicht! kümmere Dich nicht um mich! geſtatte mir nur, in einer Ecke zu ſitzen und Dich anzuſchauen, Dich nur anzuſchauen! Gieb mir die Erlaubniß, Dein Eigenthum zu ſein, Dein Hund!“

Sie weinte.

„Und ich, die ich gehofft hatte, Sie würden mir erlauben, *auf dieſe Weiſe* zu leben!“ ſagte ſie unbewußt, ja ſo unbewußt, daß ſie nicht ahnte, daß ſie es geſagt hatte. Und es war doch ein wichtiges, verhängnißvolles Wort, das ich heute ganz verſtehe, in dieſer Abendſtunde! Es war gleichſam ein Meſſerſtich in mein Herz! Dieſe Worte erklären mir Alles, aber noch

war ſie an meiner Seite und ich hoffte mit aller Kraft, ich war ſehr glücklich. Oh, ich ermüdete ſie natürlich, ich merkte es wohl in jener Abendſtunde, aber ich hegte die Hoffnung, daß ich Alles ſofort ändern könne. Nun, als es zu dunkeln begann, wurde ſie ganz ſchwach und es gelang mir, ſie zu bewegen, ſich zu Bette zu legen, und dann fiel ſie in einen tiefen Schlaf.

Ich hatte erwartet, daß ſie phantaſiren würde; ſie hatte zwar Fieber, aber nicht viel. Die ganze Nacht ſtand ich jeden Augenblick auf und ging leiſe hin, um ſie zu betrachten. Ich rang meine Hände beim Anblick ihrer Schwäche in dieſem jämmerlichen eiſernen Bett, das ich für drei Rubel gekauft hatte. Ich kniete nieder, ohne zu wagen, der Schlafenden die Füße zu küſſen, gegen ihren Willen; ich fing an zu beten, dann ſtand ich raſch auf. Lukeria ſah mich an und machte ſich fortwährend im Zimmer zu ſchaffen; ich ging zu ihr hinaus und ſagte, ſie ſolle ſich ſchlafen legen, vom nächſten Tage an würden wir ein neues Leben anfangen.

Und das glaubte ich blind, wahnſinnig, aller Wahrſcheinlichkeit zum Trotz! Oh, dieſe Begeiſterung, dieſe Begeiſterung, die mich erfüllte! Ich wartete nur auf den nächſten Tag. Das Wichtigſte iſt, daß ich kein Unglück ahnte, trotz aller dieſer Symptome. Obgleich mir die Binde von den Augen gefallen war, hatte ich doch kein klares Bewußtſein von der Lage, und es dauerte noch lange, lange, bevor dieſelbe mir klar wurde! Nicht vor heute, nicht vor dem heutigen Tage! Und wie ſollte ich meine Geiſtesgegenwart in jenem Augenblick ganz zurückgewinnen? Sie lebte damels noch, ſie war hier, lebendig ſtand ſie vor mir und ich vor ihr.

„Morgen," dachte ich, „morgen wird ſie erwachen und dann will ich Alles ſagen, und ſie wird mich verſtehen."

So waren meine Betrachtungen damals: einfach, deutlich, und ſie verſetzten mich in Entzücken.

Das Allerwichtigſte war dieſe Reiſe nach Boulogne. Ich weiß nicht warum, aber ich glaubte, Boulogne ſei Alles, Boulogne müſſe Alles ausgleichen.

Nach Boulogne! Nach Boulogne!

Ich erwartete fieberhaft die Morgenſtunde.

## IX.

Und es ſind nur ein paar Tage, ſeit dies geſchehen iſt, fünf Tage, nur fünf Tage. Vergangenen Dienstag! Nein, nein, wenn ſie nur noch etwas gewartet hätte, nur ein klein wenig . . . dann hätte ich das ganze Dunkel verſcheucht! Sie hatte ſich ja auch ſchon bedeutend beruhigt.

Am nächſten Tage ſah ſie mich mit einem Lächeln an trotz meiner Verwirrung. . . . Aber das Wichtigſte iſt doch, daß in dieſer ganzen Zeit, in allen dieſen fünf Tagen eine gewiſſe wunderliche Verlegenheit, eine gewiſſe Verſchämtheit über ihr lag. Sie war beängſtigt, ſehr beängſtigt. Ich räume dieſes Factum ein, und ich widerſpreche mir nicht wie ein Verrückter; ſie war ängſtlich, und

wie hätte ſie nicht ängſtlich ſein ſollen? Wir Beide waren ſchon lange Zeit einander ganz fremd geweſen, vollſtändig fremd für einander, und plötzlich kommt alles dieſes! . . .

Nun, ich nahm von ihrer Furcht keine Notiz, eine neue Hoffnung leuchtete auf vor meinen Augen! . . . Es iſt wahr, unzweifelhaft wahr, daß ich einen Fehler beging, es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß ich mehrere beging.

Als wir am nächſten Morgen erwachten (es war am Mittwoch), beging ich einen Fehler. Ich betrachtete ſie ſofort als meinen Freund. Das war zu raſch, allzu raſch; ich hatte aber das Bedürfniß, mich Jemandem anzuvertrauen, einen unwiderſtehlichen Drang ſpürte ich dazu, ja, zu mehr als zum Vertrauen. Ich ging ſo weit, daß ich ihr Dinge geſtand, die ich mein ganzes Leben vor mir ſelbſt verborgen hatte. Ich geſtand ihr ohne Umſchweif, daß ich den ganzen vergangenen Winter keinen einzigen Augenblick an ihrer Liebe zu mir gezweifelt hatte.

Ich erzählte ihr, daß die Etablirung meines Leihgeſchäftes nur eine Art Schwäche von mir geweſen, eine Schwäche meines Willens und meiner Gedanken, eine Folge zu gleicher Zeit von Kränkungen und von Eitelkeit. Ich geſtand ihr, daß jene Scene im Theater nur eine Folge von Feigheit meines Charakters und von Trotz geweſen. Die zufälligen Umſtände von damals waren es, die Eindruck auf mich gemacht hatten.

Ich erzählte, daß ich zu mir ſelbſt geſagt habe: „Wie ſollſt du dich aus der ganzen Affaire ziehen? Werde ich mich lächerlich machen?“ Es war nicht das Duell, das ich fürchtete, ſondern daß ich mich lächerlich machen würde. . . . Schließlich hatte ich an meinem Standpunkte feſtgehalten. Seitdem bin ich für Alle eine Plage geweſen, gerade deshalb; ich habe ſie nur geheirathet, um ſie zu plagen.

Ich redete faſt unaufhörlich, als ob ich Fieber hätte. Sie nahm meine Hände und bat mich, aufzuhören. „Sie übertreiben,“ ſagte ſie; „es iſt Ihnen ſchädlich.“ Und dann fingen wieder ihre Thränen an, in Strömen zu fließen! Sie bat mich die ganze Zeit, nicht fortzufahren, meine Erinnerungen nicht wach zu rufen.

Ich hörte nicht auf ihre Bitten, oder beachtete dieſelben jedenfalls nicht genügend. Der Frühling! Boulogne! Dort war die Sonne, dort würde eine neue Sonne über uns ſcheinen, das wiederholte ich fortwährend. Ich wollte mein Geſchäft aufgeben, dem Dobronrawow meine Forderungen überlaſſen; ich ging ſogar ſo weit, daß ich ihr den Vorſchlag machte, den Armen Alles zu geben, die dreitauſend Rubel ausgenommen, die ich von meiner Taufpathin geerbt hatte und für die wir nach Boulogne reiſen wollten. Und wenn wir dann zurückkämen, wollten wir ein neues Leben voll Arbeit beginnen. Ich glaubte, es ſei unter uns abgemacht, denn ſie antwortete nicht . . . ſie lächelte dazu. Ich glaube, ſie lächelte aus Zartgefühl, um mich nicht zu betrüben. Ich bemerkte wohl, daß ich ſie plagte. Sie müſſen nicht glauben, daß ich dumm genug, egoiſtiſch genug war, um das nicht zu bemerken. Alles ſah ich, bis auf

die kleinſten Kleinigkeiten. Ich ſah es, ich wußte es beſſer als irgend ein Anderer, meine ganze Verzweiflung ſtand mir klar vor Augen.

Ich fuhr fort, ihr Kleinigkeiten über ſie ſelbſt, über mich, ja ſogar von Lukeria zu erzählen.

Ich erzählte ihr, daß ich geweint hätte. . . . Dann änderte ich das Geſpräch und verſuchte, gewiſſe Sachen nicht mehr zu berühren. Und ſie, ja ſie ließ ſich etwas beleben, ein paar Mal, erinnere ich mich, kam etwas Leben in ſie. Warum ſoll ich thun, als ob ich gar nichts geſehen hätte? Wäre nur das nicht eingetroffen, dann hätte ſich gewiß Alles ordnen laſſen. Aber erzählte ſie mir nicht ſelbſt vor drei Tagen, als wir über ihre Lectüre ſprachen, was ſie im Winter geleſen hatte, und lachte ſie dann nicht, indem ſie von der Scene mit Gil Blas und dem Erzbiſchof von Granada ſprach? Und welch Kinderlachen! So entzückend wie einſt, als wir verlobt waren. (Wartet etwas, wartet noch etwas.) Wie ich mich freute! Es überraſchte mich übrigens ſehr, dies mit dem Erzbiſchof; ſie hatte alſo den ganzen Winter ſo viel Sinn für andere Dinge bewahrt, daß ſie Humor genug fand, um beim Leſen dieſes Meiſterwerkes zu lachen. Sie begann ſich gänzlich zu erholen, zu glauben, daß ich ſie weiter auf dieſe Weiſe leben laſſen wollte. „Ich hatte geglaubt, Sie würden mich auf dieſe Weiſe das Leben fortſetzen laſſen," das waren ihre Worte am Dienstag. Oh, welch vollſtändig kindiſche Idee! Sie bildete ſich ein, daß ich ſie wirklich auf dieſe Weiſe leben laſſen würde. Sie an ihrem Tiſch, ich an meinem Ladentiſch, und ſo weiter bis zu unſerem ſechszigſten Jahre. Und dann plötzlich tauche ich auf als Ehemann und verlange Liebe wie ein Ehemann! Mißverſtändniß! Blindheit!

Ich hatte auch darin Unrecht, gar zu entzückt zu ſein, wenn ich ſie anſah. Ich hätte zurückhaltender ſein ſollen, denn meine Begeiſterung erſchreckte ſie. Ich bezwang mich wohl etwas, ich küßte nicht mehr ihre Füße. Ich habe ſie kein einziges Mal merken laſſen, daß — nun, daß ich die Rechte eines Ehemannes hätte. Es fiel mir nicht einmal ein; ich bat nur! Ganz ſtillſchweigen konnte ich nicht. Es war mir unmöglich. Ich öffnete ihr mein Herz, ich ſagte, ich ſei entzückt, wenn ich ſie ſprechen höre, daß ſie ohne Vergleich viel gebildeter und beleſener ſei als ich. Sie erröthete und behauptete ganz verwirrt, ich übertreibe. Und dann war ich dumm genug, ich konnte nicht widerſtehen, ihr mein Entzücken zu beſchreiben, als ich hinter der Thür den Kampf ihrer Unſchuld gegen die Angriffe jenes Schuftes gehört hatte, wie ihre Klugheit, ihre freien Antworten und ihre ganze kindliche Naivetät mich entzückt hätten! Sie zitterte vom Scheitel bis zu den Zehen und ſtammelte, daß ich übertreibe. Aber plötzlich wurde ihr Ausdruck finſter, ſie verbarg ihr Geſicht in den Händen und fing an, bittere Thränen zu weinen . . . Dann konnte ich nicht mehr. Ich warf mich wieder zu ihren Füßen, ich küßte wieder den Saum ihres Kleides und es endete wieder mit einem hyſteriſchen Anfalle, wie vordem am Dienstag. Er war viel ſtärker, und am Tage nachher . . .

Am Tage nachher! Oh, ich bin ja verrückt — am Tage nachher, das iſt heute, das iſt jetzt!

Hört nun und folgt mir genau: Als wir beiſammen ſaßen, am Theetiſch (nach dem eben erwähnten Anfalle), war ich über ihre Ruhe erſtaunt. Sie war ganz ruhig! Und ich hatte die ganze Nacht vor Angſt gezittert, wenn ich an die Träume des vergangenen Tages dachte. Dann geht ſie plötzlich zu mir hin, ſtellt ſich vor mich, faltet die Hände (es war vor einem Augenblick) und ſpricht. Sie ſagt, ſie habe ſich ſchlecht betragen, ſie wiſſe es recht wohl, daß der Gedanke an ihre Schuld ſie den ganzen Winter gepeinigt habe und ſie noch peinige . . . daß ſie mir für meinen Edelmuth danke:

„Ich will Ihnen ein treues Weib ſein und ich will Sie achten.“

Hier ſprang ich wie ein Wahnſinniger auf und nahm ſie in meine Arme! Ich küßte ſie, ich bedeckte ihr Geſicht und ihre Lippen mit Küſſen, wie es ein Mann thut, der nach langer Abweſenheit ſein Weib wiederſieht. Warum verließ ich ſie denn jetzt? zwei Stunden? Es war, um unſere Päſſe abzuholen. . . . Oh Gott, oh Gott! Wäre ich nur fünf Minuten früher nach Hauſe gekommen, nur fünf Minuten! . . . Und nun ein Auflauf am Thorwege! Alle dieſe Augen, die mich anſtarrten! . . . Oh mein Gott, mein Gott! . . .

Lukeria (oh, ich laſſe ſie nicht los, nicht für Alles in der Welt laſſe ich die Lukeria; ſie iſt hier den ganzen Winter geweſen, ſie kann mir erzählen . . .), Lukeria ſagt, als ich vom Hauſe fortgegangen, ſei ſie nur etwa zwanzig Minuten, bevor ich zurückgekehrt, zu ihrer Frau hineingegangen, um ſie etwas zu fragen, glaube ich. Sie ſah, daß ihr Bild der heiligen Jungfrau (das früher erwähnte Bild) herabgenommen und auf den Tiſch hingeſtellt war, als ob die Frau eben gebetet habe.

„Was giebt es, Frau?“

„Nichts, Lukeria; geh' Deiner Wege . . . warte einen Augenblick, Lukeria.“

Sie ging zu ihr hin und küßte ſie.

„Sind Sie zufrieden, Frau?“

„Ja, Lukeria.“

„Der Herr ſollte ſchon längſt gekommen ſein, um Sie um Verzeihung zu bitten, Frau. Gott ſei Dank, daß Sie ſich verſöhnt haben.“

„Es iſt gut, Lukeria . . . geh' Deiner Wege, Lukeria.“

Sie lächelte ſo ſonderbar. So ſonderbar, daß Lukeria zehn Minuten ſpäter hereinkam, um zu ſehen, was ſie machte. Wie ſagte Lukeria doch?

„Sie ſtand jetzt an der Wand, hart am Fenſter, das Haupt gegen die Hand geſtützt, die ſie an die Wand gelegt. Sie war ſehr gedankenvoll. Sie war ſo vertieft, daß ſie mich nicht hatte kommen hören und nicht ſah, wie ich ſie vom anderen Zimmer aus betrachtete. Mir ſchien, es ſah aus, als ob ſie lächele. Sie ſtand auf, es ſah aus, als ob ſie ſich bedächte, und dann lächelte ſie. Zum letzten Mal ſah ich ſie an, und geräuſchlos ging ich hinaus und dachte darüber nach. Aber dann höre ich ſie plötzlich das Fenſter aufmachen. Ich laufe

gleich hinein und ſage: „Es iſt kalt, Frau, Sie werden ſich erkälten!“ Aber dann ſehe ich ſie im Fenſter ſtehen, ganz aufrecht im offenen Fenſter. Sie wandte mir den Rücken zu und hielt in der Hand das Bild der heiligen Jungfrau. Mir wurde ganz beklommen um's Herz und ſo rief ich: „Frau, Frau!“ Sie hört es, macht eine Bewegung, als ob ſie wieder in's Zimmer herunterſteigen will, aber ſie wendet ſich nicht um, ſie thut einen Schritt vorwärts, drückt das Bild an die Bruſt und ſtürzt ſich hinaus.“

* * *

Ich erinnere mich nur, daß ſie noch ganz warm war, als ich in das Thor kam. Und Alle ſahen ſie mich an. Sie ſprachen laut Alle zuſammen, bevor ich herankam; als ſie mich aber ſahen, ſchwiegen ſie und zogen ſich zurück, um mich vorbeigehen zu laſſen . . . da lag ſie auf der Erde mit ihrem Heiligenbilde. Ich erinnere mich, daß es mir wie eine Wolke vorkam, durch die ich hindurch ging und ich ſah lange zu. Sie drängten ſich an mich heran und redeten, ohne daß ich ſie verſtand. Lukeria war da, aber ich ſah ſie nicht. Sie ſagt, daß ſie mich anredete. Ich kann mich nur noch des Geſichts eines Bürgersmannes erinnern, der fortwährend wiederholte: „Ein Blutklumpen kam aus ihrem Munde, ein Blutklumpen, mein Herr!“ und er zeigte mir das Blut auf den Steinen. Ich glaube, ich berührte mit meinem Finger das Blut. Es entſtand ein Flecken an meinem Finger, den ich betrachtete. Deſſen erinnere ich mich deutlich. Und der Bürgersmann hörte nicht auf zu ſagen: „Ein Blutklumpen, mein Herr, ein Blutklumpen . . .“

„Was ſagen Sie, ein Blutklumpen!“ rief ich und ſtürzte mich aus voller Kraft mit geballten Fäuſten auf ihn los. . . .

Ach, Tollheit, Tollheit! . . . Mißverſtändniß! Unwahrſcheinlichkeit! Unmöglichkeit!

## X.

Nicht wahr? Iſt es nicht unwahrſcheinlich? — Kann man nicht ſagen, daß es unmöglich iſt? Warum, warum in aller Welt iſt dieſe Frau todt?

Glauben Sie mir, ich verſtehe es wohl, aber doch iſt die Frage über ihren Tod gleich peinlich. Sie fürchtete ſich vor meiner Liebe. Sie hat ſich im Ernſte die Frage vorgelegt: Soll ich das Leben annehmen oder nicht? Sie hat ſich nicht dazu entſchließen können, lieber wollte ſie ſterben. Ich weiß wohl, ich weiß wohl, hier iſt nicht viel darüber zu grübeln. Sie hatte mir zu viel verſprochen, ſie fürchtete, daß ſie es nicht würde halten können. Da ſind einige ganz ſchreckliche Umſtände.

Warum ſtarb ſie? Ja, das iſt ewig die Frage, dieſe Frage, die mein Gehirn zu ſprengen droht. Ich wäre ja darauf eingegangen, ſie *auf dieſe Weiſe* leben zulaſſen, wie ſie ſelbſt ſagte, wenn ſie *auf dieſe Weiſe* hätte leben wollen. Aber ſie glaubte nicht daran, das iſt die Sache. . . . Nein, nein, ich irre mich, das iſt es gar nicht. Es iſt vielleicht, weil man mich von ganzer Seele lieben mußte, wie ich nun einmal bin, ehrlich und redlich, nicht,

wie ſie den Krämer würde geliebt haben. Und da ſie zu keuſch, zu rein war, um mir eine Liebe bieten zu können, mit der der Krämer ſich hätte begnügen können, ſo wollte ſie mich nicht hintergehen. Sie wollte mich nicht betrügen, indem ſie mir eine halbe, eine viertel Liebe anſtatt einer ganzen, einer vollen Liebe ſchenkte. Zu viel Rechtſchaffenheit. Und ich, der ich ſie Seelengröße lehren wollte! Sie erinnern ſich wohl! Welch wunderlicher Gedanke!

Es iſt ſehr ſonderbar. Hatte ſie Achtung vor mir? Ich weiß es nicht. Verachtete ſie mich, oder verachtete ſie mich nicht? Ich glaube nicht, daß ſie mich verachtete. Es iſt ſehr merkwürdig, daß es mir den ganzen Winter nicht einmal eingefallen ſein ſollte, daß ſie mich verachten könnte. Ich glaubte das Gegentheil in vollem Ernſte, bis zu dem Tage, als ſie mich mit ſtrengem Erſtaunen anſah. Ja, mit ſtrengem Erſtaunen. Da verſtand ich augenblicklich, daß ſie mich verachtete. - Ich verſtand es unwiderruflich für alle Zeiten. Oh, ſie hätte mich wahrlich ihr ganzes Leben hindurch gern verachten können, wenn ſie nur hätte leben wollen. Vor einem Augenblick, vor ganz Kurzem ging ſie herum und redete. Ich begreife nicht, wie ſie aus dem Fenſter ſpringen konnte. Und wie konnte es ihr ein paar Minuten vorher einfallen? Ich rief Lukeria. Nein, nun will ich mich niemals von Lukeria trennen.

Oh, wir hätten noch übereinkommen können. Wir waren nur nicht mehr an einander gewöhnt; nach Verlauf dieſes Winters . . . hätten wir uns nicht wieder an einander gewöhnen können? Warum hätten wir es nicht dazu bringen können, uns wieder gegenſeitig zu lieben, ein neues Leben anzufangen? Ich bin edelmüthig, das war ſie auch. Die Möglichkeit einer Verſöhnung war doch vorhanden, einige Worte, noch zwei Tage, nur zwei Tage, dann würde ſie Alles verſtanden haben.

Das Unglückliche dabei iſt, daß es ein Zufall war, geradezu ein brutaler, unerhörter Zufall! Das iſt das Unglück. Fünf Minuten zu ſpät. . . . Wäre ich fünf Minuten früher nach Hauſe gekommen, ſo hätte dieſe augenblickliche Stimmung ſich wie eine Wolke zerſtreut, und nie mehr wäre ſie über ſie gekommen. Sie würde mich ſchließlich verſtanden haben. Und nun! wieder die leeren Zimmer, wieder die Stille! . . . Der Perpendikel hört nicht auf zu ſchlagen, es geht ihn nichts an, der hat nichts zu bereuen, hat Niemanden in der Welt. . . . Das iſt das Unglück!

Ich gehe umher. Ich weiß es, ich weiß es, Ihr braucht es mir nicht zu ſagen. Meine Reue über den Zufall, über die fünf Minuten, die ich zu ſpät kam, ſcheint Ihnen vielleicht albern. Aber die Thatſache iſt doch da. Bedenket eins. Sie hat mir nicht einmal ein geſchriebenes Wort hinterlaſſen, wie man es doch thut in derartigen Fällen: „Klage Niemanden wegen meines Todes an.“ Sie hätte doch bedenken müſſen, daß der Verdacht auf Lukeria fallen könnte. Denn, nun, „Sie waren allein mit ihr, folglich ſind Sie es geweſen, die ſie hinausgeſtoßen hat,“ eine ſolche Anklage wäre doch möglich.

Lukeria hätte jedenfalls Unannehmlichkeiten haben können, wenn nicht zu-

fälliger Weiſe vier Perſonen im Hofe geſtanden und ſie geſehen hätten, als ſie, das Bild in der Hand, aus dem Fenſter ſprang. Aber es war auch ein Zufall, daß Jemand da war, der ſie ſah. Nein, es iſt Alles in einer Verirrung, in einer Ueberraſchung, einer plötzlichen Verſuchung gekommen! Und beweiſt das vielleicht etwas, daß ſie vor dem Bilde betete? Das beweiſt gar nichts, daß ſie ſich entſchloſſen hatte zu ſterben. Es iſt ebenſo möglich, daß dieſer Gedanke ihr erſt zehn Minuten zuvor gekommen iſt. Sie hat ſich vielleicht erſt dann entſchloſſen, als ſie ſich an die Wand lehnte, das Haupt in die Hand geſtützt, und lächelte. Da iſt ihr die Idee gekommen, ſie hat ihr das Gehirn verwirrt und ſie hat nicht widerſtehen können.

Es iſt natürlich ein Mißverſtändniß geweſen, wenn Sie wollen. Man kann es doch wohl ertragen, mit mir zu leben. . . . Und wenn es nun Anämie wäre, einfach Anämie? Irgend eine Erſchlaffung der Lebenskraft? Dieſer Winter war ihr zu hart geweſen, das iſt der Grund. . . .

Und ich kam zu ſpät!

Wie mager ſie ausſieht in dem Sarge! Wie ſpitz ihre Naſe iſt! Ihre Augenbrauen ſind ſo ſchmal. Und ſie hat nichts gebrochen, indem ſie fiel. Nur dieſer *Klumpen Blut*. Ein Deſſertlöffel voll. Ein inwendiger Stoß. Ein ſonderbarer Gedanke. Ob man unterlaſſen könnte, ſie zu beerdigen? Denn wenn ſie weggetragen wird, wenn . . . Oh, nein, es iſt unmöglich, daß ſie von hier fort ſoll! Ach, ich weiß es ja, daß ſie fort muß; ich bin nicht irrſinnig und ich phantaſire nicht. Im Gegentheil, meine Gedanken ſind nie klarer geweſen. Aber wie dann? Gerade wie zuvor! Niemand hier, allein mit meinen Pfändern. Ich verliere den Verſtand, ich werde verrückt, das iſt der ſichere Wahnſinn. Ich peinigte und marterte ſie bis zum letzten Augenblick und deshalb ſtarb ſie!

Was gehen mich Eure Geſetze an? Was kümmern mich Eure Gebräuche, Eure Gewohnheiten, Eure Regierung, Eure Religion! Eure Gerichte können mich verurtheilen. Ihr könnt mich ja den Gerichten übergeben, dann will ich ſagen, daß ich Alles leugne. Der Richter wird rufen: „Ruhig, Lieutenant!“ und ich werde rufen: „Welche Macht haſt Du, mir zu befehlen, daß ich Dir gehorchen ſoll? Warum hat Eure finſtere Geſellſchaft Alles vernichtet, was mir lieb war? Was nützen mir nun alle Eure Geſetze? Ich pfeife auf ſie! Alles iſt mir gleichgiltig!“

Blind, blind! Sie iſt geſtorben, ſie hört mich nicht mehr! Du weißt nicht, in welches Paradies ich Dich hätte führen wollen. Ich hatte den Himmel in meinen Gedanken, ich wollte ihn Dir öffnen! Und wenn Du mich nicht lieben konnteſt, nun, was that das? Wir hätten dann *auf dieſe Weiſe* gelebt. Du hätteſt zu mir wie zu einem Freunde geſprochen, das hätte genügt, um uns glücklich zu machen, wir würden mit einander gelacht und einander in die Augen geſehen haben; ſo hätten wir gelebt. Und wenn Du einen Anderen lieb gewonnen hätteſt, wohlan, laß geſchehen! Du hätteſt ihn beſuchen können. Du hätteſt mit

ihm lachen können und ich würde von der anderen Seite der Straße zugeſehen haben. . . . Oh, in Alles, in Alles würde ich mich gefunden haben, nur öffne die Augen! Ein Mal, einen Augenblick! einen Augenblick! Du dürfteſt mich nur anſehen und wie neulich mir verſprechen, immer, immer mein treues Weib zu ſein. Mit einem Blick wäre ich jetzt im Stande, Dir Alles begreiflich zu machen!

Unbeweglichkeit! Oh du unerbittliche Natur! Die Menſchen ſind allein auf der Erde, das iſt das Unglück. „Giebt es auf dem Felde einen lebendigen Menſchen?“ ſagt der ruſſiſche Ritter. Ich rufe, ohne der ruſſiſche Ritter zu ſein, und keine Stimme antwortet mir.

Man ſagt, die Sonne entzündet das Leben im Univerſum. Die Sonne geht auf, betrachte ſie: Iſt ſie nicht eine Todte? Es giebt nur Todte. Alles iſt todt. Die Menſchen allein ſind da und rings um ſie herrſcht Schweigen. Das iſt die Erde. „Menſchen, liebet einander.“ Wer hat das geſagt? Was iſt das für ein Gebot?

Der Perpendikel fährt fort zu ſchlagen, gefühllos . . . wie abſcheulich! Zwei Uhr Morgens. Ihre kleinen Stiefel ſtehen zu Füßen ihres kleinen Bettes und warten auf ſie. . . . Nein, im Ernſt, wenn ſie ſie morgen forttragen, was ſoll ich dann?

# Phantaſie und Thatſache.

Von Dr. **Julius Kupffer** in Kurland.

Ein unnennbares Gefühl ergreift uns, wenn in dunkler Winternacht der Sterne heller Glanz auf uns herniederſtrahlt. Ein geheimnißvoller Schauer beklemmt unſer Herz, ein andächtiges Staunen erhebt vertrauensvoll unſere Seele; in eigenthümlichem Gemiſche wogen die Empfindungen durch einander und wir fühlen uns groß und klein in demſelben Augenblicke. Allnächtlich gewahren wir dasſelbe Schauſpiel und allnächtlich ergreift es uns mit derſelben Kraft. Ein ganzes Menſchenalter erſcheint zu kurz, um den mächtigen Eindruck abzuſchwächen. Wie könnte es aber auch anders ſein? Gewährt doch der beſtirnte Himmel unſerem leiblichen Auge einen Einblick in die Ewigkeit von Zeit und Raum; erkennen wir doch in dieſen ſtrahlenden, unvergänglichen Zeichen, in dieſer eigenhändigen Handſchrift Gottes das höchſte, das ergreifendſte und das verſtändlichſte Evangelium der Wahrheit. . . . Wo könnten wir aber auch das Walten Gottes beſſer erforſchen als in ſeinen eigenen Werken, im Himmel und auf Erden? Je tiefer wir eindringen in dieſe Werke, je mehr wir die Herrlichkeit und Größe der Schöpfung erkennen, deſto näher rücken wir zum Schöpfer, deſto demüthiger und beſſer werden wir. Dieſes Sichhineindenken in die Schöpfungsherrlichkeit iſt der reinſte, edelſte und wohl auch wirkſamſte Gottesdienſt, denn dort Oben leſen wir die Offenbarung: „Ich bin der, Ich war und der Ich ſein werde, Jehova!“, die gewaltige Größe der Schöpfung in ihrer Einfachheit und Beſtändigkeit.

Ein einheitlicher Schöpfungsgedanke beherrſcht das Ganze, das Größte ſowohl als das Kleinſte: ein ewig Werden, ein wechſelnd Leben, in dem das Einzelne vergeht, das Ganze beſteht; ſo heute wie morgen. Die Ewigkeit iſt eben nur die Conſtanz der Gegenwart, denn die Summe des Univerſums war in alle Ewigkeit, wie ſie iſt und ſein wird; und reden wir von einem Anfange, ſo darf das nur auf ein begrenztes Gebiet bezogen werden, denn jeder Weltkörper, für ſich und ſein Syſtem einzeln betrachtet, ja ſogar die Geſammtheit unſeres Sternenſyſtems iſt entſtanden und hat ſomit einen Anfang, wie es auch ein Ende haben wird, aber nur zu ewigem Cirkeltanze des Ganzen.

Was aber war nun vor einem ſolchen Anfange? Nach der Kant-Laplaceſchen Schöpfungstheorie kann die Antwort nur lauten: „Nichts“; denn es war kein Licht, keine Wärme, kein Geräuſch, keine Schwere, kein Widerſtand; nichts und wieder nichts von Allem, was wir uns denken können und was Mikroſkop und Mikrowaage, Multiplicator und Mikrophon nachzuweiſen vermögen. Aber auch poſitiv geſprochen zeigt ſich die Gegenwart des Nichts; denn es herrſchte, wenigſtens für unſere Begriffe, abſolute Kälte, Finſterniß und Stille, abſolute Leere, Weſenloſigkeit und Ruhe.

Laſſen wir mit Kant ſämmtliche Himmelskörper ſich in ihre Atome auflöſen und ſich in dieſem Zuſtande gleichmäßig durch den unermeßlichen Raum ergießen, ſo würde ſich der Stoff derartig verdünnen, daß das eben geſchilderte Nichts entſtünde, denn die Dichtigkeit des ſo vertheilten Stoffes würde ſich etwa verhalten zum Schweife eines Kometen, ungefähr wie dieſer ſich zur atmoſphäriſchen Luft verhält, das heißt wie 1 zu einer 125ſtelligen Zahl.

Nicht blos mit unſeren Gedanken ſchweifen wir weit über die Erde hinaus, ſondern unſere materiellen Werkzeuge und Hilfsmittel erlauben uns, bis in die tiefſten Tiefen des Himmels zu dringen. Wir langen thatſächlich bis an die fernſten Stern- und Nebelflecken hinan, dieſelben mit eben der Sicherheit wie irdiſche Dinge zu prüfen und zu wägen, zu analyſiren und zu meſſen. Da gewahren wir denn zu unſerem Staunen, daß uns dort faſt nur bekannte Stoffe, zumeiſt in elementarem Zuſtande, entgegentreten, und daß nur ſehr wenige neue ſich entdecken laſſen. Manche Elemente aber fehlen, und ganz beſonders muß hervorgehoben werden, daß, je urſprünglicher, je weniger entwickelt ein Himmelskörper erſcheint, deſto elementarer ſich ſeine Stoffe zeigen und deſto mehr Elemente demſelben in einer, wie es ſcheint, beſtimmten Reihenfolge abgehen, ſo daß in ſehr ſchwachen Nebelflecken ſich nur Stickſtoff und Waſſerſtoff, das heißt die leichteſten, feinſten und wahrſcheinlich einfachſten Stoffe, vorfinden. Doch ſelbſt auch dieſe ſind ſchließlich in den matteſten und unſcheinbarſten Flecken nicht mehr zu entdecken, und man gewahrt nur einen unbeſtimmbaren, leuchtenden Stoff. Je mehr wir alſo zurückgehen in die Anfangszuſtände der Weltkörper, deſto weniger zahlreich, deſto einfacher, leichter und dünner werden die ſie zuſammenſetzenden Elemente, bis uns ſchließlich nur ein einfacher, einheitlicher Stoff entgegentritt ohne einen ihm eigenthümlichen Charakter, mit nur negativer Eigenſchaft, ein Stoff, welcher ſich daher auch nicht gut als neues Element in die Reihe der früheren rubriciren läßt. Man erkennt nur, daß es ein Stoff iſt; wahrſcheinlich der Stoff im Allgemeinen, in dem früheſten für uns erkennbaren Zuſtande, alſo gewiſſermaßen der Stoff im Urzuſtande oder der Urſtoff. Dieſer ſtellt ſomit das einzige und alleinige unzerlegbare Element dar; alle übrigen 66 ſind aus ihm hervorgegangen und ſind daher nur Modificationen dieſes einen. Dabei iſt jedoch keineswegs in Abrede geſtellt, daß ſelbſt dieſer Stoff bereits eine Modification des eigentlichen Urſtoffes ſein könnte.

So drängt ſich denn uns mit zwingender Nothwendigkeit der Schluß von

ſelbſt auf: je unentwickelter der betreffende Himmelskörper iſt, deſto einfacher ſind auch die ihn conſtruirenden Elemente, weil die anderen noch keine Zeit und Gelegenheit hatten, ſich zu bilden. Hieraus folgt dann weiter, daß das, was die Chemie bisher als ſogenannte Elemente, als unzerlegbare, urſprüngliche Stoffe betrachtet hat, ſolches ſeinem Weſen nach nicht iſt, ſondern daß dieſe bereits gewordenen Dinge, wie geſagt, Modificationen jenes Urſtoffes vorſtellen, und daß ſelbſt Waſſerſtoff und Stickſtoff als Elemente nicht angeſehen werden durften, da ja auch ſie in den urſprünglichſten Nebelflecken ebenfalls fehlen. Daß wir nicht, wenigſtens jetzt noch nicht, im Stande ſind, dieſe ſogenannten Elemente weiter zu zerlegen, iſt kein Beweis für ihren elementaren Charakter, denn wir ſind noch bei Weitem nicht am Ende aller chemiſchen ſowie phyſikaliſchen Kenntniſſe. Und wie lange iſt es denn her, daß man Feuer, Erde, Luft und Waſſer für die einzigen Elemente hielt, und daß man den menſchlichen Leib aus Salz, Schwefel und Queckſilber zuſammengeſetzt ſich dachte, weil man dieſe drei Körper für die Repräſentanten der cardinalen chemiſchen und phyſikaliſchen Eigenſchaften hielt, nämlich feſt, aber löslich, brennbar und flüſſig!

So iſt denn vom Himmel, wie es die Völker ſeit Jahrtauſenden ahnten, auch wirklich gekommen die Erkenntniß des Urgrundes der Dinge, des Urſprunges alles Seins: ein Stoff, eine einheitliche, ewig unzerlegbare, den ganzen Weltraum durchdringende Eins; eine Einheit in einfachſter Form, über die hinaus oder ohne welche uns das abſolute Nichts entgegenſtarrt. Sobald aber das Einfachſte als Erklärung und Beweis in irgend einer Frage ausreicht, ſo pflegt es auch nicht nur das Wahrſcheinlichſte, ſondern meiſt auch das einzig Richtige und Wahre zu ſein.

Es giebt ſo viele Beiſpiele in der Chemie, daß zwei durchaus verſchiedene Körper, verſchieden an Anſehen und Wirkung, genau aus denſelben Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſind, dieſe letzteren ſind aber verſchieden gruppirt und das allein bedingt eine vollſtändige Andersartigkeit der fraglichen Körper. Wir brauchen nur an den Phosphor zu erinnern, welches Beiſpiel beſonders intereſſant iſt, da der Phosphor ein Element vorſtellt. Trotzdem erſcheint derſelbe in der einen Form farblos, riechend, ſelbſtentzündlich, giftig; in der anderen dagegen roth, geruchlos, nicht entzündlich und nicht giftig; kurz, als ganz anderer Körper, und nur die weiteren chemiſchen Verbindungen, welche er eingeht, zeigen, daß es doch derſelbe Körper iſt. Aehnlich verhält es ſich mit dem Kohlenſtoffe, auch ein Element, welches entweder als Diamant, als Graphit oder als Kohle auftritt; wer würde dieſe Körper dem äußeren Anſehen nach für einen und denſelben Stoff halten? Sehr zahreiche gleichwerthige Beiſpiele finden ſich ferner in der organiſchen Chemie, und ſogar derartige, daß zwei oder mehrere Körper, welche aus denſelben Beſtandtheilen in denſelben Gewichtsverhältniſſen zuſammengeſetzt ſind, dennoch nicht nur durchaus verſchiedene Körper darſtellen, ſondern auch verſchiedene chemiſche Verbindungen eingehen und daher wirklich differente Körper ſind.

Was hier im Einzelnen gilt, kann und muß auch im Allgemeinen gelten, ſo daß es nicht die geringſte Schwierigkeit hat, ſich alle exiſtirenden Dinge allein durch verſchiedene Gruppirung der Atome eines Urſtoffes entſtanden zu denken. Die Atome dieſes Urſtoffes können ſich zu zweien, zu dreien oder mehreren zu einem Molecül, der kleinſten Einheit eines zuſammengeſetzten Körpers, vereinigen; ſie können ſich in Reihen, in Kreiſen oder anderswie an einander legen; ſie können neben einander hin und her ſchwingen oder ſich gegenſeitig umkreiſen; kurz, es können dieſe Urelemente in unzähligen Formen, Verhältniſſen und Combinationen zu einander geſtellt ſein, um dadurch zu Molecülen, gleichſam zu zuſammengeſetzten Atomen der uns bekannten Elemente und aller aus dieſen wieder combinirten Körper im weiteren Verlaufe zu werden, trotz urſprünglicher Gleichartigkeit und Einheit. Demnach wäre alſo auch das Gold kein urſprüngliches Element und es könnte vielleicht die Zeit wohl kommen, daß die künſtliche Bereitung desſelben möglich wäre. Um dieſe Theorie von der Einheit der Urmaterie noch weiter zu unterſtützen, reichen ſich Chemie und Phyſik hilfreich die Hand, denn dieſelben zeigen uns, daß die Elemente ſowie auch viele zuſammengeſetzte Körper bezüglich gewiſſer Eigenſchaften Reihen bilden, alſo gleichſam Progreſſionen eines beſonderen gemeinſchaftlichen Urzuſtandes darſtellen, was ſich nur durch eine urſprüngliche Gleichartigkeit erklären läßt. Daß viele Eigenſchaften allen Körpern gemeinſam ſind, iſt ja erſter phyſikaliſcher Lehrſatz. Auch die Geſetze der Stöchiometrie und des ſpecifiſchen Gewichts liefern ſehr wirkſame Belege.

Das Vorhandenſein eines Stoffes aber, der keine Eigenſchaften beſitzt, iſt unmöglich, denn die Exiſtenz an ſich iſt ſchon eine Eigenſchaft; ſie iſt es, welche den Stoff in die Erſcheinung überhaupt treten läßt, ohne ſie iſt ein Daſein ein Unding. Stoff und Eigenſchaft bedingen einander, ſind ein und derſelbe Begriff und ſind ſomit nur eins. Wie aber der urſpüngliche Stoff nur Einer ſein konnte, ſo kann auch deſſen urſprüngliche Eigenſchaft nur Eine ſein, das iſt die Einwirkung des einen Atoms auf das andere und auf ſich ſelbſt. Weſen und Aeußerung dieſer elementaren Eigenſchaft konnten aber ſelbſtverſtändlich auch nur in der ureinfachſten Form beſtehen, nämlich als „Bewegung“. Sämmtliche Eigenſchaften in all ihrer Mannigfaltigkeit und buntem Durcheinander, welche wir an der zahlloſen Maſſe der Körper im Himmel und auf Erden wahrnehmen, verdanken ihre Entſtehung nur der Bewegung des Stoffes — ſeiner Atome — ſeiner Molecüle — oder der ganzen Maſſe. Wie unendlich verſchieden nun die Art und Weiſe dieſer Bewegung ſein kann, ſo unendlich verſchieden müſſen ſich auch die Eigenſchaften geſtalten; aber als urſprüngliches und urſächliches Element dieſer Eigenſchaften bleibt ſtets und nur die Bewegung. Dem Urſtoffe in ſeiner elementaren Einfachheit läßt ſich auch theoretiſch wohl nur eine einzige ebenſo einfache Eigenſchaft zuſprechen; hieraus erklärt ſich aber wiederum von ſelbſt die Congruenz und Verwandtſchaft der Eigenſchaften ſämmtlicher Körper. Die Bewegung aber erzeugt ſofort eine zweite Eigenſchaft des Stoffes: den

Raum, oder präciſer ausgedrückt, die Raumerfüllung; denn der Raum iſt nur der Ausdruck, das Product der drei Dimenſionen des Stoffes, ohne welch letzteren er nicht vorhanden wäre. Es kommt alſo dem Raume keine Selbſtſtändigkeit zu und derſelbe tritt nur dadurch in die Erſcheinung, daß der Stoff meßbar iſt. Das Maß des Stoffes aber — oder die Bewegung desſelben — in einer beſtimmten Richtung iſt die Zeit; dieſe iſt alſo ein Nebenbegriff des Raumes.

Eine abſolute Abweſenheit der Materie würde gleichzeitig ein Nichtvorhandenſein des Raumes und der Zeit bedingen und wäre das abſolute Nichts, für deſſen Vorſtellung unſer Begriffsvermögen nicht ausreicht und auch nicht ausreichen kann, denn das Vorhandenſein des abſoluten Nichts iſt ein Widerſpruch, ein Unſinn, eine Unmöglichkeit. Materie, Bewegung und Raum ſind alſo ein untrennbarer Begriff, eine wahre Trimurti.

Bewegung aber iſt Kraft, denn ſie kann in jede beliebige Kraft umgewandelt werden; es war alſo zu Anfang nur ein Stoff und nur eine Kraft, und beide waren wiederum nur eins; Materie und ſchöpferiſche Kraft ſind demnach ein untrennbares Ganzes, eine Einheit; ja, zuſammen mit Raum und Zeit, die abſolute Eins — die Eins iſt aber immer das Erſte und der Anfang.

Jede Eigenſchaft der Körper iſt alſo, wie geſagt, ein Ausdruck der Bewegung, und wie verſchiedenartig jene iſt, ſo iſt auch dieſe. Die Phyſik lehrt uns, daß jede Bewegung, wie ſie auch beſchaffen ſein mag, in eine andere übergeführt werden könne; die moleculare in locomotore und beide wieder in mechaniſche Kraft, und umgekehrt. Elektricität, Luft und Wärme können als Motore benutzt werden und andererſeits laſſen ſich wieder jene durch dieſe erzeugen. Selbſt der Aggregatzuſtand eines Körpers iſt eine Bewegungs-, eine Kraft-Aeußerung und läßt ſich in andere Kräfte umſetzen, z. B. in techniſch disponible Dampfkraft.

Wie die verſchiedenen uns umgebenden Körper, von den Geſtirnen an bis zu dem unſcheinbarſten alltäglichen Hausgeräthe, aus einem Urſtoffe hervorgegangen ſind, ſo haben ſich auch ſämmtliche Eigenſchaften und Kräfte aus der einen Ureigenſchaft, der Bewegung der Atome, herausgebildet, welche letztere aber, bei der außerordentlich feinen Vertheilung des anfänglich vorhandenen Stoffes, in keiner Weiſe ſich äußern konnte. Es iſt demnach zu Anfang weder Widerſtand noch Schwere, weder Magnetismus noch Elektricität, weder Licht noch Wärme vorhanden geweſen, ſondern dieſe ſind allmählich entſtanden, gleichen Schrittes mit der fortſchreitenden Entwickelung der Materie, und als Schlußſtein allen Daſeins hat ſich das organiſche Leben mit ſeinen geiſtigen Kräften entwickelt als höchſte Potenz der modificirten Molecularbewegung. Der Beweis, daß ohne Stoff, ohne Gehirn auch keine geiſtigen Kräfte vorhanden ſein können, iſt ſchon längſt erbracht und bedarf hier keiner Wiederholung.

Eine noch weitere Vervollkommnung und Entwickelung zu noch höheren, bis jetzt unbekannten Kräften iſt theoretiſch conſequenter Weiſe nicht zu verneinen.

Ebenſo wenig brauchen alle Formen des Aggregatzuſtandes der Körper mit den drei bekannten Modificationen abgeſchloſſen zu ſein, denn es iſt doch wohl annehmbar, daß nach beiden Seiten hin noch weitere Aenderungen möglich wären. So iſt es z. B. wohl denkbar, daß der ſogenannte Aether, welcher nach phyſikaliſcher Annahme alle Körper durchdringt, einen noch leichteren, feineren und beweglicheren Aggregatzuſtand der Materie darſtellt, als der gasförmige bereits einer iſt, denn nach unſerer Theorie von der Einheit des Stoffes kann der Aether nur eine beſondere Form, etwa, wie oben ſchon angedeutet, einen vierten Aggregatzuſtand der Körper darſtellen, welcher ſich hinſichtlich ſeiner Eigenſchaften zu den elaſtiſch-flüſſigen, d. h. zu den gasartigen Körpern verhält, wie dieſe zu den tropfbar-flüſſigen und wie die tropfbar-flüſſigen zu den feſten. Vielleicht finden wir aber andererſeits in dem Aether den Reſt des Urſtoffes in ſeiner unendlichen Feinheit, durch welche letztere Eigenſchaft er, der Aether, geeignet erſcheint, die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Atomen und Molecülen der Körper auszufüllen und im endloſen Himmelsraume die Geſtirne mit einander zu verbinden, damit dieſelben auf einander einwirken können, was bei vollkommener Leere unmöglich wäre. Zu meiner freudigen Ueberraſchung erſehe ich aus einem kurzen Referate, welches mir eben zu Geſicht gekommen, daß Nordenſkjöld den Aether ebenfalls als vierten Aggregatzuſtand der Materie anſieht (Schorer's Familienblatt 1884. Bd. V. Heft 14. S. 217).

Schon die elaſtiſch-flüſſigen, d. h. die gasartigen Körper, haben das Bedürfniß, ſich möglichſt auszudehnen, da ſie ſtets jeden beliebigen Raum gleichmäßig erfüllen. Sie verfügen alſo über eine ſehr ſtarke centrifugale Kraft; der Aether aber muß dieſe Kraft nach dem Geſetze der Progreſſion in noch höherem Grade beſitzen, ſo daß er gewiſſermaßen zu einem Antagoniſten der Anziehung wird. Von dem feſten bis zu dem ätheriſchen Zuſtande der Körper bilden die Cohäſionswerthe eine ununterbrochene Reihe. Der poſitive Cohäſionswerth der feſten Körper geht durch den Nullwerth der flüſſigen in einen negativen bei den gasförmigen über, um bei dem ätheriſchen Aggregatzuſtande geradezu zum Princip der Centrifugalität und Trennung zu werden. Dieſe Eigenſchaft macht es dem Aether möglich, den ganzen Weltraum und alle Körper zu durchdringen und ſich durch die Einwirkung der feſten Himmelskörper nicht concentriren und condenſiren zu laſſen. Wie dieſe Concentration und Condenſation einmal dennoch geſchehen iſt, wenigſtens mit einem Theil des Aethers, des präſumirten Urſtoffes, das freilich iſt ein Räthſel, zu welchem die Kometen den Schlüſſel vielleicht einmal bieten könnten.

Nach allgemein anerkanntem phyſikaliſchen Lehrſatze berühren ſich, ſelbſt in feſten Körpern, die Atome nicht unter einander, ſondern laſſen unter allen Umſtänden einen freien Raum zwiſchen ſich, weil anders die nie ruhende moleculare Bewegung unmöglich wäre. Könnten die Atome eines beliebigen Körpers durch irgend eine Einwirkung bis zur Berührung einander genähert werden, ſo würden ſie ſich durch die, wie geſagt, nie ruhende Molecularbewegung gegenſeitig derartig

erſchüttern, daß eine Exploſion nothwendig erfolgte und zwar mit einer Gewalt, der unſere irdiſche Vorſtellung nicht folgen kann. In Folge der von uns bereits hervorgehobenen centrifugalen Kraft drängt der Aether, als trennendes Princip, die Atome aus einander, ihre Berührung mit einander verhindernd. Je lebhafter die Molecularbewegung aus irgend einer Urſache wird, wie z. B. durch den Einfluß der Wärme, deſto leichter laſſen ſich auch die Atome aus einander treiben und deſto mehr Uebergewicht gewinnt die expanſive Kraft des Aethers. Der betreffende Körper wird immer dehnbarer, lockerer und trennbarer; die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Atomen werden immer größer, die gegenſeitige Anziehung derſelben wird dem entſprechend immer kleiner, bis null und minus, bis der Körper ſomit endlich zu einem Fluidum oder Gaſe zerfließt. Der Aether iſt alſo vielleicht der Coëfficient der drei bekannten Aggregatzuſtände, d. h. der Körper und die Kraft, welche die beſagten Aggregatzuſtände vermittelt und bedingt.

So iſt denn die Natur, wenigſtens der uns ſichtbaren Welt, im Laufe unzählbarer Jahrtauſende herausgewachſen aus der denkbar einfachſten Form zu der ganzen großen Mannigfaltigkeit der heutigen Erſcheinungen, und nichts iſt da, was nicht den gleichen Urſprung, die gleiche Entſtehungsweiſe hätte, denn auch die organiſche Welt ſtellt keinen unzuſammenhängenden Abſatz dar im Curſe der Schöpfungsgeſchichte, ſondern bildet nur die höchſten Sproſſen einer ununterbrochenen einheitlichen Stufenleiter.

Die anorganiſchen Körper ſind nicht todt, ſind es auch nie geweſen, denn was ſich fort und fort ſelbſtändig bewegt, ſich ändert, ſich immer höher entwickelt und Alles mächtig beeinflußt, was in ſeine Sphäre geräth, kann nicht todt ſein; ſelbſtändige Bewegung iſt an ſich ſchon Leben. Berückſichtigt man dabei die allmählichen Uebergänge von den ſogenannten anorganiſchen Körpern zu den organiſchen, ſo zeigt ſich uns die ganze Schöpfung als ein einheitlicher Gedanke, als ein Guß. Die Anfänge des organiſchen Lebens treten in ſo einfachen, ſo wenig ausgeſprochenen Formen auf, daß es oft ſchwer iſt zu entſcheiden, ob man es im concreten Falle mit einem Lebeweſen zu thun hat oder nicht; von einem organiſchen Leben im engeren Sinne iſt zu Anfang ſchon gar nicht zu reden und nur die Regenerationsfähigkeit, die eigenthümliche Vermehrung und Fortpflanzung, welche ſich in der Weiſe nur bei Lebeweſen findet, dürfte als charakteriſtiſches Kennzeichen anzuſprechen ſein; ſonſt aber exiſtirt kein anderes Merkmal.

Wir ſehen z. B. unter dem Mikroſkop ſelbſt bei der ſtärkſten Vergrößerung einen zitternden, ſich bewegenden Punkt von ſolcher Kleinheit, daß ſelbſt viele derſelben in einem Blutkörperchen Platz finden, ein gleichmäßiges ſogenanntes Protoplasmaklümpchen darſtellend, ohne umhüllendes Membran, ohne Kern und Kernkörperchen; kurz, ohne jegliche organartige Entwickelung oder Theilung ſeiner Subſtanz, kaum zu unterſcheiden von einem danebenliegenden Staubpartikelchen, welches bei gehöriger Kleinheit auch nicht ſtille liegt — und das iſt ein Mikrokokkus, die unterſte bis jetzt bekannte Stufe des Lebens, welchem die Bezeichnung Organismus eigentlich noch gar nicht gebührt. Erſt die Zelle verdient dieſen

Namen, weil diese sich bereits in Membran, Kern, Kernkörperchen und Inhalt differenzirt, also doch schon quasi über Organe verfügt, die wohl auch ihre verschiedenen Aufgaben zu erfüllen haben und somit eine gewisse Arbeitstheilung ermöglichen, wie es Organen zukommt.

Stellt man nun diesen niedrigsten formlosen Wesen den Diamanten gegenüber, mit seinem Kohlenstoffe, als constituirender Substanz, dem charakteristischen Stoffe der belebten Welt — mit den sphärischen Flächen und Kanten seiner Krystalle, der Elemente des Mineralreiches, welche in dieser Form fast kaum mehr vorkommen — so wird man überrascht durch die Aehnlichkeit und Verwandtschaft seiner Krystalle, sowie auch seiner Substanz mit dem Elemente der Organismen, nämlich der Zelle, an Form und Inhalt. Dafür ist aber auch der Diamant, wie es ihm bei seiner besonderen Stellung im Naturreiche gebührt, einzig in seiner Art: rein, unverletzlich, ewig, der edelste unter den Mineralen, steht er an der Grenze des fälschlich für todt gehaltenen Naturreiches, als Vorstufe zur Zelle, dem Grundsteine des ganzen organischen Gebäudes. Denn in welches der beiden Reiche der Diamant eigentlich gehört, ist noch nicht definitiv festgestellt. Wahrscheinlich steht er auch seinem Ursprunge nach in der Mitte.

Wie nun unsere Sinne nicht geeignet sind, das Einfachste zu erfassen, denn Molecüle und Atome hat noch Niemand gesehen, so kann es auch in entgegengesetzter Richtung Erscheinungen und Kräfte geben, welche unser Begriffsvermögen überragen. Scheinen doch die alten Inder, Egypter und sogar auch Griechen noch nicht die Fähigkeit besessen zu haben, die blaue Farbe wahrzunehmen, denn sie bezeichnen dieselbe „schwarz", und heut zu Tage giebt es bereits viele Personen, welche sogar die ultravioletten und ultrarothen Strahlen als farbige Lichterscheinung deutlich erkennen. Demüthig müssen wir bekennen, daß selbst unsere menschlichen, als göttlich gepriesenen Geisteskräfte nicht die höchsten und letztmöglichen Kräfte zu sein brauchen. Das Wie und Was freilich entzieht sich selbstverständlich jeglichem Ahnungsvermögen. Jedenfalls ist es der Natur bereits gelungen, quantitativ und qualitativ verschiedene Geisteskräfte zu erzeugen und die Reihe dieser Kräfte braucht noch nicht abgeschlossen zu sein.

Die Ameisen, Bienen und anderen Insecten verfügen entschieden auch über geistähnliche Kräfte; — welcher Art aber dieselben sind, läßt sich nicht bestimmen, nur das können wir mit Sicherheit behaupten, daß sie anders sein müssen als die menschlichen Geisteskräfte, denn sie entspringen einem nervösen Centralorgane, welches durchaus anders construirt ist als der Theil unseres Gehirns, dem allein wir unsere geistige Thätigkeit verdanken; dieser Theil mit den dazu gehörigen Nerven fehlt den Insecten vollständig. Dagegen besitzt der Mensch und mit ihm alle Wirbelthiere neben diesem animalen oder denkenden Nervencentrum noch andere nervöse Centralorgane, welche denen der Insecten sehr ähnlich sind, aber nur den mechanischen Vorgängen des Organismus, wie der Verdauung, dem Wachsthum, dem Stoffwechsel ꝛc., vorstehen und mit der

eigentlichen geistigen Function nichts zu thun haben. Hiernach müßte also bei der geistähnlichen Thätigkeit der Insecten das mechanische Moment vorherrschen und diese Kraft somit der eigentlich geistigen der Wirbelthiere weit nachstehen. Diese Thatsache müßten die Communisten und Socialisten bei ihren Schwärmereien für einen menschlichen Ameisenstaat wohl berücksichtigen. Den Insecten fehlt wahrscheinlich noch das individuelle Selbstbewußtsein, welches erst bei den Wirbelthieren seinen Anfang hat. Es ist also zwischen Insect und Wirbelthier ein qualitativer Unterschied der Geisteskräfte vorhanden, während wir in der Reihe der Wirbelthiere nur einen quantitativen annehmen dürfen. Bei den niedrigsten Lebewesen ist entschieden keine Spur von geistigen oder geistähnlichen Kräften anzutreffen.

Unsere Erde freilich dürfte bereits den Culminationspunkt ihrer schöpferischen Thätigkeit überschritten haben und schon im Absterben begriffen sein, denn ihre Eigenwärme, also ihre eigene Kraft, kommt der Oberfläche, das heißt der Geburts- und Wirkungsstätte der lebenden Wesen, nicht mehr zu Gute, sondern diese muß sich ihre zeugende und erhaltende Kraft bereits erborgen. Aber es giebt ja noch andere Himmelskörper, welche sich noch ihrer vollen schöpferischen Eigenkraft erfreuen, deren Dauer auf eine längere Zeit berechnet ist und die unsere Erde an Vorzügen wahrscheinlich weit übertreffen. Ist doch unsere Erde eins der kleinsten der Gestirne. Als unsere Erde sich endlich bis unter dem Siedepunkte des Wassers abgekühlt hatte, so daß dieses letztere sich nun in flüssiger Form niederschlagen konnte, um den durstigen Boden zu tränken und, nachdem es diesen befriedigt, um sich nach und nach zu Quellen, Bächen und Flüssen, und abermals nach und nach durch Jahrtausende sich zu Seen und Meeren zu sammeln; als Sonne, Mond und Sterne am Himmel noch nicht sichtbar waren und Gott, nach Moses, nur das Licht von der Finsterniß geschieden hatte, da selbst die Strahlen des mächtigen Tagesgestirnes nicht vermochten, die dichten Wasserdämpfe und Nebel zu durchbrechen, sondern nur, wie auch heut zu Tage noch bei stark bewölktem Himmel, als zerstreutes Licht die Erde zu beleuchten, ohne gleichzeitig zu erwärmen; als also die Sonne weder Jahreszeiten noch sonstigen Witterungswechsel verursachen konnte, — da lagerten die dicken, feuchten, warmen Dämpfe in ungestörter Ruhe emsig brütend auf der gleichmäßig erwärmten Erde, durch ungezählte Jahrtausende das organische Leben zeugend. Das war die Schöpfungsperiode für das Leben auf Erden; eine Periode, in welcher sich der dicht verhüllte Jupiter vielleicht noch jetzt befindet.

So ist es denn wohl verständlich, wie sich die Natur mit ihren tausend und abertausend Formen, mit ihren anorganischen und organischen Wesen allmählich aufbauen konnte aus der größten Einfachheit, aus einer absoluten Eins, zu ihrer heutigen Mannigfaltigkeit und Pracht.

Es liegt die Fleischwerdung der gesammten Creatur, welche richtiger eine Vergeistigung derselben genannt werden sollte, thatsächlich von Anfang an im Schöpfungsplane, um der gesammten Materie nach und nach den Hoch-

genuß zu gewähren, ſich ihrer ſelbſt bewußt zu werden und ihr geiſtiges und materielles Daſein bewußtſeinsvoll zu empfinden, auf daß das Einzelne ſich ſelbſt erkenne und die Herrlichkeit des Ganzen ſchaue, bewundere und preiſe.

Eine ſolche Univerſalgerechtigkeit wäre ausgeſchloſſen, wenn die ſogenannten Elemente thatſächlich bereits Urſtoffe wären.

Was einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben, um zu einem neuen Anfang wieder zurückkehren zu können. Die Sonne, welche für jetzt wenigſtens die alleinige Erhalterin allen Lebens und Webens auf Erden iſt, wird einmal aufhören zu leuchten und zu erwärmen. Die Erde wird ſich mehr und mehr abkühlen und erſtarren; dieſe Abkühlung wird unmeßbare, unzählbare Grade erreichen; alle moleculären Kräfte werden ſcheintodt erſtarren. Aber es muß auch einmal der Punkt der Abkühlung kommen, welcher die Atome einander zu nahe bringt, und in dem Augenblicke wird unſere Erde nicht nur in Staub, ſondern thätſächlich in ihre Uratome aus einander fahren und nach allen Richtungen hin weit hinaus in den Weltraum geſchleudert werden, um ſie dem All zu einer Verwendung in anderen Sphären und anderen Welten zurückzugeben. Dasſelbe wird ſich bei allen Himmelskörpern, ja bei ganzen Sternſyſtemen abſpielen in ewigem Wechſel — ein Stoffwechſel des Weltalls.

Wie Alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldenen Eimer reichen,
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!
Welch Schauſpiel!

# Das Märchen vom Urtheil des Schemjaka.

Eine literarhiſtoriſche Studie von **Heinrich v. Baucker.**

Die Legenden vom gerechten und ungerechten Richter, zu deren Cyclus auch das Märchen vom Urtheile des Schemjaka gehört, ſind wohl recht alt und ſtammen ſehr wahrſcheinlich aus Tibet oder Indien. Vielleicht läßt ſich der Grundgedanke dieſer Erzählungen auf die urälteſte Anſicht von der verſchiedenartigen Vertheilung der irdiſchen Güter durch die Gottheit zurückführen. Der Typus des ungerechten Richters, der wohl durch talmudiſchen Einfluß und ſpäter den der Satyre aus dem gerechten Richter entſtanden iſt, führt in der ruſſiſchen Literatur den Namen Schemjaka, während er in den älteren ausländiſchen Literaturen, wie in der franzöſiſchen, engliſchen, polniſchen u. ſ. w., noch ohne Namen iſt, und als Vertreter des weiſen und gerechten Richters im Indiſchen der König Vikramaditya auftritt, deſſen Urtheilsſprüche in den ſpäteren Phaſen der Entwickelung dieſer Sagen, augenſcheinlich ebenfalls durch talmudiſchen Einfluß, auf den König Salomo übergegangen ſind.

Unter den zahlreichen Erzählungen über Urtheilsſprüche nimmt das ruſſiſche Märchen vom Urtheil des Schemjaka in literarhiſtoriſcher Beziehung eine hervorragende Stelle ein. „Dieſes Märchen, ſagt Benfey*), findet ſich zuerſt, ſo viel mir bekannt, im Dſanglun, einer tibetaniſchen Sammlung buddhiſtiſcher Legenden, von dieſem iſt das «Uligerum Dalai» (Meer der Gleichniſſe) die mongoliſche Ueberſetzung und enthält ohne Zweifel dieſelbe Geſchichte. Von den Mongolen ging ſie infolge ihrer langen Herrſchaft über den größten Theil von Aſien und einen großen Theil von Europa zu den unterworfenen Völkern über und erſcheint in Rußland ohne den Zuſatz des für eine Fleiſchverpfändung von einem Juden geborgten Geldes, im Orient aber und in Deutſchland — und zwar hier ſchon 1493 — mit demſelben Zuſatze.“ In Rußland, d. h. in ſeiner alten Literatur, exiſtirt ebenfalls eine derartige Erzählung von einem Darlehen gegen Fleiſchverpfändung und iſt uns in dem Werke**) „Der gerechte Meſſias von Joanniki Galjatowſki († 1688), Archimandriten von Tſchernigow. 1669“ erhalten und

*) Pantſchatantra pag. 394.

**) Мессія Праведный Іоанникія Галятовскаго, архимандрыты Черниговскаго. 1669.

nach dem Französischen des Giles Corrozet (1510—1568) verfaßt worden. Die Erzählung*), aus dem Polnisch-Russischen des Galjatowski übersetzt, lautet etwa so: In Konstantinopel lieh ein Jude einem armen Christen eine ansehnliche Summe Geldes unter der Bedingung, daß der Schuldner dem Gläubiger zur bestimmten Zeit das Darlehen zurückerstatte und ihm anstatt des Zinses zwei Unzen Fleisch aus seinem Körper gebe. Der Christ bezahlte zum festgesetzten Termin seine Schuld, doch wollte er die Zinsen nicht geben. Als der türkische Kaiser Soliman das erfuhr, ließ er die Beiden vor sich kommen, gab dem Juden ein Rasirmesser und sagte: Jetzt thu', was Deines Rechtes ist, und es soll Dir freistehen, das Fleisch auszuschneiden, aus welchem Theile des Körpers Du willst, aber nicht mehr und nicht weniger als zwei Unzen; trifft Du es nicht gleich, so mußt Du sterben. Der Jude, durch diese Drohung erschreckt, erließ dem Christen die Schuld.

Zum besseren Verständniß des Folgenden lasse ich hier das Märchen selbst folgen, wobei ich bemerke, daß ich die Uebersetzungen nach der von der Gesellschaft der Freunde der alten Literatur (1879) herausgegebenen Handschrift aus dem 17. Jahrhundert angefertigt habe. Diese Handschrift, welche den Text zu 12 Holzschnitten bildet, gehörte früher dem berühmten russischen Lexikographen Wladimir Iwanowitsch Dahl und ist jetzt im Besitze der Kais. Oeffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Die Eintheilung nach den 12 Holzschnitten habe ich beibehalten.

## Das Märchen vom Urtheil des Schemjaka.

1. Es war einmal irgend wo ein Brüderpaar, davon war der eine reich, der andere aber arm. Einst kam der arme Bruder zum reichen und bat ihn um sein Pferd, damit er sein Holz aus dem Walde einführen könne. Der reiche Bruder gab ihm sein Pferd, als der arme jedoch auch noch um das Geschirr bat, ward er sehr unwillig und wies den Bruder ab.

2. Der Bruder dachte lange nach, wie er das Pferd ohne Geschirr brauchen solle, da kam ihm plötzlich der Gedanke: den Schlitten dem Gaule an den Schwanz zu binden. So fuhr er in den Wald nach Holz. Nachdem er hier eine so große Menge Holz gehauen hatte, als es nur ein Pferd ziehen kann, fuhr er nach Hause und öffnete auf seinem Hofe die Pforte; da er aber vergessen hatte, die Pfortenschwelle wegzuheben, so zog das Pferd hastig an, um über die Schwelle zu kommen, und riß sich den Schwanz aus.

3. Der Arme führte nun das Pferd ohne Schweif zum Reichen; als der aber sah, was dem Thiere begegnet war, wollte er den ungeschwänzten Gaul nicht empfangen und machte sich auf den Weg zum Richter Schemjaka, um über den Armen Klage zu führen. Der Arme sah das Unglück voraus, denn er wußte, daß der Richter den Gerichtsboten nach ihm schicken werde, und da er kein Geld besaß, das er dem Boten für den Gang geben könne, ging er dem Bruder nach.

*) Suchomlinow pag. 19.

4. Am Abend kamen beide Brüder zu einem reichen Bauern (Var: einem Pfaffen) und baten um ein Nachtlager. Der Bauer ſetzte ſich ſogleich mit dem Reichen zu Tiſche, und Beide ſchmauſten und zechten und waren guter Dinge; aber es fiel ihnen nicht ein, den Armen zu ihrem Schmaus aufzufordern. Der arme Bruder kroch auf die Pritſche unter der Zimmerdecke und betrachtete von dort die Zechenden. Plötzlich ſtürzte er aber von oben herab und erdrückte im Fallen ein Kind, das unter der Pritſche in einer Wiege ſchlummerte. Der Bauer ging jetzt auch mit zum Richter Schemjaka, um über den Armen Klage zu führen.

5. Als ſie ſo alle Drei zuſammen, der Bauer und der Reiche voran, der Arme traurig hinterdrein, zur Stadt wanderten, traf es ſich, daß ſie über eine hohe Brücke gehen mußten, und da der Arme dachte, daß er wohl ſchwerlich lebendig vom Richter Schemjaka zurückkehren werde, ſprang er von der Brücke hinab, in der Hoffnung, dabei umzukommen; aber unter der Brücke führte zufällig ein Sohn in einem Schlitten ſeinen kranken Vater in's Bad. Der Arme fiel gerade in den Schlitten auf den Kranken und erſchlug ihn. Der Sohn ging ebenfalls zum Richter mit, um den Armen zu verklagen, daß er ihm den Vater getödtet habe.

6. Der reiche Bruder kam zum Richter Schemjaka und klagte über den Bruder, daß er ſeinem Gaule den Schwanz ausgeriſſen habe. Der Arme hob einen Stein auf, band ihn in ein Tuch und zeigte ihn hinter dem Rücken des Reichen dem Richter, indem er dabei dachte: Gefällt mir das Urtheil des Richters nicht, ſo werde ich ihn mit dem Steine erſchlagen. Der Richter, in der Meinung, daß er ihm für das Urtheil 100 Rubel verſpreche, befahl dem Reichen, dem Armen das Pferd zu laſſen, bis ihm der Schwanz wieder gewachſen ſei.

7. Darauf kam der Bauer und reichte eine Klageſchrift über den Mord ſeines Kindes ein. Der Arme ſtand hinter dem Bauern und zeigte dem Richter wieder das Tuch mit dem Steine. Der Richter, in der Meinung, daß er ihm auch für den Spruch in dieſer Sache 100 Rubel verſpreche, befahl dem Bauern, ſeine Frau dem Armen abzutreten, bis ſie von dieſem ein neues Kind geboren habe, dann ſolle der Bauer ſie mit dem Kinde zurück empfangen.

8. Alsdann brachte der Sohn ſeine Klage an, daß der Arme ihm den Vater erſchlagen habe. Dieſer aber nahm wiederum den Stein und zeigte ihn dem Richter. Der Richter, in der Meinung, daß er ihm auch für den Spruch in dieſer Sache 100 Rubel verſpreche, befahl dem Sohne, ſich auf die Brücke zu ſtellen und ſagte: Du Armer, ſtelle Dich unter die Brücke und Du Sohn, ſpringe hinab und erſchlage ihn im Fallen.

9. Nun ging der Arme zum reichen Bruder, um ſich nach Schemjaka's Richterſpruch das Pferd ohne Schweif zu holen, bis ihm der Schwanz wieder wachſen werde. Der Reiche wollte aber den Gaul nicht hergeben und ſchenkte dem Anderen lieber 5 Rubel, 3 Scheffel Korn und eine Ziege, und ſchloß mit ihm auf ewig Frieden.

10. Der Arme ging dann zum Bauern und erbat ſich nach Schemjaka's Richterſpruch die Frau. Der Bauer aber verſöhnte ſich mit dem Armen, ſchenkte ihm 50 Rubel, eine Kuh mit dem Kalbe, eine Stute mit ihrem Fohlen und 4 Scheffel Korn, und ſchloß mit ihm auf ewig Frieden

11. Jetzt ging der Arme zum Sohne und ſagte: Nach Schemjaka's Richterſpruch ſollſt Du Dich auf die Brücke ſtellen und ich mich darunter, dann ſpringe auf mich und erſchlage mich. Der Sohn aber dachte: Wenn ich nun hinunterſprünge und ihn nicht erſchlüge, ſo falle ich mich ſelbſt zu Tode. Da ſchloß er mit dem Armen Frieden und gab ihm 200 Rubel und 5 Scheffel Korn.

12. Der Richter Schemjaka ſchickte ſeinen Diener zum Armen und ließ die 300 Rubel verlangen. Der Arme zeigte dem Diener den Stein und ſagte: Wenn das Urtheil Eures Richters mir nicht gefallen hätte, ſo wollte ich ihn mit dieſem Steine erſchlagen. Der Diener kam zum Richter und ſagte: Der Mann ließ Dir ſagen, daß, wenn das Urtheil ihm nicht gefallen hätte, er Dich mit dieſem Steine erſchlagen wollte. Da fing der Richter an ſich zu kreuzen und ſagte: Gott ſei Lob und Dank, daß mein Spruch ihm gefallen hat.

Dieſe drei verſchiedenen Urtheile des Schemjaka ſtammen jedenfalls aus einer Zeit, wo noch jenes Geſetz, welches wir in der Bibel in dem Worte „Auge um Auge, Zahn um Zahn" ausgedrückt finden oder „Woran du geſündigt, daran wirſt du geſtraft", allgemeine Giltigkeit beſaß, und finden wir ſchon im Pantſchatantra eine Erzählung, die nach Benfey's Anſicht aus dem Tibetaniſchen des Dſanglun entnommen iſt und wohl den Urtypus aller ſowohl gerechten, wie ungerechten Richter enthält, und wo der Spruch Schemjaka's als Ausfluß der höchſten Weisheit geprieſen wird. Ich laſſe hier nach Benfey*) kurz den Inhalt folgen: Ein ganz armer Brahmane, der nichts zu eſſen hatte, erbat ſich von einem reichen Nachbar ein Rind zur Arbeit und führte es nach Beendigung derſelben zum Beſitzer zurück, welcher gerade zu Mittag aß und ſich dabei nicht ſtören laſſen wollte; der Ochſe entlief jedoch aus der gegenüberliegenden Pforte, die gerade offen ſtand. Auf dem Wege zum Richter ſetzt der Brahmane ſich auf einen Haufen Kleider, wodurch er ein Kind, das unter den Lumpen lag, erſtickt, und fällt ſchließlich von einer Mauer und erſchlägt im Falle einen Weber. Alle Geſchädigten wenden ſich an den Richter und dieſer, d. h. der König, von deſſen Weisheit übrigens die Legende mit großem Lobe ſpricht, entſcheidet in Bezug auf das Rind: Da der Brahmane, als er das Rind zurückbrachte, dieſes dem Eigenthümer nicht geſagt hat, ſo ſoll ihm die Zunge ausgeſchnitten werden; dem Eigenthümer aber, der es ſah und nicht angebunden hat, ſoll ein Auge ausgeſtochen werden. Der Eigenthümer ſagte: „Erſt hat mich der Brahmane um mein Rind gebracht, und jetzt ſoll mir noch ein Auge ausgeſtochen werden, lieber mag er den Proceß gewinnen." Bezüglich des getödteten Kindes lautet der Spruch: Die Frau hat gefehlt, indem ſie das

*) Pantſch. I, pag. 396.

Kind ſo verhüllt hat, daß man es nicht ſehen konnte, der Brahmane aber, indem er ſich geſetzt hat, ohne zu unterſuchen, wohin. Das Urtheil iſt demnach: Er ſoll ihr Mann werden und mit ihr ein anderes Kind zeugen. Die Frau aber ſpricht: „Nicht genug, daß er mein Kind getödtet, nun ſoll er gar mein Mann werden, lieber mag er gewinnen.“ Bezüglich des getödteten Webers entſcheidet der Richter ganz analog, daß der Brahmane die Wittwe heirathen ſoll; doch verweigert auch ſie, ſich dem Urtheile zu unterwerfen.

Hinſichtlich der Uebereinſtimmung beider Märchen ſagt Benfey (1859)*): „Man ſieht, das ruſſiſche Märchen iſt trotz ſeiner Veränderungen dieſes tibetaniſche, deſſen indiſches Original noch aufzufinden, wir faſt mit Zuverläſſigkeit hoffen dürfen. Die charakteriſtiſche Motivirung des Urtheils durch die angenommene Beſtechung mag vielleicht erſt ſpäter hinzugetreten ſein, die übrigen Veränderungen ſind unweſentlich. Erſt in neueſter Zeit iſt uns von Indien aus eine ziemlich ähnliche Umwandelung dieſes Märchens durch den mohamedaniſchen Indier Lutfullah**) bekannt geworden.“

Eine andere ähnliche Erzählung, die aber wohl ſchon auf indiſchem Boden gewachſen ſein dürfte, befindet ſich ebenfalls im Panſchatantra und führe ich nur kurz nach Benfey den Inhalt an. Der Angeklagte iſt hier ein Soldat, der von einem jüdiſchen Kaufmann in Kairo ein baares Darlehen unter der Bedingung erhalten hat, daß, falls er, der Schuldner, nicht zum Termin bezahle, der Gläubiger berechtigt ſei, dem Soldaten ein Pfund Fleiſch aus dem Körper zu ſchneiden. Da nun der Soldat nichts beſitzt, um zu bezahlen, ſo entflieht er und wirft auf ſeiner Flucht ein Weib um, welches guter Hoffnung iſt. Die Folge davon iſt eine unzeitige Geburt. Auf ſeinem weiteren Laufe ſtürzt er in einen Steinbruch und erſchlägt einen Arbeiter, auf den er fällt. Das Urtheil des Richters lautet ebenſo wie im Shakeſpeare'ſchen Drama „Der Kaufmann von Venedig“: Der Jude hat das Recht, dem Soldaten ein Pfund Fleiſch auszuſchneiden, jedoch nicht ein Gran mehr oder weniger; in den beiden anderen Fällen urtheilt der Richter wie der tibetaniſche König und Schemjaka.

Aus dem Pantſchatantra iſt dieſe zweite Erzählung wahrſcheinlich über Alexandrien und Griechenland nach Italien gekommen, denn ſie findet ſich in verſchiedenen Handſchriften der lateiniſchen «Gesta Romanorum» (Ueberſetzung von Große II, pag. 164), während ſie ſich in der deutſchen Ausgabe jenes Sammelwerkes (Der Römer That) sub No. 43 (Simrock III, pag. 190) und in den polniſch-ruſſiſchen „Римскія Дѣянія“ sub No. 38 findet. Dieſe «Gesta Romanorum» ſind eine Sammlung von Erzählungen, Anekdoten, Märchen und Legenden, welche ſämmtlich auf die römiſche Kaiſergeſchichte zurückgeführt werden, aber das Gepräge des Ritterthums an ſich tragen. Sie geben ein an-

*) Pantſch. I, pag. 401.

**) Deſſen Werk iſt mir nicht zur Hand, allein die hierher gehörige Partie desſelben iſt im „Ausland“ 1857, Nr. 48, pag. 1142 in einer Ueberſetzung mitgetheilt.

ſchauliches Bild von den Sittenzuſtänden des früheren Mittelalters und der ſpäteren Zeiten, in welchen das Buch eine allgemein beliebte Lectüre war. Sie ſind um das Jahr 1340, noch andere ſchon im 13. Jahrhundert, in lateiniſcher Sprache abgefaßt und in die meiſten damaligen lebenden Sprachen überſetzt oder frei übertragen worden. Es giebt verſchiedene ſehr abweichende Bearbeitungen des lateiniſchen Buches, und auch die deutſchen Nachbildungen weichen ſowohl von einander, als von den lateiniſchen Vorbildern ab, ebenſo wie auch die polniſchen und polniſch-ruſſiſchen.

Außerdem iſt die vorliegende Erzählung noch von einem Ungenannten unter dem Titel „Von Kaiſer Karl's Recht. Ein Meiſtergeſang in Regenbog's Zugton oder Frauenlob's Zugweiſe. Gedruckt 1493 in Bamberg von Hanſen, 1 Bog. 4°" (eine zweite Auflage davon 1498 in Straßburg von Mathis Hupffuff) in deutſchen Verſen bearbeitet worden. Wie der König Artus durch ſeine milde, ſo war Karl d. Gr. durch ſeine ſtrenge Rechtspflege berühmt, und häufig finden ſich bei den Minneſängern Anſpielungen auf das erwähnte Gedicht. Das Werk iſt höchſt ſelten und ſpäter nur noch bei B. J. Docen in ſeinem Aufſatze „Etwas über die Quellen der Shakeſpeare-Schauſpiele, nebſt einer altdeutſchen Erzählung: „Kaiſer Karl's Recht" im Muſeum für altdeutſche Literatur und Kunſt, herausgegeben von v. d. Hagen und J. G. Büſching, Berlin 1811, Band II" pag. 279 enthalten, doch auch dieſes Werk iſt höchſt ſelten geworden, und es iſt mir nicht gelungen, ein Exemplar zu erhalten. Deshalb gebe ich nur kurz den Inhalt nach Suchomlinow*) hier wieder: Ein reicher Kaufmann hinterließ bei ſeinem Tode ſeinem Sohne ſein ganzes Vermögen. Der Erbe ſtürzte ſich in die tollſten Ausſchweifungen, ſo daß der ganze Reichthum nur auf ein Jahr hinreichte, und da er ſeinen Ruin vorausſah, beſchloß er, in fremden Ländern ſein Heil zu verſuchen. Da es ihm jedoch dazu ſchon an den nöthigen Mitteln fehlte, ging er zu einem reichen Juden und entlehnte von ihm 1000 Gulden unter der Bedingung, daß, wenn er nicht zum Termine bezahle, der Jude das Recht habe, ihm „ein Pfund Schmer's aus ſeinem Leibe" zu ſchneiden. Der Jüngling reiſt ab, und da das Glück ihm hold iſt, gelingt es ihm bald, ein Capital von einigen tauſend Gulden zu erwerben, und er eilt in die Heimath, um ſeinem Gläubiger gerecht zu werden, trifft denſelben aber an ſeinem Wohnorte nicht an. Erſt nach drei Tagen findet er den Juden in einer benachbarten Stadt. Der Letztere behauptet, daß der Schuldner den Termin verſäumt habe und folglich die contractliche Bedingung in Kraft trete. Alle Entſchuldigungen und Rechtfertigungen des Jünglings ſind vergebens, der Jude beſteht auf ſeinem Schein, und da ſoll denn ein Rechtsſpruch entſcheiden. Der Jude und der Jüngling begeben ſich an den Hof Kaiſer Karl's d. Gr Unterwegs entſchlummert der Kaufmann und überreitet dabei ein unvorſichtig über den Weg laufendes Kind. Der Vater des Kindes ſtürzt auf den Kaufmann zu und will ihn umbringen,

*) Suchomlinow pag. 15. Pantſch. I, pag. 403.

doch der Jude hält ihn von jeder Gewaltthat zurück und macht ihm den Vorſchlag, ebenfalls mit ihnen zum Kaiſer zu ziehen. Bei Hofe angekommen, erfahren die Drei, daß der Herrſcher abweſend ſei. Der Kaufmann wird unter ſtrenger Wache gehalten, doch einmal zu nahe dem offenen Fenſter eingeſchlafen, ſtürzt er unverſehends aus demſelben und erſchlägt im Fallen einen unten auf einer Bank ſitzenden alten Ritter, worauf der Sohn des Letzteren ihn erſtechen will, aber ebenfalls vom Juden zurückgehalten wird, welcher erklärt, daß der Angeklagte die erſte Strafe für ſein Vergehen von ihm, dem Juden, zu erleiden habe. Nach ſeiner Rückkehr befiehlt der Kaiſer, die Kläger und den Angeklagten vor ſich zu führen. Der junge Kaufmann leugnet ſeine Schuld nicht und behauptet, den Termin eingehalten, aber den Gläubiger oder, wie er ihn nennt, den „Hund" nicht an ſeinem Wohnort getroffen zu haben. Das Urtheil Karl's iſt dasſelbe, wie beim Kaufmann aus Kairo. Darauf klagt der Vater des verunglückten Kindes und zeiht den Kaufmann des Mordes, doch der entſchuldigt ſich damit, daß es kein vorſätzlicher Mord geweſen ſei. Karl verfügt, daß der Jüngling die Mutter zu ſich nehme und mit ihr ein neues Kind zeuge. „Nein, ſprach der Mann, das Kind laß ich eher fahren." Der Richter tröſtet ihn damit, daß man um Gottes willen verzeihen möge, was ohne Vorſatz geſchehen ſei. Auf die dritte Klage, die des jungen Ritters, entſcheidet Karl, daß der Angeklagte ſich auf die Bank unter das Fenſter ſetzen möge, und der Kläger ſich auf ihn ſtürzen ſolle. Doch der Ritter zieht bei ſolchem Spruche ſeine Klage zurück, „denn, meint er, ich möchte daneben fallen". Auf dieſe Weiſe iſt der Kaufmann von aller Verantwortlichkeit befreit, dankt dem Kaiſer und begiebt ſich froh in ſeine Heimath. Zum Schluß werden die Richter geprieſen, die „mit Erbarmung miſchen das Recht, und die das thun, deren Ehre will Gott ſtärken".

Bis hierher werden die Urtheilsſprüche als höchſt weiſe gelobt, nach dieſer Zeit aber verliert die Legende ihren ernſten Ton und kleidet ſich in das Gewand der humoriſtiſchen Satyre auf die ungerechten Richter. So führt Suchomlinow in ſeiner Monographie einige franzöſiſche Schwänke über ähnliche Themata aus «Les joyeusetez facecies et folastres imginacions par le Sr. Moulinet. Paris 1629» an. In der polniſchen Bearbeitung des deutſchen Till Eulenſpiegel «Sowin-Zrzal»*), woraus ruſſiſch „Совѣсть-дралъ съ большимъ носомъ" geworden iſt, kommt ein ähnliches Abenteuer vor, indem ein Steinmetz vom Kirchthurme fällt und einen Unteuſtehenden erſchlägt. Vor den Richter geführt, ſagt der Steinmetz dem Sohne des Erſchlagenen: „Falle Du 'mal vom Thurme, während ich auf derſelben Stelle ſitze, wo Dein Vater ſaß, ſo haſt Du die beſte Rache."

Das in unſerem Märchen vorkommende Zeigen des Steines, welchen Schemjaka für Geldrollen hielt, gehört nach Tichonrawow auch nicht der ruſſiſchen Be-

*) Eigentlich „zwierciadło" der Spiegel.

arbeitung an, denn in einer von Rey aus Naglowicy im 16. Jahrhundert in Verſen verfaßten polniſchen «Facecia» kommt dasſelbe vor. „Der Angeklagte, erzählt Rey, hielt einen Stein im Buſen, welchen der Richter für einen Sack mit Geld hielt, worauf er die Sache zu Gunſten des Angeklagten entſchied. Als der Richter das Geld verlangte, antwortete der Andere, daß er gar kein Geld beſitze, nur einen Stein bei ſich gehabt habe, mit dem er den Richter erſchlagen hätte, falls deſſen Entſcheidung zu ſeinen Ungunſten ausgefallen wäre.“ Snegirew bringt dieſen Umſtand mit dem alten ruſſiſchen Sprichwort in Verbindung: „Wenn Du mit einem Richter zu thun haſt, ſo halte einen Stein im Buſen“ (Съ подъячимъ водись, а камень за пазухой держи). Auch ſchon in der Erzählung in Hebel's Schatzkäſtlein „Etwas aus dem Morgenlande“ ſpielt der Stein des Armen, den er gegen den Reichen aufhebt, eine Rolle.

Das Märchen vom Urtheil des Schemjaka, welches ſo viele Wanderungen und Wandlungen durchgemacht hatte, erſcheint in der ruſſiſchen Literatur im 16. Jahrhundert, und der Akademiker F. Bulgakow hält in Anbetracht des Weges, auf welchem die Erzählung zu den Ruſſen gekommen ſein mag, den Umſtand noch für beſonders wichtig, daß in allen Ausgaben, ſo viel ihrer bekannt ſind, das Märchen als aus dem Polniſchen entnommen bezeichnet wird und in die Sammlungen eingereiht worden iſt, die komiſche und luſtige Erzählungen enthalten. Die Wahrſcheinlichkeit der polniſchen Vermittelung wird durch die oben erwähnten Facta und nach Bulgakow noch durch einige andere aus der polniſchen Literatur bekräftigt, welche dem Urtheile des Schemjaka analoge Epiſoden aufweiſen. Im 17. Jahrhundert wurde unſere Erzählung, welche die Ruſſen durch ihre ſatyriſche Grundidee, ihren nationalen Aufputz und ihre witzigen Einzelheiten ungemein intereſſirte, häufig abgeſchrieben und gedruckt, auch öfters überarbeitet; ja, man ſtellte ſie den Fabeln und Parabeln Sumarokow's gleich. Aber ſie wurde nicht nur von der Volksliteratur ausgebeutet, auch die Kunſt fand an ihr ein dankbares Feld. So exiſtiren noch jetzt 12 Holzſchnitte auf einem Blatte, freilich von recht grober Arbeit, die den Proceß veranſchaulichen. Dieſelben Sujets ſind auch, nur mit bedeutend größerer Kunſtfertigkeit, auf 11 Kupferſtichen dargeſtellt, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel „Старинная русская повѣсть Судъ Шемякинъ съ баснями въ лицахъ, изд. А. О., Москва 1794“ erſchienen, wobei ihnen der erklärende Text in Jamben beigegeben war. Suchomlinow meint, daß dieſer A. O. der Präſident der Kaiſerl. Akademie der Künſte Alexei Nikolajewitſch Olenin (1763—1843), ein bekannter Kupferſtecher, geweſen ſei. Nur die drei Bilder mit den Klägern vor dem Richter ſind in zwei zuſammengezogen, von denen das eine die Kläger vor dem Richter und das andere die Verkündigung des Urtheils darſtellt; die Figuren ſind hier übrigens keine langröckigen Perſer oder Aſſyrier, wie auf den Holzſchnitten, ſondern tragen ruſſiſche Koſtüme, und auch die Geſichter zeigen den ruſſiſchen Typus. Der Herausgeber ſagt in der Vorrede, daß dieſe Erzählung, d. h. die Holzſchnitte mit dem dazu gehörigen Texte, ſchon zu Zeiten des Zaren Michail Feodorowitſch

bekannt geweſen und auf der Spaſki'ſchen Brücke öffentlich verkauft worden ſei. Das Gedicht ſchließt mit folgender Moral:

„Wie auch das Urtheil ſei, das hier der Richter ſpricht:
Der Arme wurde reich, der Reiche ärmer nicht."

Auch in's Deutſche iſt das vorliegende Märchen überſetzt worden, und zwar führt Suchomlinow zwei Uebertragungen an, nämlich vom Propſt Heidecke in Riga und Anton Dieterich in Leipzig. Die erſtere befindet ſich in der Zeitſchrift „Janus oder Ruſſiſche Papiere. Eine Zeitſchrift für das Jahr 1808. Herausgegeben vom Propſt Heidecke. Erſtes Heft. Riga 1808", und auf der Seite 147 heißt es dort: „Etto Schemjakin Sud; ein uraltes Volksmärchen gab zu dieſem Sprichwort Anlaß. Es heißt auf Deutſch: Das iſt geurtheilt wie Schemjakin, und wird immer gebraucht, wenn Jemand deraiſonnirt, ſchief urtheilt, albern abſpricht. Eine Erklärung hierüber kann ich nicht beſſer geben, als wenn ich die Beſchreibung des Zerrbildes, welches Schemjakin's ritterliche Procedur in zwölf Quadraten, in Kupfer geſtochen, vorſtellt, mittheile. Dabei erhalten die Leſer zu gleicher Zeit ein Pröbchen von Nationalfabeln im Volkston, aber mehr dürfen ſie nicht erwarten." Dieſe Ueberſetzung von Heidecke führt auch Benfey im Pantſchatantra (I, pag. 403) an. Drei Jahre darauf weiſen v. d. Hagen und Büſching in ihrem „Literäriſchen Grundriß" auf dieſelbe bei Gelegenheit des Meiſtergeſanges „Kaiſer Karl's Recht" (pag. 172) hin, indem ſie dabei hinzufügen, daß es davon auch engliſche und italieniſche Bearbeitungen gebe, die mit leider nicht zugänglich geweſen ſind.

Die zweite, nach Suchomlinow's Urtheil (l. c. S. 4) beſſere und präciſere Uebertragung iſt enthalten in „Ruſſiſche Volksmärchen, in den Urſchriften geſammelt und in's Deutſche überſetzt von Anton Dieterich. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm. Leipzig, 1831" pag. 187.

Außerdem hat noch Adalbert von Chamiſſo, jener Dichter mit dem franzöſiſchen Namen und dem deutſchen Herzen, in ſeinen Gedichten eine ſehr gelungene poetiſche Bearbeitung dieſes Märchens geliefert, von der wohl vorausgeſetzt werden darf, daß ſie den meiſten Leſern dieſer Blätter bekannt iſt.

Der Profeſſor Tichonrawow in Moskau ſagt in den „Лѣтописи русской литературы и древностей, 1861. T. III, кн. 5" pag. 34: „Unſere ſatyriſche Erzählung hat ſich ganz eigenartig unter den Bedingungen des ruſſiſchen wirklichen Lebens und der ruſſiſchen Anſchauungsweiſe herausgebildet, aber das Material dazu, d. h. die zu Grunde liegende Sage (основная сага), gehört in gleicher Weiſe den orientaliſchen, wie auch den weſteuropäiſchen Literaturen an. Der wahre Held des Märchens bleibt doch der Arme, deſſen Witz ſich überall zu helfen weiß, und über die materielle Macht des Reichen, der Kläger und des Richters Schemjaka ſelbſt triumphirt." A. N. Pypin hat im „Архивъ историческихъ и практическихъ свѣдѣній, относящихся до Россіи. 1859. Кн. IV" pag. 1—10 eine Ueberſetzung der tibetaniſchen Legende nebſt dem Texte des ruſſiſchen Märchens nach der Tolſtoi'ſchen und der Sabjelin'ſchen

Ausgabe geliefert. Der unermüdliche Sammler ruſſiſcher Volkstraditionen Alexander Nikolajewitſch Afanasjew (geſt. 23. September 1871) findet, daß das Märchen vollkommen geiſtiges Eigenthum des ruſſiſchen Volkes geworden iſt — denn man kann es mit verſchiedenen Variationen aus dem Munde des Volkes hören — und ſtellt die Behauptung auf, daß hier ein zweifacher Fall möglich ſei: daß nämlich entweder die Volksphantaſie ſich des geſchriebenen Märchens bemächtigt und es nach ihrer eigenen Weiſe modificirt hat, oder daß die geſchriebene Redaction nur eine Ueberarbeitung der mündlichen Erzählung iſt, welche der Feder eines alten Schriftkundigen angehört. In ſeinem Sammelwerke „Народныя русскія сказки“ giebt er verſchiedene Varianten unſeres Märchens.

Die umfaſſendſte und gehaltvollſte Arbeit über das uns beſchäftigende Thema iſt die im „Сборникъ Отдѣленія русскаго языка и словесности И. А. Н, X, С.-Птб. 1873“ unter No. 6 veröffentlichte Monographie vom Akademiker M. J. Suchomlinow „Повѣсть о судѣ Шемяки“. Der Herr Verfaſſer verfolgt in dieſer ungemein fleißigen und mit ſichtlichem Intereſſe am Gegenſtande abgefaßten Schrift die Andeutungen Benfey's und giebt ein reichliches Material über die Entwickelung der Sage und ihre Literatur, wie auch das Märchen ſelbſt in mehreren Varianten. Später (1879) hat die Geſellſchaft der Freunde der alten Literatur (Общество Любителей древней письменности) eine faſſimilirte Ausgabe des alten Textes aus dem 17. Jahrhundert nach der früher W. J. Dahl, gegenwärtig der Kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg gehörigen Handſchrift nebſt Holzſchnitten sub No. XXXVIII ihrer Sammlung mit einer Vorrede vom Akademiker F. J. Bulgakow herausgegeben. Herr Bulgakow ſchließt ſich in ſeinen Anſichten vollſtändig dem Werke von M. J. Suchomlinow an. Als beſte Ausgabe nennt Sacharow und nach ihm Suchomlinow das der Belſki'ſchen Sammlung angehörige Manuſcript (leider unvollſtändig), nächſt ihm die Dahl'ſche, dann die Tolſtoi'ſche und die Sabjelin'ſche Ausgabe, alle vier aus dem 17. Jahrhundert. Der Akademiker und berühmte Literarhiſtoriker F. J. Buſlajew führt in ſeiner „Историческая Христоматія церковно-славянскаго и древнерусскаго языковъ“ Nr. 1861 ebenfalls den Text der Erzählung nach einer ihm perſönlich zugehörigen Handſchrift an, wobei es im Titel heißt, daß die Erzählung dem Polniſchen (выписано ic книгъ з жартъ полскихъ) entnommen ſei. „Dieſe Satyre, ſagt Buſlajew (pag. 1446), die ſich auf die Tradition vom Fürſten Schemjaka gründet, gehört zu den humoriſtiſchen (смѣхотворномъ) Erzählungen, die größtentheils aus polniſchen Büchern entlehnt ſind. Uebrigens ſpricht das Fehlen von Poloniſmen für den ruſſiſchen Urſprung dieſer Bearbeitung der Satyre auf die Richter und Beamten. Die verſchiedenen Urtheile Schemjaka's erinnern an die apokryphen Urtheile Salomo's, denen wir in der «Paleja» und den Chronographen begegnen, und ſtellt gleichſam die Ungerechtigkeit Schemjaka's der Gerechtigkeit Salomo's entgegen.“ Auf die polniſche Vermittelung unſeres Märchens weiſt dagegen u. A. auch Strojew in ſeiner Beſchreibung der H. Zarſki

gehörigen Handſchriften hin, indem er bemerkt, daß die Grundidee desſelben keine ruſſiſche, ſondern eine polniſche ſei. In den meiſten Lehrbüchern über ruſſiſche Literatur wird das Märchen vom Urtheil des Schemjaka entweder gar nicht erwähnt oder nur der Titel angeführt.

Auf welchem Wege nun das Märchen vom Urtheil des Schemjaka zu den Ruſſen gekommen iſt, läßt ſich mit Sicherheit nicht beſtimmen, denn die Möglichkeit, daß nach Benfey's Anſicht die Mongolen die mündliche Legende aus Mittelaſien mitgebracht und in Rußland verbreitet haben, iſt nicht ausgeſchloſſen; die ſchriftliche Redaction des Märchens iſt jedenfalls den Ruſſen erſt durch polniſche Vermittelung zugekommen. Für die Mongolen ſprechen eigentlich nur zwei Zeugniſſe: ein Paſſus in einem Chronographen, den Karamſin (Bd. V, S. 188) anführt: „In Großrußland macht man ſeit der Zeit des Fürſten Schemjaka einem jedem Richter und beſtechlichen Menſchen den Vorwurf, daß er urtheile wie Schemjaka", und zweitens der Name des Richters Schemjaka. Karamſin giebt jedoch nicht an, zu welcher Zeit der Chronograph verfaßt iſt, ob der Verfaſſer ein Zeitgenoſſe des Fürſten geweſen iſt oder nach ihm gelebt hat, oder, was mir wahrſcheinlicher erſcheint, ob er nicht erſt zu Zeiten des Zaren Michail Feodorowitſch oder gar Alexei Michailowitſch's ſeine Chronik abgefaßt hat. Auf wie ſchwachen Füßen jedoch die Annahme ſteht, daß unter dem Richter der Theilfürſt von Halitſch (Gouvernement Koſtroma) Dmitri Schemjaka Jurjewitſch zu verſtehen iſt, will ich verſuchen, in Folgendem nachzuweiſen.

Der Fürſt von Halitſch, Dmitri Schemjaka, der Enkel Dmitri's des Doniſchen, ein Mann von unruhigem, ehrgeizigem Charakter, iſt in der ruſſiſchen Geſchichte durch den letzten Bürgerkrieg, und zwar durch ſeine Fehde mit ſeinem Vetter, dem Großfürſten von Moskau Waſſili II. dem Geblendeten (Temny) Waſſiljewitſch (reg. 1425—1462), bekannt. Bis auf Dmitri den Doniſchen hatte die Sitte geherrſcht, daß nicht der Sohn dem Vater auf dem großfürſtlichen Throne folgte, ſondern daß der Thron nach dem Tode eines Großfürſten ſtets auf den Aelteſten in der ganzen Familie überging. Dmitri der Doniſche hinterließ jedoch die großfürſtliche Würde ſeinem Sohne Waſſili I. Dmitrijewitſch, und dieſer beſtimmte wieder mit Umgehung ſeiner Brüder Juri, Konſtantin, Peter und Andrei ſeinen älteſten Sohn Waſſili II. zu ſeinem Nachfolger. Während die anderen Brüder ſich dem Spruche ihres Vaters unterwarfen, gab ſich Juri, Fürſt von Swenigorod, nicht damit zufrieden, und die ſtreitige Angelegenheit wurde dem damaligen Sucerain Rußlands, dem Tataren-Chan Ulu-Machmet, zur Entſcheidung vorgelegt. Trotz des Machtſpruches des Letzteren zu Gunſten Waſſili's entriß Juri demſelben doch den Thron und Moskau, und ſtarb 1435 als Großfürſt. Nach wechſelvollem Kampfe nahm Waſſili II. 1436 den älteſten Sohn Juri's und Bruder Schemjaka's, Waſſili den Schielenden (Koſoi), gefangen und ließ ihn blenden. Am 12. Februar 1446 gerieth der Großfürſt durch Liſt in die Gewalt Schemjaka's, der ihn ebenfalls blenden ließ, weshalb Waſſili auch jenen Beinamen führt. Durch die Bitten des Metropoliten Jonas bewogen, gab Schem-

jaka darauf Waſſili frei, nachdem er ihm einen Eid abgenommen hatte, daß er nicht nach dem großfürſtlichen Thron ſtreben werde, und wies ihm Wologda als Theilfürſtenthum an. Schemjaka bekleidete hierauf bis zum 24. December desſelben Jahres die Würde eines Moskau'ſchen Großfürſten. Im genannten Monate zog er gegen den Fürſten von Twer, der mit Waſſili verbündet war, zu Felde; aber während ſeiner Abweſenheit drang eine Abtheilung der Anhänger Waſſili's am Weihnachtsmorgen in das für Uljana, die Gemahlin des Fürſten Waſſili Wladimirowitſch von Staritzy, die zur Frühmeſſe fuhr, geöffnete Stadtthor, worauf die Bürger mit Freuden Waſſili wieder den Eid der Treue leiſteten. Schemjaka entfernte ſich nach Halitſch, ohne jedoch ſeine Anſprüche auf den Thron von Moskau aufzugeben, bis er am 27. Januar 1450 von Moskowitern und Tataren in einer entſcheidenden Schlacht in der Nähe von Halitſch geſchlagen wurde, worauf er nach Nowgorod floh und dort am 18. Juni 1453 in Folge einer Vergiftung ſtarb. Da nun zu dieſer Zeit beſonders eine ungemein lebhafte Verbindung mit den mongoliſchen Tataren ſtattfand, indem Waſſili hauptſächlich mit tatariſchen Hilfstruppen kämpfte, und Schemjaka ihm ſogar bei des Großfürſten Blendung den Vorwurf machte, daß er die Tataren unmäßig liebe, ſo iſt es natürlich nicht unmöglich, daß die mündliche tatariſche Erzählung vom ungerechten Richter auf den Fürſten Schemjaka während ſeines Schreckensregiments in Moskau 1446 angewandt worden iſt, und daß die ruſſiſchen Hiſtoriker Recht haben, wenn ſie unſer Märchen auf den Fürſten Schemjaka beziehen. Snegirew ſetzt die Entſtehung der Redensart: „Das iſt geurtheilt wie Schemjaka“ ſpäter an und zwar in die Zeit der Regierung von Waſſili's II. Sohn, Iwan III. (reg. 1462—1505), wo ſich durch die Zuſammenſtellung der neuen Gerichtsordnung oder des Sudebniks eine geordnetere Rechtspflege Bahn brach. — Der Vollſtändigkeit wegen führe ich hier noch die Meinungen der bekannteſten ruſſiſchen Hiſtoriker über das uns beſchäftigende Thema an.

„Da Schemjaka, ſagt Karamſin (Bd. V, S. 338), weder Gewiſſen noch Ehrgefühl beſaß, noch ein vernunftgemäßes Regierungsſyſtem verfolgte, ſo verſtärkte er auch während ſeiner kurzen Regierungszeit nur die Anhänglichkeit der Moskowiter an Waſſili, und indem er in ſeinen Thaten Gerechtigkeit, Herkommen, geſunden Menſchenverſtand mit Füßen trat, hinterließ er für alle Zeiten das Andenken an ſeine Ungeſetzlichkeiten im Munde des Volkes in der Redensart vom Urtheile des Schemjaka, welche noch bis jetzt gebräuchlich iſt.“

„Da Schemjaka, ſagt Solowjew, genöthigt war, den Forderungen der mit ihm verbündeten Fürſten von Susdal, Twer und Moſhaiſk zu Ungunſten der Macht des Großfürſtenthums Moskau nachzugeben, ſo hielt er ſich auch nothgedrungen für verpflichtet, den Forderungen ſeines Heergefolges und ſeiner Moskau'ſchen Anhänger Zugeſtändniſſe zu machen, und ihm mißgünſtig oder gleichgiltig geſinnte Bürger konnten daher gegen die Erſtgenannten keinen Schutz beim Richterſtuhle Schemjaka's finden, und ſeine Urtheile behielten in dem Sprichworte auch für die Nachkommenſchaft die Bedeutung von Urtheilen eines ungerechten Richters.“

„In Moskau, ſagt Beſtuſhew-Rjumin, liebte man Schemjaka nicht, und die Tradition von dem ungerechten Gerichte Schemjaka's hat ſich bis jetzt erhalten; S. M. Solowjew erklärt ſehr plauſibel dieſe Tradition dadurch, daß die Halitſch'ſchen Bojaren die Moskowiter bedrückten."

„Schemjaka nahm nun (1446), ſagt endlich Dr. Philipp Strahl, den großfürſtlichen Titel an, vertheilte Lehen an ſeine Anhänger und Geſellen, verwickelte ſich aber dabei in ſolche Widerſprüche, daß Viele wiederum von ihm abfielen, beſonders da ſie ſahen, daß er alte Sitte, Rechtsgebräuche, Geſetz und Vernunft mit Füßen trat, wie das ſeitdem aufgekommene Volksſprichwort: Шемякинъ судъ (Schemjaka's Urtheil) hinlänglich zeigt."

Wenn man alle dieſe Urtheile zuſammenhält, ſo erweiſt es ſich, daß eigentlich gar kein poſitiver zwingender Grund, außer etwa dem Namen des Helden, vorliegt, das beſprochene Urtheil jenem unglücklichen Fürſten von Halitſch zuzuſchreiben, denn wenn andere directe Zeugniſſe vorhanden wären, ſo hätten ſie jedenfalls Karamſin und Solowjew entdecken müſſen und ſie auch in ihren Werken angeführt. Außerdem findet ſich auch nirgends eine Erklärung des Namens Schemjaka. Ich glaube deshalb annehmen zu können, daß die ruſſiſchen Hiſtoriker, verleitet durch den Namen des Richters, es ohne weitere Kritik als ſelbſtverſtändlich annahmen, daß dem Namen zufolge das Märchen ſich nur auf jenen Fürſten beziehen könne, obgleich ſo manche andere ruſſiſche Fürſten, ſowohl vor als nach Schemjaka — ich erinnere hier nur an die Vereinigung der kleineren Theilfürſtenthümer mit Moskau — ſich dieſelben Vergehen haben zu Schulden kommen laſſen, und deshalb ſcheinen mir die vorerwähnten Ausſprüche doch etwas geſchraubt und gewaltſam herbeigezogen zu ſein. Ich erlaube mir hier, unbeſchadet der Autorität jener berühmten Gelehrten, eine andere Erklärung vorzuſchlagen.

Die namenloſe Erzählung, wenigſtens die ſchriftliche Redaction derſelben, iſt unzweifelhaft aus dem Polniſchen entnommen, und zwar zu einer Zeit, wo ſich das ganze weſtliche Rußland, und ſogar auch Moskau, in den Händen der Polen befand, alſo während der trüben Zeit des Interregnums und der Anarchie oder doch gleich nachher, zur Zeit des erſten Zaren aus dem Hauſe Romanow, Michail Feodorowitſch's. Das ruſſiſche Volk fand an dem witzigen Märchen Gefallen und aſſimilirte es ſich, indem es ihm das Gewand der Satyre umhing und einen nationalen Aufputz gab, und da die Volksphantaſie es überhaupt liebt, namenloſen Helden irgend einer Erzählung den Namen einer bekannten Perſönlichkeit beizulegen, und vielleicht irgend wo zu der Zeit ein dunkler Ehrenmann nach einem abenteuerlichen Leben entweder durch Protection oder Liſt ein Richteramt erhalten hatte, dem der Volksmund ſeiner bekannten Vergangenheit wegen den Beinamen „Schemjaka" oder „Schemjacha", d. h. Herumlungerer, Abenteurer, gegeben, und der ſeines beſtechlichen Gerichtes wegen verhaßt oder verſpottet war, ſo wurde die polniſche Erzählung auf dieſen Richter Schemjaka angewandt, ohne daß man dabei gerade an den ſchon vor 200 Jahren verſtorbenen Theilfürſten von Halitſch gedacht hätte. Außerdem iſt doch wohl auch

anzunehmen, daß, wie der Fürſt Dmitri Jurjewitſch den Beinamen Schemjaka getragen hat, irgend ein anderer Ruſſe denſelben ebenfalls führen konnte, wenn wir dafür gerade auch keine hiſtoriſchen Beweiſe haben. Uebrigens kommt auch jetzt noch in Weißrußland der Familienname „Schemjakin“ vor. Doch iſt das nur meine Hypotheſe, die ja noch des Beweiſes bedarf.

Nachdem ich ſo den Weg und die Entwickelung unſeres Märchens verfolgt und ſeine verſchiedenen Etappen gezeigt habe, füge ich noch in einem Anhange eine Variante nach Afanasjew's Aufzeichnung und die von P. W. Margolin aus dem Hebräiſchen des Talmud überſetzte Legende von den ungerechten Richtern in Sodom hinzu.

## Anhang.

### Variante.

(Nach Afanasjew's „Народныя русскія сказки. Москва, 1861. Выпускъ V“ pag. 82.)

In irgend einem Reiche lebten einſt zwei Brüder: ein reicher und ein armer Bruder. Der Arme hatte ſich beim Reichen als Tagelöhner verdungen und den ganzen Sommer fleißig gearbeitet, wofür ihm denn auch der Reiche zwei Scheffel Roggen als Lohn gab. So kam der Arme nach Hauſe und gab ſeiner Frau das Korn, doch dieſe ſagte: „Da haſt Du nun den ganzen Sommer gearbeitet und nicht mehr als zwei Scheffel Roggen erworben; wenn wir nun dieſes Korn mahlen laſſen und Brod daraus backen werden, ſo wird es in kurzer Zeit aufgezehrt ſein, und Dein Erwerb iſt hin. Gehe lieber noch einmal zum Bruder und bitte ihn, Dir ein Paar Ochſen zu leihen; dann kannſt Du Dein Feld beſtellen und beſäen, Gott wird barmherzig ſein, und dann haben wir Brod genug.“ „Nein,“ ſagte der Mann, „das thue ich nicht, denn das iſt ganz einerlei, ob ich ihn bitte oder nicht, Ochſen wird er mir doch nicht geben.“ „Gerade jetzt,“ erwiderte die Frau, „mußt Du bitten, denn ſoeben hat ihm die Frau einen Erben geboren, und dieſes Ereigniß wird ihn ſo froh geſtimmt haben, daß er Dir Deine Bitte nicht abſchlagen wird.“ Der Arme ging zum Reichen und bat und erhielt auch ohne Weiteres ein Paar Ochſen, mit denen er nun ſein Feld pflügen und eggen konnte. Nachdem er ſeinen Acker beſtellt hatte, fuhr er fröhlich nach Hauſe und traf unterwegs auf einen Greis. „Guten Abend, mein lieber Ackersmann,“ ſagte der Greis. „Guten Abend, Alter,“ gab der Bauer zur Antwort. „Wo kommſt Du her, und was haſt Du heute gethan?“ „Ich habe mein Feld gepflügt und beſäet.“ „Ein Paar hübſche Ochſen, wem gehören ſie?“ „Sie gehören meinem Bruder.“ „Höre 'mal, was ich Dir ſagen will: Dein Bruder iſt wohl reich, aber ſehr hartherzig, deshalb mußt Du wählen, ob ſein Sohn ſterben oder die Ochſen umkommen ſollen.“ Lange dachte der Arme darüber nach, für wen er ſich entſcheiden ſollte: that ihm der Sohn des Bruders

leid, ſo thaten es ihm die Ochſen nicht minder, bis er endlich ſagte: „Wenn ich denn nun einmal wählen muß, ſo mögen ſchon lieber die Ochſen crepiren.“ „Dein Wille geſchehe,“ ſagte der Greis und ging ſeines Weges. Als der Arme ſich ſeinem Hauſe näherte, ſtürzten bei der Hofpforte plötzlich beide Ochſen hin und waren todt. Der Bauer weinte wohl bittere Thränen und eilte dann zum Reichen. „Erbarmen, lieber Bruder, aber wirklich ohne meine Schuld trifft mich das Verhängniß: Deine Ochſen ſind umgekommen!“ „Wie? umgekommen?“ rief der Reiche, „nein, mein Lieber, da biſt Du an den Unrechten gekommen, ſo ſcherzt man nicht mit mir; haſt Du die Thiere verdorben, ſo bezahle ſie mir mit Geld.“ Und ſo nahm der Reiche den Bruder mit ſich zum gerechten Richter.

Als die Beiden zum gerechten Richter fuhren, kam ihnen eine lange Reihe von ſchwerbeladenen Schlitten entgegen. Es war gerade Winterszeit und ungeheure Schneemaſſen lagen umher. Plötzlich wurde ohne beſonderen Grund das Pferd eines Fuhrknechts ſcheu, ſprang mit dem ſchweren Fuder zur Seite und blieb in einem Schneehaufen ſtecken. „Helft, liebe Brüder, helft mir Unglücklichem, — was mache ich nun!“ jammerte unter Thränen der Fuhrmann. „Gieb mir 100 Rubel,“ ſagte der Reiche, „dann werde ich Dir helfen.“ „Um Gottes willen,“ rief der Fuhrmann, „haſt Du denn keinen Gott; wo ſoll ich hundert Rubel für Dich hernehmen!“ „Nun, dann hilf Dir ſelber.“ „Warte einen Augenblick,“ rief jetzt der Arme dem Fuhrknecht zu, „ich werde Dir umſonſt helfen.“ Dabei ſprang er vom Schlitten, auf das Pferd zu, packte es am Schwanze und wollte es ſo auf den Weg zurückziehen, doch das Thier ſtemmte ſich entgegen, ſo daß der Arme ihm nur den Schwanz ausriß. „Ach, Du Räuber,“ ſchrie der Fuhrmann ihn an, „Du Böſewicht, was fange ich jetzt an? Der Gaul koſtet mir wenigſtens 200 Rbl.!“ „Ach, Bruder,“ miſchte ſich der Reiche in's Geſpräch, „was lohnt es ſich, mit dem da lange zu ſchwatzen, ſetze Dich lieber zu mir in den Schlitten, und wollen wir zum gerechten Richter fahren.“

So fuhren ſie zuſammen weiter, kamen in die Stadt und hielten beim Wirthshauſe an. Der Reiche ging mit dem Fuhrmanne in die warme Stube, aber da der Arme kein Geld hatte, mußte er zähneklappernd draußen in der Kälte bleiben. Da bemerkte er, daß ein Bäuerlein in der Nähe einen tiefen Brunnen grub, und dachte bei ſich: „Mit Gutem wird die Sache nicht endigen, man wird mich in den Thurm ſetzen und verurtheilen. Ach, mag da kommen, was da wolle!“ und dabei ſprang er in den Brunnen, aber auch hier verfolgte ihn das Unglück: er that ſich ſelber keinen Schaden, ſondern erſchlug nur den unten arbeitenden Bauer. Sogleich ergriff man den Armen und ſchleppte ihn zum gerechten Richter. Der gerechte Richter ſprach nun folgendes Urtheil zum Reichen: „Der Arme hat Deine Ochſen umkommen laſſen, da ihm Dein Sohn leid that; wenn Du nun verlangſt, daß er Dir die Thiere bezahlen ſoll, ſo tödte vorher Deinen Sohn.“ „Nein, ſprach der Reiche, da mag ich lieber die Ochſen verlieren.“ Weiter ſprach der gerechte Richter: „Der Arme ſoll dem Fuhrmann ein neues Pferd kaufen, aber Du Reicher ihm Deinen Sohn

geben; denn er hat ihn Dir erhalten, aber Du ihm dafür keinen Dank gewußt." Und zuletzt sprach der gerechte Richter zum Weibe des erschlagenen Bauers: „Der Arme hat Dir Deinen Mann geraubt, deshalb sollst Du ihn zum Manne nehmen." So sprach der gerechte Richter.

## Das Gericht und die Richter in Sodom.

(Aus dem Sepher Hajaschar oder dem Buche der Redlichen des babylonischen Talmud.)

In Sodom gab es vier Richter: Schakrai (Betrüger,) Schakrurai (Erzbetrüger,) Saifi (Fälscher) und Mazl-dina (Gauner). Wenn nun Jemand die Frau seines Nächsten schlug und sie ein todtes Kind zur Welt brachte, so sagten diese Richter dem Beleidiger: „Nimm diese Frau und behalte sie bei Dir, bis sie wieder guter Hoffnung von Dir ist."

Wenn Jemand dem Esel seines Nächsten ein Ohr abschnitt, so sagten die Richter zum Besitzer des Thieres: „Mag Dein Nächster den Esel bei sich behalten, bis ihm das Ohr wieder gewachsen sein wird."

Wenn Jemand seinem Nächsten eine Wunde beibrachte, so sagten die Richter dem Verwundeten: „Bezahle Deinem Nächsten dafür, daß er Dir zu Ader gelassen hat."

Wer über die Brücke ging, mußte 4 Susas bezahlen; wer aber nebenbei durch's Wasser ging, gab ihrer 8. So kam einst eine Waschfrau in die Stadt, und man verlangte von ihr 4 Susas; als sie jedoch erklärte, daß sie durch's Wasser gegangen sei, sagte man: „Nun, dann bezahle das Doppelte."

Eleasar, der Knecht Abraham's, kam einst zu den Sodomitern und wurde verwundet; als er sich mit einer Klage zum Richter wandte, sagte ihm dieser: „Bezahle demjenigen, der Dich verwundet hat, dafür, daß er Dir zu Ader gelassen hat." Da nahm Eleasar einen Stein und verwundete damit den Richter. Auf die Frage des Letzteren: „Was soll das bedeuten?" anwortete Eleasar: „Das Geld, welches Du mir für Deine Wunde zu zahlen gehalten bist, gieb nun demjenigen, der mich verwundet hat; mein Geld soll unversehrt in meiner Tasche bleiben."

In der Stadt Sodom war ein Bett, auf welches alle Ankömmlinge gelegt wurden; war Jemand länger als das Bett, so wurden ihm die Füße abgehauen, war er aber kürzer, so streckte man ihn bis zur Länge des Bettes. Dem Eleasar, dem Knechte Abraham's, sagte man auch: „Lege Dich auf dieses Bett." Er aber gab zur Antwort: „Nach dem Tode meiner Mutter that ich ein Gelübde, mich niemals auf ein Bett zu legen."

Wenn ein reicher Mann in Sodom anlangte, so setzten ihn die Einwohner der Stadt neben eine schwankende Mauer und stürzten sie auf ihn, dann gingen sie hin und nahmen dem Verunglückten all sein Geld weg und rechtfertigten ihr Thun damit, daß sie selbst auch Schaden durch die zertrümmerte Mauer gelitten hätten.

Oder die Sodomiter gaben dem reichen Fremden einen ſtark riechenden Balſam und ſchärften ihm ein, denſelben nur mit ſeinem Gelde zu verwahren; am Abend ſuchten ſie dann nach dem Geruche die Stelle auf, wo das Geld verborgen war, und nahmen es an ſich.

Bei ihnen exiſtirte das Geſetz, daß, wer nur einen Ochſen beſaß, die ſtädtiſche Viehheerde einen Tag hüten mußte, wer aber keinen beſaß, mußte es zwei Tage nach einander thun. Ein armer Jüngling, der Sohn einer armen Wittwe, mußte dem obigen Geſetze nach die Heerde zwei Tage hüten, aber ſchon am erſten Tage erſchlug er zwei Ochſen. Auf die Frage, weshalb er dieſes gethan habe, gab er ruhig zur Antwort: „Wer der Beſitzer eines Ochſen iſt, erhält nur ein Fell, wer aber keinen hat, dem kommen zwei Felle zu.“ „Weshalb?“ fragte man den Jüngling, und er ſagte: „Das Geſetz ſagt, daß, wer einen Ochſen beſitzt, einen Tag dafür die Heerde hüten muß, wer aber keinen beſitzt, hütet ſie zwei Tage, folglich muß der Beſitzer eines Ochſen ein Fell erhalten, der aber kein Rind ſein nennt, doch zwei Felle bekommen.“

Beim Vorübergehen bei einer Ziegelei nahm ſich ein jeder Liebhaber einen Stein, indem er ſich beim Beſitzer entſchuldigte, daß er ja nur einen Stein genommen habe.

Wenn es ſich traf, daß ſich ein Bettler in die Stadt verirrte, ſo gab ihm ein Jeder bereitwillig einen Denar, auf welchem er ſeinen Namen einſchnitt, man reichte ihm aber kein Brod; wenn dann der Bettler vor Hunger umkam, ging ein Jeder hin und nahm ſein Geldſtück zurück.

So exiſtirte dort auch die Sitte, daß, wer einen ungebetenen Gaſt zu einem Hochzeitsſchmauſe mitbrachte, dafür ſein Oberkleid geben mußte. Eleaſar kam einſt zu einem ſolchen Schmauſe, wo man ihm aber nichts vorſetzte; doch als alle Gäſte zu Tiſche gingen, ging er mit und ſetzte ſich als Letzter an die Tafel. Auf die Frage ſeines Nachbars: „Wer hat Dich geladen?“ ſagte Eleaſar: „Du ſelbſt haſt mich geladen.“ Der Nachbar warf ſogleich ſein Oberkleid ab und entfloh. Auf gleiche Weiſe verfuhr Eleaſar mit allen übrigen Gäſten, bis einer nach dem anderen unter Zurücklaſſung ſeines Oberkleides weggegangen und er allein übrig geblieben war, dann aß er alles auf, was nur aufgetragen war.

Ein Mädchen brachte einſt einem Bettler Brod in einem Waſſerkruge; als dieſes bekannt wurde, beſtrich man das Mädchen mit Honig und ſetzte es auf das Hausdach, da kamen die Bienen und ſtachen ſie zu Tode. Deshalb heißt es in der Schrift: „Das Heulen und Schreien in Sodom und Gomorrha iſt groß und ihre Sünde ſehr ſchwer.“

# Terzinen.

Von **Chr. Nickwitz** in Reval.

## I.

In Raum und Zeit ſind wir beſtimmt zu leben,
Und ob des Forſchers Geiſt auch viel vollbringt,
Aus ihrem Bann wird er ſich nie erheben.

In ſtetem Kampf mit beiden ſtrebt und ringt
Der Menſch nur vorwärts, um das Joch zu lindern,
Das Zeit und Raum ihm auf den Nacken zwingt.

Und kann er auch die Zeit im Lauf nicht hindern
Und nie des Raumes Schranken ganz vernichten,
Er kann doch Eines, ihre Macht vermindern

Und beider Zwieſpalt ſich zum Nutzen ſchlichten:
So ſchlägt er ſtark den Raum in ſeine Bande
Und hemmt den Flug der Zeit mit Bleigewichten.

Auf ſchnellem Schiff fliegt er von Strand zu Strande,
Er ſchnürt mit Schienen eng den Raum zuſammen
Und ſchnaubt dem Winde gleich durch weite Lande.

Die Kräfte, die dem Raume ſelbſt entſtammen,
Nutzt er zur Herrſchaft über dieſen aus
Und macht ſich dienſtbar Waſſer, Luft und Flammen.

So dehnt er über ſich die Zeit hinaus;
Denn was er ſonſt nur Jahren abgerungen,
Trägt ihm von ſelbſt die Stunde jetzt in's Haus.

Fürwahr, erſtaunlich iſt, was ihm gelungen:
An Inhalt immer reicher wird die Zeit,
Und immer mehr vom Raum hält er bezwungen.

Und dennoch — bis in alle Ewigkeit
Bleibt ſtets der Menſch in Raum und Zeit gefangen,
Und keiner iſt, der je ihn ganz befreit.

An ſie gebunden fühlt er ſich mit Bangen
Und bleibt es ſelbſt, wenn längſt vom Himmelsſaum
Die Sonne ſeines Lebens heimgegangen.

Wenn längſt vorbei der bunte Erdentraum
Und ſtill verklungen Beides, Freud' und Leid, —
Hält noch das Grab ihn feſt im engen Raum
Und über den Vergeſſ'nen rauſcht die Zeit!

## II.

Das Leben iſt ein Traum, der raſch verfliegt,
Und Keiner bringt Dir je gewiſſe Kunde
Von dem, was hinter ihm verborgen liegt.

Wirſt Du erwachen, wenn vorbei die Stunde,
Die Dich mit ſüßem Zauber bunt umſponnen
Und doch viel Elend barg im tiefſten Grunde?

Wirſt Du, wenn Deines Lebens Traum zerronnen,
Jetzt traumlos nur im Dunkel weiter ſchlafen,
Aus dem kein Tag Dich weckt mit heller'n Sonnen?

Führt ſanft der Tod Dich nur zum Friedenshafen,
D'rin endlich Deinem Herzen Ruh' beſchieden,
Und droht ein Wahn uns nur mit Lohn und Strafen?

Das ſind die Fragen, die das Blut uns ſieden,
Uns ſchwindeln machen können Kopf und Sinne
Und jäh verſcheuchen unſ'rer Seele Frieden.

Was auch des Menſchen Forſchergeiſt beginne,
Die off'ne Gruft bleibt ſeines Wiſſens Schranke
Und rathlos hält ſein Denken davor inne.

Dies Räthſel löſt kein menſchlicher Gedanke;
Der Glaube nur leiht Dir am Todtenhügel
Den Stab, um den ſich Deine Hoffnung ranke.

Ihn kümmert nicht des Zweifelnden Geklügel,
Aus all dem Wirrwarr ſtreitender Gewalten
Trägt er Dich hoch empor mit leichtem Flügel.

Wohl jedem, dem noch dieſe Schwingen halten!
Einmal gebrochen, wachſen ſie nicht wieder,
Und raſtlos wird Dein Herz der Zweifel ſpalten,
Bis ſtill der Tod Dir ſchließt die müden Lider!

## III.

Es iſt ein ſchöner Troſt, der uns beſchieden,
Daß nicht für ewig ſie das Grab verſchlingt,
Die Todten, die wir treu geliebt hienieden.

Ob in die Gruft der todte Leib auch ſinkt,
Der qualentſtellt der Schmerzen Laſt getragen,
Bis ihm des Todesengels Gruß gewinkt:

Im Herzen derer, die um ihn jetzt klagen,
Lebt reiner fort des Heimgegang'nen Bild
Und lichter, als in ſeines Lebens Tagen.

Die Thräne, die dem Auge ſtill entquillt,
Sie löſcht vom theuren Bilde alle Flecken;
Vergebend ſcheucht die Liebe, freundlich-mild,

Die Schatten alle, die es leiſe decken,
Um es, verklärt durch ihre Wunderkraft,
Zu neuem, ſchön'rem Leben zu erwecken.

Nur was vergänglich iſt, wird hingerafft;
Doch machtlos ſtreifen der Vernichtung Schauer
Das Bild, das die Erinn'rung neu erſchafft.

Hell lebt es fort in ungeſchwächter Dauer
Uns im Gedächtniß friſch und unermattet
Und grüßt uns freundlich in der ſchweren Trauer.

So tragen wir, ob auch von Weh umſchattet,
Lebendig in uns fort die theuren Züge
Des Todten, den wir ſtill zur Gruft beſtattet.

Und keine Täuſchung iſt's, noch fromme Lüge,
Kein leerer Wahn, der tröſtend uns begleitet,
Daß leichter unſer Herz die Trennung trüge;

Wir wiſſen's, er, den wir in's Grab geleitet,
Wird reiner ſich und lichter d'raus erheben:
Denn in uns ſelbſt iſt liebend ihm bereitet
Die Auferſtehung und ein neues Leben.

## IV.

In ſtetem Kampfe ringen Tod und Leben.
Was heute noch in friſcher Jugend prangte,
Welkt morgen ſchon, dem Tode preisgegeben.
Wer iſt, der vor dem Augenblick nicht bangte,
Da ihn mit ſtarker Hand der Friedensbote
Zur Ruhe bringt, nach der ihn nicht verlangte.
Der Geiſt erloſchen, der im Auge lohte,
Verſtummt die Zunge, die ſich ſchaffend regte,
Die Lippe bleich, die jüngſt noch jugendrothe.
Was an Entwürfen ihm ſein Hirn bewegte,
Was planvoll wirkten die geſchäft'gen Hände,
Sinkt mit in's Grab, in das man ſtill ihn legte.
Wie ſich auch ſonſt das Loos des Menſchen wende,
Gezählt ſind jedem ſeines Lebens Tage
Und eh' er's denkt, iſt Alles ſchon zu Ende.
Was lohnt ſich's d'rum, daß ſchaffend man ſich plage,
Wenn alles das, wonach wir ſtrebend rangen,
Vorüber iſt mit unſ'res Herzens Schlage!
Doch iſt denn wirklich jede Spur vergangen
Von uns und unſ'res Lebens heißen Mühen,
Wenn erſt des Todes Arm uns ſtarr umfangen?
Lebt in den Knoſpen nicht, die friſch erblühen,
Neu auf der Keim, der ſich dem Staub vermählte?
Bleibt nicht nach Sonnenraſt das Alpenglühen?
Was uns zur That den Willen raſtlos ſtählte,
Der treibende Gedanke unſ'res Lebens,
Des Schaffens Ziel, das unſer Geiſt ſich wählte:
Sie leuchten fort als Leitſtern neuen Strebens,
Als geiſt'ges Erbtheil künftiger Geſchlechter, —
Und ſo iſt unſ're Arbeit nicht vergebens.
Was wir gewollt, es wird in ungeſchwächter,
Lebend'ger Kraft ſich freudig weiter erben
Und hat die Zukunft ſich beſtellt zum Wächter.
Geht auch des Geiſtes Hülle einſt zu Scherben:
Wer voll gelebt in ſchaffensfreud'gem Streben,
Der wird uns auch im Tode nimmer ſterben,
Denn ſelbſt geſtorben, wirkt er neues Leben!

# Am Buſen nordiſcher Vereïden u. Oreaden.

Reiſebriefe aus Finnland von **Th. Bezold** in St. Petersburg.

Wer ſeinen Fuß auf das felſige Geſtade von Helſingfors geſetzt hat, in das die heilige Salzfluth mit capriciöſen Schlangenwindungen von allen Seiten tief hineindringt, gehört dem Meere an; er iſt mit ihm in Gedanken, Worten und Werken untrennbar verbunden und ſeinem magiſchen Zauber unterworfen; ſich mit ihm auf vertrauten Fuß zu ſetzen, erfordert der Selbſterhaltungstrieb, und billig bringen wir daher auch hier dem Meere die erſte Huldigung dar. Welchem Vehikel möchteſt Du Dich, ſchöne Leſerin und umſichtiger Leſer, zu dem Zweck am liebſten anvertrauen in unſerer motionsluſtigen Zeit, wo der Ballon den Menſchen über die Wolken, das Dampfroß ihn in die Eingeweide der Erde führt? — Wenn der Hunger nach Gold nicht an Deinem Inneren nagt, ſo glaube ich die Antwort auf meine Frage in Deinen Blicken zu leſen und nicht fehl zu gehen, wenn ſie lautet: „dem ſchönſten", — und Du haſt Recht, denn die Götter ſelbſt haben ihrer Zeit die Paris-Wahl gebilligt.

Ueberall, wo die Technik beredt iſt, verſtummt die Schönheit. „Man merkt die Abſicht und man wird verſtimmt." Welches Seefahrzeug aber — denn ſelbſtverſtändlich handelt es ſich hier nur um ein ſolches — iſt in der Erſcheinung ſo zurückhaltend mit ſeinen techniſchen Mitteln, wie das Segelboot? Sein techniſcher Apparat iſt ein minimaler, das Geheimniß der Bewegung wird auf ihm nicht ausgeplaudert durch zahlloſe Räder, Schienen, Keſſel, tauſenderlei Dinge, deren Namen Du nie gehört — es iſt der große, keuſche und discrete Techniker: der Gedanke, der durch Combination weniger ſchlichter Mittel das feuchte Element beherrſcht, ſein Werkzeug bald pfeilſchnell durch die grüne Schaumfurche ſchnellt, bald in mannigfachem Ueberliſten der Natur es capriciös hierhin und dorthin treibt. Ein egyptiſcher Proteus unter den Meergewalten, bald Seeſchwalbe, bald Möwe, bald Schwan, huſchend, ſich wiegend, ſtolz gleitend, ſucht das Segelboot ſich einzuleben in Wille und Launen des Meeres. Der gewaltige Panzerkoloß, an dem der Segler vorüberſchießt und der ſchon durch ſeinen goldblitzenden Doppeladler am Spiegel den Willen bekundet, die Majeſtät

eines gewaltigen Reiches dem Ocean aufzuzwingen, — die Weſenheit des Meeres mit ſeiner ſchwer faßbaren, ewigem Wandel unterworfenen, weiblichen Natur wird er Dir, haſt Du ihn beſtiegen, ſchwerer offenbaren, als der dem Meere hausbefreundete Segler, der die weiße, ſchwellende Bruſt vertraulich an die weiche Woge ſchmiegt. Laſſen auch wir uns darum freundlich von demſelben dahin tragen!

Im Bereiche des Hafenquais von Helſingfors, wo Schiffe aller Art ankern, und die Dampfer, als raſch flügge und ſelbſtändig gewordene Kinder der Jetztzeit, ſich mit ſicherem Tact von vorn herein orientirt fühlen, iſt der Segler noch das blöde und verlegene Kind der guten alten Zeit, das ſich in fremder Geſellſchaft ſcheu und linkiſch bewegt, ſich in der Thür, durch die es ſeinen Ausgang zu nehmen hat, irrt und allenthalben zurechtgewieſen und geleitet werden muß. Kaum aber liegt der Hafen hinter uns, kaum hat die freiere Amphithryte ihren Liebling auf die Arme genommen, ſo beginnt das graziöſe Spiel der lieblichen, ewig jungen Mutter mit ihrem Adoptivkinde, ein neckiſches Tändeln, gegenſeitiges Ueberliſten, Schmollen, Sträuben und Umfangen, wie es nur die wonnigen Tänze des Südens kennen. Wie der bejahrte Sicilianer, den ſpitzen, grauen Filz in die Stirn gedrückt, den braunen, durchlöcherten Mantel ſtraff um die Schultern gezogen, mit verſchränkten Armen dem Tanze ſeines lieblichen Töchterchens zuſchaut, der Zeit gedenkend, wo auch er im Reigen ſich geſchwungen, ſo ſchaut der graubraune Skärenfels auf den Tanz herab, den Woge und Segler zu ſeinen Füßen führen — Tauſende von Jahren ſind verſtrichen, da auch er den Fuß gehoben, um, von gewaltigem Wollen durchzittert, mit Titanenkraft die Himmelsveſte zu erſtürmen.

Aber hinter dem reizenden Spiel lauert der Abgrund der Leidenſchaft, und wehe dir, armer Segler, wenn du allzu vertrauensſelig dich der Spielgefährtin überläßt und nicht ſtets auch der Löwenumarmung gewärtig bleibſt, die deiner harren kann. Dort, nicht allzu weit von der Küſte entfernt, gemahnt dich ein Fels an das Geſchick, dem kindliches Vertrauen nur allzu häufig zum Opfer fällt. Es iſt eine Rettungsſtation für Schiffbrüchige, in kleinſtem Maßſtabe errichtet und doch alles in ſich bergend, was irgend nöthig iſt, um Leben und Geſundheit des Opfers der Meereslaunen zu erhalten. Die Menſchenliebe hat hier inmitten des kalten Lärmes der Wellen ein warmes Heerdfeuer zu gaſtlichem Empfange der Verunglückten angefacht, und ſelbſt dem Fels, der kaum vierhundert Schritt im Umkreis faßt, ſcheint menſchlicher Herzſchlag ſich mitgetheilt zu haben. Willig trägt er auf dürftiger Erdſchicht in ſeiner Mitte eine Gruppe Blumenſtücke, deren glänzendes Grün und Roth Dich, wenn Du das Aſyl beſtiegen, inmitten der graublauen Fels- und Meeresnatur ſogleich wie mit warmem Freundesgruß bewillkommnet. Einige kleine Baulichkeiten, wenige Stübchen nur in ſich ſchließend, ſind hier in reinlichſter Ordnung mit Korkpanzern, Ringen, Kleidungsſtücken, die an ſtets gewärmten Oefen hängen, ꝛc. angefüllt, während ringsum am Rande des Felſens die Signalapparate und

Rettungsböte ſich drängen, unter denen das Rettungsperſonal, in feuerrothe, fernhin ſichtbare Hemden gekleidet, ſchaltet.

Unſer Segler vertieft ſich immer mehr und mehr in die Region der Skären. Ueberall der Gleichklang finniſcher Farbenſcala, röthlich-grauer Fels von braunem Mooſe überwuchert, über ihm die nordiſche Pinie mit dem glanzloſen Graugrün ihres Nadelfächers, unter ihm die binſendurchfurchte, blaue Welle. Mag der Himmel nun grau und feucht ſich über dieſes ſtets wiederkehrende Bild ſenken, mag er Abends oder in der Morgenfrühe breite, hellrothe Streifen, die hier immer etwas mit Grau durchhaucht erſcheinen, über Land und Meer werfen, überall ſieht Dich die Natur mit ernſten Augen an. Finnlands ſeendurchfurchte Granitglieder ſcheinen ſich bei dem prometheiſchen Sturme der Erde gegen den Himmel raſch von dem Vergeblichen ihrer Bemühung überzeugt zu haben. Mächtiger hat die Phantaſie, für welche „nichts zu hoch und nichts zu ferne“ iſt, in der Alpennatur, der eine gewiſſe entfernte Verwandtſchaft mit der finnländiſchen nicht abzuſprechen iſt, bei jenem Himmelsſturme geſiedet; freudiger ſchaut auch der Fels dort d'rein und für den Idealismus ſeiner Jugend dankt ihm heute noch der Alpenſee, ihn mit reicherem Farbenſchmelz und lieblicherer Weiche umſchlingend, als Finnlands Seen ſie ihren pygmäiſchen Gebietigern ſchenken.

Finnlands Natur hat jenen Fauſtiſchen Jugendidealismus nie gekannt und ſich nie allzu weit vom traulichen Heerdfeuer der Natur in den kalten, blauen Aether hinausgewagt.

So haften denn auch Finnlands Bürger, dem Beiſpiel ihrer Muttererde folgend, feſt und ſicher an ihrer Heimath, ſorgſam zu Rathe haltend und vorſichtig weiternd, und was irgend dem widerſpenſtigen Boden des Landes hat abgekargt und abgemeiſtert werden können, das hat ihre zähe Stetigkeit ihm abgekargt und abgemeiſtert. Viribus unitis iſt hier die Deviſe des ganzen Lebens und all ſeiner Aeußerungen. Schreiber dieſes hat ſich hier auf der Straße außerordentlich häufig um Auskunft an den erſten beſten ihm Begegnenden gewandt, immer iſt ihm in allerbereitwilligſter und zuvorkommendſter Weiſe der gewünſchte Beſcheid gegeben worden, obſchon er, mit der finniſch-ſchwediſchen Geſichtsſymbolik unvertraut, nie die Phyſiognomie des in Anſpruch zu Nehmenden zuvor einer Prüfung hat unterwerfen können. Natürliche Gutherzigkeit und Mangel geſchäftlicher Ueberbürdung kommen hier als Factore gewiß mit in Rechnung, doch dürfte eine derartige geſellſchaftliche Zuvorkommenheit in erſter Linie auf das Bewußtſein relativer geſellſchaftlicher Einheit zurückzuführen ſein, einen Zuſtand, wo das Trinkgeld noch nicht die einzige Nothbrücke abgiebt in der Welt ſocialer Zerklüftung, mag letztere nun auf Racen- oder Klaſſenhader beruhen.

Doch jetzt ſind wir auf offenem Meere angelangt, jeder Menſchenlaut verſtummt, auch die Skären haben uns „gute Nacht“ geſagt und ſind fern am Horizonte unter die weiche, warme Meeresdecke geſchlüpft, die ſich nur leiſe ſchaukelnd bewegt, als ſtreckten und reckten ſich die zur Ruhe gegangenen Kinder der See noch einmal behaglich in ihrer wohligen Umhüllung. Das ſoeben noch ſo gol-

dige Gelb auf Fluth und Horizont wird immer fahler, immer bleicher, düſteres Graublau über und unter uns, von breiten, rothen Streifen durchzogen, die einen Blutpfad über das Meer hinzittern laſſen. Die Streifen werden immer dünner, immer bleicher, die Fluth unter uns immer trüber, ein kleines Goldblatt ſchmückt noch den weſtlichen Horizont und wie ein griechiſcher Porticus hebt ſich von ihm der Fichtenhain der nächſten Skäre ab, der wir uns heimkehrend wieder nähern. Aus der leicht zitternden Bewegung der See iſt ein Rollen geworden. Iſt es der erſte Traum, den der Ocean träumt? Er ſcheint kein freundlicher zu ſein. Das iſt ſo recht die Meeresſtimmung, von der der Dichter ſagt:

Im Augenblicke, wo die fremde See
Die lebensfreud'ge Sonne ihm verſchlang,
Durchzuckt des Wand'rers Herz ein tiefes Weh,
Er ſieht die Fluthen dämmern heimlich bang.
Beſchleichen mag auf irren Meeresſtraßen
Den Wand'rer ein Gefühl, daß er verlaſſen.
Zum Himmel hebt er da die Blicke gerne
Und ſucht den Gruß der heimathlichen Sterne,
Die nie dem Menſchenherzen näher kommen,
Als wo der Gruß der Erde ihm genommen,
Die nie die Seele himmliſcher beflügeln,
Als auf des Meers bewegten Grabeshügeln.

Aber kein Stern grüßt uns, weit und breit ein graues Nebelheim, aus dem nur hier und da die Lichter der Wachtſchiffe wie phlegmatiſche Irrwiſche glimmen. Ruder zur Hand! denn der Buſen der Nereïden, an dem wir nur zu lange verweilt, iſt eiſig-kalt geworden und ſie ſcheinen uns ſelbſt mit abweiſender Hand von ſich zu drängen. Auch die trübe, glänzende Scheibe, die wie ein kleiner Mond aus ſeinem bräunlichen Hofe durch den Nebel auf uns niederblickt — das hell erleuchtete Zifferblatt der Thurmuhr von der Helſingfors'ſchen Kathedrale — und der menſchenverlaſſene, nordiſche Marcusplatz, auf dem wir, im Hafen angelangt, bald ſtehen, belehren uns, daß es Zeit iſt, der Ruhe zu pflegen.

* * *

Eine Ueberraſchung für den unorientirten Finnlandfahrer und ein Stolz des Landes ſelbſt iſt das jüngſt auf der Esplanade in Helſingfors errichtete und enthüllte Denkmal des Dichters Runeberg, ein Werk des Sohnes des Hingeſchiedenen. Auf dem Sockel, den ein Genius ſchmückt, der mit dem einen Arme eine Votivtafel umſchlungen hält, erhebt ſich, mit dem Geſicht dem Meere zugewandt, weit über Lebensgröße die ſchlichte Geſtalt des Mannes, der zu den Beſten ſeines Landes zählte. Der Meiſter hat auf jede Idealiſirung verzichtet, vor uns ſteht der Mann, wie er im Leben geweſen, in jedem Zug, in jedem Muskel „des Lebens ernſtes Führen" ausdrückend. Das Standbild gemahnt an jene kraftvollen Geſtalten, die in ſo großer Zahl die Schwelle unſeres Jahrhunderts überſchritten, Männer, die, zweien Jahrhunderten angehörig, es lernten, den kühlen Denkermuth des achtzehnten zu erwärmen an der Liebe zu ihrem

Volke, die ihnen das neunzehnte dank napoleoniſcher Vergewaltigung geſchenkt, jene der Jugend jedes Landes immer theueren Patriarchen unſerer heutigen national gegliederten und national fühlenden Völker- und Staatenwelt. Auch das Koſtüm, der lange, faltige Rock mit dem kurzen Stehkragen, erinnert an die Arndt und Stein. Es iſt etwas Kriegeriſches, etwas ſtramm Soldatiſches in dieſem Runeberg, das vortrefflich zum Pädagogen-Berufe ſtimmt, dem das Leben des Dichters geweiht war. Die Votivtafel am Sockel trägt die drei erſten Strophen aus Runeberg's „Sagen des Fähnrich Stahl", Strophen, die in ſchlichten, warmen Worten die Heimathtreue als das ſchönſte Vermächtniß, das der Dichter ſeinem Volke hinterlaſſen, jedwedem Finnländer an's Herz legen. Die Folianten zu Füßen des Genius hätte ich — wenn doch ſchon etwas gekrittelt ſein ſoll — gerne vermißt; die ſchweinsledernen Träger der Gelehrſamkeit mit ihrer wiſſenſchaftlichen Excluſivität ſcheinen mir ſchlechte Nachbarn der vom Genius gehüteten Votivtafel zu ſein, die zu dem ganzen Volke ſprechen ſoll.

Das populärſte von Runeberg's Büchern ſind in Finnland ſeine „Sagen des Fähnrich Stahl", wie die mir vorliegende deutſche Ueberſetzung den Titel faßt, die einen reichen anekdotiſchen Stoff aus den Kämpfen der Finnen mit Rußland in loſe an einander gefügten erzählenden Gedichten wechſelnden Metrums enthalten. Der Dichter faßt ſein Volk in der Action, gehoben in all ſeinen Kräften durch den Ernſt eines über ſeine Geſchicke allendlich entſcheidenden Kampfes. Züge von männlich ſtolzem Sinn, Rechtſchaffenheit, Opferfreudigkeit, Tapferkeit finden ſich da in reichem Maße und Runeberg hat es trefflich verſtanden, dieſe Blumen aus dem Herbarium der Geſchichte durch den Frühlingsodem der Poeſie zu beleben und ſie zum Strauß mit kräftigem Waldesduft und reicher Farbenfülle zu flechten. Der Ton des Buches geht zu Herzen und es iſt leicht begreiflich, wie die Stahl-Sagen, denen ſelbſtverſtändlich jeder politiſche Charakter fernliegt, hier eine Art Volksbuch geworden ſind, deſſen Verſe der dritte Mann im Lande auswendig kennt und ſie gern zu eigener und Anderer Erfriſchung herſagt, während man die Namen ihrer Helden, eines Swen Duſwa, des finniſchen Horatius Cocles, Stahl, Dobeln, allenthalben auf den Spiegeln und Wimpeln der Schiffe leſen kann, die im Hafen von Helſingfors vor Anker liegen. Als vor wenigen Jahren der Telegraph die Trauerbotſchaft von Runeberg's Tode nach Helſingfors brachte, war das Publicum von Finnlands Hauptſtadt gerade im Theater verſammelt. Ein Schauſpieler trat auf die Bühne und theilte den Tod des Dichters den Verſammelten mit, die das Schauſpielhaus ſofort in einmüthigem Schmerz über den Verluſt des ganzen Landes verließen. Ueberhaupt iſt das patriotiſche Einheitsgefühl der Finnländer trotz aller internen Zwiſtigkeiten ſehr ſtark ausgeprägt. Wird dagegen einer *unſerer* Heimathgenoſſen nach der Provenienz eines Jemand gefragt, der ſich durch ein Etwas vortheilhaft bekannt gemacht hat, ſo kann man ziemlich ſicher ſein, als Antwort zu hören: er iſt Revalenſer, Weißenſteiner, Weſenberger, Hapſaliter oder gar Lealiter, kurz, er iſt irgend ein iter, einer, enſer, aber bei Leibe kein Ehſtländer, geſchweige denn

ein „Balte“. Dieſe ſorgſam individualiſirenden iter, einer, enſer zacken die Etiquette, unter der der neue Werthgegenſtand ſeinen Landesweg gehen ſoll, beträchtlich aus und reduciren ſie auf das denkbar winzigſte Format.

* * *

Schöne Parkanlagen, in denen es an Sonn- und Feiertagen ſelbſtverſtändlich von Menſchen wimmelt, umgeben Helſingfors von allen Seiten. Wer den kleinen Mann hier bei ſeinem Vergnügen belauſchen will, braucht nur an einem Feſttage den nicht allzu umfangreichen, über leicht gehügeltem Terrain ſich erhebenden Park von Kaſſanämi aufzuſuchen; zu Hunderten liegen ſie da im Graſe neben den geöffneten Speiſekörben, deren Inhalt die weißen Leintücher belaſtet, welche die reinliche Finnländerin über den Raſen ausgeſpreitet: die Fabrikarbeiter und Handwerker aus Stadt und Umgegend, ein ſtillvergnügtes, wortkarges Völkchen. Was den Fremden in den finnländiſchen Parks beſonders frappirt, iſt die Gelaſſenheit, mit der der ſocial beſſer Situirte mit Frau und Kind ſeine Lagerſtätte in nächſter Nähe des kleinen und kleinſten Mannes aufſchlägt, ohne von ihm in irgend einer Weiſe beläſtigt zu werden, oder ſich beläſtigt zu fühlen.

Wer dagegen ein ſtilleres Plätzchen aufſuchen will, welches von dem Menſchengetriebe nur wenig berührt wird, kann mehr als ein ſolches ebenfalls in nächſter Nähe der Stadt finden. Ein tief eingreifender Meeresarm züngelt den Park von Kaſſanämi entlang tief in's Land hinein, bis ihm die graublauen Granitfelſen von Töle energiſch die Grenze ſetzen. Dieſes Töle iſt einer der ſchönſten Orte in Helſingfors' Nachbarſchaft, wo es ſich in den Kiefernadeln prächtig liegen und träumen läßt, zumal heute, wo die drückende Hitze ganze Wolken des bitteren Nadelaroms auf Dich niederſenkt. Dunkelgrau laſtet der Himmel über den Baumkronen, ein leiſer Hauch fächelt von oben herab, und unheimlich, wie die Erynnien der griechiſchen Tragödie, beginnen die Wolken ihren langſamen, majeſtätiſchen Gang, ohne Haſt eine die andere überflügelnd, verhüllend und wieder hinter ſich laſſend. Der Kiefernwald iſt faſt ſchwarz, die See zu ſeinen Füßen von dunkelſtem Grün geworden, ein fahles, weißes Licht glimmt auf den Nadelkronen, blitzt in ſchmalen Streifen auf dem Meere auf. Da plötzlich ein Riß durch die Himmelsſchwärze, ein Blitz, vielfach gezackt, ſpaltet den Himmel, wie einen Vorhang vor dem Allerheiligſten, ein Donnerſchlag kracht mit betäubender Gewalt herab, erſt nach Secunden ſich zum gewohnten Rollen ermäßigend, und der Regen fluthet, als wollte er uns vom Granitblock herabſchleudern in die unter uns ſich aufbäumenden Wellen. Das nahe Gaſthaus von Töle iſt bald erreicht, eins jener echt finnländiſchen düſter-traulichen Gaſthausgebäude, aus rohem Tannenholz gezimmert. In ſeinem braungelben Gebälke, auf dem die Harztropfen perlen, ſcheint es ſoeben aus dem Bade zu kommen; rings um die Veranda hängt Blumentopf neben Blumentopf herab, wuchernde Schlinggewächſe mit violetten und grellrothen Blüthen ſchaukelnd, die prächtig zu dem Braungelb der Baulichkeit und dem Dunkelgrün des umgebenden Kiefernwaldes ſtimmen.

Eine ganze Geſellſchaft Regenflüchtiger hat ſich bereits auf der Veranda des Gaſthauſes von Töle niedergelaſſen und ſich kraft des beliebten „Toddy", alias Grog, ſchnell in die gewohnte Alltagsſtimmung hineingefunden, aus der das wirklich großartige Gewitter, welches uns überraſchte, auch den eingefleiſchteſten Proſaiker hätte reißen können.

* * *

Die Kunſtausſtellung Finnlands im Ritterhauſe zu Helſingfors ſteht für die Sommermonate Jedwedem gegen Entrichtung einer Entrée von einer Mark offen*). Nimmt man den Katalog zur Hand, ſo frappirt zuvörderſt die große Zahl weiblicher Ausſteller, denn auf 46 Perſonen — ich laſſe Architektur und Sculptur bei Seite — die überhaupt Gemälde ausgeſtellt haben, kommen 20 Damen, ein Contingent von Malerinnen, das für das kleine Finnland geradezu exorbitant iſt. Landſchaft, Genre, Portrait prävaliren ſelbſtverſtändlich, die Hiſtorie dürfte nur durch 2 bis 3 Gemälde repräſentirt ſein. Der fruchtbarſte finnländiſche Ausſteller iſt Herr A. Edelfeldt, der in nicht weniger als 20 Gemälden auf allen Gebieten — Hiſtorie, Genre, Portrait, Landſchaft — vertreten iſt. Sein Herzog Karl von Södermannland, der die Leiche ſeines Feindes Fleming, Statthalters von Finnland, in Gegenwart von deſſen Frau und Tochter beſchimpft, ſtammt aus dem Jahre 1878. In kothbeſpritzten Reiterſtiefeln und Harniſch iſt der Herzog vor den bleiernen Sarg Fleming's herangetreten und hat mit der Fauſt das erbleichte Haupthaar der Leiche gepackt, hinter welcher Frau und Tochter, erſtere voll Grimm und Verachtung gegen den Frevler, letztere in namenloſem Staunen und Schmerz über die der Leiche des Vaters zugefügte Unbill, daſtehen, während hinter ihnen die ſchlotternde Geſtalt des Schließers der Grabkammer vor Kummer in die Erde ſinken möchte, indeß das rohe Schergengefolge des Herzogs von der anderen Seite ſich dem Sarge zudrängt. Der unſägliche Jammer, der ſich in den ſchmerzverzogenen Lippen und Augen des jungen Mädchens ausſpricht, iſt wohl das Wahrſte und Schönſte in dem Bilde, eine Mahnung an das «maxima reverentia debetur» von ergreifendſter Wirkung. — Als ein in's Rohere überſetztes Pendant dieſes Bildes dürfte die von demſelben Künſtler dargeſtellte Scene aus einem finniſchen Guerillakampfe hervorzuheben ſein, die in formaler Beziehung zum hiſtoriſchen, in materialer aber eher zum landſchaftlichen Genre zu rechnen wäre. Hinter einem Granitblock, den feuchter Februar- oder Märzſchnee bedeckt, iſt ein alter Finne in runder, rother Kappe, die ihm etwas Baſchkirenartiges giebt, damit beſchäftigt, ſeine Armbruſt in Stand zu ſetzen. Sein kleiner Sohn ſchmiegt ſich an die Knie des Vaters, ſein Weib lugt zur Seite des Felsblocks über die ſchneebedeckte Fläche, wo am Horizonte, den brennende Dörfer bezeichnen, ein Trupp Pikenreiter ſich den drei im Vordergrund hinter dem Fels verborgenen Geſtalten nähert. Ueber dem Ganzen liegt ein fahler, öder Himmel, ſo fahl und öde, daß wir verſucht ſind, keinen Gott in

*) Es iſt von der Kunſtausſtellung des vorigen Jahres die Rede. Die Red.

ihm zu vermuthen. Es iſt etwas troſtlos Barbariſches in dieſem Bilde und wir wünſchten, daß der feuchte Schnee, in deſſen Farbenſpiel der Künſtler ſich ſehr orientirt zeigt, bald ſchmelzen werde, wie denn auch eine beſſere Zeit über das Land ſelbſt herangebrochen. — Was mir von Edelfeldt's Bildern am meiſten gefallen, iſt ſein «i sommarqväll». Es iſt eine ſchöne, warme Sommernacht, ſo warm und lieblich, wie ſie Finnland nur ſelten beſcheert ſein mag und wie der dankbare Künſtler ſie hier in ſeinem Bilde um ſo lieblicher verherrlicht hat. Durch das ſilberweiße Waſſer, das, wo der Ruderſchlag es trifft, röthliche Furchen aufſtrahlen läßt, rudern drei kleine Mädchen, zu einer Abendſtunde, wo die roſigen Abendwolken ſoeben im Begriffe ſtehen, dem ſchon voll und ganz am Himmel ſtehenden Monde das Feld zu räumen. Die älteſte, im blauen Matroſenkleid mit dem breiten, weißgeſäumten Kragen, der ihr über den Nacken herabfällt, hat uns zur Hälfte den Rücken gewandt und nur ihr halbgeöffneter Mund zeigt uns die angeſpannte Aufmerkſamkeit, mit der ſie ihrem Steuermannsberufe obliegt. In der Mitte des Bootes, dem Beſchauer zugewandt, ſitzt die Ruderin, der man es anſieht, daß ſie Zeit ihres Lebens die gute, treue Seele in der Familie, die ſtets herzensgehorſame Dienerin der älteren Geſchwiſter ſein wird; die kleinen rothen Aermchen geben ſich die erdenklichſte Mühe und wirklich pantſcht das Ruder auch ganz kunſtgerecht und kräftig in das weiße Email des Waſſers. An der Spitze des Bootes hat die jüngſte unter den Dreien Platz genommen, ſtaunend ſchaut ſie aus ihrem rothen Filzhütchen rückwärts auf den das Meer begrenzenden Park, an deſſen Ufer ſoeben eine blitzende Leuchtkugel gen Himmel ſteigt. Zur Seite rechts taucht auf einem Fußpfad des Parkes die Gouvernante auf, vielleicht gar eine Franzöſin oder petite Suisse, die — o bethlehemitiſche Unthat! — nicht einmal die Sprache der Kinder verſteht und den Kleinen ihren Spaß gewiß gleich verderben wird. Glücklicher Weiſe ſehen die Kinder ſie noch nicht und das Bild verewigt ihr Glück. Ueber den, wie mir ſcheint, allzu ſtereometriſch-plaſtiſchen Mond ließe ſich mit dem Künſtler ſtreiten; ſollten gewiſſe Lichteffecte hier ihn wirklich dermaßen einer rothen, etwas abblätternden Croquetkugel ähnlich machen? — An See- und Waldbildern jeder Jahres- und Lichtgabe iſt ſelbſtverſtändlich kein Mangel. Herr Munſterhjelm hat unſeres Bedünkens die in heller Mondnacht um Luna's Licht geſchaarten Lämmerwölkchen, welche allerdings in Wirklichkeit oft grell genug ſind, etwas allzu plaſtiſch genommen; es iſt, als hätte er ſie ſeinem Himmel aufgeklebt. Sein Meer in der unbehaglichen Stimmung des Zufrierens, wenn ſich der gewaltige Rücken desſelben mit graugrünen Schuppen bedeckt, die wie das ſchleimige Panzerhemd eines Drachen auf- und niederwallen, iſt ſehr gelungen; ebenſo das Silbergeflimmer der Bucht Herrn Lindholm's, wo das Waſſer wie von zahlloſen Silberſchuppnern durchfurcht iſt. Eine Unart iſt die zur Manier gewordene Vernachläſſigung der Hintergründe. Ein Bauermädchen, das aus einem Birkengehölz tritt, iſt recht lebendig, das Gehölz aber, man vergebe den Vergleich, nach der Methode jenes Künſtlers behandelt, der, um Engel al fresco darzu-

ſtellen, einen Straßenjungen entkleidete, mit Oelfarbe roſenroth färbte und dann einfach wiederholt an die Wand klatſchte. Der Hintergrund hat für das Gemälde eine ähnliche Bedeutung, wie der wirklich tiefe und ſchöne Vergleich, das wirklich tiefe und ſchöne Bild für die Dichtung. Die Originalitätsſucht von heute bemüht ſich dagegen, nur das dichteriſche Bild mit möglichſt Meiſſonnierſcher Miniaturmalerei zu detailliren, während der Hintergrund möglichſt cavalièrement abgefertigt wird.

# Aus der Hauptstadt.

Herbstmotive. — Etwas Meteorologie. — Eindrücke und Gedanken am Fuße der „Siegessäule". — Ein Viertelstündchen beim „Exkönig der Papuas". — Polynesische Mode und Kunst. — Ein Blick in das Steinzeitalter. — Alkoven-Studien am Newski-Prospect. — Ssuchorowski's neuestes Bild. — N. E. Makowski †.

St. Petersburg, im October.

Die Tage der Herbstmotive sind da. . . . Von den im Winde säuselnden dürren Blättern singt der Poet, von der farbenprächtigen Stimmung des Abendhimmels und den feinen Tönen der dunstigen Fernsicht schwärmt der Maler; die Hausfrau mustert die Wintergarderobe der Kinderschaar und studirt mit den Freundinnen an der Hand von Modekupfern die Toiletten der kommenden Saison; Holzpreise und Wohnungsmiethen machen dem Hausherrn verdrießliche Stunden; der Entrepreneur sieht sich nach „Specialitäten" und „Virtuosen" aller Art um und vom Wetter spricht Jedermann.

Das Gespräch vom Wetter bildet so recht eigentlich das Leitmotiv in der großen Symphonie der Conversation herbstlichen Tageslebens.

Nicht blos der Landmann und der berufsmäßige Meteorolog interessiren sich für das Wetter. Es giebt gar Viele, die das Nahen des Herbstes, das Kommen des Frühlings, das Zu- und Aufgehen der Flüsse, den Eintritt der ersten und letzten Fröste auf der Karte verfolgen, wie in Kriegszeiten die Bewegungen des eigenen und des feindlichen Kriegsheeres.

Wir wissen, daß so und so viel Tage nach dem Zufrieren der Dwina die Newa sich mit festem Eise bedeckt, und so und so viel Tage nach ihr die Düna u. s. w. Wir sehen, wie die Herrschaft des Frostes, von Norden, Osten und Südosten vorrückend, sich immer weiter ausdehnt und wie allmählich ein Gouvernement nach dem anderen unter das Scepter des Winters geräth, und man ist durch Jahrzehnte hindurch fortgesetzte Beobachtungen nunmehr so weit gekommen, daß, abgesehen von einigen, vorübergehend etwas Unordnung in das System bringenden meteorologischen Surprisen, man mit ziemlicher Genauigkeit ein mehr oder minder wahrscheinliches Durchschnittsdatum für den Eintritt dieser oder jener Erscheinung des atmosphärischen und klimatischen Lebens annehmen kann.

So weiß der Petersburger, der nicht ganz gedankenlos und völlig intereſſenlos in den Tag hineinlebt — wie viele ſind es ihrer übrigens? — daß der erſte Herbſtſchnee durchſchnittlich am 11. October zu fallen pflegt und daß vier Tage ſpäter der erſte gründliche Froſt eintritt, der aber immerhin den Strahlen der Mittagsſonne gegenüber noch nicht Stand hält. Der erſte Tag, wo der Schnee auf den Dächern und Straßen und das Eis auf den Goſſen und an geſchützten Stellen träge hinfließender Canäle und Flüßchen nicht mehr wegthaut, iſt durchſchnittlich der 4. November, während der 13. November den Tag bezeichnet, wo die Newa endgiltig vom Winter in Feſſeln gelegt wird.

Für das vorige Jahr ſpeciell ſtimmten dieſe Angaben allerdings nicht: der erſte ſtarke Nachtfroſt fiel damals auf den 6. October und am 9. hatten wir gründliches Schneegeſtöber und der Schnee blieb den ganzen Tag über liegen und bis zum 12. gab es vortreffliche Schlittenbahn, bei einer Temperatur, die bis auf — 8 Grad R. herabſank. Dann aber trat ein Umſchlag ein und der Winter hatte erſt wieder zum 7. November ſeine Herrſchaft ganz befeſtigt. . . . Alle oben bezeichneten Daten waren ſomit beſonders früh eingetreten und in der That war denn auch der vorige Winter ein ganz außerordentlich lang anhaltender und ſtrenger, was die Anhänger der Theorie einer allmählich immer zunehmenden Milde des Klimas ſtutzen machte.

Dieſelben berufen ſich dabei auf das von den Aſtronomen aufgeſtellte Geſetz, daß unſer Erdball im Laufe von 21,000 Jahren in Folge verſchiedener hier nicht gut näher zu erörternder Bedingungen die Erſcheinung darbietet, daß unter allmählicher Zu- reſp. Abnahme einmal der Winter der nördlichen Hemiſphäre um 30 Tage länger iſt, als auf der ſüdlichen, und einmal das Umgekehrte ſtattfindet. Zwiſchen dem kürzeſten und längſten aſtronomiſchen Winter liegt alſo für die nördliche, wie für die ſüdliche Halbkugel jedes Mal ein Zwiſchenraum von 10,500 Jahren; während der erſten 5250 Jahre dieſer Periode nimmt der Winter ſtändig ab, um in den letzten 5250 Jahren ebenſo regelmäßig wieder zu wachſen. . . . Gegenwärtig befinden wir uns in einer Periode, wo der Winter der nördlichen Halbkugel um 5 Tage kürzer iſt, als der der ſüdlichen; bewegen uns alſo in abſteigender Richtung; die Abnahme des Winters iſt aber in jedem Jahre eine ſo minime, daß er z. B. in 100 Jahren erſt um 7 Stunden kürzer wird. Ein Milderwerden des Klimas alſo aus den Geſetzen dieſer Erſcheinung herleiten zu wollen, wäre ein verfehltes Unternehmen.

Und wenn man ſich daher die klimatiſchen Veränderungen, deren ſtaunende Zeugen wir oft ſein dürfen, aus den „ehernen ewigen Geſetzen" des Lebens des Univerſums erklären wollte, ſo wäre es ein thörichter Verſuch: auf unſerem Erdball ſelbſt ſind die nächſten Gründe ſolcher Erſcheinungen zu ſuchen. Wenn wir unſere Wälder viele Meilen weit ausholzen, das Land dadurch dem Einfluß böſer Winde preisgeben, den Flüſſen ihre Nahrung entziehen, ſie verſumpfen und verſanden laſſen — ſo haben wir hiermit gleich einen dieſer Gründe, die, insbeſondere in unſerem Rieſenreiche, ſehr weſentliche klimatiſche Veränderungen bedingen.

Aber ſind dieſelben überhaupt andauernde und läßt es ſich von einem merklichen Wechſel im Allgemeinen ſprechen? . . .

Kürzlich veröffentlichte einer unſerer Aſtronomen nachſtehende intereſſante Mittheilung:

„Was die unmittelbaren Beobachtungen des europäiſchen Klimas im Laufe des letzten Jahrhunderts betrifft, ſo giebt's in der That keinen Anhaltspunkt für die Annahme einer Veränderung desſelben nach der einen oder anderen Seite hin. Das Klima Weſteuropas iſt ganz dasſelbe geblieben, das es vor hundert Jahren war. Tief unten in den Kellern des Pariſer Obſervatoriums z. B. ſind Thermometer angebracht; dieſelben haben im Laufe eines Jahrhunderts unabänderlich ſtets die gleiche Temperatur markirt. Wohl giebt's kältere und wärmere Winter, aber das war immer ſo und wird immer ſo ſein; für eine conſtant zunehmende oder aber abnehmende Kälte liegen jedoch keinerlei Anzeichen vor."

Beſonders beweiſt das auch die Tabelle der Januarfröſte St. Petersburg's für einen ca. ein Jahrhundert umfaſſenden Zeitraum. Die niedrigſten Durchſchnitts-Temperaturen wurden beiſpielsweiſe verzeichnet: 1783 (— 15 Grad R.), 1808 (— 14,9 Grad), 1814 (— 17,8 Grad), 1861 (— 14,1 Grad), 1862 (— 14 Grad); dagegen wies der Januar der Jahre 1843, 1866 und 1882 eine Temperatur auf, wie ſie ſonſt nur in der Krim zu finden iſt. . . . Wie ſich ſolche Schwankungen erklären laſſen — darüber geben uns die Herren Aſtronomen, Meteorologen und Klimatologen zunächſt noch keine gewiſſe Auskunft. . . .

* * *

Und wir wollen ſie denn auch jetzt in Ruhe laſſen und das „Wetter" desgleichen.

Uebrigens einen böſen Streich hat es uns jüngſt wieder geſpielt: am 12. October, dem Tage der Enthüllung der Siegesſäule vor der Troizki-Kathedrale, auf dem Ismailow'ſchen Proſpect. Es war nämlich plötzlich empfindlich kalt geworden und den buntfarbigen Uniforms-Schmuck, den wir hier — wenn die Sonne dem ſchneidenden Nordoſt mit ihrer Wärmekraft beſſer Stand gehalten hätte — ſo abwechſelungsreich zu ſehen bekommen hätten, wie ſonſt nie, ihn deckte unter ſolchen Umſtänden zumeiſt der einförmige graue Soldatenmantel. . . . Denn es waren ja nicht blos die Vertreter unſerer prächtigen Garderegimenter aller Waffengattungen, die bekanntlich an Reichthum und Schönheit der Uniformirung ihres Gleichen ſuchen in Europa — es waren Vertreter unſerer geſammten Armee da vorhanden und unter ihnen erregten beſonderes Intereſſe die Aſiaten, um ſo mehr, als viele derſelben keine grauen Ueberröcke trugen, ſondern meiſt ihre farbenprächtigen, goldglänzenden nationalen Koſtüme. Krieger aller Völkerſtämme des weiten aſiatiſchen Reiches waren dort und die Tage vorher ſchon auf den Straßen, in den Theatern und in den Reſtaurants und natürlich auch insbeſondere auf dem Denkmalsplatz und auf der Trauerſtätte zu erblicken,

wo unerhört freche Mörderhand den grundgütigen Zarbefreier traf: größtentheils prächtige typiſche Erſcheinungen von martialiſcher Haltung, mit ihren tief gelben und dunkelbraunen, kühn geſchnittenen Geſichtern merklich hervorſtechend aus der Maſſe ihrer blaſſeren, europäiſchen Kriegsgenoſſen; gleich dieſen mit Georgenkreuzen, oft zweien und dreien, geſchmückt. Türken, Armenier, Baſchkiren, Kalmücken, Imeretier, Lesghier, Dageſtaner, Kabardiner, Kurden, letztere beſonders kriegeriſch und impoſant ausſehend in ihren reichen, ſeidenen, goldgeſtickten Anzügen. . . . Und die koſtbare Waffenſammlung, die dieſe Söhne wilder Stämme an ſich trugen! . . .

Ja, es war ein buntbewegtes Treiben, reich an verſchiedenen charakteriſtiſchen Scenen und Epiſoden, das am 11., 12. und 13. auf jenem Platze, gegenüber den Kaſernen des Ismailow'ſchen Regiments, ſich entwickelte und auf- und abfluthete. . . . Die ganze Macht und der gewaltige Kriegsruhm des Zarenreiches kamen dort ſo ſprechend zum Ausdrucke, am Fuße der mächtig aufragenden Siegesſäule, deren Beſchreibung, ebenſo wie die Schilderung der erhebenden Feierlichkeit, die ihre Enthüllung begleitete, ſchon längſt in Ihren Händen und durch die Tagespreſſe weit über die Grenzen Rußlands hinaus verbreitet iſt.

Und daß in den Freudenbecher, den in jener Stunde das Volk und die Armee Rußlands vereint — durch das Band der allgemeinen Wehrpflicht vereinter, als je ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten — an den Mund ſetzten, nicht blos die Thräne der Trauer um Die fiel, die in den Jahren 1877 und 1878 ihr Leben laſſen mußten auf den Abhängen und in den Schluchten des Balkans, auf den Roſenfeldern von Kaſanlyk, auf den armeniſchen Hochebenen, bei Schipka und Plewna, bei Teliſch und Gorny-Dubnjak, bei Kars und Ardahan, mit dieſem ihrem Leben glänzende Siege erkaufend, deren Facit ſpäter, als das Schwert des Kriegers der Feder des Diplomaten Platz gemacht hatte, dank der Kunſt dieſer letzteren ein ſo unvergleichlich armſeliges ward — ſondern auch der Wermuthstropfen des bitteren Gefühls, das die Undankbarkeit ſtets hervorruft; daß man über die einſtigen Siege nicht der Lage und der Stimmung in dem Lande vergeſſen konnte, deſſen Befreiung ja der ganze blutige, opferreiche Feldzug gegolten hatte: wer wird's unnatürlich finden? Wer wird's einer nationalen und patriotiſchen Preſſe verdenken wollen und können, daß der Schatten der „bulgariſchen Frage", in Etwas die lichte Feier verdüſternd, ſich in allen Feſtartikeln geltend machen durfte?

Zur ſelben Stunde, als hier unter Kanonendonner und Feſtgeläute das Ruhmes-Denkmal feierlich eingeweiht wurde im Beiſein des geſammten Kaiſerhauſes, der auserleſenſten Helden und Truppen unſerer Armee und einer zehntauſendköpfigen Menge begeiſterter Patrioten — verſandte in Sofia ein Herr Natſchewitſch ſein Circular an die Vertreter der Mächte, worin er ihnen Namens der Regentſchaft kund und zu wiſſen that, daß die Sſobranje trotz Rußland am Mittwoch zuſammentreten und die Fürſtenwahl bewerkſtelligen werde!

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist's bekanntlich oft blos ein Schritt — aber bisweilen ist dieses Lächerliche gleichzeitig auch recht traurig. . . .

* * *

Doch lassen wir das. . . . „Rrrrr — ein ander' Bild," wie der Berliner Guckkastenmann sagt.

Dem Petersburger werden in diesen Tagen gar mancherlei Bilder geboten, die hervorstechen aus dem grellbunten Einerlei seines gewöhnlichen Tageslebens und seiner obligaten Tagesinteressen.

Versetzen wir uns für einen Augenblick vom Fuße des Denkmals, von der Troizki-Kathedrale und aus den Tagen des letzten Türkenkrieges — in die hohe, mit den Bildnissen der Kaiser und Kaiserinnen Rußlands geschmückte Aula der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und damit in ferne Zonen und Länder. . . .

Ein kleines, schlankes Männchen, mit dem vertrockneten Gesicht, das so typisch ist für alle Europäer, die eine Reihe von Jahren unter den Tropen gelebt haben, und aus dem eine scharf geschnittene, energisch ansetzende Nase vorspringt zwischen klug und entschlossen blickenden Augen und über einem buschigen, das einstige Dunkelblond schon stark mit Grau vermischt zeigenden Vollbarte — eilt geschäftig von Tisch zu Tisch, auf denen allerlei sonderbar gestaltete und gefärbte Gegenstände ausgebreitet liegen, von anderen, an den Wänden hängenden und stehenden überragt, und erklärt aufs Liebenswürdigste immer Neuhinzukommenden die Bedeutung all dieser Dinge.

Das Männchen ist der „Ex-König der Papuas", der in diesem Sommer und Herbst hier so viel genannte Miklucho-Maclay, der für einige Tage seine Collectionen dem Publicum zugängig gemacht hat.

Die Ausstellung ist nicht uninteressant, wiewohl sie im Ganzen mehr einen Erfolg «de curiosité» beansprucht, als ein ernstes wissenschaftliches Interesse: denn nur den ethnographischen Theil seiner Sammlungen, all jene Sachen und Sächelchen, die einen Begriff von dem täglichen Leben und dem Ideenkreis der Bewohner der Inseln und Küsten Polynesiens und Australiens geben — die dem russischen Reisenden zur zweiten Heimath geworden — von ihren Mitteln im „Kampf um's Dasein", hat er hier ausgestellt; während die für den Naturforscher wichtigen und werthvollen anthropologischen und zoologischen Collectionen und Arbeiten noch in zahlreichen Kisten wohlverpackt ruhen. Für diese würde aber dem großen Publicum auch sicher das Verständniß und das Interesse fehlen.

Allerdings meinten neulich zwei „Kursistki", daß es sehr häßlich vom Forschungsreisenden wäre, daß er ihnen die Tabellen seiner Schädelmessungen und Gehirn-Wägungen, die Schädel selbst und Skelette ꝛc. entziehe: „es gäbe doch Frauen, die sich auch hierfür interessiren". Aber Miklucho-Maclay wies sie fein lächelnd auf eine Vitrine hin, in der schmale Gürtel und Armspangen und Nasenringe lagen — die Balltoilette und der Schmuck der „Damen von

Welt" auf den Admiralitätsinseln und an der Maclay-Küste. . . . Das war wohl recht boshaft, aber auch deutlich. . . .

Außer Bekleidungsstücken, Kriegsschmuck und Festputz aller Art — erstere bestehen zumeist aus Gürteln und Schurzen aus Fellen oder Pflanzenfasern, und sind so wenig umfangreich, daß man, eingedenk dessen, daß sie ja zur Bekleidung dienen sollen, unwillkürlich ein «lucus a non lucendo» ausruft — bekommen wir hier verschiedene Jagd- und Fischerei-Utensilien, Hausgeräth, Kriegswerkzeuge, musikalische Instrumente, ja sogar Proben der bildenden Kunst jener Bewohner der Inseln des Stillen Oceans zu sehen.

Die Werke polynesischer Kunst — Holzsculpturen und Malereien auf Bambusrohr und Holztafeln — sind meist höchst possierlich, oft den Civilisirten übrigens sogar ganz unverständlich; dann aber auch wieder so naturalistisch und drastisch naiv, daß diese Naivetät dem culturbeleckten Europäer einfach im höchsten Grade unanständig und anstößig erscheint, so daß einige der von Maclay gesammelten „Statuen" von Männlein und Weiblein gar nicht ausgestellt werden konnten. Doch geben auch die vorhandenen Bildwerke, zum Theil roh bemalt und entfernt an egyptische und assyrische Kunstgebilde gemahnend, wiewohl weit unter ihnen stehend, einen guten Begriff von dem Kunstvermögen jener Insulaner, dem gegenüber die Leistungen mancher Tisch und Wände bekritzelnder und Brodstückchen knetender Quartaner fast als die Werke eines Raphael oder Michel Angelo erscheinen könnten.

In einem Dorfe — so erzählte Herr Miklucho-Maclay u. A. — lebte ein Papua, der in dem Rufe eines beliebten Künstlers stand; der russische Reisende bat ihn, ihm doch ein Weib aufzuzeichnen. Flugs nahm er eine Holztafel zur Hand, beschrieb einen ganz unregelmäßigen Kreis auf derselben, deutete mit zwei Strichelchen die Augen an und mit einem kleinen Kreischen die Nase und reichte dann das Kunstwerk mit pathetischer Geberde hin: „Da hast Du eine Frau!"

Und doch begegnen wir dabei auf dem Gebiete des Kunstgewerbes wiederum sehr hübschen Arbeiten, so namentlich auch Verzierungen von Pirogen (Kähnen), die in sehr originellen Holzschnitzereien in Filigran-Mustern bestehen. . . .

* * *

Alle diese Gegenstände, die Herr Miklucho-Maclay in Neu-Guinea, auf den Admiralitäts-Inseln, an der Australischen Küste u. s. w. gesammelt hat, beweisen, daß die Bewohner jener Gegenden aus der Periode der Steinzeit noch nicht herausgetreten sind. Die Waffen, Beile, Messer sind theils aus Knochen, theils aus Muschelstücken verfertigt. Sehr geschickt sind Holz-, Bast- und Pflanzenfasern verarbeitet worden. Einige geflochtene und hübsch gemusterte Gürtel, die zierlichen Schnüre aus Lianenfasern, die buntgefärbten Fransen-Schurze nehmen sich bisweilen fast wie die Arbeiten europäischer Posamentiere aus. Sehr interessant sind einige aus ganzen Holzblöcken mit äußerst primitiven Werk-

zeugen ausgeſchabte, bisweilen aber auch gedrechſelte Schalen mit kunſtvoll geſchnitzten, ganz eigenartige Formen aufweiſenden Griffen; darunter eine mehr als eine Arſchin im Durchmeſſer breite Schale aus ſchwarzem Holz, von den Admiralitäts-Inſeln. . . . Welchen Werth der Stein dort beſitzt, geht auch daraus hervor, daß die Münzzeichen nichts weiter als kreisrunde Steine, von oft ſehr beträchtlichem Umfange, ſind. Aus Korallen, Schweinszähnen, Menſchenkinnbacken, Muſcheln u. ſ. w. findet ſich eine reichhaltige Collection von Schmuckſachen vor: Armbänder, Hals- und Fingerringe, Ohrgehänge, Fußſpangen. Dieſelben ſind reicher und zeigen weit mehr Geſchmack als z. B. der Schmuck der Kaffern, deren Culturſtufe, die wir jüngſt an den von einem Miſſionair aus Südafrika mitgebrachten Utenſilien aller Art bemeſſen konnten, überhaupt eine noch geringere zu ſein ſcheint, als die der Pfleglinge des Herrn Miklucho-Maclay, obſchon jene keine Menſchenfreſſer ſind, wie dieſe, wie der gleichfalls hier ausgeſtellte „Kan" beweiſt — ein Apparat zur Einſchließung von Menſchen, die zum Verſpeiſtwerden beſtimmt ſind. . . .

Sehr zahlreich iſt die Ausſtellung nicht, aber, wie der Reiſende ſelbſt in einer Rede am Eröffnungstage erklärte, Zweck ſeiner Reiſen ſei ja nicht, Collectionen, ſondern wiſſenſchaftliche Beobachtungen zuſammen zu ſtellen; es fehlte ihm aber nicht blos an Zeit, ſondern auch an Mitteln, den Curioſitäten-Sammler zu ſpielen.

Was übrigens den Werth dieſer Sachen betrifft, ſo iſt derſelbe fortwährend im Wachſen begriffen, in ſo fern, als einerſeits die Cultur dort erhebliche Fortſchritte macht, andererſeits aber der eine und andere Stamm bereits im Ausſterben begriffen iſt, ſo daß dieſe Sammlungen bald nicht nur einen ethnographiſchen, ſondern auch einen hiſtoriſchen Werth haben werden.

„Ich hielt es für nothwendig — erklärte Herr Miklucho-Maclay — eine Collection von Waffen, Werkzeugen und Hausgeräth der Papuas anzulegen, weil dieſelben gar bald ſchon der Vergangenheit angehören werden. Alles, was Sie hier ſehen, ſind Gegenſtände und Acceſſoires des Menſchen aus der Steinzeit; Alles iſt aus Stein, Muſcheln, Feuerſtein-Splittern hergeſtellt und von Metallen iſt noch keine Spur vorhanden. Jetzt iſt die Steinperiode von Jahr zu Jahr mehr im Schwinden begriffen; die Küſten der polyneſiſchen Inſelwelt ſind den Europäern erſchloſſen worden; der Pelzhandel gewinnt immer mehr an Boden; anſtatt der Lanze mit ſcharfer Spitze aus Muſchel-Rudimenten hat der Eingeborene jetzt die Möglichkeit, eine Flinte zu erhalten, und an die Stelle ſeines Steinbeils tritt das engliſche Stahlbeil; die dürftige Kleidung aus rohen Pflanzenfaſern beginnt, Hemden und Röcken aus Kattun Platz zu machen. Der Steinmenſch ſchwindet zuſehends. . . . Und wer wird denn auch Jahre lang an der Herſtellung eines Beiles aus Stein oder Muſcheln arbeiten, wenn er für einige Körbe getrockneter Nüſſe ein prachtvolles Stahl-Beil bekommen kann? Die unlängſt noch ſo ſehr hoch geſchätzten ſteinernen Beile haben heute ſchon faſt keinen Werth mehr und ſie werden beinahe unentgeltlich hingegeben und

andererſeits natürlich auch nicht mehr angefertigt, ſo daß ſie in wenigen Jahren bereits eine Seltenheit bilden werden, von archäologiſchem Werth, und daß man ſie nur noch in Muſeen finden wird. . . . Ich werde Ihnen, meine Herren, all die hier ausgeſtellten Gegenſtände nicht näher beſchreiben. Das wird mein Buch thun. . . ."

Dieſes Buch! Wir warten ſchon gar lange darauf. Und daß es noch immer nicht erſchienen iſt, das iſt's ja gerade, was in gelehrten und wiſſenſchaftlichen Kreiſen gegen den unzweifelhaft kühnen und ſtrebſamen Reiſenden eingenommen hat. . . . Da man von ihm nur wenig ſchwarz auf weiß zu ſehen bekam, ſo beſchuldigte man ihn der Phraſe und der Poſe. An ihnen hat's auch jetzt wieder nicht gefehlt, ebenſo wenig, wie an einer gewiſſen Suffiſance; aber ſeine abenteuerlichen Coloniſationsprojecte, die in Folge der Verhimmelung ſeitens allzu geſchwätziger und bärendienſtfertiger Freunde im Sommer ſo ſehr die Spottluſt wach riefen, hat er jetzt wenigſtens nicht mehr in ſo oſtentativer und marktſchreieriſcher Weiſe berührt. . . . Und die eiſernen Truhen mit den Manuſcripten, die ebenfalls im Saale der Akademie ausgeſtellt ſind — da haben Sie ſo etwas von dem „Poſiren" Miklucho-Maclay's — flößen Einem immerhin einigen Reſpect ein.

Sie bleiben natürlich behufs ſyſtematiſcher Bearbeitung im Beſitz des Reiſenden, während er ſeine ethnographiſchen Collectionen der Akademie der Wiſſenſchaften überwieſen hat. . . .

* * *

Die mehr als nothdürftige Bekleidung der Vertreterinnen des „ſchönen" Geſchlechts im Maclay-Land, die übrigens, beiläufig bemerkt, ſich nicht nur weniger bekleiden, ſondern auch weit weniger putzen, als ihre Herren und Gebieter, läßt mich unwillkürlich des Malers gedenken, der unſere heurige Saiſon der bildenden Künſte als Erſter zu eröffnen ſich beeilt hat.

Ich meine N. Sſuchorowſki, den Autor der „Nana" und der büßenden Magdalena, welch beide Gemälde ich Ihnen ſeinerzeit geſchildert habe.

Natürlich iſt's auch jetzt wieder das „Ewig Weibliche" in möglichſt illuſoriſcher Bekleidung, das ihn, das aber — wie Sie ſehen — nicht er angezogen hat. Und von dem „Ewig Weiblichen" der Vorwürfe Sſuchorowſki'ſcher Malerei kann es, ein bekanntes Wort leichthin paraphraſirend, heißen:

„Denn aus Gemeinem iſt es ſtets gemacht
Und die Gemeinheit nennt es ſeine Amme!"

Es iſt eigentlich ganz dieſelbe „Nana", die dem geſchäftsgewandten Maler durch Ausſtellungen, Verkauf des Originals und des Reproductionsrechts über 170,000 Rbl. (!) eingebracht hat; nur, daß ſie jetzt aus dem Rothhaarigen in's Brünette überſetzt iſt und daß er ihr — wohl, um die Sache noch „picanter" zu machen — über den üppigen Leib ein durchſichtiges Battiſthemd gezogen hat. . . . So liegt es da, das Weib, mit lüſternem Lächeln einer wilden Ball-

nacht gedenkend, auf übrigens virtuos gemalten perſiſchen Teppich-Divan ausgeſtreckt und dem Beſchauer ſein rohes, ſinnliches, gemeines Geſicht voll zuwendend. . . . Ein ganz ſcheußliches Bild, deſſen Technik aber und mit dieſer erzielte, natürlich wiederum durch künſtliche Beleuchtung noch erhöhte Plaſtik eine wahrhaft ſtaunenswerthe iſt. . . . Schade um das ſchöne Talent, das hier ſo auf Abwege gerathen iſt und das, in Anbetracht des Umſtandes, daß der Künſtler bereits ein graues Haupt trägt, wohl nicht mehr in andere Bahnen zu lenken ſein wird! . . . Aber wozu auch? Bringt's doch was ein! . . . Und man lernt den „Geſchäfts-Rummel" immer beſſer: dieſes Mal hat der zuvorkommende Maler dem Beſucher ſogar die Mühe erſpart, eine Treppe zu erſteigen. Er hat ein auf der belebteſten Stelle des Newſki-Proſpects gerade leerſtehendes kleines Magazin zu ebener Erde gemiethet; jeder Flanirende tritt einen Augenblick ein, zahlt einer verſchmitzt und cyniſch lächelnden Kaſſirerin ſeine 30 Kop., ſchlägt einen Teppich zurück und — glaubt, vor dem Alkoven einer Hetäre zu ſtehen. . . .

* * *

Schlagen wir den Teppich wieder zu und treten wir aus dem ſtockdunklen Raum, von dem aus wir einen Blick auf das grell beleuchtete Polſter-Lager der „Träumenden" geworfen, wieder hinaus in Gottes ſchöne, ſonnenhelle, friſche Luft und begeben wir uns — auf einen Friedhof.

Freilich, er liegt etwas weit, denn es iſt keiner der Petersburger, ſondern ein Moskauer Kirchhof; aber freundliche Erinnerung und ſchmerzliche Wehmuth tragen Einen bald genug hinüber.

Dort haben ſie jüngſt einen Künſtler von anderem Geiſte begraben, als der iſt, deſſen Werk wir ſoeben den Rücken kehrten.

Am 6. October ſtarb in der alten Zarenſtadt der graduirte Künſtler 2. Klaſſe Nikolai Makowſki.

Derſelbe entſtammt einer gottbegnadeten Künſtler-Familie, deſſen Haupt, der hochbetagte Jegor Iwanowitſch Makowſki, wenige Wochen vorher zu Grabe getragen worden.

Nikolai Makowſki war der jüngere Bruder des „ruſſiſchen Makart", des weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus bekannten Profeſſors der Portrait- und Hiſtorienmalerei Konſtantin Makowſki, und des wohl bedeutendſten der derzeitigen ruſſiſchen Genre-Maler von künſtleriſch abgerundeter nationaler Richtung, des Akademikers Wladimir Makowſki. Eine Schweſter dieſer Beiden, Alexandra Makowſki, erfreut ſich des Rufes einer guten Landſchafterin, namentlich auch als Aquarelliſtin.

Wenn der verſtorbene Nikolai Makowſki keinen höheren Grad in der hierarchiſchen Stufenleiter unſerer Künſtler-Carrièren erreichte, ſo heißt das doch nicht, daß er an Talent hinter ſeinen titulirten Brüdern ſo weit zurückſtand — nicht immer ſind bei uns Diplom und Talent ſich deckende Begriffe — ſondern nur, daß er ſich nicht um die gehörige Anzahl Medaillen bewarb, nicht an den

erforderlichen Concurrenzen Theil nahm. Das aber mag er wohl deshalb nicht gethan haben, weil er erſt ſpät ſich zur Malerei entſchloß.

Im Jahre 1859 bezog er als Siebenzehnjähriger die Akademie der Künſte, um ſich der Architektur zu widmen und vollendete den Curſus binnen ſieben Jahren mit Auszeichnung, ſo daß er gleich den Poſten eines Gehilfen des Architekten des Hofminiſteriums erhielt. . . . Aber diejenigen, die ſich gewundert hatten, daß Makowſki trotz ſeiner offenkundigen Begabung für die Malerei das Studium der Architektur ergriff, ſollten Recht behalten: vier Jahre, nachdem er die Akademie beendet hatte, trat er als Externer wieder in ſie ein, dieſes Mal, um ſich der Landſchaftsmalerei zu widmen, auf welchem Gebiete er ſich bereits 1873 mit einer großen Anſicht von Moskau den Künſtlergrad 2. Klaſſe erworben hatte.

Große Bilder hat übrigens Nikolai Makowſki nur ſelten gemalt, insbeſondere nicht in den letzten Jahren, wo bei uns, pariſeriſcher Mode folgend, die Nachfrage nach der Cabinets- und Miniatur-Malerei immer größer wurde.

Eine feine, wiewohl dabei doch kräftige und expreſſive Pinſelführung, ein treffliches Verſtändniß für Luftſtimmung und geſchickt gewählte Staffage, die in den letzten Bildern ſo überhand nahm, daß die „Landſchaft“ in denſelben hinter das „Genre“ zurücktrat, zeichneten ſeine Arbeiten aus, die ſtets viele Liebhaber fanden, auch dann noch, als er, ſeinem Bruder Wladimir Makowſki nachahmend, ſeine Motive zumeiſt aus dem kleinruſſiſchen Bauerleben zu wählen begann. Ueber dieſen Bildern wären noch jene anderen zu nennen, die uns mit Moskau und ſeiner nächſten Umgebung bekannt machten und dann vor allen die Früchte ſeiner orientaliſchen Reiſe in den Jahren 1874—1876, eine Reihe farbenprächtiger und vorzügliche Linienperſpective zeigender Bilder — hier bekundete ſich ſein langjähriges Studium der Architektur — Straßen, Plätze, Moſcheen aus Kairo und Konſtantinopel und anderen ſchönen Punkten und Ortſchaften der Wunderwelt des Orients darſtellend. . . .

Vor einem Jahr etwa entriß ſeiner Hand eine Lähmung den Pinſel; ein zweiter Schlaganfall aber in dieſem Herbſte machte ſeinem Leben ein frühzeitiges Ende.

In ihm verliert die „Geſellſchaft der Wanderausſteller“ eins ihrer liebenswürdigſten und talentvollſten Mitglieder, das zwiſchen unſchönem Naturalismus und unrealiſtiſcher Veduten-Malerei gerade die Mitte hielt.

* * *

Und wohin wenden wir jetzt unſere Schritte? Kehren wir noch für einen Augenblick in unſere Gerichtsſäle ein, wo ſo viel ſenſationelle Raubmord- und Brandſtifterproceſſe verhandelt wurden? Oder in unſere Theater, wo das Senſationellſte das iſt, daß es nichts Senſationelles giebt? Oder in unſere Concerthallen, wo die Saiſon erſt eben, aber in vielverheißender Weiſe, ihre „Flügel“ zu rühren beginnt?

Ich fürchte, für heute iſt's zu ſpät hierzu. J. Norden.

# Auf dem Lande.

Genre-Bildchen aus dem ruſſiſchen Leben von **S. Iwanow** in Riga.

Sie wohnten im R'ſchen Gouvernement, in einem ſeiner flachſten, unſchönſten Theile, wo ſich Werſte weit in gerader Linie die einförmige, ſtaubige Landſtraße zwiſchen Kornfeldern und ſchmalen Wieſenrainen hinzieht, wo ſtellenweiſe kein Baum, kein Strauch ſich findet und zwiſchen ſteilen Ufern der Fluß gleich einem todten Gewäſſer ſtill zu ſtehen ſcheint.

An das alte, aus dicken Balken aufgeführte Herrenhaus mit den trüben, grünlich ſchimmernden Fenſterſcheiben und der morſchen Treppe ſtieß der Garten — eine Bezeichnung, welche hier eigentlich ihre Bedeutung verloren hatte, denn Beete und Gänge waren von Gras überwuchert. Nur Beerenſträucher und einige Kirſchbäume erinnerten an eine einſtige ſyſtematiſche Eintheilung dieſes großen Raumes, deſſen einzige Zierde vier rieſige Vogelbeerbäume bildeten. Gegenüber dem Haupteingange, deſſen ausgetretene Bretterſtufen und verfaultes Geländer zu einer gewiſſen Vorſicht mahnten, war der Boden von Gras gereinigt und mit gelbem Sande beſtreut. Dieſer Weg führte zu einer etwas dürftigen Laube aus Flieder und Faulbaum, die der Stolz der Gutsherrſchaft war und wo man an heißen Sommertagen mit Vorliebe den Thee einnahm.

Derjenige, welcher zum erſten Male dieſen entlegenen, jeden Reizes baaren Erdenwinkel betrat, konnte ſich eines Gefühles der Wehmuth, ja faſt der Traurigkeit nicht erwehren, — aber die Beſitzer ſelbſt empfanden nichts Aehnliches. Sie hatten ja ihr ganzes Leben faſt hier gelebt und es verlangte ſie nach nichts Schönerem, Vollkommenerem. Sie waren Beide längſt über die Blüthe der Jahre hinaus geweſen, als ſie einander geheirathet, — Tatjana Philippowna hatte ſchon die Hoffnung aufgegeben gehabt, je Hochzeitskleid und Brautſchleier anzulegen, und Maxim Feodorowitſch träumte eigentlich auch nicht mehr von dem Glücke, ſich einen häuslichen Herd zu gründen. Mit dem Range eines Obriſten hatte er ſich aus dem Militärdienſte zurückgezogen auf ſein Gütchen, wo er ſich einer wahrhaft ſybaritiſchen Ruhe hingab. Sorge für ſein leibliches Wohl trug ſeine alte Wärterin Stepanida (Stephanie), die heute als Achtund-

ſechszigjährige in ihrem fünfzigjährigen Herrn noch immer ihr „Täubchen Feodorowitſch“ ſah, welches ſie als Kind auf den Knien gehalten, gewaſchen, gekämmt und gefüttert. Der Obriſt hatte nicht zugelaſſen, daß die Alte ihn je anders als mit dem traulichen „Du“ anrede, und Stepanida ihrerſeits hatte darin das unumſchränkte Zugeſtändniß geſehen, ihn zu hätſcheln und zu verwöhnen, wie in ſeinen erſten Lebensjahren. Wie früher dem verzogenen Knäbchen, ſo trug ſie heute dem ſonnengebräunten, kahlköpfigen Militär den Thee an's Bett, brachte ihm laues Waſchwaſſer und wärmte vorſorglich die reine Wäſche, ehe ſie ihm dieſelbe zum Anziehen gab. Beim Eſſen ihm gegenüber ſtehend (ſie ſetzte ſich nie in ſeiner Gegenwart), legte ſie ihm die beſten Biſſen vor und nöthigte ihn ſo eindringlich zum Zugreifen, als ſei er ein blöder Gaſt. Wenn Maxim Feodorowitſch nach dem Mittag ſeine Sieſta hielt, ſo hütete Stepanida, mit ihrem Strickzeug in weitem Bogen auf und nieder gehend, ſeinen Schlaf und verſcheuchte jeden Hahn, jeden Hund, der ſich ſeinem Fenſter zu nähern wagte. Ein ſelbſtändiger Charakter hätte dieſe ſich ihm überall aufdrängende Vorſorglichkeit wohl kaum gelitten, aber der Obriſt war eine träge, bequeme Natur, dem dieſes Hegen und Pflegen ſeines ſterblichen Theiles ſehr behagte. Auch hatte er ſich ja längſt an Stepanida's Weſen gewöhnt, unter Anderem auch daran, daß ſie ſich jeden Morgen, wenn ſie ihn um neun Uhr wecken kam, von ihm ſeine Träume erzählen ließ. Stepanida war eine leidenſchaftliche Traumdeuterin; ſie freute ſich mit dem Obriſten über die guten Träume, welche ſie mit großer Weitſchweifigkeit erklärte, und tröſtete ihn über die böſen mit der ſtets gleichen Bemerkung: „Allerdings droht Dir Uebles, mein Engel, aber Gott iſt gnädig und wird Dich nicht verlaſſen!“ Indeß hatte dieſes prophetiſch verkündete Unheil bisher noch nie merkliche Spuren auf Maxim Feodorowitſch's Lebenswege zurückgelaſſen! Im Gegentheil, ſein Daſein verfloß in der ruhigen Gleichförmigkeit, welche ihm das Wünſchenswertheſte ſchien. Verlangen nach anregendem Umgange ſpürte er nicht, denn er gab nichts auf Gedankenaustauſch mit Anderen. Das viele Sprechen war nach ſeiner Anſicht Sache der naſeweiſen Weltverbeſſerer, dabei gewann man nichts. Seine Beſchäftigungen beſtanden in Eſſen, Trinken, Rauchen, etwas Leſen, Patience-Legen und zum großen Theil Schlafen; der Obriſt war, wie bereits bemerkt, ein ſehr eifriger Verehrer der Ruhe. Hin und wieder beſuchte er ſeine nächſten Nachbarn, eine alte Dame, Marja Waſſiljewna, welche mit ihrer nicht mehr jungen Tochter Tatjana Philippowna ebenſo ſtill und einſam lebte, als Maxim Feodorowitſch ſelbſt. Dann ſaßen ſie alle Drei mit ernſten, geſammelten Mienen um den Tiſch, das unvermeidliche Glas Thee neben ſich und ſpielten Karten. Geſprochen wurde wenig; nach den durch die Höflichkeit gebotenen theilnehmenden Erkundigungen nach Geſundheit, Getreide und Vieh verſtummte man und langte nach den Karten. Es war das doch das ſicherſte Zufluchtsmittel; man war beiſammen und brauchte nicht durch überflüſſiges Reden ſich gegenſeitig zu ermüden.

Aber ein harter Schlag erwartete Maxim Feodorowitſch. Eines Tages

ſtarb nach ganz kurzer Krankheit ſeine alte Stepanida, und der Obriſt war ſo beſtürzt und erſchüttert durch dieſen plötzlichen Todesfall, daß er ſich keinen Rath wußte und in ſeiner Hilfloſigkeit zu den Nachbarinnen ſeine Zuflucht nahm. „Ach, Marja Waſſiljewna, was ſoll ich thun? Mein Gütchen iſt zwar klein, doch hat es mir ſtets ſo viel eingebracht, daß ich davon leben konnte. Aber das Alles nur dank Stepanida. Sie ſah ja nach Allem, die liebe Alte; ich verſtehe nichts von der Wirthſchaft und bin auch ſchon zu alt dazu, jetzt noch das Nöthige zu lernen. Soll ich Jemanden in's Haus nehmen? Aber wo finde ich ſogleich einen treuen, zuverläſſigen Menſchen, der mir ſo alle Sorge abnimmt, wie meine Stepanida? Ach, rathen Sie mir, Marja Waſſiljewna, Sie ſind ja ſelbſt eine praktiſche, erfahrene Wirthin." — „Meine Tochter auch," hatte die alte Dame mit Beziehung gemeint. Und nach einigem Beſinnen hatte ſie hinzugefügt: „Wenn ich Ihnen nun einen Rath ertheile, Maxim Feodorowitſch, werden Sie darin auch die gute Abſicht und nicht etwa Eigenſucht von meiner Seite ſehen?" — „Oh ganz gewiß nicht!" hatte er ſich beeilt zu verſichern. „Sprechen Sie nur, Marja Waſſiljewna, rathen Sie, helfen Sie, ich weiß wirklich weder aus noch ein!" — „Nun," war darauf die Erwiderung der reſoluten Frau geweſen, „heirathen Sie meine Tatjana!" — Der Obriſt hatte tief aufgeſeufzt und mit den Augen geblinzelt, wie Jemand, den unvermuthet blendendes Licht trifft, und die ihm Angetragene hatte dabei geſeſſen mit einer ſo ſuperben Gleichgiltigkeit, als ſpräche man nicht von ihr, ſondern von irgend einem unbelebten Gegenſtande. Dann war die Mutter in nähere Detaillirung der Umſtände eingegangen: „Meine Tochter iſt freilich nicht mehr jung, aber Sie ſind ebenfalls kein Jüngling mehr, Maxim Feodorowitſch! Werden Sie mein Schwiegerſohn und verkaufen Sie Ihre Beſitzlichkeit. Tatjana wird Ihnen eine gute, treue Frau ſein, dafür ſtehe ich! Sie iſt keine Schwätzerin, keine Freundin von Putz und Vergnügen, dabei eine tüchtige Wirthin; auch verſteht ſie es, gelegentlich ein Wort zu viel ſchweigend hinzunehmen. Mit ihr läßt ſich ſchon leben! Und die Pflege Anderer iſt ihr auch nichts Fremdes. Hat ſie doch zehn Jahre lang meinen Seligen unverdroſſen gehegt und gepflegt, und der — Gott ſchenke ihm die ewige Seligkeit! — war gewiß nicht ſanftmüthig und leicht zu befriedigen. Tatjana wird Ihnen alle und jede Sorge abnehmen, Maxim Feodorowitſch, deß ſeien Sie überzeugt!"

Das war allerdings ein etwas überraſchender Vorſchlag, aber für den Obriſten zugleich ein Rettungsmittel gegen die grauenerweckende Perſpective, hilflos vor den Wirrſalen der Wirthſchaft zu ſtehen. Sollte er denn die Ruhe opfern, deren er nach jahrelangem, beſchwerlichem Militärdienſte ſo bedürftig war? Daher erklärte er ſich ohne Weiteres einverſtanden und bat Tatjana Philippowna, ſich gütig ſeiner annehmen zu wollen. Sie reichte ihm die Hand und entgegnete langſam mit ihrer ſtets wehmüthig klingenden Stimme: „Ich hoffe, Sie ſollen nichts vermiſſen, Maxim Feodorowitſch."

Damit war das Verlöbniß beſiegelt; der Obriſt küßte Schwiegermutter

und Braut galant die Hand und kehrte erleichterten Herzens auf sein Gütchen zurück, um die Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Durch Marja Wassiljewna's Vermittelung fand sich bald ein Käufer für sein kleines Besitzthum und Maxim Feodorowitsch verließ eiligst, stets voller Angst für seine gefährdete Ruhe, den Sitz seiner Väter.

Marja Wassiljewna war indessen nicht müßig. Im Gastzimmer wurden Gardinen vor den Fenstern aufgehängt, die alten Divans mit frischem, rothgeblümtem Kattun bezogen und die Spiegelrahmen aufpolirt; die alte Dame stopfte noch einige riesige Kissen, ließ in der vierzig Werst entfernten Kreisstadt Tatjana's Garderobe modernisiren, ein crêmefarbiges Brautkleid nähen und unterschiedliche Hauben und Kopfputze anfertigen, welche sich mit ihren steifen Falten und übergroßen Schleifen etwas abenteuerlich auf der Tochter kleinem Kopfe ausnahmen. Damit war Allem genügt, was der sorglichen Mutter zur Ergänzung der Ausstattung nöthig schien. Alles war ja vorhanden, was die Führung einer Wirthschaft heischt: Möbel, Hausgeräth und Wäsche; auch waren Keller und Vorrathskammern wohl versorgt, von den Hülsenfrüchten an bis zu den selbstverfertigten Fruchtliqueurs und Säften. Tatjana Philippowna war völlig mit jeder Anordnung der Mutter einverstanden und legte getrost ihre 37jährige Hand in die Rechte ihres 51jährigen Bräutigams, um ihm zum Altare zu folgen. Als Mann und Frau ließen sie sich dann in Mardowka, Tatjana Philippowna's Gute, nieder. Sie waren Beide ein Paar so friedliebende, genügsame Naturen, welche einander mit dem größten Wohlwollen entgegenkamen. Tatjana Philippowna war stets still und unbeachtet durch das Leben gegangen, — sie war in diesem unpoetischen, entlegenen Erdenwinkel verblüht, und das, was vielleicht vor Jahren hin und wieder sehnsüchtig durch ihre Seele gebebt, war wie gekommen, so verklungen, und jetzt war es zu spät, aufzulodern in heißen Gefühlen. Maxim Feodorowitsch hingegen war eine gutmüthige, flache Natur, die erstaunt vor mächtigen Leidenschaften weilte, ohne sie zu begreifen, — die Beiden paßten gar nicht schlecht zu einander!

Mit geringen Abänderungen setzten sie das Leben fort, welches sie bisher geführt. Es war nichts zu bemerken von dem zarten, frischen Anstrich, den ein junges Ehepaar sonst wohl seiner neu eingerichteten Häuslichkeit zu verleihen pflegt, nichts von Kosen und Necken, von Schmollen und zärtlichem Versöhnen. Mit leichtem, gleichmäßigem Schritte bewegte sich die junge Frau durch Wirthschaftsräume und Zimmer, ihre Gegenwart nur durch ein Rauschen des frisch gewaschenen, steif gestärkten Kattunkleides verrathend und einen gewissen Stolz auf ihre neue Würde an den Tag legend durch eine ihrer Riesenhauben, die etwas anmaßend sich auf dem glatten Scheitel gen Himmel sträubte. Wenn sie ihre Obliegenheiten in Küche und Vorrathskammer erledigt, dann häkelte sie wohl an einem Gegenstande von unbestimmbarer Form und zweifelhafter Weiße oder sie langte auch ein französisches Buch hervor, in dessen Inhalt sie sich — nicht ganz ohne Mühe — vertiefte.

Maxim Feodorowitſch ſchlenderte, die Cigarre im Munde, durch Viehſtälle und Scheunen, mit der ſcheinbaren Abſicht, Controle zu führen. Doch im Grunde war er ſo wenig vorſorglicher Wirth, daß ihn nicht einmal das zerfallene Ausſehen der Treppe peinlich berührte und er gleichmüthig alle Tage daran vorüberſchritt; Marja Waſſiljewna bemerkte allerdings beiläufig, daß eine Reparatur noth thäte, der Termin ward aber aus unerklärlichen Gründen immer wieder hinausgeſchoben, — es war ja noch eine Hintertreppe vorhanden! In den ungünſtigen Jahreszeiten machte der Obriſt einen Geſundheitsſpaziergang durch Garten und Feld, während der warmen Monate hielt er ſich viel im Freien auf. Zu Hauſe las er, in Ermangelung neuer Lectüre auch alte Bücher und Zeitungen. Im oberen Stock des Hauſes waren zwei Stübchen, welche als Fremdenzimmer dienen ſollten, an Stelle von Tapeten mit Zeitungsblättern ausgeklebt, und Tatjana Philippowna traf mitunter ihren Eheherrn in das Leſen dieſer originellen Wandbekleidung verſenkt. Manche Stunde des Tages füllte Maxim Feodorowitſch mit Patience-Legen aus, auch ſchlief er ſeiner Gewohnheit gemäß viel. Darin war er beneidenswerth, denn er konnte zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ſchlafen.

Tatjana Philippowna hatte des Obriſten Bitte, ſich ſeiner annehmen zu wollen, als volle, ernſte Lebensaufgabe aufgefaßt und war in ihrer ſanften Güte nur darauf bedacht, ſeinen Anſprüchen zu genügen. Sie hatte ſich theilnehmend nach ſeinen Gewohnheiten und Liebhabereien erkundigt, über welche er ſie eingehend unterrichtete, und er hatte ſich in der That über keine Vernachläſſigung zu beklagen. Die Eheleute ſprachen wenig mit einander, aber immer ſehr freundlich, ſehr einſchmeichelnd: „Du mein Herz, — Du meine Freude, — Du mein Engel.“ Nicht als ob ſie von Zärtlichkeit gegen einander erfüllt geweſen wären, — oh nein, ihre Seelen empfanden nichts dabei, — es war lediglich Gewohnheit!

Ihre ſpäte Verbindung brachte Beiden noch Elternfreuden: im zweiten Jahre ihrer Ehe ſchenkte Tatjana Philippowna ihrem Gatten eine Tochter, welche in der Taufe den Namen Wera empfing. Es war etwas ſo Ungewohntes, dieſes kleine, ſchreiende Geſchöpf inmitten all dieſer nicht mehr jungen Leute. Es ſchreckte ſie aus dem Geleiſe ihrer gewohnten Ruhe empor und nahm ihre ſämmtliche Sorgfalt und Zärtlichkeit in Anſpruch. Tatjana Philippowna blühte förmlich wieder auf in der Ausübung ihrer Mutterpflichten, und ihr Gemahl, der ſein Leben lang nur dem Grundſatze gehuldigt, daß Jeder ſich ſelbſt der Nächſte ſei, ging in der Selbſtverleugnung ſo weit, daß er mitunter Nachts ein Stündchen ſeines herrlichen, geſunden Schlafes opferte, um für ſeine Tochter Strümpfchen zu holen oder Milch über Spiritus zu wärmen. Marja Waſſiljewna fühlte ſich überglücklich im Beſitze einer Enkelin und Maxim Feodorowitſch, der von jeher in ihrer Gunſt geweſen, ward in ſeiner Eigenſchaft als Familienvater von ihr mit den auserleſenſten Aufmerkſamkeiten überhäuft, die er mit nicht zu verkennendem Behagen hinnahm.

In faſt beneidenswerther Freiheit und Ungebundenheit wuchs ſie heran, dieſe Werotſchka mit den apfelfriſchen Wangen und den großen, braunen Augen, die unter den hochgewölbten Brauen ſo erſtaunt in die Welt blickten. Sie lernte von Großmama und Mutter beten, ſchreiben, leſen, rechnen und einige franzöſiſche Brocken, wie z. B.: «Passez-moi le pain,» «Dites bon jour à votre père.» — Das Alles nahm natürlich den kleinſten Theil des Tages in Anſpruch, die übrige Zeit ſchweifte Werotſchka mit ihres Vaters großen Hunden Almirka und Brawka in Feld und Wieſe umher oder ſie weilte bei den Pferden im Stall oder auf der Weide. Beim Beſtellen der Felder, beim Heumachen, beim Schneiden und Einführen des Getreides, nirgend fehlte Werotſchka mit ihrer hellen Stimme, die ſich in den Geſang der Arbeitenden miſchte. Sobald die Unterrichtsſtunden beendet waren, konnte nichts ſie mehr zu Hauſe zurückhalten, ſogar im Spätherbſt und Winter unternahm ſie trotz Näſſe und Schnee weite Streifzüge durch die Umgegend, einen gewichtigen Stock in der Hand, die beiden rieſigen, zottigen Hunde neben ſich. Im Sommer, am Abend ſpät, wenn die Hüterjungen um ihre luſtig brennenden Feuer in freiem Felde lagerten, dann geſellte ſich Werotſchka mitunter zu ihnen und hörte, auf einem ungeſattelten Pferde ſitzend, ihre derben Späße und Lieder an, ohne mit der Wimper zu zucken. Ja, ſie fühlte ſich ſogar angeheimelt davon; das Benehmen dieſer naturwüchſigen Menſchen ſtimmte ſo gut zu der thaufeuchten Wieſe mit den frei graſenden Pferden, zu dem endlos da oben ſich dehnenden dunklen Nachthimmel mit den blinzelnden Sternlein und zu dem röthlichen Schein des Hirtenfeuers, welches mit züngelnder Flamme ſo gierig die dürren Aeſte und breiten Holzſcheite verſchlang. — Werotſchka liebte Thiere, beſonders Hunde, aber ausgeſprochene Leidenſchaft zeigte ſie für Pferde; ihnen widmete ſie ſich mit ganzer Seele und ihr langſam arbeitender Geiſt, dem Jahre lang der Unterſchied zwiſchen avoir und être ein unerſchloſſenes Geheimniß blieb, war außerordentlich erfinderiſch im Umgange mit ihren Lieblingen; die wildeſten Pferde gehorchten ihr und im Fahren und Reiten übertraf ſie ſobald kein Mann.

Indeſſen meinte man doch, daß Werotſchka's wiſſenſchaftliche Ausbildung unter der allzu nachſichtigen Leitung der Großmutter und der Mama zu wenig fortſchritt und man fand es dem guten Ton angemeſſen, das nunmehr vierzehnjährige Mädchen für einige Zeit in eine Erziehungsanſtalt nach der Stadt zu geben.

Es iſt etwas Troſtloſes um dieſe ſogenannten Penſionen in den kleinen ruſſiſchen Kreisſtädten, die es ſich großmüthig gefallen laſſen, daß Schülerinnen, welche mitunter ſich kaum 3—6 Monate in ihnen aufgehalten, ihre Unwiſſenheit hinter der „Penſion in der Stadt“ bergen. Wenn die Eltern nur pünktlich das gewöhnlich recht hohe Koſt- und Schulgeld zahlen, ſo iſt dies für das Töchterchen ein Freibrief, unangefochten von Lehrern und Aufſichtsdamen aus einer Klaſſe in die andere „hinüber zu ſitzen“. Die erforderlichen Lehrbücher werden allerdings angeſchafft, aber ihr Inhalt bleibt der unentwickelten, trägen Schülerin

unerſchloſſen. Fleiß und Eifer beſſerer Zöglinge ſind für ſie ein unbegreifliches Etwas, von dem ſie ſich gelangweilt abwendet. Iſt ſie doch nicht zum Erringen nützlicher Kenntniſſe hier, — ſie ſoll nur ihre Zeit „abſitzen“, um ſpäter bei paſſender Gelegenheit im Geſpräche einfließen zu laſſen: „Als ich in der Penſion war.“ Setzt man dann doch einen höheren Bildungsgrad voraus!

Auch Werotſchka gehörte zu dieſen Statiſtinnen unter der Schuljugend. Mit ihren großen, erſtaunten Augen ſchaute ſie noch erſtaunter d'rein, als gewöhnlich, bei Allem, was Lehrerinnen und Lehrer über Wiſſenſchaften und Sprachen vortrugen. Ihre Aufgaben machte ſie nie, blieb in der Stunde jede Antwort, ſelbſt auf die einfachſte Frage, ſchuldig und ſtarrte ungläubig die Mitſchülerinnen an, deren richtige Erwiderungen von den Lehrern gelobt wurden. Man kam denn auch bald zu der Einſicht, daß mit Werotſchka nichts anzufangen ſei und ſie wurde von den Lehrern in völligen Ruheſtand verſetzt. Ihr Name figurirte allerdings im Klaſſenbuche, aber keine einzige Anmerkung füllte die leere Rubrik daneben; allenthalben hätte man mit einigem Rechte das gebräuchliche abs daneben ſetzen können, mit welchem man abweſende Schülerinnen notirte. Denn wenn auch Werotſchka's wohlgenährte, etwas ſchwerfällige Geſtalt vor ihrem Pulte ſaß, ihr Geiſt ſchweifte in weiter Ferne umher, über Feld und Wieſe zum Fluß mit dem dunklen Waſſer und den blühenden Blumen, zu der weit gedehnten Wieſe unter dem Schatten des Abends, mit den Pferden und den flackernden Hirtenfeuern.

Und zu Hauſe härmten ſie ſich um das arme Kind, welches im ſtrengen Schulzwange gewiß verkümmere, und Großmama und Mutter weinten bitterlich über Werotſchka's Briefe, in denen ſich eine kühne Gleichgiltigkeit gegen Ortographie und Interpunction kund gab. Die arme, arme Kleine, wie ſehnſüchtig ſie ihre ſonſtige herrliche Freiheit beklagte!

Ein Jahr ſpäter ſchied die Großmutter von der Welt, auf der ſie achtzig lange, einförmige Jahre in dieſem ſtillen Erdenwinkel dahin gelebt, in dem eng begrenzten Kreiſe, deſſen Intereſſen ſich nie über die Bedürfniſſe des Augenblicks erhoben. Ihre Tochter beweinte ſie aufrichtig und der Obriſt ſegnete das Andenken der Frau, welche ihm eine Gattin zugeſellt, von der er in den ſiebenzehn Jahren der Ehe kein unſanftes Wort gehört und deren ſorgliche Pflege ihn nie ſeine treue Stepanida vermiſſen ließ.

Sechs Monate darnach beſuchte Maxim Feodorowitſch ſeine Tochter in der Stadt, und da die Penſionsvorſteherin ihn verſicherte, es ſei alles nur Mögliche für deren geiſtige Entwickelung geſchehen, ſo ſah er Werotſchka's Bildung für beendet an und nahm ſie mit ſich nach Hauſe, wo die überglückliche Mutter ſie mit offenen Armen empfing. Ihr Kind, ſie hatte ihr Kind wieder bei ſich, das bald ſechszehn Jahre zählte und mit ſeinem blühenden Geſichte und der kleinen, rundlichen Geſtalt ſehr wohl eine Braut abgeben konnte!

Vater und Mutter nahmen eine bedächtige Muſterung der heirathsfähigen Gutsbeſitzer der Umgebung vor, aber Werotſchka wartete das endgiltige Reſultat der-

ſelben nicht ab. Sie verkehrte viel in der Familie des Dorfgeiſtlichen, mit deſſen Frau ſie auf ſehr vertrautem Fuße ſtand. Werotſchka zeigte von jeher ausgeſprochene Vorliebe für ungebildete und halb gebildete Leute, — wirklich Unterrichteten ging ſie ſtets mit äußerſter Vorſicht aus dem Wege. Im Hauſe des Prieſters, wo man ſie als Tochter des Gutsherrn immer etwas auszeichnete, fühlte das junge Mädchen ſich ſehr wohl, und die nachſichtigen Eltern, welche ihr keine Freude ſtören mochten, hatten ihr dieſen Umgang auch nicht unterſagt. Aber wer beſchreibt ihre Beſtürzung, als Werotſchka ſie eines Tages mit der Nachricht überraſchte, ſie habe ſich mit dem älteſten Sohne des Prieſters verlobt, der ſoeben das Seminar beendet hatte und in kürzeſter Zeit ſein geiſtliches Amt antreten ſollte! Es war ein harter Schlag für die beiden alten Leute, aber ſie konnten ja ihrem einzigen Kinde nichts verweigern und ſo gaben ſie auch jetzt ihre Einwilligung, als der ungelenke, unſchöne Prieſtersſohn ſich ihre Tochter zur Frau ausbat.

So viel Thränen wie die, welche heimlich auf die Leinenſtücke und Kleiderſtoffe der Ausſteuer der Tochter fielen, hatte Tatjana Philippowna noch nie vergoſſen, und Maxim Feodorowitſch lag der Kummer ſo ſchwer auf dem Herzen, daß er zum erſten Male in ſeinem Leben zwei ſchlafloſe Nächte hatte. Doch Werotſchka ſchien von dem Allen nichts zu bemerken; ſie hatte von jeher keinen hochfliegenden Plänen gehuldigt und war mit ihrem Artemon ſehr zufrieden. Sie half ſelbſt eifrig an ihrer Ausſtattung ſchaffen und zog dann frohen, leichten Herzens mit ihrem Gatten in ein entferntes Dorf, wo er die vorgeſchriebene Zeit als Djakon der Kirche zu dienen hatte, um hierauf zum Prieſter zu avanciren. Maxim Feodorowitſch und Tatjana Philippowna hatten ihnen ihren Segen und ihre beſten Wünſche mit auf den Weg gegeben.

Jetzt waren die beiden Alten wieder ganz allein, — die Mutter todt, Werotſchka fort für immer! Und ſo lebten ſie ſtill und friedlich neben einander hin. Wenn draußen hoch aufgethürmt der Schnee lag, die Zweige des Flieders und des Faulbaums beſchwerte und mit dichter, flimmernder Schicht die morſchen Bohlen der alten Treppe deckte, dann ſaßen die beiden Alten ſchweigend an dem ſummenden Sſamowar, Tatjana Philippowna die räthſelhafte Häkelarbeit in den Fingern, Maxim Feodorowitſch in ſeine Patience vertieft. Nur die Hausfrau hatte dazwiſchen eine vorſorgliche Anrede an ihren Gatten: „Soll ich Dir nicht noch Thee eingießen, mein Engel? — Von welchem Safte kann ich Dir auflegen: ſchwarze Johannisbeeren oder Apfelgeleé? — Du mußt hier den Coeurkönig auf das Aß legen, Täubchen!“ — Und dann wieder die frühere Stille, nur unterbrochen durch das Singen der glänzenden Theemaſchine und das Kniſtern des Feuers im Ofen.

Alljährlich kam ein Schreiben von der Tochter, in welchem ſie den Eltern die Geburt eines Kindes anzeigte und bat, ſie in ihrer beſcheidenen Häuslichkeit doch beſuchen zu wollen. Tatjana Philippowna antwortete dann immer mit einigen freundlichen, glückwünſchenden Worten und Maxim Feodorowitſch fügte dem eine größere Summe Geldes bei und ſchickte den Brief durch ſeinen alten,

treuen Diener auf die Poſt nach der Stadt. Aber Werotſchka zu beſuchen, das brachten ſie nicht über das Herz. Ihre geliebte Werotſchka eine Popenfrau! — Das war eine nie vernarbende Wunde, an welche keins von Beiden, in zarter Rückſicht auf den Anderen, zu rühren wagte, daher ſprachen ſie auch nie von der Tochter. Aber ſie ſprachen auch nicht von anderen Dingen. Was da draußen in der Welt wogte und gährte, was ſo ſchneidend eingriff in des Volkes Wohl und Wehe, was der Menſchengeiſt erſchuf von Schönem und Unſterblichem, — von dem Allen drang kein Wiederhall in ihre Einöde! Der Obriſt, welcher ſich mehrmals über ihm Mißfälliges in den Zeitungen geärgert, hatte aufgehört, ſolche zu halten. Das Unbändige, Rückſichtsloſe, mit dem das junge Geſchlecht ſich vorwärts drängte, empörte ihn, unmöglich konnte er ſich dem Geiſte der Zeit liebend anſchließen, — er zog es vor, über deſſen Regen und Weben völlig in Unkenntniß zu bleiben. Und Tatjana Philippowna ſchloß ſich darin völlig ſeiner Anſicht an. Was lag ihr an dem ſtürmenden Drang da draußen in der ihr fremden Welt? Ihr Leben war ja ſtets nur Mühe und Sorge für Andere geweſen, und jetzt war der Kreis ihrer Pflichten ſo winzig klein zuſammengeſchmolzen, als Mittelpunkt desſelben blieb ihr nur ihr Maxim Feodorowitſch mit ſeinen Wünſchen und Gewohnheiten. Sie war ihm nothwendig, — dieſes Bewußtſein füllte ihr Daſein, das ſeit jeher nichts als ſanftes Unterordnen gekannt. Flocht ſie doch jeden Abend und Morgen das inbrünſtige Flehen in ihr Gebet: „Heilige Schmerzensmutter, laß mich nicht vor ihm ſterben, was ſollte er beginnen ohne mich?“ Es ſtieg kein Gedanke der Selbſtſucht dabei in die gefurchte Stirn, welche ſich demüthig vor dem Heiligenbilde tief zur Erde neigte; oh nein, es war lautere, warme Herzensgüte, die dieſe kindlich-naiven Worte in das Gebet miſchte. Hatte der des praktiſchen Lebens Unkundige ſich doch an ihre Seite geſtellt in dem guten Vertrauen, daß ſie alles auf ſich nähme, was ihm unbequem und läſtig war, — wie durfte ſie ihn da hilfsbedürftig und allein zurücklaſſen? Nein, ſo wenig einſichtsvoll war der Himmel nicht! Und in dieſer feſten, freudigen Zuverſicht lebten ſie Beide weiter, in Stille und Schweigen, und ließen gleichmüthig Sommer und Winter über das Land ziehen, Morgenroth den Fluß färben und Abendſchein über die weiten Felder und die breite Landſtraße dämmern, — Lerchenjubel, Sonnengold und Himmelsblau haben zu ihren Herzen nie geſprochen und für ihre Seelen gab es nie knoſpenden Frühling; ihr Glück entſprang in ſpätem Herbſte und endet in farbloſem, einförmigem Winter!

# Geographiſche Rundſchau.

## III.

### Die Transkaſpi-Bahn.

Nähert man ſich dem Oſtgeſtade des Kaſpi-Sees, etwa aus den ſumpfigen, fruchtbaren Niederungen Waſenderans oder Ghilans kommend, ſo ſpäht das Auge, durch das ſaftige, mit brennenden Granatblüthen durchwirkte Grün jener Gegenden verwöhnt, hier vergebens nach einem wohlthuenden Ruhepunkte aus. Nackter Fels, der, aus der Entfernung geſehen, jeder Vegetation baar zu ſein ſcheint, ſtarrt Einem hier überall entgegen, wohin das Auge ſich auch wenden mag. Weiterhin dehnt ſich troſtloſe Wüſte aus, die erſt nach hunderten von Werſten durch Oaſen unterbrochen wird.

Wer vor zehn Jahren dieſe Einöden bei Tſchikiſchljar oder Kraſſnowodſk betrat, mochte kaum auf den Gedanken kommen, daß binnen Kurzem dieſe Gegenden ein brennendes Intereſſe für die geſammte civiliſirte Welt beanſpruchen würden. Und heute ſchon iſt der Augenblick gekommen, wo das Vordringen der Pioniere europäiſcher Cultur hier in den unwirthlichen Steppen Aſiens Schritt für Schritt mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtet und beglückwünſcht wird. Winkt doch als Endziel Indien mit ſeiner Pracht und ſeinen Reichthümern. Jene Idee, die des großen Alexander würdig war, die Idee einer Verbindung des Orients mit dem Occident, ſie hat in der Geſchichte immer einen Wiederhall gefunden. Columbus ſteuerte nach Weſten den erſehnten Geſtaden Indiens zu, um es auf dieſem Wege zu erreichen, Vasco de Gama umfuhr das Cap der guten Hoffnung, und eine der größten und epochemachendſten Errungenſchaften unſeres Jahrhunderts iſt die Herſtellung des Suez-Canals. Auf immer kürzerem Wege ſtrebt man dem Ziele zu und wieder iſt durch den Bau der Transkaſpi-Bahn ein Schritt vorwärts gethan, um uns auf neuem und kürzerem Wege das Wunderland zu erſchließen Die Zeit dürfte nicht mehr fern ſein, wo uns der Dampfwagen mit geringer Unterbrechung binnen kürzeſter Friſt von Paris nach Calcutta befördert.

Intereſſant iſt die Geneſis dieſer Bahn. Nachdem ſchon unter Peter dem Großen und der Kaiſerin Anna verſchiedene Verſuche gemacht waren, von den

Ufern des Aral-Sees eine Handelsſtraße in das Innere Aſiens hinein zu ſchaffen, war es erſt der neueren Zeit vorbehalten, dieſe Idee wieder aufzunehmen. England dachte ernſtlich daran, vermittelſt einer Bahn durch Kleinaſien nach dem perſiſchen Golf hin Indien näher zu rücken, doch ſcheiterte dieſes Unternehmen einſtweilen an der Befürchtung, daß dieſe Linie ſich nicht rentiren würde. Im Jahre 1880 wurde, nachdem Rußland im Kampfe gegen die Turkmenen mehrere empfindliche Schlappen erlitten hatte, eine Bahn von Michailowſk bis Kiſyl-Arwat projectirt, um den Transport von Munition und Proviant für eine größere Expedition zu ermöglichen; es trug dieſelbe alſo durchaus den Charakter einer ſtrategiſchen Bahn. Die Wahl von Michailowſk als Ausgangspunkt ſtammt von Michael Dimitrijewitſch Skobelew, dem Helden von Gök-Tepe. Daß Skobelew damals an einen Anſchluß dieſer Bahnſtrecke an das engliſch-indiſche Bahnnetz gedacht hätte, dafür liegt gar kein Grund vor und erſt ſpäter iſt dieſe Idee aufgetreten. Unter anderen Umſtänden, als den damals maßgebenden, wäre es wohl auch kaum zu einem ſolchen Bau gekommen, und durch den Umſtand, daß zu Kriegszwecken immer Geld vorhanden iſt, wurde hier der Grundſtein zu einem epochemachenden Unternehmen gelegt.

Heute iſt, wie uns der Telegraph neulich berichtete, die Strecke bis Tſchardſchui, d. h. gegen tauſend Werſt, fertig, und es dürfte von Intereſſe ſein, die Bedeutung dieſes Baues etwas zu beleuchten. Die Schwierigkeiten, mit welchen man hier zu kämpfen hatte, waren keine geringen geweſen. Man hatte Michailowſk zum Ausgangspunkt der Bahn gewählt, weil man von hier aus kein Gebirge zu überſchreiten hatte und weil, abgeſehen vom Waſſermangel, die Bedingungen möglichſt günſtige waren. Schlimm ſah es dagegen mit Michailowſk aus, ſeitdem die Bahn aufhörte, für den Augenblick nur ſtrategiſchen Zwecken zu dienen, weil der Zugang vom Meere nur für flachgehende Fahrzeuge geeignet iſt. In Folge deſſen iſt nun der Eiſenbahnkopf auf die Inſel Uſun-Abada, zwölf Werſt weſtlich von Michailowſk, verlegt, und es führt hier der Eiſenbahndamm über eine Furth von einem Fuß Tiefe hinweg bis an eine Stelle, wo ſelbſt Schiffe von mehr als zehn Fuß Tiefgang direct bei dem Eiſenbahnkopf anlegen können. Kraſſnowodſk wird auf dieſe Weiſe umgangen und Schiffe können von Baku aus Uſun-Abada in durchſchnittlich 19 Stunden erreichen, wobei außerdem das Umladen auf flachgehende Fahrzeuge vollkommen in Wegfall kommt. Nun kommt allerdings noch der Uebelſtand hinzu, daß der Kaſpi-See in ſtrengen Wintern zufriert, doch paſſirt dies im Jahrhundert vielleicht drei-, höchſtens viermal; zur Beſeitigung dieſer Calamität iſt aber ein Eisbrecher in Ausſicht genommen, wie wir deren ja auch in der Oſtſee haben und zwar unter weit ſchwierigeren Verhältniſſen. Die früheren Projecte, entweder die Bahn von Michailowſk bis Kraſſnowodſk zu verlängern oder die Rhede von Michailowſk auszubaggern, ſind ſomit vollſtändig aufgegeben. Die Schwierigkeiten, mit welchen man, beſonders auf der allererſten Strecke, beim Bahnbau zu kämpfen hatte, waren keine geringen. Obwohl es hier keine Felſen zu ſprengen gab, ſo erwies ſich doch der

Flugſand der Steppe, der auf weite Strecken hin jeder Vegetation entbehrt, als ein ſehr ſchlimmes Material für die Anlage des Eiſenbahndammes, und ſtellenweiſe konnte man nur Abhilfe finden, indem man Lehm herbeiſchaffte und durch Vermiſchung desſelben mit Sand ein conſiſtenteres Material für den Bahnkörper herſtellte. Gänzlicher Mangel an Gebüſch, geſchweige denn Wald, verbot von ſelbſt die Anfertigung von Faſchinen. Ein fernerer Uebelſtand, welcher den Bahnbau unendlich erſchwerte, war gänzlicher Mangel an ſüßem Waſſer. Dem wurde dadurch abgeholfen, daß eine Deſtillationsmaſchine im Großen arbeitete und täglich ein nicht geringes Quantum an Süßwaſſer ſtellte. Es war dies immerhin beſchwerlich, denn auf der erſten Strecke von 200 Werſt gab es nur auf einer einzigen Stelle wirklich gutes Trinkwaſſer in reicherem Maße, und was ein Waſſermangel in jenen Gegenden, beſonders während der heißen Monate, ſagen will, wird nicht leicht Jeder ermeſſen. Sogar Kraſſnowodſk beſitzt keine Quelle und auch hier ſchafft ein апреснитель das nöthige Trinkwaſſer. Aber ſelbſt hier iſt die Beſchaffung des Trinkwaſſers nicht immer ganz leicht, da der апреснитель ein Kronsinſtitut iſt und nicht Jeder ohne Weiteres, d. h. ohne die „nöthigen Papiere", das Recht auf Waſſer erhält. Schreiber dieſes paſſirte es während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Kraſſnowodſk im Jahre 1881 mehr als einmal, daß er wegen Mangels an Trinkwaſſer in arge Verlegenheit gerieth. Natürlich iſt dies aus den damaligen proviſoriſchen Zuſtänden erklärlich und es wird heute in dieſer Beziehung auf's Beſte geſorgt, zumal die reichen, nunmehr erſchloſſenen Naphthaſchätze jener Gegend ein vortreffliches Heizmaterial abgeben.

Erſchwerend für den Bahnbau wirkte ferner auch der Umſtand, daß die Bahn auf der erſten Strecke durch vollkommen unproductives Gebiet führte und es nicht nur an Eiſenbahnarbeitern fehlte, welche an das Klima gewöhnt waren, ſondern daß auch alles, was an Material zum Bahnbau und zum Unterhalt der Arbeiter nöthig war, von weit her beſchafft werden mußte. So kamen die Eiſenbahnſchwellen weit aus dem Inneren Rußlands die Wolga herunter, die Schienen und eiſernen Brücken wurden ſogar aus Petersburg an Ort und Stelle geſchafft, theils durch Rußland die Wolga hinunter, theils ſogar auf dem Umwege durch die Straße von Gibraltar, das Schwarze Meer und über Batum und Baku.

Wundern muß man ſich in der That, daß trotz aller dieſer enormen Schwierigkeiten ſich die Herſtellungskoſten dieſer Bahn auf nur 30,000 Rbl. pro Werſt ſtellen, ſomit dieſe Bahn eine der billigſten iſt, die je gebaut wurden. Dieſe Billigkeit beruht, wie ein Sachverſtändiger, Dr. O. Heyfelder, nachweiſt, beſonders auf folgenden Momenten. Erſtens auf der Zweckmäßigkeit des Geſammtplanes. Sperrvorrichtungen, Wächterhäuschen, Schlagbäume ꝛc. erweiſen ſich in jenen Gegenden als überflüſſig. Bahnwächterhäuschen beſonders, die mit dem ganzen Aufſichtsapparate den Bau um ein Bedeutendes vertheuern würden, ſind dadurch erſetzt worden, daß alle 12½ Werſt eine Kaſerne erbaut iſt, in welcher Bahnwärter und Beamte zuſammen wohnen. Auf einem Thurm dieſer Kaſerne

befindet ſich ein Beobachtungspoſten, von welchem bei der klaren und trockenen Atmoſphäre Gegenſtände auf außerordentliche Entfernungen geſehen werden können. Einmal täglich wird von jeder Kaſerne aus nach beiden Seiten hin von je zwei Perſonen die Bahn zur Hälfte der Strecke abgegangen — zur Erleichterung wird immer ein Pferd mitgenommen — und dieſe Art von Aufſichtsdienſt genügt für's Erſte vollkommen. Stationen giebt es in der Wüſte gar nicht und wir haben hier ähnliche Verhältniſſe wie auf den Pacificbahnen Nord-Amerikas.

Weitere Momente, welche zur Billigkeit der Bahn beigetragen haben, ſind die Schnelligkeit des Baues und die Abweſenheit von Gebirgszügen und ähnlichen Localſchwierigkeiten, ebenſo fällt die Expropriation von Privateigenthum vollſtändig weg.

Nicht zu unterſchätzen iſt ferner die Billigkeit der Arbeitskräfte. Wenn auch zuerſt der Bau faſt ausſchließlich von Eiſenbahnbataillonen ausgeführt wurde, weil die einheimiſchen Arbeiter kein Vertrauen zur Sache hatten, ſo iſt hierin allmählich ein völliger Umſchwung eingetreten. Regelmäßige Auszahlung des Lohnes und gute Behandlung haben allmählich die einheimiſchen Arbeitskräfte herangelockt und die ruſſiſchen Arbeiter ſind faſt vollſtändig verdrängt worden. Bei größerer Leiſtungsfähigkeit haben die Turkmenen, Bucharen und Perſer den Vorzug, daß ſie genügſamer ſind in ihren Anſprüchen an den Unterhalt und — fünf- bis ſechsmal billiger arbeiten.

Dieſen Umſtänden verdanken die Erbauer der Bahn die außerordentliche Billigkeit der Herſtellung und ſo kann es nicht ausbleiben, daß dieſelbe ſich gut rentiren wird.

Zwar ſind neuerdings auch Zweifel genug an der Rentabilität laut geworden und beſonders iſt Tſchernajew als heftiger Gegner Annenkow's aufgetreten. Er hat die Bahn eine „akademiſche“ genannt und zweifelt ſehr an praktiſchen Erfolgen. Selbſt die Engländer aber ſcheinen die Sache anders zu beurtheilen. Von Peſchawar aus iſt man bereits bis in die Nähe von Kandahar vorgedrungen und von hier aus wird über kurz oder lang eine Verbindung mit Merw angeſtrebt werden. Ein ſehr ſchwieriges Stück Weges über den Paropamiſus bleibt allerdings noch zu überwinden, aber die Hauptſache iſt doch wohl ſchon gethan und die Vollendung der ruſſiſch-indiſchen Linie kann nur als eine Frage der Zeit und zwar der nächſten Zukunft angeſehen werden.

Aber ſelbſt wenn der Anſchluß an die engliſch-afghaniſche Linie zuerſt noch auf ſich warten ließe, dürfte der Peſſimismus Tſchernajew's zu weit gegangen ſein. Ein Weiterbau von Tſchardſchui bis Buchara und Taſchkent, wie er factiſch in Ausſicht genommen iſt, muß von den weittragendſten Folgen ſein. Abgeſehen davon, daß eine Bahn die überraſchendſten civiliſatoriſchen Wirkungen übt — wir brauchen nur an die Bahnen durch die Einöden Nord-Amerikas zu denken — erſchließt ſich durch dieſelbe hier ein Gebiet, das für den Handel von größter Wichtigkeit ſein wird.

Turkeſtan iſt durchaus nicht jene unfruchtbare Einöde, für welche Viele ſie

trotz aller Reiſeberichte noch heute zu halten geneigt ſind, ſondern ein Land, das von der Natur reich ausgeſtattet iſt und das, ſobald ein genügendes Abſatzgebiet nebſt Verkehrswegen geſchaffen iſt, unendlich viel mehr produciren kann. Beſonders hat die Baumwollencultur hier eine große Zukunft. In neueſter Zeit ſind auch ſchon Schritte gethan, um der Cultur der hier ausgezeichnet gedeihenden Baumwollenſtaude weitere Ausdehnung zu geben.

Andererſeits finden ruſſiſche Induſtrie-Erzeugniſſe bei der auf ca. 3 Millionen Seelen zu veranſchlagenden Bevölkerung ein reiches Abſatzgebiet.

Wenn man ſieht, wie in dem kurzen Zeitraum von wenigen Jahren Aſchabad emporgeblüht iſt und Merw ſich zu vergrößern beginnt, ſo dürfte auch für Samarkand, die einſtige glänzende Reſidenz Timur's, eine neue Aera anbrechen.

—n.

# Vom Büchertiſch.

**Das akademiſche Gymnaſium und die akademiſche Univerſität im XVIII. Jahrhundert.** Nach handſchriftlichen Documenten des Archivs der Akademie der Wiſſenſchaften von Graf D. A. Tolſtoi. Aus dem Ruſſiſchen von P. v. Kügelgen. Gr. 8°. 224 Seiten. St. Petersburg, 1886.

Es iſt ein merkwürdiges Stück Culturgeſchichte, das uns hier von der Feder eines Mannes geboten wird, der mehr als jeder Andere berufen iſt, gerade über die Geſchichte des Unterrichtsweſens in Rußland das letzte Wort zu ſprechen. Graf D. A. Tolſtoi, unſer früherer Unterrichtsminiſter und jetziger Miniſter des Inneren, zugleich Präſident der Kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften, hat ſich die Aufgabe geſtellt, die wohlgemeinten, aber faſt als erfolglos zu bezeichnenden Beſtrebungen zu ſchildern, welche im vorigen Jahrhundert gemacht wurden, um in Petersburg durch ein akademiſches Gymnaſium und eine akademiſche Univerſität für Rußland eine Pflanzſtätte höherer nationaler Bildung in's Leben zu rufen. Dem Verfaſſer hat das volle handſchriftliche Material des Archivs der Akademie der Wiſſenſchaften zu Gebote geſtanden und in durchaus objectiver Darſtellung hat er an der Hand authentiſcher Actenſtücke ein anſchauliches Bild entworfen von der Danaidenarbeit, welche mehr als zwei Menſchenalter lang daran geſetzt wurde, eine Aufgabe zu löſen, die ſo, wie ſie einmal geſtellt war, als unlösbar bezeichnet werden muß.

Der Verfaſſer charakteriſirt das Vergebliche dieſer Beſtrebungen ſehr treffend am Schluß ſeines Werkes durch zwei Citate:

„Am Ende des Directorats der Fürſtin Daſchkow (1796), bemerkt er, blieben an der Univerſität drei Studenten. Die Univerſität erloſch. . . . Nicht ohne Grund ſagte Tatiſchtſchew zu Blumentroſt: „Umſonſt ſucht Ihr Saaten, wenn der Boden, in welchen geſäet werden ſoll, noch nicht vorbereitet iſt.“ Richtig iſt auch die Meinung Boltin's: „Sie wollten das in einigen Jahren machen, wozu Jahrhunderte nöthig ſind; ſie begannen das Gebäude unſerer Aufklärung auf Sand zu bauen, ohne zuvor ein zuverläſſiges Fundament gelegt zu haben.“

Die Gründung ſowohl des akademiſchen Gymnaſiums, als der akademiſchen Univerſität geht auf den Zaren Peter den Großen zurück. Nur daß es ihm nicht vergönnt war, ſeinen Gedanken, deſſen erſte Spuren uns ſchon 1706 ent-

gegentreten, ſelbſt in's Leben zu führen. Erſt nach ſeinem Tode, im Jahre 1726, hat ein Epigonengeſchlecht durchzuführen geſucht, was ihm vorſchwebte. Wer wollte beſtreiten, daß Peter der Große, der es verſtand, ſich ſeine Staatsmänner und Feldherren auf der Gaſſe aufzuleſen, und der einen Hauch ſeines Geiſtes allen Denjenigen mitzutheilen wußte, die in unmittelbare Berührung mit ihm traten, nicht auch in dem durch die Rückſichtsloſigkeit ſeiner Willenskraft aus den Sümpfen des Newa-Ufers hervorgezauberten Petersburg ein Centrum künftiger Bildung hätte lebendig erhalten können? Liegt die Größe eines Herrſchers darin, daß er die Kräfte ſeiner Helfer auf das Aeußerſte ihrer Leiſtungsfähigkeit zu erheben verſteht, daß er die Unbrauchbaren mit raſchem Entſchluß beſeitigt, die Fähigen und Brauchbaren auffindet, ſo ſind von den Herrſchern des vorigen Jahrhunderts mit vollem Recht Peter und Katharina II. die Großen genannt worden. Die zwiſchen ihnen fallenden Herrſcher haben dieſe Gaben nicht gehabt und gerade ihnen fiel die ſchwere Aufgabe zu, die nur angedeuteten Pläne Peter's des Großen zur Bildung ſeines Volkes durchzuführen.

Wie nun jene Aufgabe mißverſtanden und wie in Anlage und Ausführung der Gedanke Peter's des Großen verſtümmelt wurde, das tritt ungemein plaſtiſch in der Schilderung des Grafen Tolſtoi zu Tage. Weder das Gymnaſium, das zur Univerſität führen, noch die Univerſität, die ihre Jünger zu Apoſteln der Wiſſenſchaft ausbilden ſollte, ſind je aus dem embryoniſchen Zuſtande hervorgetreten. Aus dem Auslande verſchriebene, des Ruſſiſchen unkundige Schulmänner und Gelehrte einerſeits, wider ihren Willen für jene Zukunftsbildung gepreßte, zum Theil ſogar aus Deutſchland importirte Studenten und Schüler andererſeits, eine kleinliche, von völliger Unthätigkeit in plötzlichen Uebereifer fallende Leitung beider Anſtalten, das ſind die Elemente, welche für Rußland in kürzeſter Friſt das beſchaffen ſollten, was das Abendland in der ſtetigen Arbeit von Jahrhunderten ſich errungen hatte — Bildung!

Das Bild iſt kein erhebendes oder erquickendes. Und doch wird, wer das Buch einmal zur Hand genommen hat, es ſchwer weglegen, ohne es zu Ende geleſen zu haben. Zuſtände und Menſchen treten uns greifbar gegenüber, und wenn auch hier und da der Nymbus fallen muß, der einen viel gefeierten Namen umgab, die Unparteilichkeit des Verfaſſers und der Eindruck der Wahrhaftigkeit des Erzählten treten dadurch um ſo deutlicher hervor. Wir denken dabei namentlich an die Schilderung der Thätigkeit Lomonoſſow's, dem 1758 die Verwaltung des Gymnaſiums und der Univerſität übertragen wurde. Auch er hat das Scheinweſen voll mitgemacht, das nun einmal zur Signatur beider Anſtalten gehörte. Es lag ihm daran, den Schein zu erwecken, daß unter ſeiner Verwaltung beide Anſtalten ſich gehoben hätten. Er wollte — wie der Verfaſſer ſagt — das verödete Gymnaſium mit Schülern füllen, während er auf die Eigenſchaften derſelben und auf die Vorzüge der Lehrer wenig Aufmerkſamkeit verwendete Nicht ohne Ironie ſtellt Graf Tolſtoi der Behauptung Lomonoſſow's, daß er aus allen Kräften für gelehrte Ruſſen ſorge, Reglements ver-

faßt und das Gymnaſium in Ordnung gebracht habe, eine Aeußerung des Akademikers Müller gegenüber, der im Jahre 1761 dem Secretär des Grafen Raſumowſki das Folgende ſchrieb: „Glauben Sie mir, verehrter Herr, Lomonoſſow iſt ein Wahnſinniger mit einem Meſſer in der Hand. Er wird die ganze Akademie ruiniren, wenn Se. Erlaucht die Ordnung nicht bald wieder herſtellt. Wir ſehen ein trauriges Beiſpiel dafür an der Univerſität und am Gymnaſio, die er ausſchließlich verwaltet: ſie waren noch niemals in einem ſo ſchlimmen Zuſtande wie jetzt.“

Ungemein charakteriſtiſch iſt, was vom Leben und Treiben der Studenten und Gymnaſiaſten erzählt wird, von ihren Leiden und Freuden — von letzteren iſt übrigens wenig zu ſagen — von der Schuldisciplin und der ſtandhaften Faulheit, mit welcher die überwiegende Mehrzahl ſich dem glättenden Einfluß der Bildung zu entziehen wußte. Einige gelehrte und begabte adminiſtrative Arbeiter gingen aus dem Gymnaſium, einige tüchtige Akademiker aus der Univerſität hervor, und ganz ſpurlos kann an den Hunderten, welche das Gymnaſium im Laufe jener Jahre beſuchten, der Aufenthalt in demſelben, der zeitweilig ein dauernder war, da ein obligatoriſches Alumnat die Zöglinge aufnahm, nicht geweſen ſein Mit Recht macht der Verfaſſer darauf aufmerkſam, daß es in der Geſchichte der Aufklärung Rußlands, als das erſte im Reich gegründete Gymnaſium, eine unzweifelhafte Bedeutung habe. Viel geringer war die Bedeutung der Univerſität. Sie ruht mehr in den wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Profeſſoren, als in den Erfolgen der Schüler.

Wirft man aus jenen halb vergeſſenen Zeiten einen Blick in die Gegenwart, ſo ſtaunt man über den Contraſt. Jene anderthalbhundert Jahre ruſſiſcher Geſchichte haben einen völligen Umſchwung in der Stellung der Nation zu Schule und Univerſität hervorgebracht. Stand damals das Volk der abendländiſchen Schule gleichgiltig, faſt möchte man ſagen feindſelig gegenüber, ſo ſehen wir heute, daß Klaſſenräume und Hörſäle nicht langen wollen, um den Andrang von Lernbegierigen zu bewältigen. Wir glauben nicht, daß wir — ſpeciell was den Zudrang zu den Univerſitäten betrifft — einer geſunden Erſcheinungsform des Volksgeiſtes gegenüberſtehen. Namentlich der Andrang aus den Kreiſen des Bauerſtandes und des kleinen Mannes iſt ein zu unvermittelter, um gute Früchte tragen zu können. Gelehrte Bildung auf geſunder Baſis erwächſt nur aus dem bürgerlichen Mittelſtande, der ſich in Rußland erſt auszubilden beginnt. Der große Sprung, der im Anfang des 18. Jahrhunderts gemacht wurde, ſcheint eine ſprunghafte Weiterentwickelung zu bedingen.

Das Buch des Grafen Tolſtoi liegt uns in der vortrefflichen Ueberſetzung des Herrn von Kügelgen vor. Wir zweifeln nicht, daß ſein ſchönes Deutſch dazu beitragen wird, der Studie des Grafen Tolſtoi die verdiente Verbreitung zu erleichtern.

Reval. Th. Schiemann.

**Blicke in das Menſchenleben.** Leidenſchaften, Laſter und Verbrechen, deren Entſtehung, Heilung und Verhütung. Von Eduard Reich, Doctor der Medicin, legalem Director und Vice-Präſidenten der K. L. C. Akademie, Mitgliede der Franzöſiſchen Geſellſchaft der Hygieine zu Paris, der Geſellſchaft für öffentliche Medicin zu Paris, der mediciniſch-ätiologiſchen Geſellſchaft zu Berlin, des hygieiniſchen Vereins zu Berlin u. ſ. w., ehedem Profeſſor der Hygieine an der Univerſität zu Bern. Druck und Verlag von Fr. Rothermel u. Co. Schaffhauſen, 1886.

Im vorliegenden, 400 Octavſeiten umfaſſenden Werk ſucht der Verfaſſer ein ſo zu ſagen ethiſch-mediciniſch-ſociales Erziehungsſyſtem für die Menſchheit aufzuſtellen. Es iſt offenbar unverſtandener Communismus oder Socialismus mit ſtark capitaliſtiſchem Beigeſchmack, was der Verfaſſer uns predigt. Schon aus dieſem Charakter des Buches folgt ſelbſtverſtändlich, daß die jetzige Welt- und Geſellſchafts-Ordnung ſich keineswegs des Wohlwollens des Verfaſſers zu erfreuen hat. Leider aber überträgt Herr Dr. Reich ſeine feindliche Haltung unſerer Culturwelt gegenüber auch auf die in derſelben lebenden Individuen, alſo auf alle Culturmenſchen. Schreiber dieſer Zeilen hat beim Leſen des Buches eine kleine Empfindlichkeit zu überwinden gehabt, da der Verfaſſer uns civiliſirte Menſchen mit Vorliebe als „kaukaſiſche Zweihänder“ bezeichnet. Aus dieſem Ausdruck ſcheint beinahe ein leiſer Vorwurf oder eine ernſte Zurechtweiſung herauszuklingen. Auch kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß der Herr Verfaſſer den Beſitz von nur zwei Händen als einen Mangel anſieht. Doch es ſei mir ferne, den perſönlich Verletzten zu ſpielen, vielmehr will ich mich bemühen, das neue Syſtem einer ganz unparteiiſchen Kritik zu unterziehen und den Leſer daher gleich in medias res führen.

Herr Dr. Reich will alſo Communiſt ſein. Alle Leidenſchaften, Laſter und Verbrechen, von denen wir Armen beherrſcht werden, leitet Dr. Reich von äußeren Einflüſſen, von Fehlern in der phyſiſchen und moraliſchen Erziehung oder, wie er ſagt, „Ernährung“ her. Uebrigens auch das letztere Wort gebraucht er verhältnißmäßig ſelten. Am liebſten ſagt er kurzweg „Futter“. So gleich auf Seite 4: „Hauptſächlich iſt es das Futter, welches Leidenſchaften entzündet und wieder beſänftigt, Sünde erzeugt und wieder heilt.“ Alſo das Futter kann Sünde heilen! Es iſt ſchwer zu ſagen, was ſonderbarer iſt, die Ausdrucksweiſe oder die Vorſtellung. — Da der Herr Verfaſſer ſo großes Gewicht auf das Futter legt, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß er vor allen Dingen die ökonomiſchen Verhältniſſe, wie ſie jetzt beſtehen, vollſtändig beſeitigt wiſſen will. Er iſt Communiſt, und zwar radicaler. Der Staat ſoll nach ihm die Erziehung und Ernährung der Menſchen übernehmen, jeder Privaterwerb ſoll aufhören, Jedem ſollen die ihm nöthigen Genußmittel vom Staate zugewieſen werden. Die Forderungen ſind nicht neu. Sie werden täglich von Tauſenden, vielleicht von Millionen wiederholt. Dieſe Tauſende aber wiſſen ſehr wohl, was es heißt, eine Welt- und Cultur-Ordnung, die ihr Alter nach Jahrtauſenden zählt, zu zertrümmern. Sie

ſind von flammendem Haß gegen das Beſtehende erfüllt, ſie rüſten ſich zu einem wilden Verzweiflungskampf um Sein oder Nichtſein.

Anders Herr Dr. Reich. Er weiſt das Syſtem der Wirthſchafts-Ordnung unſerer Culturſtaaten, welches doch ohne allen Zweifel mindeſtens eine gewaltige Phaſe in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts bedeutet, auf Seite 6 ſeines Buches als eine „Albernheit“ kurzweg von der Hand, und zwar in einem Ton, in welchem man etwa einem Quintaner ein ſchlecht geſchriebenes Exercitium zurückgiebt. Die Eigenthumsgeſetze nennt Herr Dr. Reich (Seite 13) „philiſterhaft“ und ſcheint damit für eine mehr burſchikoſe Anordnung dieſer Verhältniſſe eintreten zu wollen. Auf Seite 13 ſeines Buches ſagt der Verfaſſer weiter: „Bei geſitteten Bevölkerungen im eigentlichen Verſtande können naturgemäß entwickelte Eigenthumsverhältniſſe, welche jedem Menſchen *ohne Ausnahme* ſeinen ganzen Bedarf an beweglicher und nicht beweglicher Habe ſicher ſtellen, niemals Leidenſchaften erwecken und Sünde veranlaſſen.“ Schreiber dieſer Zeilen verfolgte mit leidenſchaftlichem Intereſſe die weiteren Ausführungen des Herrn Verfaſſers, in der Hoffnung, zu erfahren, wo denn dieſe Bevölkerungen eigentlich heimiſch ſeien, und mit der feſten Abſicht, ſich eventuell in jenes Land zu begeben und ſich den ihm zukommenden Antheil namentlich an unbeweglicher Habe zuweiſen zu laſſen. Aber Herr Dr. Reich iſt boshaft genug, darüber durchaus keine Auskunft geben zu wollen

Uebrigens iſt dem Herrn Verfaſſer in dem ſoeben citirten Satz ein kleines Malheur paſſirt. Herr Dr. Reich iſt, wie wiederholt geſagt, Communiſt. Die Communiſten nun wollen aber alle Productionsgüter in Händen des Staates vereint wiſſen. Sie haben nichts dagegen, daß der Einzelne Genußgüter beſitze. Nur die Arbeitsmittel ſollen nicht im Beſitze Einzelner ſich befinden, damit dieſe, als die Beſitzer des Capitals, aus dem Ertrage der Arbeit nicht den Hauptantheil für ſich beanſpruchen können. Vor allen Dingen muß alſo nach communiſtiſcher Anſchauung die nicht bewegliche Habe, alſo Grund und Boden, ohne welchen doch unbewegliche Habe nicht denkbar iſt, dem Staate gehören. Wie ſoll nun alſo da der Staat dennoch dem Einzelnen ſeinen Bedarf an *unbeweglicher Habe* ſicher ſtellen? Der Einzelne kann nur unter der Herrſchaft unſerer Eigenthumsgeſetze „nicht bewegliche Habe“ beſitzen. Herr Dr. Reich geräth alſo hier mit ſich ſelbſt in Widerſpruch und darum auch habe ich ſeine Lehre als „unverſtandenen Communismus“ und als „Socialismus mit capitaliſtiſchem Beigeſchmack“ bezeichnet. — Von flammendem Haß iſt der Verfaſſer gegen das Geld und gegen den Handel erfüllt. Er ſpricht fortwährend von dem „nichtswürdigen Syſtem“ des „Tantum-Quantum“ oder des „Wieviel — Soviel“. Warum eigentlich? Bei einigem Nachdenken muß er ſich doch ſagen, daß das Geld nichts Anderes iſt, als ein Mittel zur Erleichterung des Austauſches von Gütern. Mir iſt noch kein ſocialiſtiſcher oder communiſtiſcher Schriftſteller vorgekommen, der gegen den Austauſch von Gütern an ſich etwas einzuwenden gehabt hätte. Wie will denn Herr Dr. Reich jeden Tauſch in ſeinem communi-

ſtiſchen Zukunftsſtaate verhindern? Wenn den communiſtiſchen Bürgern A. und B. ihre tägliche ganz gleiche Ration von Brod, Käſe, Fleiſch, Gemüſe ꝛc. vom Staate zugewieſen iſt und etwa der Bürger B. mit Vorliebe Gemüſe, der Bürger A. mit Vorliebe Käſe genießt, wer könnte wohl im communiſtiſchen Zukunftsſtaate Herrn A. verhindern, die ihm gehörige Portion Gemüſe gegen den Käſe des Herrn B. auszutauſchen? Oder will Dr. Reich künftig Jeden zwingen, das zu ſpeiſen, was ihm vom Staate ſervirt wird, einerlei, ob es ihm ſchmeckt oder nicht? Die volkswirthſchaftliche Bildung des Verfaſſers ſcheint demnach doch einige Lücken aufzuweiſen. Mit ſeiner juriſtiſchen Bildung ſcheint es leider auch nicht beſſer beſtellt zu ſein. So ſagt er z. B. auf Seite 12: „Kein thieriſches Weſen kann ohne Eigenthum gedacht werden.“ Dieſer Satz iſt wirklich überraſchend. Bisher glaubte ich, ein Thier könne nur Beſitz, nicht aber Eigenthum haben. Der Knochen kann ſich wohl im *Beſitze* des Hundes befinden, kann aber niemals ſein *Eigenthum* ſein. Denn das Eigenthum muß dem Einzelweſen von der Geſammtheit garantirt ſein, es bleibt ſein Eigenthum, auch wenn es ſich im Augenblicke *nicht* im Beſitze des Eigenthümers befindet. Zum Begriffe des *Eigenthums* gehört eben eine beſtimmte Rechtsordnung, es gehören dazu Eigenthumsgeſetze, gerade diejenigen Geſetze nämlich, welche Herr Dr. Reich ſoeben als „philiſterhaft“ gebrandmarkt hat.

Im weiteren Verlauf ſeiner Schrift kritiſirt nun der Verfaſſer alle nur denkbaren Leidenſchaften, Laſter und Verbrechen, um nachzuweiſen, daß ſie nur Folge falſcher körperlicher und geiſtiger „Futterung“ ſeien. Mir iſt aber kein einziger *Beweis* dabei aufgeſtoßen, ſondern nur immer die Behauptung des Verfaſſers ſelbſt, daß das Alles bei richtiger Futterung nicht ſtattfinden könnte.

Einen beſonderen Abſchnitt des Buches bildet die „*Duftlehre*“. Wenn ich dieſen intereſſanten Theil des Werkes mit einem bekannten Dichterworte überſchreiben wollte, ſo würde ich ihn mit dem Motto verſehen:

„Wo es duftet, mache Dir's bequem,
Schufte riechen niemals angenehm.“

Dem mediciniſchen Theile der Beweisführung habe ich an dieſer Stelle aus Mangel an Fachkenntniſſen nicht folgen können. Nur folgender ſonderbare Inductionsbeweis iſt mir aufgefallen. Seite 34 ſagt Herr Dr. Reich: „Mit ſcharfen Geruchsorganen verſehen, habe ich bei leidenſchaftlichen, zu Fanatismus geneigten Bevölkerungen einen ſtärkeren thieriſchen Duft wahrgenommen, als bei gemäßigten, überlegten.“ Alſo Herr Dr. Reich riecht mit beſonderer Sicherheit Leidenſchaftlichkeit an den Menſchen heraus. Sehr überraſchend iſt auch die Art, wie der Verfaſſer die Entſtehung von Kriegen erklärt. Er ſagt darüber Seite 145: „Der Staatsmann, Baron Tückiſch, glaubt ein Gebiet des benachbarten Gemeinweſens aus irgend einem Grunde nothwendig zu gebrauchen. Zunächſt befiehlt er den ihm ergebenen Zeitungsbengeln, das Volk, das in dem gewiſſen Lande wohnt, durch die Preſſe verhaßt zu machen. Nun werden allerhand Streiche vollführt, die auf Haß irregeleiteter oder wüthender Schafsköpfe

ſich gründen. Es bricht der Krieg aus.“ Abgeſehen von der allerdings ganz neuen Art, das Weſen des Krieges zu erklären, muß auch die Form und Ausdrucksweiſe des Herrn Verfaſſers durchaus befremden. Ich kann übrigens den Leſer verſichern, daß ich eine der gemäßigtſten Stellen des Buches citirt habe. Es iſt kaum eine Seite zu finden, auf welcher nicht die ſtärkſten Schimpfworte zu leſen ſind. Jedenfalls kann man Herrn Dr. Reich's Schreibweiſe weder „leidenſchaftslos“, noch „gemäßigt“ nennen. Da nun nach des Verfaſſers eigener Erfahrung leidenſchaftliche Menſchen einen thieriſchen Duft verbreiten ſollen, ſo läge die Frage nahe, welche Art von Aroma Herr Dr. Reich ſelbſt wohl ausſtrömen mag.

Der Verfaſſer begnügt ſich indeſſen nicht damit, die jetzige Leibes- und Geiſtesnahrung zu verwerfen, er giebt auch Anweiſungen für das richtige leibliche und geiſtige Futter. Was das letztere anlangt, ſo verlangt der Verfaſſer auf Seite 97 vom Staate, der letztere ſoll an Stelle des Egoismus unter den Menſchen die Sympathie „ſetzen“. Leicht geſagt, Herr Dr. Reich, aber wie ſoll denn das geſchehen? Was das leibliche Futter anbetrifft, ſo iſt der Verfaſſer Vegetarianer, er ſpricht ſich gegen Fleiſchnahrung aus. Daß er den Alkohol haßt, kann ja nur ſympathiſch berühren, auch ſeine Abneigung gegen die Cichorie kann man ihm nachfühlen, daß er aber mit grenzenloſer Wuth gegen die Milch, welche er (Seite 104) ein „albernes Nahrungsmittel“ nennt, zu Felde zieht, muß doch befremden. Ich bin, wie geſagt, nicht Mediciner und kann mir daher ein wiſſenſchaftliches Urtheil über den Gegenſtand nicht erlauben. Aber mir ſcheint das Beobachtungsmaterial des Verfaſſers denn doch etwas dürftig geweſen zu ſein, da er nur von den Wirkungen der Milch an ſich ſelbſt ſpricht. Er ſagt nämlich (Seite 104): „Mich macht Milch träge, dämlich und erzeugt eine ſolche Maſſe von entſetzlichen Gefühlen im Unterleib, daß ich aus der Haut fahren möchte.“ Aufrichtig geſagt, ſcheint mir Herr Dr. Reich den Milchgenuß während der Abfaſſung ſeines Buches nicht immer ſorgfältig genug gemieden zu haben.

Gegen die Titelſucht der Menſchen zieht der Verfaſſer nicht weniger ſcharf zu Felde, wobei ich nicht umhin kann, auf die recht ſtattliche Anzahl von Titeln zu verweiſen, welche der Herr Verfaſſer ſeinem Namen beigefügt hat und deren Weglaſſung das Verſtändniß ſeines Buches nicht erſchwert haben würde.

Obgleich Herr Dr. Reich nicht ganz irreligiös iſt, auch dem Proteſtantismus vor dem Katholicismus den Vorzug giebt, ſo muß es doch befremden, daß er (Seite 114) die Religion der Inder als die „entwickeltſte“ bezeichnet. Der Buddhismus alſo iſt entwickelter als das Chriſtenthum, trotz Wittwenverbrennung und trotz der allerſcheußlichſten Menſchenopfer, gegen welche der Kampf der engliſchen Regierung bisher noch immer nicht von vollſtändigem Erfolg begleitet geweſen iſt. Sonderbar!

Ein beſonderer Abſchnitt handelt über die „Ehre“, in welchem manches, wenn auch nicht Neue, ſo doch auch nicht ganz Falſche vorkommt. Herr Dr. Reich

ſagt da unter Anderem, daß Menſchen mit falſchem Ehrbegriff leichter Selbſtmorde begehen, als Leute mit richtigen Vorſtellungen von Ehre. Dieſem Satze kann man ja nur beiſtimmen und ich erwartete nun, daß der Verfaſſer den nicht ſich ſelbſt Entleibenden auf Koſten der Selbſtmörder einige anerkennende Worte ſagen würde. Aber nein! Herr Dr. Reich wirkt immer durch Ueberraſchung. Von den Sebſtmördern aus falſcher Ehre redend, fährt er Seite 165 alſo fort: „Doch wer vermöchte es, dieſen Armen daraus einen Vorwurf zu machen, daß ſie von der Geſellſchaft der Herren Vettern und Frauen Baſen des Schimpanſe Abſchied nahmen?“ Das iſt doch wirklich zu arg. Nimmt man ſich das Leben, ſo hat man falſch gehandelt, thut man es nicht, ſo iſt man ein Schimpanſe!

Ueberhaupt kann man niemals aus einer Behauptung des Herrn Verfaſſers auf ſeine wirkliche Anſicht über einen Gegenſtand ſchließen. So z. B. ſollte man, nach ſeiner „Duftlehre“ zu urtheilen, annehmen, daß bei ſeinen „entwickelten Geruchsorganen“ ſanfte Wohlgerüche ihn angenehm berühren. Aber auch gegen dieſe wettert der Verfaſſer in gewohnter Weiſe, weil Wohlgerüche Leidenſchaften erregen ſollen. Doch ſeine Abneigung gegen künſtliche Parfüms mag ihm noch hingehen, daß aber auch der Frühling und die Blumen (Seite 277) Gegenſtand ſeiner mißbilligenden Kritik ſind, geht doch entſchieden über das Maß des Erlaubten hinaus. Alſo auch die Blumen finden keine Gnade vor den Augen des Dr. Reich! Die armen Dinger! Ein kurzes Daſein nur iſt ihnen gegönnt. Gewoben aus Licht und Duft, zaubern dieſe holden Kinder des Lenzes und der Sonne uns Nordländern auf eine kurze Spanne Zeit lockende Bilder des Südens in's Herz. Es freut ſich ihrer die erblühende Jungfrau, wie der lebensmüde Greis, den ſie mit ſüßen Träumen aus der verklungenen Jugendzeit umgaukeln. Harmlos und wehrlos können ſie nichts, als Glück verbreiten und Freude ſpenden, und ſelbſt wenn ſie geknickt und getödtet werden, können ſie ſich nicht anders rächen, als indem ſie ihren Mörder mit einer letzten, erſterbenden Duftwelle umweben. Wer hat wohl je von einem Menſchen gehört, der die Blumen haßte? Während jedes Menſchenherz in der Frühlings- und Roſenzeit zu lebendigerem Schlage hingeriſſen wird, verkriecht ſich Herr Dr. Reich, gleich dem Kater Hidigeigei, ärgerlich ſchnurrend und übellaunig in eine Ecke. Aber Hidigeigei kann doch nicht umhin, etwas von der allgemeinen Luſt zu empfinden. Er denkt an ſeine Jugendliebe, die ſüße Kätzin Carmela, und fängt ſchließlich ſelbſt an zu dichten. Herr Dr. Reich aber bleibt unverſöhnlich in ſeiner Ecke ſitzen. Nun, ſo mag er da ſitzen bleiben.

Wenn ſich der Herr Verfaſſer der Frühlings- und Blüthenzeit gegenüber ſo feindlich verhält, welches Verſtändniß kann man da von ihm für die Liebe, jenes Göttergeſchenk, welches allein das Leben lebenswerth macht, erwarten? Der Liebe und Ehe hat der Verfaſſer allerdings faſt 100 Seiten ſeines Buches gewidmet; aber welch eine Liebe iſt das, und welch eine Ehe! Der Gegenſtand iſt zart und will mit ſittlicher Scheu und Discretion behandelt ſein. Darum muß ich es mir verſagen, auf die Einzelheiten einzugehen.

Da Herr Dr. Reich ſo viel vom ehelichen Leben zu ſagen weiß, ſo nehme ich an, daß er ſelbſt als glücklich Liebender und Geliebter in angenehmen Familienverhältniſſen lebt. Wie ſich ſeine Frau Gemahlin nun zu dieſen Eheregeln ſtellt, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich ſelbſt, wenn ich jung, ſchön, ein Frauenzimmer und mit Herrn Dr. Reich verlobt wäre, nach Durchleſung dieſes Abſchnitts ſeines Buches die Verlobung mit ihm, wenn auch brechenden Herzens, unverzüglich auflöſen würde.

Um nochmals auf die Form der Ausdrucksweiſe des Herrn Verfaſſers zurückzukommen, ſo iſt, ganz abgeſehen von den fortwährend vorkommenden rohen Schimpfworten, auch die Wort- und Satzbildung vielfach überraſchend. So z. B. ſagt man ja wohl: „ich geſunde, ich bin geſundet“ u. ſ. w. Aber zu ſagen, wie der Verfaſſer (Seite 297) es thut: „Ich geſunde Dich“ ſtatt „ich mache Dich geſund“, iſt doch etwas ungewöhnlich. Wenn ferner der Verfaſſer, von Umgehung des kirchlichen Segens bei Geburten, alſo z. B. von Geburten in civiliter geſchloſſenen Ehen in Deutſchland ſprechend, ſich ſo ausdrückt: „das Kind iſt hinter der Kirche geboren“ (Seite 288), ſo iſt das doch ein ſtarkes qui pro quo.

Mein Geſammturtheil über den von Herrn Dr. Reich geforderten Idealſtaat zuſammenfaſſend, kann ich nur ſagen, daß ein ſolcher Staat nichts Anderes wäre, als ein elendes Zuchthaus, ein Maſtſtall für die unglückliche Menſchheit, von welcher damit alle Luſt und alles Licht des Daſeins genommen wäre.

Herr Dr. Reich verſpricht in der Vorrede zu ſeinem Werk, ſeine Leſer auf eine „hohe Warte“ zu führen Ich bin ihm überall hin gefolgt, habe mich aber immer vergeblich nach einer Warte umgeſchaut und lediglich das Gefühl gehabt, durch eine endloſe Sumpflandſchaft zu wandeln.

Herr Dr. Reich, der von ſich ſelbſt ſtets mit aufmunternder Anerkennung ſpricht, behauptet ferner in ſeiner Vorrede, ſein Buch ſei neu in der Auffaſſung und ſuche überall die Wahrheit zu Ehren zu bringen. Ich kann ihm bis zu einem gewiſſen Maße beiſtimmen. Auch ich habe in ſeinem Buche viel Neues und Wahres gefunden. Aber um mit Leſſing's „Vademecum an Paſtor Lange“ zu reden: „Das Wahre darin iſt nicht neu — und das Neue nicht wahr.“

Reval. Dr. G. v. Falck.

**Mein Onkel Benjamin.** Roman von Claude Tillier. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und eingeleitet von R. Saar. Collection Spemann Nr. 205. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Vielleicht kennt der Eine und der Andere von den Leſern dieſes Aufſatzes, dem ein glückliches Ungefähr gleich mir Band 205 der Collection Spemann (Preis 1 Mark) in die Hand geſpielt hat, Claude Tillier und ſeinen Roman „Mein Onkel Benjamin“ — vielleicht aber auch nicht, denn dieſer Schriftſteller

war keine Pariſer Berühmtheit, ſondern nur ein Licht, über welches der Scheffel der franzöſiſchen Provinz ſich erſtickend legte. Ich ſage „war“, denn ſchon ſeit dem Winter 1844 ruht Claude Tillier auf dem Friedhof von Nivernais von einem ſchweren Leben aus.

Ich liebe die franzöſiſchen Dichter eigentlich nicht beſonders, denn wenn auch gleich die Großen unter ihnen Meiſter der Form und für uns Deutſche darin vielleicht unerreichbar ſind, ſo erſcheinen ſie mir doch, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, im Weſentlichen als Verſtandesdichter, bei denen Alles auf Spannung und das blendende Feuerwerk des Effectes hinausläuft — aber das Feuerwerk verpufft, und das Herz bleibt leer und unbefriedigt.

Wie anders der Mann von Nivernais! Sein Werk muthet mich faſt an, als ob der Dichter an den Fluthen des Rheines geſeſſen, einem Sange der Loreley gelauſcht, der halb neckiſch, halb ſchwermuthsvoll tönte, und als ob dieſer Sang dann in ihm fortgeklungen, bis er ihn ausgeſtaltet zu einem Bild des Lebens, in dem es kaleidoſkopiſch glitzert von Luſt und Weh, von erbarmender Liebe zu der Welt und von ſchneidender Satyre gegen das Schlechte darin.

Ein thränenlächelnder Humoriſt iſt Claude Tillier, der vielleicht derſelben Lebensauffaſſung gehuldigt hat, die er einmal ſeinen Helden, den Onkel Benjamin, ausſprechen läßt: „Glaubt, die Augen der Menſchen ſind weit mehr zum Weinen als zum Schauen gemacht und an jedem Herzen nagt eine Wunde und an jeder Blume nagt ein Wurm. Dafür wandelt aber auf der Straße des Lebens das Vergeſſen langſamen Schrittes dem Tode nach, verwiſcht die Grabſchriften, welche jener eingegraben, und baut wieder auf, was jener zertrümmert.“

An Eigenartigkeit läßt ſich „Mein Onkel Benjamin“ vielleicht nur mit dem „Tom Jones“ des genialen Fielding vergleichen, der auch, ohne ſpannend im gewöhnlichen Sinne des Wortes ſein zu wollen, das Hauptgewicht nicht auf das „Was“, ſondern auf das „Wie“ der Erzählung und auf die pſychologiſche Charakterzeichnung legt, dabei manches Capitel bringend, das vielleicht nur als Epiſode angeſehen werden muß, aber doch ſeiner einzigartigen Schönheit wegen nicht vermißt werden möchte. Sebſt Dickens, ſo hoch derſelbe auch zu ſtellen iſt, geht am Ende doch mehr in ſchon gebahnten Wegen, als dieſe beiden Humoriſten, von Jean Paul ſchon gar nicht zu reden, der ganz Gemüth iſt, deſſen Geſtalten aber einem verſchwimmenden Nebel gleichen, von dem hier und da ein Fetzchen an irgend einem abſurden „Zettelkaſten“ hängen bleibt.

Claude Tillier's Roman verſetzt uns in die Mitte des 18. Jahrhunderts, „das goldene Zeitalter für Geburtshelfer und Hebammen“, das der Dichter folgendermaßen charakteriſirt: „Die Frauen folgten ſorglos und ohne Hintergedanken ihrer natürlichen Beſtimmung; ſie gebaren alle Kinder, die reichen und die armen, und ſelbſt diejenigen, die nicht dazu berechtigt waren. Unter der milden Sonne Frankreichs hatte Alles Platz und in jedem Beruf freien Spielraum. Fähige Menſchen brauchten ſich um Stellen nicht zu ſorgen; wie reifes

Obſt fielen ſie ihnen zu, und ſelbſt die Dummköpfe fanden ihr Unterkommen, ein jeder nach ſeiner beſonderen Sorte von Dummheit."

Selbſt ein Kind des Volkes, feiert der Dichter den «tiers état», deſſen Schilderung ihm zu einer unerſchöpflichen Quelle des Humors wird, denn „der Schwalbe gleich zieht der Frohſinn über die großen, glänzenden Dächer hin, aber vor niederen Hütten, in den Hofräumen der Schulen und Kaſernen, auf den moderfeuchten Flieſen der Gefängniſſe läßt er ſich nieder". Unter den Händen aber erweitert ſich dieſe Schilderung des «tiers état» zu einem großartigen Cultur- und Sittengemälde der damaligen Zeit, zu einer zerſetzenden Kritik von dem, was in der Geſellſchaft gang und gäbe iſt.

Zuerſt glauben wir einen übermüthigen Falſtaffsſcherz zu leſen. Der allezeit trinkluſtige Doctor Benjamin Rathery mit ſeinen 5 Fuß 10 Zoll, in ſcharlachrothem Rock, den langen Zopf auf dem Rücken und die breite Degenplempe zur Seite, ſein gutherziger Schwager, der Gerichtsbote „Schmalhans", deſſen kleines, reſolutes Weibchen, dem es unmöglich war, dem Weihwaſſerbecken an der Kirchenthür auf den Grund zu ſehen, und das, 30 Jahre alt, bereits mit ſieben Kindern geſegnet iſt, ſind ganz köſtliche Geſtalten, die in eine Fülle der amüſanteſten Situationen gerathen, ſei es, daß „Schmalhans" und Benjamin ſich bei einen Trinkgelage duelliren, erſterer mit Benjamin's Säbel, der zweite nur mit der Scheide bewaffnet, ſei es, daß Herr Benjamin, der durchaus heirathen ſoll, mit ſeiner, trotzdem ſie nur drei Jahre mehr zählt, an das Bemuttern gewöhnten Schweſter zu dem reichen Doctor Minxit und deſſen Tochter Arabella, deren „Haut wie die Schale von einem Putenei" ausſieht, geſchleppt wird, ſich dabei unterwegs für den „ewigen Juden" ausgiebt und Wunder wirkt. Und nun die herrliche Zeichnung des alten Minxit, der „mit Pauken und Trompeten ordinirt", ſeine Diagnoſen auf ſo eigenthümlichem Grunde aufbauend, daß ſelbſt Ben Akiba davon verblüfft geweſen wäre.

Allmählich jedoch zieht durch den übermüthigen Humor der Geſchichte ein ernſterer Ton, wie dumpfes Grollen eines fernen Gewitters, und nun beginnt uns Onkel Benjamin, der uns zuerſt nur als komiſcher Kauz amüſirt hat, förmlich an's Herz zu wachſen, als der zur voller Seelengröße ſich entwickelnde Vertreter der leidenden, unterdrückten Menſchheit.

Wie ſind die Stellen ſchön, da Onkel Benjamin von dem Herrn Marquis v. Cambyſe, der, weil er der hervorragendſte Mann im Laude ſein wollte, der böswilligſte ward, brutal beleidigt wird und denſelben dafür in einer Situation züchtigt, die voll auszunutzen eben ſo viel Muth wie Geiſtesgegenwart erforderte!

Dazwiſchen hängt Benjamin der Abwechſelung halber den ehrenwerthen Bürger Suſurrans, der mit ihm ſein zum Schmuggeln beſtimmtes Fäßchen Wein leert und zwei für die treue Gattin beſtimmte Kapaune aufißt, dieſelben nachher aber ſtürmiſch zurückfordert, an den Küchenhaken, wie es weiland Brunhild mit König Gunther gemacht haben ſoll, kommt auch einmal Schulden halber

vor den Herrn Amtsrichter, das „rieſige Straußenei auf zwei Beinen“ — eine gleichfalls treffliche Schilderung — und muß dann von der Taufe ſeines jüngſten Neffen, wo er mit der 5 Fuß 3 Zoll langen Jungfer Braut Gevatter ſtehen ſollte, fort in das Schuldgefängniß. In rührender Opferwilligkeit gedenken Schmalhans und Gattin, ihren kleinen Weinberg zu verkaufen, um ihren Benjamin auszulöſen; ſie beſtürmen ihn mit Bitten, da . . . doch man höre den Dichter ſelbſt: „Schmalhans! ſchrie er plötzlich auf, ich halt's nicht mehr aus! Der Schließer ſoll mir ein Gläschen Schnaps bringen, und nun komm', gieb mir einen Kuß! Sieh', Freund, ſprach er, indem er ihn an ſeine Bruſt drückte, daß der arme Schmalhans beinahe einen Schrei ausſtieß, Du biſt der erſte Mann, den ich küſſe, und dies ſind die erſten Thränen, die ich wieder vergieße, ſeit ich zum letzten Mal die Peitſche bekam!“

Er leert das Gläschen und iſt dann wieder ruhig und aufgeheitert, wie der Frühlingshimmel nach einem Aprilwetter. „Eins nur ſtörte ſeinen Gleichmuth: Bautron, der Schließer, hatte ihn weinen geſehen.“ Den Bitten der Seinen gegenüber blieb er eiskalt „wie ein Gletſcher im Mondenlicht“.

Zum Glück für die Freiheit ſeines künftigen Schwiegerſohnes, der, nebenbei bemerkt, im Kerker ein höchſt philoſophiſches Geſpräch über den Segen einer ſtrengen Rechtspflege führt, erſcheint jedoch bald Minxit und bringt die leidige Angelegenheit in Ordnung.

Doch in derſelben Weiſe, wie Onkel Benjamin Herrn Minxit an's Herz gewachſen iſt, hegt ſeine Tochter, die mit dem Vicomte Port-Caſſé einen Liebeshandel angeknüpft hat, Widerwillen gegen ihn. Die beiden Herren treffen im Hauſe des alten Minxit mehrmals zuſammen, wobei ſich zuletzt der Vicomte in Gegenwart des Mädchens in der plumpeſten Weiſe gegen den „Pflaſterſchmierer“ beträgt, von dieſem aber unter den Arm genommen und zur Thür hinausgetragen wird.

Darauf wendet ſich Benjamin zu Arabella und giebt ihr ſein Wort zurück. Doch ich will die Stelle hierher ſetzen: „Erſchreckt nicht allzu ſehr, ſagte Benjamin zu ihr; die Gewaltthätigkeit, die ich mir gegen dieſen Menſchen herausgenommen habe, erſcheint durch eine ganze Reihe unausgeſetzter Beſchimpfungen mehr als gerechtfertigt. Uebrigens, fügte er mit Bitterkeit hinzu, will ich Euch mit meiner langen Perſon nicht lange läſtig fallen. Ich zähle nicht zu jenen Mitgiftjägern, die ein Weib aus den Armen des Geliebten reißen und mit roher Gewalt in's Ehebett ſchleppen. Jedem Mädchen iſt ein Schatz von Liebe verliehen, den man ihm nicht rauben, ſondern frei an den Mann ſeiner Wahl verſchenken laſſen ſoll. Keiner iſt berechtigt, die Blüthe ihrer Jugend auf ſeinen Weg zu ſtreuen und mit Füßen zu treten.“

Es kommt in der Folge mit dem Vicomte zu einem Duell, gegen das Benjamin vorher in ſeinen Gedanken all das ſchwere Geſchütz aufführt, welches der Theoretiker gegen dasſelbe zu richten pflegt — und das Benjamin doch — ein feiner Zug von begründeter Inconſequenz — annimmt. Dreimal wird dem

Vicomte der Degen aus der Hand geſchlagen, ehe derſelbe es des grauſamen Spieles genug ſein läßt.

In der Nacht darauf entflieht Arabella, die ſich Mutter fühlt, mit dem Geliebten. Der alte Minxit ſetzt ihr im Verein mit Benjamin nach — ſie treffen eine Sterbende. Unterwegs hatte der Vicomte mit einem Fremden wegen des beſten Gaſthofszimmers Streit angefangen; ihn auszufechten, begaben ſich die Herren in den Garten, und hier jagte der Fremde, nicht ſo großmüthig wie Benjamin, dem hohen Herrn eine Kugel durch den Kopf. Bei dieſer Nachricht wird Arabella von Geburtswehen überfallen — Benjamin kommt nur noch, um ſie ſterben zu ſehen.

Seit dieſem Schlage ſiecht der alte Papa Minxit unrettbar hin; ſeine „trauernde, arme Seele ſehnt ſich nur nach Dunkel und Ruhe, dem Thiere des Waldes gleich, das ſich in's tiefſte, finſterſte Dickicht vergräbt, wenn es ſein nahes Ende fühlt, und heimlich ſtirbt".

Nur einmal noch vor dem Scheiden verſammelt er all ſeine Getreuen um ſich und läßt ſich von Benjamin, während der Wein in den Gläſern perlt, den Nachruf halten, den er ja ſpäter nicht mehr hören könnte. Dann zieht er ſich, während die Freunde auf ſeinen Wunſch weiter tafeln müſſen, zurück, um nach einer Stunde zu ſterben, nachdem er Benjamin noch einmal ſchnell die Hand gedrückt hat.

So, wie er es gewünſcht hatte, kommt er trotz des Proteſtes der Cleriſei nicht auf den feuchten, kühlen Ortsfriedhof zu liegen, wo der Schatten der Kirche ſtets auf ihm wie ein Trauerflor gelagert hätte, ſondern auf ſeine Wieſe am Rande des Baches, deſſen melodiſches Rauſchen er immer ſo gern gehört.

Als ſich das Trauergeleite zerſtreute, war Onkel Benjamin ein reicher Mann. Ob er ſpäter noch einmal um Liebe geworben, darüber ſchweigt der Dichter.

Riga. G. Pipirs.

# Bibliographischer Anzeiger.

## (Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von F. v. Szczepanski in St. Petersburg.

**Besobrasof,** W., Etudes sur l'économie nationale de la Russie. Tome 2. 2 parties. 314 u. 318 S. St. Pétersbourg. Leipzig, Voss' Sort. Mk. 8.

**Böhtlingk,** O., Sanskrit. Wörterbuch in kürzerer Fassung. 6. Thl. 2. Lfg. gr. 4°. S. 161—306. St. Petersburg. Leipzig, Voß' Sort. Mk. 4.

**Brückner,** Alex., Darstellungen a. d. Sittengeschichte Rußlands im 17. Jahrhundert. 28 Bogen. Leipzig, Elischer. Mk. 8.

**Bulletin** de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tome 31. No. 1. gr. 4°. 123 S. St. Pétersbourg. Leipzig, Voss' Sort. pro cplt. Mk. 9.

**Burschenliederbuch,** Dorpater. Hrsgb. v. Nicolaus Th. Seeler. 3. verb. Auflage. 164 S. Cart. Dorpat, Schnakenburg. SM. —,80.

**Buxhövden,** O. Br. von, Die Armenpflege Rußlands. 38 S. S. A. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Dostoieffsky,** Fed., Injury and insult; a russian realistic. novel. London, Vizetelly. 6 sh.

— Crime and punishment; a russian realistical novel. London, Vizetelly. 6 sh.

**Dostoïevsky,** Th., Souvenirs de la maison des morts. Traduits du russe par M. Neyroud. Paris, Plon. fr. 3,50.

— Krotkaia. Traduit du russe par E. Halpérine. Paris, Plon. fr. 3,50.

**Ehrlich,** J. Verzeichniß der Rüben-Zucker-Fabriken und Raffinereien in Rußland. 3. Jahrg. 48 S. Magdeburg, Rathke. Mk. 6.

**Fezensac,** M. le Duc, Campagne en Russie 1812. With notes. Edited by Granville Sharp. 168 p. London, Rivingtons. 2½ sh.

**Geddie,** J., Russian empire. London, Nelson. Reduced in price. 4 sh.

**Gernet,** A. v., Der Emancipationsstreit Weißenstein's mit dem Gute Mexhof. Ein Beitrag zur Geschichte der kleinen baltischen Städte. 26 S. Reval, Wassermann. SM. —,25.

**Giel,** Chr., Kleine Beiträge zur antiken Numismatik Südrußlands. Hoch 4°. 43 S. m. 5 Tafeln. Moskau, Buchdruckerei Herbeck. SM. 3.

**Gogol,** N. V., Taras Bulba; a tale of the cossacks. Translated from the russian. With portrait. Newyork. 5 sh.

**Gutzeit,** W. v., Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands. Nachträge zu A—F. 299 S. Riga, Kymmel. SM 2.

**Hasselblatt,** Jul., Historischer Ueberblick der Entwickelung der Kaiserlich russischen Akademie der Künste in St. Petersburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Kunst in Rußland. 194 S. m. 5 Tafeln. St. Petersburg, Marcks. SM. 2.

**Häusler,** P. J., Der Panslavismus. Bd. I. 93 S. Berlin, Stankiewicz. Mk. 1,50.

**Hesse,** J., Unter den Mongolen. 22 S. Basel, Missionsbuchhandlung. Mk. —,10.

**Horae** societatis entomologicae rossicae. Tom. 20. No. 1 et 2. 130 S. St. Petersburg. Berlin, Friedländer & Sohn. Mk. 9,90.

**Kehler,** v., Betrachtungen üb. Gurko's Balkan-Uebergang im Sommer 1877. Vortrag. 62 S. m. 1 Karte. Berlin, Mittler & Sohn. Mk. 1,40.

**Kraszewski,** J. J., Le juif. Traduction du polonais par A. Holynski. Paris, Dentu. fr. 3,50.

**Leger,** Ls., Nouvelles études slaves. Deuxième série. 307 p. Paris, Leroux. fr. 3,50.

**Lenſtröm,** N., Ruſſiſch-deutſches und deutſch-ruſſiſches Wörterbuch f. d. Selbſtunterricht u. d. Gebrauch in höheren Lehranſtalten. Bd. I. Ruſſ.-deutſcher Theil. Neue Ausgabe. Nebſt Ausſpruchslehre des Ruſſiſchen. Sondershauſen. Mk. 6, geb. Mk. 7,50.

**Leowzon le Duc,** L., Souvniers et impressions de voyage dans les pays du Nord de l'Europe. Suède, Finlande, Danemark, Russie. 4°. Illustr. Paris, Delagrave. fr. 3.90.

**Lettres** inédites de Marguerite de Valois, tirées de la bibliothèque impériale de Saint-Pétersbourg, 1579—1606; publiées pour la société historique de Gascogne par Philippe Lauzun. Auch, Champion. fr. 2,50.

**Linas,** Ch. de., Les émaux limousins de la collection Basilewski à Saint-Pétersbourg. Le triptyque de la cathédrale de Chartres. Paris, Klincksieck. fr. 3.

**Lwoff,** Nik., Schnellruſſiſch. Eine praktiſch bewährte Anleitung zum Selbſterlernen der ruſſiſchen Umgangsſprache in einigen Tagen. 165 S. St. Petersburg, Gubinſky & Caspary. SR. 1.

**Manaſſewitſch,** B., Ruſſiſch. Die Kunſt, die ruſſiſche Sprache durch Selbſtunterricht ſich anzueignen. Geb. Wien, Hartleben. Mk. 2.

**Mélanges** biologiques, tirés du bulletin de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tome 12. Livr. 3 et 4. S. 217—575. St. Pétersbourg. Leipzig, Voss' Sort. Mk. 3,50.

**Mémoires** de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. 7. Série. Tome 34. No. 2 et 3. Gr. 4°. St. Pétersbourg. Leipzig, Voss' Sort. Mk. 2,20.

Inhalt. 2. Unterſuchung der Repſold'ſchen Theilung d. Pulkowaer Verticalkreiſes nebſt Auseinanderſetzung d. angewandten Unterſuchungs-Methode v. M. Nyrén. 37. S. Mk. 1. — 3. Ueber die Abſorptions-Coëfficienten d. Kohlenſäure in den zu dieſem Gaſe indifferenten Salzlöſungen. Von J. Setſchenow. 24 S. Mk. 1,20.

**Meſchtſcherſky,** W. Fürſt, Fürſtin Liſa u. Gri-Gri. Folge von: „Die Frauen der St. Petersburger Geſellſchaft." Roman. 329 S. Breslau, Schottländer. Mk. 4,50.

**Meſchtſcherſky,** Wladimir Fürſt, Mißverſtändniſſe. Breslau, Schottländer. Mk. 4,50, geb. Mk. 5,50.

**Ohnet,** G., Prince Serge Panine. 2. edit. 282 p. London, Vizetelly. 2½ sh.

**Ouida,** Les Napraxine. Roman, traduit de l'anglais par Hephell. 2 vols. Paris, Hachette. fr. 6.

**Pawlowſky,** J., Deutſch-Ruſſiſches Wörterbuch. 3. umgearb. u. weſentlich vermehrte Auflage. 1529 S. Geb. Riga, Kymmel. SR. 9.

**Perry,** Consul-General, Notes of a visit to the city of Kieff (Foreign office. Miscellaneous series, 1886. No. 1). London, Harrison & sons. 1 d.

**Pisemsky,** Alexis, Les faiseurs (Miéchtchanié). Traduit du russe par V. Derély. Paris, Plon. fr. 3,50.

**Poſadſky,** Dr. S., Praktiſche Modification der Pettenkofer-Nagorſky'ſchen Methode zur Beſtimmung d. Kohlenſäuregehalts der Luft. Mit Tabellen: 1. der Beſtimmung d. Kohlenſäure-Volumens der Luft nach Abnahme der alkal. Reaction der Barytlöſung, u. 2. zur Reduction e. Gasvolumens auf 0° Temp. u. auf 760 mm. Luftdruck. 41 S. St. Petersburg. Leipzig, Voß' Sort. Mk. 1,50.

**Posrednik,** St. Pétersbourg, Catalogue de livres russes rares et curieux et de livres sur la Russie scientifiques, littéraires et artistiques (Rossica No. 2). Gratis.

**Reinholdt,** Alexander von, Geſchichte der ruſſiſchen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueſte Zeit. 848 S. Leipzig, W. Friedrich. Mk. 13,50.

**Rundſchau,** Nordiſche. Eine Monatsſchrift, herausg. v. Ch. Mickwitz. 5. Bd. Juli — December 1886. 6 Hefte. 1. Hft. 96 S. Reval, Lindfors' Erben. pro cplt. Mk. 10.

**Russie** et Angleterre en Asie centrale, d'après la brochure de M. Lessar, par M. H. L. With maps. Paris. 4 sh.

**Schiemann,** Th., Rußland, Polen und Livland bis in's 17. Jahrhundert. Bd. 1. 668 S. m. Ill. u. Karten. Geb. Berlin, Grote. (Oncken's allgem. Geſchichte. Hauptabtheilung II. Thl. 10. Bd. 1.) Mk. 17,75.

**Scholz,** A., Ruſſ. Herrſcher u. Charakterköpfe. Drei Erzählungen. 59 u. 64 S. Leipzig, Werther. Mk. —,75.

**Stammbuch,** Baltiſches, edlen Rindviehs, hrsg. v. d. Kaiſ. livländ. gemeinnütz. u. ökonom. Societät in Dorpat 1885. 117 S. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. Mk. 2.

**Thoms,** G., Die Prüfung der Hefe nach der Methode des Herrn Dr. Meißl. 15 S. Riga, Stieda. Mk. —,50.

**Tolstoi,** L., War and peace. Transl. into english. 6 vols. (Gottsberger-collection.) Mk. 14,40.

— L. N., Childhood, boyhood, youth: reminiscences and traditions of the author's early

life. Translated from the russian by Isabel F. Hapgood. With portrait. New-York, Crowell & Co. 5 sh.

**Tolstoï**, le comte Léon, La mort. Traduit et précédé d'une préface par M. E. Halpérine. Paris, Perrin. fr. 3.

— A la recherche du bonheur. Trad. par E. Halpérine. Paris, Perrin. fr. 3.

**Turgenjeff,** Iwan, Memoiren eines Jägers. A. d. Ruſſ. überſ. v. Hans Moſer. (Univerſalbibliothek 2197—2199.) 419 S. Leipzig, Reclam. Mk. —,60.

**Ultime**, Le, spedizioni polari. Il viaggio della „Jeannette" e la spedizione Greley o Gli affamati al Polo Nord. 4°. 424 p. con 137 incis. e 2 carte. Milano. L. 13.

**Wildenfels,** E. v., Aus ruſſiſchen Kreiſen. Roman. 369 S. Leipzig, Peterſon. Mk. 5.

**Witte,** S., Die ruſſ. Häfen u. d. Eiſenbahntarife. 48 S. Wien, Spielhagen & Schurich. Mk. 1.

**Woeikof,** A., Die Klimate der Erde. 2 Bde. Mit 10 Karten u. 14 Diagrammen. Jena, Coſtenoble. Mk. 18.

**За редактора: Wilh. Warbandt.**

Дозволено цензурою. Ревель, 31-го Октября 1886.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

# Der Lebensretter*).

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von **Carmen Sylva.**

Ich zählte ſiebzehn Jahr', Johann,
Es war ein heißer Tag,
Als unſer Schiff im Ocean
Mit ſchlaffen Segeln lag.

Es zitterte wie Gold die Luft,
Der Horizont war fahl,
Es ſchimmerte ob blauer Gruft
Ein breiter Sonnenſtrahl.

Die Stirne troff, der Athem ſtockt',
Das Herz ſchlug matt und ſchwer,
Und mit verſchränkten Armen hockt'
Die Mannſchaft rings umher.

Der Capitän mit hellem Ton
Rief laut: „Auf! auf! Hurrah!
Es lebe unſer Waſhington!
Es leb' Amerika!

Denn heute iſt Befreiungstag!
Zur Feier geb' ich d'rum
Für Jeden, der da trinken mag,
Noch einmal Grog herum."

Lebendig wird da jed' Geſicht,
Man fühlt die Schwüle kaum,
Und ein Matroſe ſteigt mit Licht
Hinab in Schiffes Raum.

*) Nach der Ausſage Ihrer Maj. der Königin von Rumänien, die wir die Ehre haben, mit nachſtehendem Beitrag in die Zahl unſerer Mitarbeiter einzuführen, beruht jedes Wort dieſer Geſchichte auf genaueſter Wahrheit. Sie ward ihr von einem Herrn erzählt, der die wunderbare Lebensrettung aus Capitän Wearbourn's eigenem Munde vernommen.

Da gellt ein lauter Schreckenston
Herauf und über's Meer,
Er ſtürzt empor, da wälzt ſich ſchon
Die Flamme vor ihm her.

Sie raſt am Takelwerk entlang,
Die Segel faßt ſie bald,
Und fliegt empor ob Maſt und Strang
Und rauſchet mit Gewalt.

Doch ohne Haſt der Capitän
Ob Brand und Wellengrab
Läßt Boot um Boot hinuntergeh'n,
Reicht Weib und Kind hinab.

Vier Böte voll, er ſelbſt zuletzt
Blickt um: „Fehlt Keiner doch?
Glück auf, um's Leben rudert jetzt —
Nein, halt! Ein Seil fehlt noch!

Wearbourn, mein Sohn," rief er mir zu,
„Hol's mir, wenn Muth Du haſt!"
Ich Muth! Ein Sprung, ich war im Nu
Auf allerhöchſtem Maſt.

Das war geklettert, ſchau', Johann,
Wie Vogelflug fürwahr,
Und um mich her, mir nach, voran
Der Flammen wilde Schaar.

Den Strick gelöſt und nieder glitt
Ich flugs an einer Hand.
Laut kniſternd wogt das Feuer mit,
Schon ſtand das Seil in Brand.

Erſtickend war ich rings umloht —
Ein Sprung — und: „Gut gezielt!"
So rief der Capitän im Boot,
Der mich in Armen hielt.

Auf tauſend Meilen rings nur See,
Nur ew'ge ſalz'ge Fluth!
„Nun vorwärts, Kinder, wie's auch geh',
Mit Gott und friſchem Muth!"

Wir ſetzten ohne Aufenthalt
Im Tact die Ruder ein,
Von Ferne ragt der Maſtenwald
Noch ſchwarz im Feuerſchein.

Wir durften ſehr, doch trinken kaum,
Das Waſſer reicht nicht weit.
Wir drängen uns im engen Raum.
Wie weit das Land, wie weit!

Die Nacht bricht an im Sternenglanz,
Solch eine ſtille Nacht!
Wer hätte nicht im Stillen ganz
Der Heimath wohl gedacht?

Wir ſeufzten nicht, wir klagten nicht.
Wie ferner, leiſer Wind,
So ſtöhnt mit bleichem Angeſicht
Das arme kleine Kind.

Die Mutter hielt es ſtill im Arm.
Da ſtieg der Sonnenball
Gluthroth empor ob Pein und Harm,
Ob tiefem Wogenſchwall.

Wir haben oft den kleinen Mund
Mit Tropfen noch benetzt,
Doch ward er ſchwarz und ſtarr und wund
Und lallte noch zuletzt.

Vor Sonnenuntergang, da ſchwand
Der kurze Lebenslauf,
Der Vater nahm ein Eiſen, band
Die kleine Leiche d'rauf.

Die ſtarren Augen drückt' er zu
Und ſeufzte tief und ſchwer:
„Schlaf' Du mein Liebling, ſchlafe Du!"
Und ſenkte ihn in's Meer.

Die junge Frau ſaß unbewegt,
Die Hände bleich im Schooß;
Kaum hat ihr Buſen ſich geregt,
Die Augen blickten groß.

Am dritten Tage ſank ſie leis
An ihres Mannes Herz.
Gott, der das Leid zu ſtillen weiß,
Er heilt' ihr Qual und Schmerz.

Nichts Schweres war im Boote mehr,
Nicht Beil und Klammer nicht,
Und grauſam trug empor das Meer
Das todte Weib an's Licht.

Da nahm er ſie in's Boot zurück
Und küßt' den todten Mund!
„Verzeiht! ich muß mit meinem Glück
Hinunter auf den Grund.

Es lebe, wer da leben kann,
Gönnt mir das Wellengrab!
Lebt wohl und folgt dem Steuermann,
Ich muß mit ihr hinab!"

Und liebevoll umſchlungen glitt
Mit ihr er in die Fluth.
Sie zog ihn fort, er nahm ſie mit
In's Brautbett ſanft und gut.

Und wieder ſank die Sonnengluth
Und ſtieg zu neuem Tag,
Der Himmel Blei, von Blei die Fluth,
Nicht Wind noch Wellenſchlag.

„Seit geſtern ging das Waſſer aus!"
Wir flüſtern's — Geiſter — nur,
Wir ſeh'n nach den Gefährten aus —
Verſchwunden ihre Spur.

Die Zunge hing mir aus dem Mund,
Geſchwollen, halb verdorrt,
Da naht' mein Hund, mein treuer Hund
Und leckt' ſie fort und fort.

Er hat geleckt, bis er hinein
Sie wieder mir gebracht,
Bei Sonnenbrand und Sternenſchein
Saß er und hat gewacht.

Die Andern ſtarben Mann um Mann,
Nur fünfe blieben wir
Und hier mein kluger Hund, Johann.
Mich rettete das Thier.

Nun endlich, endlich ſah'n wir Land,
Da faſt verwirrt der Sinn,
Verſchmachtend, ſchon an Grabes Rand —
Wir deuteten nur hin.

Wir ruderten mit letzter Kraft,
Das Schifflein kriecht und ſchleicht,
Das Haupt iſt ſchwer, der Arm erſchlafft —
Doch nun iſt es erreicht!

Es war wohl Land, ja Land, Johann,
Doch dürr und todt und kahl,
Kein winzig Waſſerfädlein rann
Vom nackten Strand zu Thal.

Wir ſanken hin und weinten laut:
„Verſchmachten müſſen wir!“
Da hat mein Hund ſich umgeſchaut,
Es roch und ſcharrt' das Thier.

Und ſchnüffelnd lief er fort und bald
Klang laut und kurz Gebell,
Es hat wie Jubelruf gehallt,
Wir Alle folgten ſchnell.

Er ſcharrte wie im Fieber und
Sieh' da: Ein Waſſerſtrahl!
Uns hat mein guter, treuer Hund
Erlöſt von Todesqual.

Die Reiſe ging zu Fuß voran,
Der Hund war ſtets voraus
Und rannte hin und wieder — dann
Scharrt' Waſſer er heraus.

Doch die Gefährten waren all'
Zu ſehr erſchöpft und matt, —
Ein Seufzer nur, ein ſchwerer Fall
Zu ew'ger Ruheſtatt!

So ließen mich die Freunde jetzt,
Blieb nur mein treues Thier;
Sind wir ſo ſtark? Ach nein! zuletzt,
Zuletzt erliegen wir.

Ich lag und ſchlief ſo tief und ſchwer
In lautlos ſchwarzer Nacht,
Mein Hund, der ſetzt ſich vor mich her,
Der hat für mich gewacht.

Auf einmal zerrt er mich und laut
Klingt wüthend ſein Gebell,
Da haben noch mich angeſchaut
Zwei Augen glühend hell.

Da fiel mir ein, mein Vater ſagt':
„Droht Dir ein wildes Thier,
Wirf Sand in's Aug', ſo wird's verjagt
Und wendet ſich von Dir.“

Ich faſſe in den Sand im Nu
Und ſchmeiß' zwei Hände voll
In's Augenpaar, das ſchließt ſich zu,
Dann ziſcht's wie Wuth und Groll,

Dann ſchleicht's und kriecht und wälzt ſich hin
Gewaltig lang und groß —
Gottlob, daß ich entronnen bin!
Die Boa war es blos.

Und raſch und leiſe gingen wir
Voran im Sternenlicht
Und wedelnd ſprang mein Hund nach mir
Und leckte mir's Geſicht.

Doch, ach! die Küſte blieb noch leer,
Kein Leben weit und breit!
Mein gutes Thier, ich kann nicht mehr,
Nun iſt's zum Sterben Zeit!

In einer kleinen, ſtillen Bucht,
Wo kaum die Welle ſchlägt,
Hab' Schatten ich umſonſt geſucht,
Zum Sterben mich gelegt.

Mir ſang es in den Ohren laut,
Wie Sturm hat's Meer geheult
Und dunkle Nacht hab' ich geſchaut,
Von grünem Licht getheilt.

Doch plötzlich plätſchert es im Tact,
Wie vieler Ruder Schlag.
Was an der Küſte, kahl und nackt,
Sich endlich regen mag?

Herr Gott! 's iſt wahr! ſie kommen her!
Doch ſehen ſie mich nicht,
Ich habe keine Stimme mehr,
Die Hand iſt Bleigewicht!

Herr Gott! daß ich nicht rufen kann!
Entſetzlich iſt die Qual!
Da ſchlägt mein Hund noch einmal an,
Bellt heiſer, ein — zwei Mal.

Dann wird es Nacht und dunkel mir
Und kühl weht es um mich —
Von vielen Tagen wiſſen wir
Nichts mehr, mein Hund und ich!

Nach Waſſer ging der Leute Fahrt,
Nun kehrten ſie geſchwind
Zum Schiff und betteten uns zart
Und ängſtlich wie ein Kind.

Der Arzt gab uns nur Krümchen Brod
Und tauchte ſie in Bier.
Vier Tage lagen todtbedroht
Und ganz bewußtlos wir.

Und wie ich ſprechen durfte, mußt'
Erzählen ich mit Fleiß.
Daß ſiebzehn Jahr' ich zählte, wußt'
Ich. Nein, ich war kein Greis;

Mein Haar war nicht einmal ergraut.
Ich ſprach vom Hund, vom Hund;
Er ward gelobt, geküßt, beſchaut,
Sie fütterten ihn rund.

Und ſüß iſt es zu leben doch,
Das hab' ich dann geſpürt,
Und gute Menſchen gab es noch,
Ich lacht' und weint' gerührt.

Sie brachten weiter mich ein Stück,
Bis man ein Städtchen ſah,
Dort blieb ich dann allein zurück
Ein Jahr — in Afrika.

Noch nie ward ich ſo gut gepflegt
Nach Todesnoth und Graus,
Wie mich der Mann, die Frau gehegt
Im kleinen, hellen Haus.

Sie frugen nach der Mutter gleich,
Mit Thränen, ſprachen ſo —
Sie machten mir das Herze weich
Und machten's wieder froh.

Der Hund war Herr im Hauſe ganz,
Man kam, den Held zu ſeh'n,
Ihm fehlte nur der Lorbeerkranz
Und majeſtätiſch Geh'n.

Von mir ſprach niemals man allein,
Es ging von Mund zu Mund,
Ich konnte auch wo immer ſein:
„Seht Wearbourn und ſein'n Hund!"

Doch wußt' er nicht, daß er ein Held,
Daß Edles er gethan,
Ihm war egal die ganze Welt,
Mich ſah er immer an.

Als endlich von Amerika
Das erſte Schiff erſchien,
Wie weinten ſie, wie ließen da
So ungern ſie mich zieh'n.

Das Erſte in der Heimath war,
Zum Rheder hinzugeh'n,
Der wußte nicht ſeit manchem Jahr,
Was ſeinem Schiff geſcheh'n.

Ich trat nur zögernd ein. Im Bad
Hat er die Füße ſteh'n.
Er ſchrie, als er mich ſah, gerad',
Als wär' ihm Glück geſcheh'n.

Er ſprang heraus, mit einem Schuh
Und Strumpf noch in der Hand,
Er lief durch's Zimmer immerzu
Und drückt' mich, wo ich ſtand.

„Iſt's wahr? Du ſah'ſt mein Schiff verbrannt?
Du kommſt allein zurück?
Du retteſt mich von Wahnſinns Rand!
O Himmel, welches Glück!

Da ich das End' erzählen kann
Mit giltigem Beweis,
So bin ich nicht ein armer Mann,
So zahlt man mir den Preis!

Wo iſt der Hund? Gott ſegne ihn,
Der Dich erhalten hat!
Mein Herz wird jung, die Sorgen flieh'n
Und Ehr' an Mitleids Statt!"

Ich mußte reiſen einen Tag
Bis zu der Mutter hin.
Wie mach' ich's nur, daß ich ihr ſag',
Daß ich am Leben bin?

Ganz leiſe trat ich bei ihr ein.
Gebückt ſaß am Kamin
Sie vor der letzten Kohlen Schein
Und weinte vor ſich hin.

Da ſtieß ein kühles Näschen ihr
Die Hände vom Geſicht,
Es leckt die Augen ihr das Thier,
Als ſpräch's: „O weine nicht!"

Und heftig zitternd rief ſie aus:
„Er iſt's, es iſt ſein Hund!
Du kommſt doch nicht allein nach Haus,
Mein Knabe iſt geſund?"

Da kniet' ich ihr zu Füßen ſchon,
Halt' ſie in Armen feſt!
Weißt Du, Johann, wie ſo ein Sohn
Sich todt faſt drücken läßt?

Der Hund, der iſt ein Menſch, Johann!
Wenn jetzt ich reiſen geh',
Bleibt ſtets er bei der Mutter dann,
Weicht nicht von ihrer Näh'.

Einſt fand ich beide nicht zu Haus,
Ich ging zur Kirche fort
Und ruhig ſah von Weitem drauß'
Ihn vor der Thür ich dort.

Ein Sprung! Zum Halſe flog er mir,
So wie ein Kind fürwahr!
Und Thränen rannen meinem Thier
Aus treuen Augen gar.

Nun iſt er alt, kaum geht er mehr,
Das Haus verläßt er nicht,
Doch ſetzt er noch ſich zu mir her
Und ſieht mich an und ſpricht.

D'rum iſt ein Grab ihm zugedacht
Mit ſtolzem Leichenſtein,
D'rauf gräbt man, was das Thier vollbracht,
Mit gold'nen Lettern ein.

Der Hund, der iſt ein Menſch, Johann,
Ein Freund und Bruder mir!
Fragt nach den Mein'gen Einer — dann,
Dann zeig' ich auf mein Thier!

# Umſonſt geträumt.

Novelle von **Guſtav Pipirs** in Riga.

Ueber meinem Schreibtiſche hängt in Lebensgröße ein Bild, das Bild meiner Mutter, und oftmals muß ich den Blick von meinem umfangreichen Actenbündel zu ihr erheben und in die milden, ernſten Augen ſchauen, in denen es liegt wie verhaltenes Weh, wie Sehnſucht nach Liebe. Als ſie noch lebte, habe ich dieſen Blick nicht verſtanden. Ich habe es nie vermocht, ihr meine Liebe zu zeigen, ja, ich glaube beinahe, meine Mutter iſt in der Ueberzeugung geſtorben, daß ich eine kalte, ſelbſtſüchtige Natur wäre, die am Ende nur ſich ſelbſt liebt, vielleicht nicht einmal ſich ſelbſt.

Wir waren Beide auf einander angewieſen und liefen doch ſo gleichgiltig neben einander her, wie Menſchen, die ſich nichts zu ſagen hatten. Wenn ich am Morgen den Weg zur Schule antrat — ich mußte über eine Stunde gehen, da das Gymnaſium ſehr weit entfernt lag und ich eines Herzleidens wegen nicht raſch ausſchreiten durfte — ſo nickte ich ihr flüchtig zu; wenn ich am Nachmittage um 4 oder 5 Uhr zurückkehrte, machte ich mich, da mein ganzes Mahl bis zu dieſer Zeit nur aus ein paar Butterbröden beſtanden hatte, heißhungrig an die warme Suppe, die ſie mir fürſorglich verwahrt hatte, und ging dann gewöhnlich gleich in mein kleines Erkerſtübchen, um den Horaz oder Plato aufzuſchlagen.

Zuweilen ſah ich an ihren leicht gerötheten Augen, daß ſie geweint hatte. Ich hätte ſie dann gern tröſten mögen, aber ich ging doch nur verlegen noch einige Male mehr in dem kleinen Wohnzimmerchen auf und nieder und ſtieß dabei an die etwas wackeligen Stühle, obwohl dieſe eng genug an die Wand gepreßt waren. Nach dem Grunde ihres Kummers fragen mochte ich nicht. Sie hatte gewiß wieder an die ſchwere Zeit ihrer Ehe gedacht, an meinen Vater, der uns Beide um einer neuen Liebe willen ſchnöde und mittellos verlaſſen, bis uns nach ſeinem Tode ein kleines Capital von der Lebensverſicherung zufiel. Wozu über ſolche Schmerzen ſprechen? Geht doch die Weihe derſelben alsdann verloren.

Aber was ich empfand, ſuchte ich in den Ausdruck meiner Stimme zu

legen, wenn ich ihr nach dem Abendeſſen Goethe und Shakeſpeare vorlas und über die wunderbaren Geſtalten dieſer Dichter ſprach — unreifes Zeug vielleicht, aber doch ehrlich gemeint und enthuſiaſtiſch gefühlt. Dann ſchaute meine Mutter wohl mit ſtrahlenden Augen zu mir und ſtrich mit ihren zernähten Fingern leiſe über meinen Aermel; ſie wußte ja, ich liebte es nicht, wenn meine Hand berührt wurde.

Wir lebten ein faſt klöſterliches Stillleben, meine Mutter und ich. Beſuche machten wir keine und empfingen auch keine; es waren auch die Räumlichkeiten nicht dazu angethan. Aus dem kleinen Wohnzimmerchen führte eine immer offen ſtehende Tapetenthür, durch die man nur gebückt hindurch konnte, links in den Verſchlag, der das Schlafzimmer meiner Mutter vorſtellte, eine andere rechts in einen etwas größeren und ſogar durch einen eiſernen Ofen heizbaren Raum, der für mich Schlaf- und Arbeitszimmer zugleich war. Die Einrichtung unſerer Behauſung war ſo einfach, wie es ſich für eine Wittwe ziemt, die mit ihrem Sohne von dreihundert Thalern jährlicher Renten leben muß, wozu ich noch, ſeit ich Primaner geworden, etwa fünfzig Thaler durch Stundengeben hinzu verdiente und meine Mutter durch Handarbeiten etwa noch die Hälfte meiner lucrativen Einnahme; ſie ſtrickte und nähte nämlich den ganzen Tag.

Aber trotz ihrer Dürftigkeit lag doch über unſeren Räumen ein gewiſſes Etwas, ich möchte beinahe ſagen eine Art Comfort, der mich früh frauenhaftes Walten würdigen gelehrt und meinem Herzen eine aufrichtige Verehrung für das ſogenannte ſchwache Geſchlecht eingeprägt hat. Ich kann nicht anders, als tiefes Mitleid mit jenen Männern fühlen, die, wenn ſie allein unter ſich ſind, nur mit einem fauniſchen Lächeln um die Lippen der Frauen zu gedenken vermögen; ſie haben gewiß keine Mutter gehabt, wie die meine in ihrer Selbſtloſigkeit war, und keine Angelika Reinhold.

Ja, Angelika, Du Blüthe unter den Blüthen, wie habe ich ſo lange ſprechen können und nicht von Dir! Ich ſehe Dich noch, wie Du fröhlich die Treppe hinauf hüpfteſt, um uns die Miethsquittung zu überbringen, oder wie Du im Frühling die erſten köſtlichen Veilchen meiner Mutter in den Schooß legteſt und dann ein Stündchen neben ihr ſitzen bliebeſt, mit den jungen, klugen Augen zu ihr aufſchauteſt und ſo ernſthaft über das Leben zu ſprechen verſtandeſt, weniger Kind mit Deinen fünfzehn Jahren, als ich mit meinen ſiebenzehn.

Ach, ſeit dieſer Zeit iſt mir Veilchenduft und die Erinnerung an Dich in Eins zuſammengefloſſen, aber ich habe doch ſpäter nie Veilchen gekauft, nie, Angelika, Du Liebe, Holde — ich habe ja immer entbehrt.

Ich glaube, meine Mutter hatte es bald weg, daß ich Angelika mehr liebte als mein Leben. Wenn ſie einmal zu uns kam, konnte mich ſelbſt die ergreifendſte Stelle in Plato's Apologie des Sokrates nicht feſſeln; ich mußte hin in das Wohnzimmer. Möglich, daß meine Mutter dies mit einer Art eiferſüchtigem Weh empfunden, denn zu ihr hatte es mich ſo noch nie von meiner Arbeit getrieben, aber ein Wort hat ſie darüber nie an mich verloren; ſie blieb

ſich gegen mich ja ſtets gleich in ihrer ruhigen, herzlichen Güte. Ich weiß, der Vergleich iſt geſchmacklos, aber ich muß ihn ausſprechen; heute erſcheint mir ihre Seele wie ein auf den Kopf geſtelltes Meer: ſpiegelklar die kryſtallene Oberfläche und vernichtende Stürme in der Tiefe.

„Sei doch nicht immer ſo ſchweigſam, Siegmund, wenn Angelika zu uns kommt," ſagte einmal meine Mutter; „das junge Mädchen kann Dein Betragen leicht ganz falſch deuten." Ich wandte mich ſchnell ab, in hilfloſer Verlegenheit über und über erglühend, aber es war mir unmöglich, ihrem klugen Rathe zu folgen. Nach wie vor drückte ich mich bei dem Erſcheinen Angelika's in die hinterſte Ecke unſeres kleinen Zimmers. Ich habe ſie damals geliebt, aber, beim Himmel! ſo wenig begehrt, wie ich heute die Sonne begehren würde oder den Stern der Liebe, der verheißungsvoll durch die dunkle Nacht leuchtet. Ich mochte nur immer auf das braune Haargeringel ſtarren, das neckiſch über der Blende des Nackens ſchaukelte, und zuweilen ſcheu-verſtohlen nach den tiefen Rehaugen blicken und dem lieblichen kleinen Mund, der ſo eigenartig zu lächeln verſtand, ſo ſonnendurchglüht, wie es Angelika's ganze Erſcheinung war. Dann hatte ich manchmal den thörichten Wunſch, ich möchte einen großen Glasſchrank beſitzen und das Mädchen darin verwahren können, daß ihr kleiner, zierlicher Fuß an keinen Stein ſtoße und kein rauhes Lüftchen ſie berühre.

Nicht wahr, es wird Mancher über dieſen Gedanken lächeln und die Achſeln zucken, wenn ich ihm erzähle, daß dieſer es war, der meine Seele erfüllte, während ich doch von Rechts wegen vor dem Herrn Regierungs-Commiſſar hätte ſtehen müſſen und unſerem fürtrefflichen Lehrer-Collegium, das ſich verſammelt hatte, um mir und Felix Dilthey die Abiturienten-Prüfung abzunehmen? Nun, es ſchadete nichts, daß ich ſo wenig bei der Sache war; der Schulrath verkündete mir mit wichtiger Miene, daß ich von der mündlichen Prüfung dispenſirt ſei und gehen könne. So mußte alſo mein Kamerad Felix allein das Fegfeuer der Kreuz- und Querfragen über ſich ergehen laſſen; er konnte es aber auch ganz ruhig, denn er war feſt in jedem Fache und hätte, bei Licht beſehen, die Dispenſation weit mehr verdient als ich, aber die Lehrer waren dem ſtörriſchen, finſteren Geſellen unhold geſinnt, vornehmlich der Oberlehrer der deutſchen Sprache, der die üble Angewohnheit hatte, uns ſelbſt auf der Oberprima die Dispoſition zu den deutſchen Aufſätzen zu dictiren, damit wir nur ja nicht ſelbſtändig denken lernten, und dem Felix in ſeinen Ausarbeitungen regelmäßig nachwies, daß es wohl noch tiefere und beſſere Auffaſſungen gebe, als die uns octroyirte.

Mit einem Gefühle leichten Bedauerns über die Ungerechtigkeit der Lehrer und wie die ehrgeizige Natur von Felix, der wahrſcheinlich Tag und Nacht gearbeitet hatte, dies aufnehmen würde, eilte ich nach Hauſe — aber dann hatte ich keine Zeit mehr, an ihn zu denken, denn neben meiner Mutter, ſie in ihrer Aufgeregtheit zu beſchwichtigen, ſtand Angelika.

Sie ſtreckte mir die kleine, roſige Hand entgegen — zum erſten Mal in meinem Leben durfte ich ſie halten — und ſagte lächelnd: „Darf man gratuliren,

Herr Student?“ Wie ſüß dies Wort von ihren Lippen klang, wie es mich hinaushob über mich ſelbſt! Ich glaube, ich hätte eine Ewigkeit ſo ſtehen können, ihre Hand mit zagem Druck umſchließend, wenn ſie nicht endlich zögernd dieſelbe zurückgezogen hätte. Mit einem tiefen Aufathmen gab ich ſie frei, aber meine Blicke hingen wie feſtgebannt an ihrer graziöſen Geſtalt; ich verſuchte es heute, mit ihr zu ſprechen; ſie lächelte oft; ein ſilbernes Lachen war's, ein fein geſtimmtes Glockenſpiel.

Ich hatte mich bis jetzt für ziemlich unempfänglich gegen Muſik gehalten und begriff nun, daß dies nur daher gekommen, weil ich bis jetzt die rechte noch nicht gehört hatte. So klinge denn fort, du liebliches Glockenſpiel, ja, klinge fort in meinem armen Herzen und grüße es von dem Leben und grüße es von der ſonnigen Welt!

Ich mußte mich zu einem Berufe entſcheiden. Es war vielleicht unklug, daß ich bei unſeren geringen Mitteln und dem Gedanken an meine Liebe ein ſo weit ausſehendes Studium erwählte, wie das juriſtiſche; aber ich konnte nicht anders Die Liebe zu Angelika war wie der befruchtende Regen in mein Herz gefallen, es antreibend zu Allem, was groß und ſelbſtlos ſchien. Es gab ſo viel Elend in der Welt, ſo viel Unterdrückung und Beugung des Rechtes. Da träumte ich mich denn als einen großen Advocaten, zu dem alle Diejenigen flüchteten, welche ſonſt nirgends ihr Recht finden konnten. Da ſah ich mich hoch aufgerichtet in dem Schwurgerichtsſaal ſtehen und einen Mann vertheidigen, der aus Liebe zu Weib und Kindern zum Verbrecher geworden, und wie ich zündende Worte ſprach von dem ſtarren Recht, das die egoiſtiſche Geſellſchaft zu ihrem Schutze aufgethürmt, und von dem höheren Recht in unſerer Bruſt, da ſah ich ein Paar glänzende, thränengefüllte Augen auf mich gerichtet — und dieſe Augen gehörten Angelika, meinem Weibe.

Ja, zu ſolch kühnen Träumen ließ ſich der künftige Student der Rechtsgelehrſamkeit hinreißen, und meine Mutter mag wohl in meinem Herzen, das damals noch war wie ein traumbefangener Nachtwandler, geleſen haben, denn als ich ihr am Abend meines Examentages wieder flüchtig gute Nacht zuwinkte, da ſchloß ſie mich mit einem plötzlichen Ausbruch überquellender Zärtlichkeit in ihre Arme und flüſterte mit thränenerſtickter Stimme: „Möge Gott Dir all Deine Wünſche zur Erfüllung gelangen laſſen, mein Kind; ſo weit ich kann, will ich Dir mithelfen in der Sorge, daß unſer Knöſplein nur für Dich erblüht.“

Wie mich dieſes Wort traf! Wie es mir zu erſchreckender, lichtheller Klarheit über mich ſelbſt verhalf und meine Liebe! Ja, ich konnte mir manchmal in der Dämmerung, wenn wir des Sparens wegen noch kein Licht angezündet hatten, ausmalen, wie es ſein würde, wenn ich Angelika zum erſten Mal küßte und wie es weiter ſein würde, wenn wir immer zuſammen lebten als Mann und Weib.

Ich glaube, ich kaufte mir damals einen handgroßen Spiegel und war wirklich ernſthaft böſe, wenn meine arme Mutter die Riſſe in meinen Kleidern

nicht ſo geſtopft hatte, daß ſie gar nicht zu ſehen waren. Arme Mutter! Und doch hätte der geſchickteſte Schneider vor Dir und Deiner kunſtfertigen Hand zu Schanden werden müſſen.

Das Arbeiten habe ich über dieſen kleinen Jugendthorheiten aber niemals verſäumt. Ich war ein muſterhafter Beſucher ſelbſt der langweiligſten Collegs und vertiefte mich mit einem nie ermüdenden Fleiß in das weite Gebiet des Rechts und der Nationalökonomie. Ich wollte es ja zu etwas Bedeutendem bringen, und meine Profeſſoren waren einſtimmig der Meinung, daß ich zu dem Holze gehörte, aus dem man Hermen ſchnitzen könnte.

Es war gut für mich, daß ich mich alſo in die Arbeit ſtürzte, denn ſonſt hätte ich mein zwiefach krankes Herz gar nicht zur Ruhe bringen können; es pochte manchmal ſo gefährlich laut, daß es mir faſt den Athem benahm und meinen Kopf ſchwindeln machte. Ich brauchte Digitalis und trug Eis auf dem Herzen. Mich beherrſchte damals eine faſt wahnſinnige Furcht vor dem Tode, vor der Ruhe des Grabes. Ja, ich ſchäme mich des Eingeſtändniſſes nicht: ich erzitterte vor dem Gedanken, daß ich doch hinab müßte, ohne ſie nur einmal an mein Herz gezogen, ſie nur einmal geküßt zu haben als meine Braut, mein Weib.

Es wäre mir gewiß leichter geweſen, wenn ich mit der kleinen Samariterin, die jetzt öfter als früher zu meiner Mutter kam, da dieſelbe ſeit einiger Zeit zu kränkeln angefangen, hätte ſprechen können, wenn ich mir Gewißheit darüber verſchafft, ob ſie meine Gefühle erwiderte und ob meine Träume auch die ihren waren. Aber ich ſprach doch nicht mit ihr, denn ich hatte Mitleid mit ihrer fröhlichen, ſorgloſen Jugend, mit ihrem unbefangenen, heiteren Sinn und den Augen, die ſo thaufriſch mir entgegenlächelten. Sollte ſie Kümmerniß haben, wenn die Dornen und Diſteln einer heimlichen Studentenbrautſchaft ihr das Gewand und den Leib zerfetzten, wenn mein Herz dennoch inmitten der Frühlingszeit plötzlich ſtille ſtand?

Daß ich ſie liebte, das fühlte ſie wohl ohne Worte, denn wahre Liebe iſt wie ein Feuermeer, deſſen Gluth die Geliebte ſich nicht zu entziehen vermag.

Während meiner Studentenzeit hatte ich ſo gut wie gar keinen Umgang. Nur ab und zu kam ich mit Felix Dilthey zuſammen, der ſchon früher auf der Schulbank neben mir geſeſſen hatte. Es war gerade keine beſondere Sympathie, die mich zu ihm zog, auch blieb die Form unſeres Verkehrs immer zurückhaltend; er nannte mich „Herr Karſt“ und „Sie“ und ich desgleichen, nur daß ich bei einem lebhafteren Geſpräch über ein mich intereſſirendes Thema das „Herr“ oft wegließ. Was mich an ihm feſſelte, war, möchte ich ſagen, eine gewiſſe Gleichheit unſeres Weſens, unſere tiefſten und beſten Empfindungen ſo gut wie möglich jedem neugierigen Blick zu entziehen, und daß Felix dabei eine weit ſchroffere, rückſichtsloſere Natur war, dazu noch von einer wahrhaft dämoniſchen Leidenſchaftlichkeit erfüllt, wenn es galt, gegen irgend eine Rechtsverletzung, mochte ſie ihn im Grunde auch noch ſo wenig angehen, in die Schranken zu

treten. Er war darin förmlich ein moderner Don Quixote und ich hatte immer, wenn ich in ſein finſteres, ſtarres Geſicht ſah, in welchem ein Paar dunkle Augen lohten, die beängſtigende Empfindung, als müſſe eine ſolche Natur, für die alle Ecken nur dazu da waren, um ſich daran zu ſtoßen, nothwendigerweiſe zu Grunde gehen.

Ich redete ihm oftmals zu, ſein Studium der altklaſſiſchen Philologie fahren zu laſſen, da die im Grunde ziemlich abhängige Stellung eines Lehrers nichts für ihn wäre, aber er hatte darauf nur die Antwort: „Gerade darum! Wenn ich nur meine Pflicht thue, darf mir Niemand Etwas anhaben.“ „Auch nicht dann, wenn Ihre politiſchen Geſinnungen geradezu revolutionär und ſtaatsfeindlich ſind?“ warf ich fragend ein, während wir von einem nationalökonomiſchen Colleg nach Hauſe gingen und der lebhaften Disputation zu Ehren den weiten Umweg über die alten Feſtungswälle einſchlugen.

Felix war eben dabei, mir eine ganz unſinnige Auseinanderſetzung über ſeine und der Regierung Rechte zu halten, als er plötzlich abbrach und ſtirnrunzelnd ausrief: „Da begegnet mir ſchon wieder Rittmeiſter von Biberfeld mit Frau Gemahlin hoch zu Roß und immer auf einem Wege, der nur für Fußgänger beſtimmt iſt. Dieſe hochmüthigen Offiziere glauben immer über dem Geſetz zu ſtehen, aber ich werde ihn doch eines Beſſeren belehren.“

Ich wollte ihn wohl beſchwichtigen, aber mit einer mir unbegreiflichen Heftigkeit riß er ſich von mir los und ſtellte ſich den in mäßigem Trab Heranſprengenden gerade in den Weg. Er ſah in dieſem Augenblick wirklich hinreißend ſchön aus; ſeine ſchlanke Geſtalt hoch aufgerichtet, das dichte, lange Haar zurückgeworfen, ein Funkenſprühen in den dunklen Augen, um den ſcharf geſchnittenen Mund ein faſt verächtliches Lächeln, und dabei doch über ſein Geſicht eine Ruhe ausgegoſſen, wie ich ſolche bei ihm noch nie geſehen.

Der Rittmeiſter parirte unmittelbar vor ihm. „Warum gehen Sie uns nicht aus dem Wege?“ herrſchte er ihn an. Und Felix darauf: „Ich habe wohl ein Recht, hier ſpazieren zu gehen, Sie aber keins, hier herumzureiten und harmloſe Fußgänger zu zertreten.“

„Aus dem Wege!“ rief der Rittmeiſter und ſchwang drohend ſeine Reitpeitſche. Felix wich keinen Schritt, er zuckte nicht einmal mit den Wimpern. Der erregte Offizier hätte im nächſten Moment unfehlbar die Gerte auf ihn herniederſauſen laſſen, hätte ihn nicht ein bittender Ruf der Dame zu ſich gebracht.

„Du haſt Recht, Leonie; hier keine Scene!“ preßte er heraus. „Ihre Karte, mein Herr!“ Felix reichte ihm dieſelbe, dann warfen der Offizier und ſeine Begleiterin die Roſſe zurück und ſprengten im Galopp davon. Felix hatte die Hand über die Augen gelegt und ſchaute ſinnend dem kleinen Frauchen nach, das in dem grünen Reitkleide und dem wehenden Schleier wirklich eine allerliebſte Erſcheinung war.

„Was haben Sie gethan?“ rief ich aufgeregt. „Der Rittmeiſter wird

Sie fordern, und Sie, ein principieller Gegner des Duells, bedenken Sie, in welche Lage . . ."

Da wandte ſich Felix blitzſchnell zu mir und ſagte: „In dieſem Falle werde ich doch die Forderung annehmen, oder ſollte ich — ich vor einer Dame" . . . und dann nach einer Weile zögernd: „Sie wiſſen, Herr Karſt, ich beläſtige Niemanden gerne mit meinen Angelegenheiten und zudem iſt es eventuell mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft, die Rolle eines Secundanten geſpielt zu haben — trotzdem muß ich Sie darum erſuchen, ich kenne ja hier Niemanden ſonſt."

Ich reichte ihm ſtumm die Hand; wir beſprachen ſodann die näheren Details. Am nächſten Morgen fand das Rencontre ſtatt: gezogene Piſtolen, zehn Schritt Barrière, gleichzeitiges Feuern. Felix bewahrte eine muſterhafte Haltung, als er, die Waffe in der Hand, antrat — dann zählten wir Secundanten — nur ein Schuß krachte; die Kugel des Offiziers hatte meinem Commilitonen die Mütze vom Kopf geriſſen; er ſelbſt ſtand ruhig auf ſeinem Platze, die Waffe zu Boden geſenkt.

„Was ſoll das heißen, mein Herr?" rief der Rittmeiſter erregt. „Spielen wir etwa Komödie?" „Das ſoll heißen, mein Herr," erwiderte Felix mit eiſiger Ruhe, „daß ich auf Sie ſchießen würde, wenn ich mit mathematiſcher Sicherheit wüßte, daß Sie wirklich nicht mehr werth ſind, als ein Haſe," ſprach's und wandte den verblüfften Offizieren den Rücken.

Ich ſuchte das etwas brüske Verhalten meines Parten zu entſchuldigen; in Folge deſſen entſtand eine kleine Differenz zwiſchen dem Rittmeiſter und mir, die damit endete, daß ich jetzt demſelben gegenüber trat, die Piſtole in der Hand.

Ich weiß nicht, ob ich mich dabei mit Grazie benommen, denn ich hielt ein ſolches Mordinſtrument zum erſten Mal im Leben in der Hand und mußte, während ich die Mündung der Piſtole gerade auf mein pochendes Herz gerichtet ſah, an Angelika denken und ob ihr ſchönes Auge wohl eine Thräne für mich haben würde. Nun, ich kam glimpflich davon, mit einer leichten Armwunde, die nur etwas ſchmerzhaft war und mich zwang, vierzehn Tage das Zimmer zu hüten. Ich paradirte in dem verſchliſſenen Lehnſtuhl, der das einzige bequeme Möbel im Zimmer war und worin ſonſt die Mutter immer lehnte.

Felix widmete mir und meiner Pflege jede freie Minute; er bemühte ſich ſogar, unterhaltend zu erſcheinen, aber ich glaube, dies Alles geſchah mehr aus einem bloßen Pflichtgefühl, als aus wirklichem Intereſſe für mich. Ein paar Mal hatte er Angelika getroffen. Auch auf ihn machte das junge Mädchen einen tiefen Eindruck, wie es wohl nicht anders ſein konnte. Auch er ſchaute ſie das erſte Mal nur unverwandt an, das zweite Mal aber begann er mit ihr zu ſprechen, ein grundgelehrtes Geſpräch natürlich, ob ſie die „Antigone" des Sophokles kenne.

Angelika verneinte. „Aber Sie möchten dieſes Gedicht doch gerne kennen lernen, Fräulein Angelika?" „O, gewiß," ſagte ſie leiſe. Den nächſten Tag kam Dilthey früher als ſonſt zu uns und ließ durch meine Mutter Angelika heraufbitten. Als ſie eintrat, zog er ein Manuſcript hervor, dabei wie zur

Entſchuldigung ſagend: „Ich habe ſchon vor einigen Monaten die „Antigone“ in's Deutſche überſetzt; die vorhandenen Ueberſetzungen tragen wirklich dem poetiſchen Geiſt dieſer herrlichen ſophokleiſchen Tragödie zu wenig Rechnung.“ Felix las ſehr gut vor, und ſeine Ueberſetzung — ein Kritiker hätte vielleicht geſagt: Nachdichtung — war meiſterhaft; die Erhabenheit, welche die „Antigone“ des Sophokles durchweht, iſt nie ſchöner zum Ausdruck gekommen als in dieſer Arbeit meines unglücklichen Freundes. Angelika und die Mutter hatten eine Thräne im Auge, als er geendet; auch ich war tief ergriffen. „Handelt Antigone nicht groß?“ fragte Dilthey leuchtenden Auges. Angelika ſchüttelte ſinnend das Haupt. „Sie ladet eine ſchwere Schuld auf ſich, für die ſie zu Grunde gehen muß, wenn auch der Dichter unbegreiflicherweiſe darüber hinweggegangen iſt. Wenn ſie Hämon liebte, durfte ſie ſich nicht opfern: nur die Liebe macht uns Frauen groß“ Sie ſagte dies mit einem ſeltſam leuchtenden Blick; ich habe ihn nie vergeſſen.

In den Stunden, die Dilthey zu mir kam, fand ſich jetzt auch immer Angelika ein. In wenig Tagen war eine überraſchende Veränderung mit dem Mädchen vor ſich gegangen: ihre Bewegungen waren edler geworden, der Blick ihres Auges vertiefter, um den kleinen, roſigen Mund ſpielte ein glückſinnendes Lächeln. Auch ihre Kleidung hatte ein neues gewiſſes Etwas. Vielleicht machten dies die paar Blumen an der Bruſt, vielleicht die paar feinen Spitzen, die ſich um Hals und Arme legten. Ich habe dies damals natürlich Alles nicht bemerkt. Erſt viel ſpäter ſtiegen mir dieſe Erinnerungen auf, ſich allmählich, als ich mehr Weltkenntniß und Reflexion beſaß, verſchärfend, wie manche zuerſt blaſſe Tinte erſt nach einer Weile ein beſtimmteres Gepräge gewinnt.

Angelika war immer freundlich und theilnahmsvoll zu mir; ſie fragte, ob meine Wunde noch ſchmerze, ob ich die Nacht gut geſchlafen. Ich habe damals — es waren nur Tage — eine unendlich ſelige Zeit verlebt — „doch ſcheint die Sonne noch ſo ſchön, am Ende muß ſie untergeh'n“, klagt nicht ſo irgend ein altes Volkslied?

Bei den alten Reinholds wurde unten ein kleines Stübchen frei; Felix miethete ſich dort ein. Es war natürlich, daß er an den Abenden oft zu ſeinen Wirthsleuten hinüber ging und, da er ſelbſt ein wenig muſikaliſch war, mit Angelika kleine Lieder probte. Zuweilen figurirte ich ſogar als ſtummer Zuſchauer. Ich verſtand nichts von der Muſik, aber ich liebte ſie, weil Angelika ſang. Auf ihr Zureden hörte ich einmal die Lucca, als dieſe auf einer großen Tournée auch unſere Stadt brandſchatzte — aber, und vielleicht verſteht mich der Eine und der Andere, mich dünkte Angelika's Sang doch ſeelenvoller.

Es mochten etwa acht Tage ſeit dem Lucca-Concert verfloſſen ſein. Die Mutter und ich ſaßen uns ſtumm bei dem frugalen Mittagsmahl gegenüber, ein Jeder, wie es ſchien, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt. Nach dem Eſſen wollte ich in mein Zimmer gehen. „Bleibe noch einen Augenblick hier, Sigmund,“ ſagte die Mutter leiſe, und ihre Stimme bebte dabei. „Was haſt Du, Mutter?“ Sie ſchaute in ſchmerzlichem Sinnen zu Boden.

„Vor einer Stunde war Angelika bei mir,“ ſagte ſie endlich, „glückſtrahlend, wie ich ſie noch nie geſehen; ſie hat ſich heute mit Deinem Freunde verlobt. Nun weißt Du es, Sigmund.“

„Ich weiß es, Mutter.“

Ich ergriff meine Mütze und wollte hinaus. „Sigmund, ſei ein Mann,“ klang eine bebende Stimme in Todesangſt neben mir.

„Ich bin es, Mutter; ſei ruhig!“

Dann ſtand ich draußen. Ich ſchritt planlos durch die Straßen der Stadt, endlich durch das Feſtungsthor hinaus, weiter, immer weiter bis zu dem dunkelnden Walde. Endlich war ich darinnen. In den Zweigen zwitſcherten noch einige verſpätete Sänger ihr Abendlied, über dem Walde lag das Glühroth der untergehenden Sonne, die bronzenen Baumſtämme mit einem magiſchen Licht überfluthend; leiſe ſtrich der Wind durch bebende Blätter; würziger Maienduft in abendlicher Stille. „O du ſelige, ſonnige Frühlingszeit,“ mußte ich plötzlich aufſchreien und dabei ſtürzten mir die Thränen ſtromweis über die Wangen. Später habe ich nie mehr geweint. Lange blieb ich allein in dem ſonnigen Walde — ich habe dort meine todte Liebe begraben.

Damals glaubte ich, mein Herz würde brechen und dann wär's auf einmal dadrinnen ſtill, wie es jetzt allmählich im dunkelnden Walde geworden; aber mein Herz that mir dieſe Liebe nicht und ich kehrte heim zu der alten Frau, die mich mit verzehrender Qual erwartet hatte. Sie warf bei meinem Eintritt nur einen kurzen, ſcheuen Blick in meine bleichen Züge; geſprochen haben wir dieſen Abend nicht mehr von Angelika und auch ſonſt nicht mehr in den wenigen Tagen, die meine Mutter noch bei mir verweilte.

Meine Liebe zu dem Mädchen dort unten hatte mich blind gemacht gegen meine Mutter; ich hatte keinen Blick gehabt für die verheerenden Spuren, welche eine heimtückiſche Krankheit ſchon ſeit Monaten in den edlen, feinen Zügen hinterlaſſen, und meine Mutter hatte nie geklagt. Erſt, als ich ſie eines Morgens vergeblich zur Bereitung des Kaffees erwartete und ſie in ihrem Verſchlage liegen fand, die Augen in einem unruhigen Halbſchlummer geſchloſſen, die Wangen unnatürlich geröthet, die mageren, abgezehrten Hände glühend heiß, kam die entſetzliche Vorſtellung über mich, daß ſie ſterben könnte und ich dann ganz vereinſamt wäre. Ich ſtürzte zu einem Arzt. Derſelbe war mit ſeiner Unterſuchung bald zu Ende. „Werden Sie kein Recept verſchreiben, Herr Doctor?“ fragte ich. Ueber die Züge der Kranken glitt ein wehmüthiges Lächeln, als der Doctor erwiderte: „Es iſt nur ein kleines Unwohlſein, das auch ohne Arznei gehoben ſein wird.“ Ja, gehoben für immer. Denn als ich ihn die Treppe hinunter begleitete, ſagte er: „Schaffen Sie das Bett der Kranken in das Wohnzimmer und machen Sie ſich darauf gefaßt, daß es in den nächſten Tagen zu Ende ſein wird; es iſt die Schwindſucht im letzten Stadium. Ihr Tod wird ſanft ſein,“ fügte er noch wie tröſtend hinzu, dann war ich allein.

Ich befolgte die Anordnungen des Arztes; Angelika kam und war mir

behilflich dabei. Die Mutter ſchien uns Beide gern um ſich zu haben; nur in der letzten Nacht ſchickte ſie das Mädchen fort. „Dieſe Stunden, die ich noch bei Dir ſein kann, mag ich mit Niemandem theilen, mein lieber Sigmund.“ Sie lag meiſt ſtill; dazwiſchen ſprach ſie in Fieberphantaſien. Nach Italien wollte ſie. „Dort glüht die Sonne heiß — gar heiß, mein Sohn; da wird auch Dein Herz für Deine Mutter glühen; ach, es war kalt, immer kalt, mein Herzenskind!“ Ich hielt ihre abgezehrten Hände in den meinen und bedeckte ſie mit Küſſen. „Ich kann ja meine Liebe nicht zeigen, Mutter,“ ſtöhnte ich; „Dir nicht und der Anderen auch nicht, aber ich bin nicht kalt — nein, ich bin es nicht.“

Ich weiß nicht, ob ſie dieſe Worte noch gehört hat, denn als ich aufſchaute in ihr Antlitz, um darin das liebe, gute Lächeln aufleuchten zu ſehen, war es ſtill und unbewegt; aber ein ſeliger Friede lag über demſelben. Friedlos, wie ich war, empfand ich denſelben wie eine Weihe, die ſie mir zurückgelaſſen. Ich drückte gefaßt die gebrochenen Augen zu — und dann, als die Zeit dazu gekommen, begrub ich meine Mutter. Nennt man Mutterliebe ſein, achtet man ihrer nicht; haben wir ſie verloren, durchirren wir die Welt nach ihr.

Acht Tage nach dem Begräbniſſe war ich reiſefertig, in eine andere Univerſitätsſtadt überzuſiedeln. Als der Wagen, der mich und meine Sachen zum Bahnhof bringen ſollte, bereits unten an der Thür hielt, ſtieg ich zu den überraſchten Reinholds hinunter, ihnen Lebewohl zu ſagen.

„Das hätten Sie nicht thun ſollen, Herr Sigmund,“ ſagte Angelika kleinlaut. „Sie werden in dem fremden Göttingen ganz vereinſamt ſein; hier hätten Sie doch alte Freunde gehabt, die Sie in Ihrem Schmerze zu tröſten verſucht.“

„Es giebt Schmerzen, Angelika,“ erwiderte ich ernſt, „für welche allein zu ſein noch das einzige Rettungsmittel iſt.“ Sie ſchaute mich fragend an. Ich las in ihren Kinderaugen, daß ſie mich nicht verſtanden. Jetzt kann ich darüber nur wehmüthig lächeln. „Ich muß fort!“ Damit reichte ich Allen die Hand. Angelika begleitete mich bis an den Wagen und ſtreckte mir noch einmal beide Hände entgegen. Da wäre es beinahe um meine Faſſung geſchehen geweſen. Ich glaube, meine Stimme hat auch ein wenig gebebt, als ich ihr ſagte: „Wenn irgend ein Menſch Ihnen all das Glück wünſcht, das auf der Erde zu gewinnen möglich iſt, ſo bin ich es, Angelika, und darum bewahren Sie Ihrem treuen Freunde ein allzeit freundliches Andenken.“ Die Pferde zogen an — ſie winkte noch mit dem Taſchentuch, dann kam die nächſte Ecke — vorbei. — —

Es ſind ſeitdem viele Jahre in's Land gezogen; ich habe fleißig gearbeitet und Geiſt und Herz niemals abſichtlich den Aufgaben verſchloſſen, welche das Leben mit jedem Tage neu ſtellt. Ich habe natürlich in dieſen Jahren auch viel nachgedacht, über Angelika, über Felix Dilthey, über mich. Und da habe ich es als großes Glück preiſen gelernt, daß meine unerwiderte Liebe wenigſtens unausgeſprochen geblieben iſt zwiſchen ihr und mir. Knüpft ſich doch ſo keine demüthigende Empfindung daran und kann ich ſie wahren als mein höchſtes Heiligthum, als mein eigenſtes Eigen.

Es giebt wenige Naturen und vollends unter den Männern, für welche der Satz: „Doch das Herz liebt nur einmal und dann für's ganze Leben“ ſeine Berechtigung hat. Zu dieſen wenigen gehöre ich. Ich will mich des nicht rühmen. Ein Freund vom Grübeln, habe ich meinem Herzen manchmal die Frage vorgelegt: wie aber wär's, wenn dir Angelika geſtorben wäre; würdeſt du auch dann nach keiner neuen Liebe fragen? Ich glaube beſtimmt, ich würde es dann wohl gethan haben, um über den Stachel des Todes durch das Leben zu triumphiren, aber Angelika war wohl nicht geſtorben; ich wußte es wenigſtens nicht, und ſo lange ſie lebte, fühlte ich, würde mein Herz ihr die Treue wahren, würde der Silberton ihrer Stimme, würde der Glanz ihres Lächelns in ihm wohnen und es unfähig machen für anderes Glück.

Angelika, es hat Stunden gegeben, wo ich in meiner Eitelkeit es nicht habe verſtehen können, daß Du Felix Dilthey lieben konnteſt und mich nicht! Aber ſei ruhig, Kind, dieſe Schwäche iſt längſt überwunden! Sonnennaturen, wie die Deine, zieht es in unendlichem Erbarmen zu denen, die kein eigenes Licht in ſich tragen, die mit der Welt zerfallen ſind und den Dämon des Unglücks in ihrer Bruſt bergen. Und eine ſolche Natur iſt Felix Dilthey. „Felix“, das bedeutet der „Glückliche“, nicht wahr, ein ironiſches Spiel des Zufalls? Du haſt es damals vielleicht nur dunkel geahnt, Angelika, wie ſehr gerade er einer ſo ſonnigen Liebe bedurfte, wie Du ſie zu vergeben hatteſt; jetzt weißt Du es vielleicht klar und beſtimmt, und ob Du auch unglücklich biſt in dieſer Erkenntniß, unglücklich Du, unglücklich er — nicht wahr, Du liebſt ihn doch, wie ein Weib, wie Angelika nur lieben kann, und ich will Dich ſegnen für dieſe Liebe, denn ſolche Liebe macht gut und groß. So kann ich Dir in meinem Herzen einen Altar bauen, ohne mich ſchelten zu dürfen ob meines eitelen Götzendienſtes.

Und meine Liebe? „Laſſet die Todten ihre Todten begraben!“ O du tiefes Wort, groß wie Alles, was der Lehrer der Menſchheit gedacht und geſagt hat! Du haſt mich auf meinen Reiſen begleitet, die ich der Studien wegen nach Frankreich, Italien und über das Meer hin zu den altersgrauen Pyramiden gemacht. Ich habe damals es ernſtlich verſucht, eine andere Liebe mein zu nennen, ein Mädchen jung und ſchön — ich glaube, ſie hat mich wahrhaft geliebt, aber Dein Bild war zu lebendig in mir, Angelika — ich hielt Dir die geiſtige Treue. In jenen Tagen entſtand dieſes Lied:

Die Linden leis im Winde wehen
In wonneſel'ger Maiennacht,
O Frühling, wie ſo bald vergehen
Wird deiner Blüthen Zauberpracht!
Die Linden leis im Winde wehen;
Ich flüſt're leis: ich liebe Dich —
Es war ein Traum, nur zum Vergehen,
Ein Windhauch, der den Wald durchſtrich.

Ein gelehrter, müder Mann, kehrte ich in meine Vaterſtadt heim, um das Amt auf mich zu nehmen, zu dem ich mich geweiht in junger, ſeliger Liebe. Ja,

ich ward ein berühmter Vertheidiger, ob auch die Augen, um derentwillen allein ich ſo ſchön und ergreifend hatte reden wollen, mir niemals lächelten.

Ich ſtand erſt in der Mitte der Dreißig, als mein Haar bereits einzelne graue Fäden zeigte. Der Arzt rieth mir, mich nicht ſo abzuarbeiten, da ich ohnehin bei meinem Herzleiden auf kein beſonders langes Leben zu rechnen hätte. Manchmal war ich faſt Willens, ihm zu folgen, denn wunderbar, wenn auch das Herz ſich noch ſo elend fühlt und verlaſſen im Leben, es krampft ſich doch ſchmerzlich zuſammen in dem Gedanken eines ewigen Todes, der furchtbaren, unergründlichen Ruhe. Doch dann kamen die Clienten und ließen nicht ab, mich zu quälen — nun, ich war doch auch ein wenig eitel, ich arbeitete weiter. Ich ſtrebte dabei nicht nach Reichthum, derſelbe kam mir von ſelbſt in's Haus.

Mit einem ſchmerzlichen Lächeln mußte ich dann Angelika's und Dilthey's gedenken. Wie es ihnen gehen mochte? Beſonders gut gewiß nicht. Hatte er doch, wie ich aus dem großen Tam-Tam der liberalen Zeitungen erſehen, ſeinen Lehrerpoſten in einer kleinen Stadt Pommerns durch Entſetzung auf dem Disciplinarwege verloren, weil die oberen Behörden fanden, daß der Mann ſeine Plutarch- und Tacitusſtunden dazu benutzte, in der Jugend Haß gegen das Königthum auszuſäen. Dilthey hatte ſich dem nicht fügen wollen und an den Cultusminiſter und den Reichstag recurrirt. Die Regierung wieder, im Gegenſatze zu den liberalen Zeitungen, fand das betreffende Schreiben an den Miniſter unverſchämt, beleidigend und ließ ihn von dem ordentlichen Gerichte zu ſechs Monaten Gefängniß verurtheilen. Die Fortſchrittspartei würde natürlich ihren Märtyrer während dieſer Zeit und auch ſpäter nicht haben ſinken laſſen; er fand gewiß Anſtellung in der Redaction irgend einer größeren Zeitung, vielleicht ſogar hier in unſerer Reſidenz ſelbſt, aber würde ſeine rechthaberiſche, ſchroffe Natur ſich der ſtrammen Parteidisciplin fügen, würde im günſtigſten Falle der ideale Phantaſt darin Befriedigung finden, für den Tagesbedarf der Maſſe zu arbeiten? Wie mußte dies Alles auf Angelika zurückwirken, die ihr Schickſal an das ſeine gekettet! In ſolcher Saulsſtimmung war Arbeit wohl noch der beſte, ja der einzige Troſt.

Jetzt hielt ſchon Wochen lang ein verwickelter Fall all meine Geiſteskräfte in fieberhafter Spannung. Ein junger Forſtgehilfe war angeklagt, ſeinen Nebenbuhler erſchoſſen und dann, um den Verdacht von ſich abzulenken, noch beraubt zu haben. Der Staatsanwalt hatte erdrückende Indicienbeweiſe gegen ihn aufgethürmt, und doch ſprach ein Etwas in dem Weſen des Mannes gegen die Annahme eines ſolch gemeinen Verbrechens. Mit Hilfe der Detectiv-Polizei war es mir denn endlich auch gelungen, einige ſchwache Spuren zu entdecken, welche die Sache in ein anderes Licht ſtellen mußten. Dieſelben wieſen nach einem berüchtigten Pfandleihhauſe eines Juden, wo der Mörder die geraubten Sachen verſetzt haben ſollte. Unter dem Vorwande, einige Werthobjecte kaufen zu wollen, begab ich mich in jenes Local und erſuchte den Inhaber, mir ſeine Schätze zu zeigen. Ich mochte vielleicht einige Minuten dort geweſen ſein, als

ein zweiter Beſucher hereintrat, einen alten Mantel in der Hand. Als er jetzt unter das Licht der in dem dumpfen Raum nur trübe flackernden Lampe trat, konnte ich einen Ruf des Entſetzens nicht unterdrücken — vor mir ſtand Dilthey.

Ich ſtreckte ihm beide Hände entgegen; ich wollte ihn fortziehen von dieſem entſetzlichen Ort. Wie hatte er nur ſo tief ſinken können! Und Angelika! Ueber Dilthey's abgezehrtes, von tiefen Furchen durchzogenes Geſicht jagte eine fieberhafte Röthe. Er murmelte ein paar unzuſammenhängende Worte, eine Art Begrüßung. „Kommen Sie, Dilthey," drängte ich, „laſſen Sie uns in meine Wohnung gehen, Sie ſind unglücklich, vielleicht kann ich Ihnen helfen!"

„Helfen?" Wie ſchroff abweiſend er das ausſprach. Aber ich wollte mich nicht abweiſen laſſen und legte die Hand feſt auf ſeinen Arm. „Ich ſtehe Ihnen gleich zu Dienſten, Herr Karſt," ſagte er, „ich will nur mein Geſchäft abwickeln. — Was geben Sie mir dafür?" wandte er ſich dann an den Juden. „Zwei Mark," antwortete dieſer mit einem kurzen Blick auf den Mantel; er hätte zehn Mal ſo viel geben können. — „Nicht mehr?" — „Keinen Pfennig!" Ueber Dilthey's Geſicht zuckte es wie in tiefer Erbitterung, aber er ſteckte ſtill das ihm vorgehaltene Geldſtück ein und trat dann zur Thür hinaus. Ich folgte ihm eilends.

„In Ihre Wohnung komme ich nicht, Herr Karſt," ſagte Dilthey. „Sie ſind ein berühmter Mann geworden, dem ſich unſereins nicht aufdrängen darf, indeß wenn Ihnen mein Koſtüm nicht zu anſtößig erſcheint, können Sie mich ein Stückchen begleiten, aber lange habe ich nicht Zeit für Sie; meine Kinder warten auf Brod."

„Dilthey!" rief ich erſchüttert. Er ſelbſt zuckte zuſammen bei dieſem Ton, faßte ſich jedoch bald und ſagte: „Da Sie wahrſcheinlich wiſſen wollen, wie es mit mir Alles ſo gekommen, will ich Ihre Fragen nicht erſt abwarten. Haben Sie in den Zeitungen geleſen, wie ich meinen Lehrerpoſten verlor?" Ich nickte ſchweigend und er fuhr tonlos fort: „Ich war nur zu einem halben Jahre verurtheilt, aber der Anſtalts-Director war ein Schurke, der mich auf jede Weiſe zu chicaniren ſuchte, mir ſelbſt die kleinen Vergünſtigungen nicht zukommen ließ, auf die ich doch als politiſcher Gefangener Anſpruch machen durfte. Wir kamen einmal hart an einander — nun, man dictirte mir in Folge davon noch ein Jahr. Und das habe ich ruhig abgeſeſſen," knirſchte er zwiſchen den Zähnen, „wie mich die Canaillen auch zu neuen Exceſſen zu reizen verſuchten. Das kleine Vermögen, das meine Frau von den Eltern geerbt, ging während dieſer Zeit zum Teufel. Als ich frei kam, fand ich hier in der Redaction des „Volksfreundes" Beſchäftigung, aber wiſſen Sie, der „Volksfreund" iſt ein Schmutzblatt, nicht werth, mit Handſchuhen angefaßt zu werden; Alles Lug und Trug, überall ſchurkiſches Parteiintereſſe, und die Wahrheit kann ſehen, wo ſie bleibt. Ich verſuchte bei anderen Blättern Beſchäftigung zu finden, aber entweder waren dieſe Blätter zu gut für mich, oder ich war zu ſchlecht für ſie; genug, es glückte nirgends. Ab und zu bekomme ich noch Etwas abzuſchreiben oder gebe eine Stunde für

dreißig Pfennige, und davon ſollen Frau und drei Kinder leben. Was daraus werden ſoll, ich weiß es nicht — wir gehen Alle unter. Und nun leben Sie wohl; Sie wiſſen jetzt genug für Ihre Neugierde!"

In leidenſchaftlicher Bewegung hielt ich ihn zurück. Meine Stimme bebte vor Zorn und Empörung. „Wenn Sie allein ſtünden, Dilthey, und wollten durchaus untergehen, nun gut, Sie ſind ein Mann, der wiſſen muß, was er thut, aber haben Sie hochmüthiger Egoiſt denn gar kein Herz für Ihr Weib, für Ihre Kinder? Nicht Ihnen, dieſen Armen, die Sie ſchützen ſollten im Leben, was Sie nie verſtanden haben, biete ich die Freundeshand, und ich bin reich, Dilthey, ich bringe keine Opfer. Ich frage Sie auf's Gewiſſen, Mann, wenn Sie ein hilfloſes Weib mit ihren Kindern untergehen ſähen und retten könnten, würden Sie da nicht helfen?"

Der Unglückliche athmete ſchwer; ich ſah an der furchtbaren Spannung in ſeinen Zügen, welcher Kampf in ſeinem Inneren tobte. Ich glaubte ſchon geſiegt zu haben, aber er ſagte endlich leiſe und doch mit einer Feſtigkeit, die mein Herz zerſchnitt: „Meine Familie denkt wie ich; wir eſſen kein Bettlerbrod."

„Ich kann Sie nicht laſſen, Dilthey!" rief ich verzweifelt, indem ich ihm folgte, als er ſich jetzt raſchen Schrittes von mir entfernte. Da wandte er ſich kurz um und ſagte ſtolz: „Achten Sie wenigſtens das Unglück, das ſich ſcheu vor den Augen der Welt verbirgt, und ſpioniren Sie mir nicht nach, wohin ich gehe. Ich habe wirklich keine Zeit, Sie durch das Einſchlagen von Kreuz- und Querwegen zu täuſchen, meine Kinder ſchreien nach Brod."

Ich kehrte heim; innerlich aber war ich feſt entſchloſſen, alle Mittel zu gebrauchen, damit ich Dilthey's Behauſung entdeckte, und mich dann an Angelika ſelbſt zu wenden, die wohl größer dachte als der verbitterte Mann. Zu meiner Verzweiflung vergingen, trotzdem ich Himmel und Hölle in Bewegung ſetzte, drei Wochen, ehe mir ein Beamter der Detectiv-Polizei die gewünſchte Adreſſe brachte; er war ſelbſt dort geweſen und wollte mir, ſtolz auf ſeine Findigkeit, die troſtloſen Verhältniſſe, in die er hineingeblickt, des Ausführlichen ſchildern. Ich vermochte nicht, ihn zu Ende zu hören.

Ich nahm eine Banknote und ſchrieb dazu einen Brief an Angelika. Ich habe vielleicht nie ergreifender geſchrieben; ich fühlte ſelbſt, dieſer Brief war geradezu von begeiſtertem Schwunge getragen; alles Kleinliche, aller Erdendunſt war vor meinen Blicken verſchwunden, großdenkend wandte ich mich an ein großes Herz.

Des anderen Tages erhielt ich mein Geld zurück, nebſt einigen Zeilen von Angelika, auf die manche Thräne gefallen zu ſein ſchien. Sie dankte mir für meine Güte, mit der ich ſie Alle aus dem Abgrund zu reißen gedachte, „aber," ſchloß ſie, „ich bin Dilthey's Frau und kann gegen ſeinen Willen nicht handeln; ich habe das Glück — und es war ein reiches Glück, mein lieber Herr Sigmund — mit ihm getheilt; nun wird mich auch das Unglück an ſeiner Seite finden."

Ich hatte den Brief zu Ende geleſen und ſchlug die Hände vor mein Antlitz. Die Wohlthat der Thräne blieb mir verſagt. Mein Herz krampfte ſich in jähem Schmerz zuſammen und es kam über mich wie ein Schüttelfroſt. Ich habe damals nicht geklagt, als ich meine hoffnungsloſe Liebe begraben mußte, aber jetzt möchte ich aufſchreien in einem wilden Weh, daß ich ſo namenlos Schweres tragen muß. Und ich werde auch erliegen unter dieſer Laſt. Die Worte aus Goethe's „Taſſo" fielen mir ein:

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, wie ich leide.

Aber ich bin kein Dichter, und wenn ich auch der gottbegnadetſte wäre, es würde mir nichts helfen, dieſes Sagen. O, Angelika, warum thuſt Du mir dieſes?

Wie ich die nächſten Wochen zugebracht, daran kann ich mich heute noch nicht ohne ein Gefühl dumpfer Qual erinnern — laſſen wir darum lieber den Vorhang fallen über dieſe Zeit.

Es war an einem Abend; ich ſaß in meinem Arbeitszimmer; die wichtigſten Papiere lagen bereits ſtoßweiſe vor mir aufgeſchichtet, aber ich arbeitete nichts. Draußen ging die Schelle. Nach einer Weile kam der Diener und meldete, daß ein Mann in ziemlich defectem Anzuge Einlaß begehre und ſich durchaus nicht abweiſen laſſe; er wolle mich ſelbſt ſprechen. Ich befahl, ihn hereinzuführen. Es war Dilthey.

Die Augen lagen ihm tief in den Höhlen, um den eingefallenen, zuſammengepreßten Mund ſpielte ein krampfhaftes Lächeln. „Alice und Percy werden ſterben, wenn keine Hilfe kommt, und meine Frau ſagt, wir dürfen ſie nicht ſterben laſſen." Ich glaube, ich habe mich damals an Felix' Hals geworfen und meinen Kopf an ſeine Schulter gedrückt. Dann zwang ich ihm ein Glas Wein auf und dann fuhren wir zu der Höhle hinaus, wo Dilthey mit Weib und Kindern Zuflucht gefunden. War es nur menſchenmöglich, dort zu leben? Ach, ich brauchte nur auf Angelika und die Kinder zu ſehen, um zu begreifen, unter welchen Opfern dies möglich geworden.

Ein grimmer Haß gegen Dilthey kam über mich; ich hätte ihn in dieſem Augenblick zu Boden ſchlagen mögen. Ahnte Angelika, was in mir vorging? Sie trat an Felix' Seite und legte den Arm um ſeinen Nacken. Dieſer Anblick entwaffnete mich. Mit ſtarker Hand ſchuf ich Ordnung in den zerrütteten Verhältniſſen. Noch vor Ablauf einer Stunde war ein menſchenwürdiges Quartier gefunden, geſchah Alles, was zur Pflege der Unglücklichen geſchehen konnte. Aber dem armen Percy war nicht mehr zu helfen. Der kleine ſiebenjährige Bube hatte ſeine letzten Kräfte aufgezehrt. Angelika hielt ihn auf ihrem Schooß; er hatte die mageren Aermchen um ſie gelegt. „Verſprich mir, Mama, daß Du immer zu mir auf den Kirchhof kommen und mir Blumen mitbringen wirſt; ich fürchte mich ſo, wenn die ſchwarzen Männer mich fortbringen."

Auf den Armen der Mutter ſchlief Percy ein. Ohne ein Wort zu ſprechen,

ſaß Dilthey vor der Leiche ſeines Kindes, deſſen Mörder er durch ſeine Hartnäckigkeit geworden war. Nur zuweilen brach ein dumpfes Stöhnen aus ſeiner breiten Bruſt und nicht ein einziges Mal ließ er das rollende Auge von der Leiche ſeines Kindes.

„Percy war ſein Liebling, ſein Abgott," flüſterte mir Angelika mit vibrirender Stimme zu. Sie ſelbſt war wunderbar groß in ihrem Schmerze. Ueber ihre Lippen kam keine Klage, kein Wort des Vorwurfes. Wie ein tröſtender Engel war ſie nur immer beſchäftigt, den in ſeiner ſtarren Verzweiflung furchtbaren Mann aufzurichten. In jener Stunde habe ich die ganze Heiligkeit der Liebe kennen gelernt und würde ein Gott mit Freilaſſung der Wahl meinem noch ungeborenen Geiſt die volle Schwere meines Erdenſeins vorgelegt haben, um dieſer Kenntniß willen würde ich es freudig auf mich nehmen.

Ich bemühte mich für Felix in Angelika's Geiſt zu denken und zu handeln. Ich wußte, dem ſtolzen Mann mochte nichts ſchrecklicher ſein, als von mir Almoſen zu empfangen. Ich wollte meinen ganzen Einfluß aufbieten, ihm eine geſicherte Exiſtenz zu verſchaffen und dann aus dem Geſichtskreis dieſer Familie verſchwinden. Dann hatte ich auch nicht länger den Rieſenkampf mit meinem Herzen zu kämpfen, indem ich ſah, wie Angelika ihn liebte; aber ſchwer, namenlos ſchwer würde es mir doch werden, ſie nicht mehr zu ſehen — ſie und die Kinder.

Wie herzerquickend, wenn das kleine quadratiſche Lenchen auf mich zugewatſchelt kam und — das „R" konnte ſie noch nicht ausſprechen — zu mir ſagte: „Bitte auf Schooß, Onkel Kaſt!" oder wenn das fünfjährige Alicechen — ich nannte ſie immer Fräulein Malicechen, da ſie mich für ihr Leben gern neckte — an mir herumturnte trotz einer Ballettänzerin, — aber es war vernünftig, wenn unſere Wege ſich bald wieder trennten.

An mich war gerade damals von der Verwaltung einer unſerer größten Zeitungen die Anfrage ergangen, ob ich nicht an derſelben mitarbeiten wollte, ich glaube, weniger in der Hoffnung, den ſo überaus beſchäftigten Advocaten wirklich zu gewinnen, als um von mir eine geeignete Perſönlichkeit vorgeſchlagen zu erhalten. Dilthey konnte Hervorragendes leiſten; ich ging ſelbſt zu dem Chefredacteur, ſchilderte ihm offen die Lage dieſes Unglücklichen, ſeinen ſchroffen, immer zum Bruch geneigten Charakter und bat ſchließlich, es mit ihm zu verſuchen und ihn möglichſt ſchonend zu behandeln; vielleicht, daß auch die harten Schickſalsſchläge Felix' ſtarren Sinn erweicht hatten. Nach langem Sträuben verſprach es mir der Redacteur in die Hand, ich wußte, ich konnte mich auf ſein Wort verlaſſen. Noch am ſelben Tage wollte er ſelbſt zu Dilthey und ihm die Stelle in's Haus bringen.

Froh und traurig zugleich, denn dieſer Beſuch war wohl mein letzter, ging ich am Abend zu Diltheys. Ich fand ihn düſter und in ſich gekehrt am Schreibtiſche; Angelika ſaß in der hinterſten Ecke des bereits halbdunklen Zimmers; ſie hatte die beiden Mädchen auf dem Schooß und ſang leiſe ein trauriges Lied. „War Herr Graff nicht heute bei Ihnen?" fragte ich haſtig.

„Ja,“ erwiderte Felix dumpf; „er bot mir einen Poſten bei ſeiner Zeitung an; aber einmal kann ich an keinem Blatte mitarbeiten, das die Rechte des Volkes der Regierung für ein Linſengericht verkauft, und dann ſchien mir auch aus ſeinen Reden hervorzugehen, daß er eigentlich gar nicht mich, ſondern vielmehr Sie zum Mitarbeiter gewünſcht hatte. Aus beiden Gründen wäre meine Stellung von vornherein eine unhaltbare geweſen. Wozu ſollte ich mich daher dort noch aufdrängen, wo man mich gar nicht einmal haben will?“

„Wozu?“ lachte ich in tiefſter Bitterkeit auf und ein zorniges Wort wollte ſich über meine Lippen drängen. Da trat Angelika an mich heran und zog mich ſanft in das Nebenzimmer. „Sie ſehen, uns iſt nicht zu helfen,“ ſagte ſie mit bebenden Lippen; „geben Sie uns auf, Herr Karſt!“ Ich zog ihre kalte Hand an meine Lippen und drückte einen heißen Kuß darauf. „Das können Sie von mir nicht verlangen, Angelika; ſchon um Ihrer Kinder willen dürfen Sie es nicht!“

Sie weinte leiſe vor ſich hin; ich ſtreichelte ihr ſanft über das braune Haar und flüſterte ſelbſt tief bewegt: „Wir wollen verſuchen, Ihrem Manne auf andere Weiſe zu helfen; es muß ſich ein Weg finden laſſen. Gehen Sie nur jetzt, Angelika, gehen Sie zu Felix und tröſten Sie ihn!“ Da ſtand er auch ſchon an der Thür und ſchaute auf uns mit einem düſter brennenden Blick, einem Blick voll unſäglicher Seelenqual. Ich bot ihm die Hand zum Nachtgruß; die ſeine war kalt wie Eis.

Auf dem Heimwege zergrübelte ich umſonſt mein armes Hirn, für Felix einen Rettungsweg ausfindig zu machen; der unerbittliche Verſtand ſagte mir, daß es keinen gab. Wohl war ich reich genug, Angelika Alles zu geben, weſſen ſie bedurfte, aber an einer ſolchen Lage ging Dilthey unzweifelhaft zu Grunde und das durfte um derentwillen nicht geſchehen, die in grenzenloſer Hingabe an ihm hing. Wie aber ihn löſen, den gordiſchen Knoten?

Nun, Felix Dilthey hat ihn mit dem Schwerte durchhauen. Zwei Tage nach jenem letzten Abendbeſuche erhielt ich einen Brief von ihm; ich will ihn ohne weiteres Wort hierher ſetzen. „Verehrter Herr! Wenn Sie den erſten Stein auf mich werfen, ſo beuge ich mich Ihrem Verdammungsurtheil, denn es iſt gerecht. Lichtloſe Naturen, wie ich, die dem Leben und dieſer Welt voll Schurken nicht gewachſen ſind, müſſen einſam ihren Pfad gehen; aber ich habe dem Hunger nach Glück nicht gewehrt, ich habe der Sehnſucht nach Liebe von Weib und Kind nachgegeben. Beides iſt mir in überreichſtem Maße weit über alles Verdienſt zu Theil geworden, und Weib und Kindern habe ich damit gelohnt, daß ich ſie faſt hätte verhungern laſſen, ja meinen armen Percy habe ich es wirklich laſſen, und wenn Sie nun Ihre Hand von uns abziehen, trifft die Uebrigen das gleiche Schickſal. Sie werden es nicht. Ich aber in meinem Gedemüthigtſein ſchäme mich, der aufgehenden Sonne in's Auge zu blicken; ich ſchäme mich, die Hand meines Weibes auf meinem Scheitel ruhen zu laſſen. Zu feige, ſo weiter zu leben, bereite ich Angelika den Todesſchmerz, in den Tod zu gehen — aber ich habe keine Wahl.

Wenn Sie dieſe Zeilen geleſen haben, ſo gehen Sie nach dem Kaiſerhotel und laſſen ſich die Nummer ſieben öffnen — und dann bringen Sie den todten Mann ſeiner Angelika und ſeien Sie ihr ein Freund, ein Tröſter. Bringen Sie ihr auch meinen Abſchiedsgruß, ſagen Sie ihr, daß meine Kraft verſagte, ihr ſelbſt zu ſchreiben; ſie wird mich verſtehen, denn ſie weiß, daß ich ſie geliebt habe, grenzenlos."

Ich ſtürmte fort nach dem Gaſthauſe. Thörichte Hoffnung, ihn doch noch am Leben zu finden, ihn ſeinem Weibe retten zu können. Mitten in's Herz hatte er ſich die Kugel geſchoſſen. Vor dem Kamine lag ein Häufchen Aſche; einige Papiere waren nur halb verkohlt. Mit einer Ruhe, die ich noch heute nicht begreife, machte ich mich an ihre Entzifferung. Ein paar tiefſinnige Aphorismen und dann: ... „ſcheint Angelika zu lieben und ich ſoll dulden, daß er"...

Ich verbrannte dieſes Blatt ſo ſorgfältig, als ſchaffte ich damit ein gegen mich ergangenes Todesurtheil aus dem Wege, legte meine Hand auf die noch warme Stirn des Todten und ſagte feierlich-laut in dem einſamen Gemache: „Eine ſo ſelbſtloſe Liebe, wie die meine war, brauchte Dich armen Schwärmer wahrlich nicht in den Tod zu treiben," und dann ſchaute ich, gleichſam eine Antwort erwartend, in das bleiche, ſtille Antlitz, über dem wieder jene hinreißende, ſtolze Schönheit lag, mit der ich ihn einſt dem Rittmeiſter hatte entgegentreten ſehen.

So ſchaute ihn jetzt auch Angelika; ſie war neben der Bahre niedergeſunken und hielt die Lippen auf ſeinen Mund gepreßt. Weinen habe ich ſie nicht geſehen. Thränen hätten wohl auch nur den troſtloſen Ausdruck des Schmerzes in den braunen Augen verdunkelt, den Augen, die ich eine Körper gewordene Seele nennen möchte. Wir betteten den Todten neben Percy, der immer ſein Liebling geweſen, dann leitete ich Angelika in die kleine Wohnung zurück, die ich vor noch ſo kurzer Zeit ihrem Manne gemiethet hatte. Eine dumpfe, apathiſche Ruhe und Gleichgiltigkeit ſchien über ſie gekommen.

Dieſer Zuſtand währte einige Wochen. Da — es war gerade am Geburtstag des kleinen Lenchen's, zu dem ich auch pflichtſchuldigſt als Gratulant erſchienen war — ſchaute ſie mich mit ihren großen, jetzt dunkel umränderten Augen nachdenklich an und ſagte: „Sie ſorgen nun ſchon ſo lange für uns; ich kann dies nur annehmen, wenn Sie mir erlauben, ein wenig auch für Sie zu ſorgen, damit Sie unverbeſſerlicher Junggeſelle es in Ihren weiten, hohen Räumen nicht gar ſo einſam haben." So zog Frau Angelika Dilthey denn zu mir in mein Haus. Ich hätte es nicht gewagt, ſie darum zu bitten, im Herzen aber habe ich ihr gedankt für dieſe That.

Ich ſagte es wohl ſchon einmal, wie ich mir von jeher kein Leben ohne frauenhaftes Walten zu denken vermocht, und nun ſaß ſie mir wirklich gegenüber am Theetiſch in ihrer ſtillen, harmoniſchen Weiſe; ich durfte mein Auge auf der ſchlanken, in tiefe Trauer gehüllten Geſtalt ruhen laſſen, wenn ſie nach dem Abendeſſen ruhelos durch den Saal ſchritt oder ſich auch wohl an den Flügel

ſetzte und eins ihrer ſüßen Lieder ſang, die mir immer beſſer gefallen hatten, als diejenigen der göttlichen Lucca. Manchmal ließ ſie auch die Erinnerungen der Vergangenheit an uns vorüberziehen. „Sie und Alle,“ ſagte ſie mir, „haben Felix nur halb gekannt Der Welt gegenüber ſchien er der ſchroffe, unbeugſame Vertreter ſeiner Principien; ſein ganzes reiches Gefühlsleben offenbarte ſich Frau und Kindern; gegen Alle ſonſt war er heftig und rechthaberiſch; mir hat er in den zehn Jahren unſerer Ehe nur einmal ein böſes Wort geſagt — und das war, als ich ihn hindern wollte, ſeine Bibliothek zu verkaufen, die er nächſt uns wohl über Alles liebte. Ach, Sie kennen ja ſein reiches geiſtiges Leben und Sie als Mann werden es vielleicht noch beſſer verſtehen, welche Opfer es ihm gekoſtet hat, dasſelbe zu tödten; er hatte ja zuletzt nicht einmal eine Zeitung. Zufällig hatte ſich einmal auf den Hof, wo wir wohnten, ein altes Blatt verirrt. Ich ſah es ſeinem Geſichte an, wie er kämpfte, es aufzuheben — aber es war nicht ſeins. Da mußte ich laut weinen, aber er ſchloß mich leuchtenden Auges in ſeine Arme und ſagte: ‚Noch bin ich reich, Angelika, denn Du liebſt mich.‘ Ach, ich war zu glücklich in ſeiner Liebe, darum bin ich auch jetzt ſo namenlos unglücklich — aber im Traum, Sigmund, im Traum . . .“ ſie vermochte nicht weiter zu reden.

Und ich hatte den Muth nicht, ſie zu tröſten; ich ſchaute nur trüb zum Fenſter hinaus in die ferne Weite. Verfehlt ihr Leben, verfehlt das meine. Doch möge ſich darum Niemand meine Angelika als eine rührſelige Trauerweide vorſtellen. Sie war lieb und gut und ſcherzte und lachte mit den Kindern. „Dieſelben ſollen nicht unter meinem ſchweren Geſchick mittragen,“ bemerkte ſie einmal zu mir; „die ſonnige Jugendzeit kommt ihnen ja nie wieder.“ Dann ließ auch ich mich von ihrer ſchwer erkämpften Luſt hinreißen und ſpielte mit den Kindern um die Wette, ja zuweilen fing ich, als der Frühling uns zum anderen Male neben einander leben fand, in ſolchen Augenblicken zu vergeſſen an, daß Angelika ihr Glück für immer begraben hatte und träumte einen ſchönen Traum, daß, wenn es wieder Frühling geworden, wir doch einmal . . . . aber wozu ſolch Träumen in Worte kleiden!

Daß ich aber daran gedacht, wer möchte es mir verargen! So lange das Herz überhaupt noch ſchlägt, hat es ja zwei Gefährten, die Sehnſucht nach dem Glück und die immer wieder ſich regende Hoffnung, daß dieſes Sehnen einſt dennoch in Erfüllung geht. In meinem Herzen trug ich eine Liebe zu ihr, die ſich in den Jahren der Qual zu wirklicher Selbſtloſigkeit geläutert hatte. Ich habe einmal wirklich in allem Ernſt geglaubt, es würde ſie ein Weniges tröſten, wenn ich ihr einmal all meine Liebe zeigen dürfte, ſie mit der Fülle derſelben überſchütten.

Ich habe einmal meine Liebe zu ihr mit einem Feuermeer verglichen; heute möchte ich ſie einen großen, mächtigen Strom nennen, der, weil er ſo muß, in gleichmäßigen Wellen dahinrollt, ohne Gefälle, ohne ſtürmiſche Haſt, ſich deſſen bewußt, daß nichts ihn aus ſeinem Laufe bringen wird.

Ein Begegniß in meinem Leben ſchien dazu angethan, ein noch innigeres

Verhältniß zwiſchen uns zu ſchaffen. Angelika hatte die Gewohnheit, mich öfters zu allerlei kleinen Beſorgungen auszuſchicken, nicht weil ſie das Mädchen nicht eben ſo gut, vielleicht nicht noch beſſer hätte machen können; ich glaube vielmehr, aus einer Art mütterlicher Sorgfalt, weil ſie es für meine Geſundheit gar nicht zuträglich fand, daß ich immer über den ſtaubigen Acten hockte. So ſandte ſie mich auch einmal mit einem verdorbenen Schloſſe zur benachbarten Schloſſerwerkſtätte. Ich nahm die kleine queckſilberne Alice an die Hand und machte mich mit ihr auf den Weg. Ich mag dort, vielleicht etwas ärgerlich auf den Schloſſer, daß er trotz meiner lichtvollen Auseinanderſetzung nicht verſtand, was ich wollte, zu wenig auf Alice geachtet haben. Dieſelbe war neugierig an den großen Ambos getreten, an dem eben ein Stück glühenden Eiſens gehämmert wurde. Ich hatte nur gerade noch Zeit, über den Ambos, der zwiſchen uns Beiden ſtand, hinüberzulangen und ſie fortzuſtoßen. Im nächſten Moment zerſchmetterte der ſchwere eiſerne Hammer meine Rechte. Es mag ein furchtbarer Schmerz geweſen ſein.

Als ich wieder ſtöhnend die Augen aufſchlug, befand ich mich zu Hauſe in meinem Bette. Bei mir ſaß Angelika; zwei Aerzte waren daneben. Da war nichts zu machen; eine Amputation mußte erfolgen. Angelika war troſtlos darüber.

„Laſſen Sie es gut ſein," tröſtete ich mit dem ſchwachen Verſuch zu einem Lächeln. „Es iſt Ihnen doch lieber, daß ich die Hand verloren, als daß man Ihnen unſer Malicechen todt in's Haus getragen hätte, und ich bin glücklich, daß ich Ihnen Ihr Kind zu retten vermochte."

Nach einigen Wochen war der Reconvalescent ſo weit, daß er, wenn auch noch recht langſam, bequem durch alle Zimmer ſchreiten durfte, ſich auch wieder auf ein Stündchen an den Arbeitstiſch ſetzte und ſich der weichen Flanelldecke freute, die ihm Frau Angelika auf die Knie gelegt hatte. Ja, ſie war lieb und gut und freundlich gegen Sigmund Karſt, wie es im Leben nur Eine gegen ihn geweſen, aber mit tiefſtem Schmerze ward mein Herz darüber erfüllt, denn es giebt eine Freundlichkeit, die, von der Frau, die wir lieben, uns gegenüber in Anwendung gebracht, unſerem Herzen den letzten Reſt der Hoffnung nimmt.

Wahrlich, darnach ſtand mein Verlangen ja nimmer, von der „alten Frau", wie Angelika ſich zuweilen mit trübem Lächeln nannte, eine Art bemutternder Freundlichkeit einzuheimſen, auch nicht nach der gelegentlichen Speiſung mit ein paar Brocken ihres Seelenlebens, denn die tiefſte Tiefe verwahrte ſie ja doch ſtill für ſich allein; glaubte ſie wenigſtens zu thun — denn geleſen habe ich doch in Dir, Angelika, weil ich Dich kenne, wie Niemand ſonſt. Und weil ich eben Dich in Deinem ganzen Werthe kenne, darum liebe ich Dich auch grenzenlos. Sollte ich Deinen Charakter in zwei kurze Worte zuſammenfaſſen, ſo würde ich ſagen: Du biſt klug und gut, Angelika. Manche von den Alltagsnaturen wird es vielleicht nicht begreifen, daß Du Dich nicht von mir gewinnen ließeſt; Manche werden meinen, Du ſeieſt mir zu Dank verpflichtet und darum ... Ach, den meiſten Menſchen iſt Alles im Leben Waare, ſogar die Liebe. Dir aber danke

ich, daß Du mich zu groß taxirt haſt, als hätte ich je im Sinne, einen ſolchen Handel einzugehen. Dein Herz hat nie für mich geſprochen und wird es nie, weil Du eine andere Liebe nicht ſterben laſſen willſt.

Es war die ſchmerzlichſte Erkenntniß meines Lebens, gegen die ſich mein ganzer Egoismus aufbäumte, zu begreifen, daß ich Angelika nichts ſein konnte. Ich fühlte manchmal ein unbezwingliches Verlangen — denn von der Erkenntniß der Vernunft will das Herz nichts wiſſen — mir hierüber wenigſtens völlige Klarheit zu verſchaffen durch ihren eigenen Mund. Ich malte mir aus, wie ſie mit verwunderter Beleidigtheit in den dunklen Augen zu mir aufſchauen würde, wenn ich ſagte: „Angelika, ich gehe zu Grunde, wenn Du nicht mein Weib wirſt.“

Vielleicht, daß dann ihr Blick auf meine verſtümmelte Hand fiel und ſie ſich ſtill von mir küſſen ließ, während ſie mich doch innerlich wegen meiner egoiſtiſchen Schwäche verachtet hätte; vielleicht auch, daß ich ſie durch dieſes Geſtändniß aus meinem Hauſe trieb, und ich hatte mir doch gelobt, ihr und ihren Kindern mein Leben zu weihen; aber möglich auch, daß ſie die Sache mit meinem zu Grunde gehen nicht ſo tragiſch auffaßte, daß ſie freundlich meine Hand ergriff und flehend ſagte: „Laſſen Sie uns Freunde ſein, Sigmund, ich kann Ihnen wirklich nichts weiter geben.“

Es war alſo darum wohl beſſer, daß ich ſchwieg, wie ich bislang immer geſchwiegen, und das Geheimniß meiner Liebe, das immer mein Eigen geweſen, auch als mein Eigen mit mir nahm in das Grab. Wenn auf irgend etwas im Leben, ſo bin ich ſtolz auf dieſen Entſchluß. Er wird Manchem vielleicht als nicht beſonders großartig erſcheinen, aber es bleibt eine unſägliche Marter, neben der Frau einherzugehen, nach der jede Fiber unſeres Herzens ſich ſehnt, und doch darüber zu ſchweigen — immer zu ſchweigen.

Alles Leben drängt nach der Sonne und drängt nach dem Glück. Wer mag es da einem Herzen, deſſen ungeſtümes, wildes Pochen ſo ernſt an den nahenden Tod mahnt, verargen, wenn immer wieder die ſchmerzliche Frage in ihm aufſteigt: Soll ich denn wirklich zur Ruhe gehen, ohne nur einmal das Glück gekoſtet, ohne nur einmal das Wort erlauſcht zu haben: „ich liebe Dich.“ Dann war ja das ganze Leben ein wirrer Traum, eine ungelöſte Frage nur, und ich meinte doch immer, daß das Leben eigens dazu geſchaffen wäre, Fragen zu löſen.

Ich mag damals oft genug in meinem Weſen zerfahren geweſen ſein, habe in dieſer meiner Zerfahrenheit Frau Angelika mit einigen unbedeutenden Aeußerlichkeiten gequält — ſie nannte mich dafür, wie es wohl in der Ordnung war, „kindiſch“.

Seit ſich das Loslöſen von allen meinen Illuſionen vollzogen hat, lächle ich auch über dieſes Wort, wie derjenige lächeln kann, des Herz ſo reſignirt iſt, daß es nicht einmal einem Engel vom Himmel glauben könnte, wenn er zu mir ſagte: „Meine Schweſter auf Erden liebt Dich.“

Ja, wohl habe ich mich hinaufgearbeitet zu der Höhe der Reſignation und

meinem Sinn eine ruhige Milde zu erobern gewußt; aber die Sehnſucht bleibt; die ſtirbt wohl erſt, wenn auch ich ſterbe.

Ich habe oft, wenn Angelika die Kinder eben geküßt hatte, dieſelben ſtürmiſch an mich gezogen und meine Lippen auf den von ihrem Kuſſe noch warmen Kindermund gepreßt. Angelika, Du biſt klug und gut: dann haſt Du es geahnt, wie es um mein Herz beſtellt war, dann traf mich Dein ernſt forſchender, mitleidsvoller Blick. Doch darum, weil Du meine Liebe geahnt, durfteſt Du Deinen Ausſpruch nicht thun, Angelika. Aber ſei ruhig, Kind, ich werde auch ſie begraben.

Wir waren zu Felix' Grab hinausgefahren; ſie zeigte mir ſtolz, wie hübſch ſie dasſelbe geſchmückt, und das Alles mit dem Gelde, das die kunſtſinnige Zeichnerin ſich ſelbſt erworben. Wir ſtanden neben den ſchlanken, jungen Tannenbäumchen, die trotz ihrer Jugend ſchon ſo friedhofsernſt blickten und ſchauten auf den einfachen Denkſtein zu Häupten des Grabes. Da füllten ſich ihre Augen unvermerkt mit heißen Thränen und ſie flüſterte mir kaum vernehmbar zu: „Ganz ſelbſtlos lieben kann doch nur die Frau."

„Nur die Frau, Angelika?"

Sie nickte wie zur Beſtätigung noch einmal mit ihrem Haupte und ich ſchwieg, aber meine Lippen umſpielte ein flüchtiges Lächeln: ich dachte meiner todten Liebe.

Und dieſe todte Liebe, ſie zieht mich hinunter in das Grab. Mein Hausarzt kann nicht begreifen, was meinen Zuſtand plötzlich in dieſer Weiſe verſchlimmert. Nun, ich habe keine Veranlaſſung, den guten Mann von den Qualen zu unterhalten, von der verzehrenden Sehnſucht um ein Weib. Mein Haus iſt längſt beſtellt. Das Loos Angelika's und ihrer Kinder iſt geſichert. Es ſind herzige Weſen; ſie werden der Mutter viel Freude bereiten, deren ganzes Sein in dieſen Kindern aufgeht.

Ich habe geſtern eine ſchlimme Nacht verlebt. Digitalis und Eisbeutel verfangen nichts mehr. Das Pochen und Klopfen da drinnen will gar nicht ſtiller werden. Es war in der Nacht ſo arg, daß Schauer auf Schauer durch meinen Körper jagten. Ich glaube wohl, es kommt bald und plötzlich, daß die Maſchine ſtille ſteht.

Und draußen iſt es Frühling und blüht das Leben; ich ſtoße die Fenſter von meinem Schlafzimmer weit auf, daß die erſten Strahlen der erwachenden Sonne meine müden Augen küſſen, der Sonne, die ſo wunderbar glänzt und lacht wie das Auge der Geliebten. O Welt, wie biſt Du doch ſo ſchön!

Und ich denke jenes lang vergangenen Frühlingstages, da ich hinausſtürmte in den rauſchenden Wald und mein thränenüberſtrömtes Antlitz an einen knorrigen Baumſtamm ſchmiegte. Da kann ich nicht anders; mit einem wehmüthigen Lächeln flüſtere ich es noch einmal:

O du ſelige, ſonnige Frühlingszeit!

# Das Reiſen in alter und neuer Zeit.

Von C. Grevé in Moskau.

Irgend wo habe ich einmal den Ausſpruch geleſen oder gehört, am geringeren oder größeren Verbrauche von Seife laſſe ſich der Grad der Cultur eines Volkes bemeſſen. Wenigſtens mit demſelben, wenn nicht mit größerem Rechte dürfte man den Zuſtand des Verkehrsweſens in einem Lande, die Menge und Beſchaffenheit der Wege und des auf denſelben ſich bewegenden Transportmaterials als Scala benutzen, um die Civiliſation eines Staates zu taxiren. Mit der fortſchreitenden Entwickelung des Verkehrs ſteigt die Leichtigkeit des gegenſeitigen Austauſches von Producten materieller und geiſtiger Art und es ſchwindet die phyſiſche und intellectuelle Schwerfälligkeit. Der geiſtige Horizont des Einzelnen wie des ganzen Volkes erweitert ſich und läßt die Voreingenommenheit gegen fremde Sitte und Cultur zurücktreten. Mit einem Wort, die Entwickelung des Verkehrsweſens bis zur höchſten Vollkommenheit nähert die verſchiedenen Nationen einander und wird hoffentlich auch einmal dazu führen, daß die Folgen des durch Napoleon III. aufgebrachten, noch jetzt in voller Blüthe ſtehenden Nationalitätsprincips, die Verhetzung und Verboſung einſt friedlich und freundſchaftlich neben einander lebender Stämme verſchwinden und der Erkenntniß Platz machen wird, daß der ganzen Menſchheit eine hohe Aufgabe geſtellt iſt: gemeinſam zu arbeiten an der Verwirklichung deſſen, was den Kernpunkt des Chriſtenthums bildet und des ſokratiſchen *καλον κ'αγαθον* — an der Erreichung höchſter moraliſcher und geiſtiger Vollkommenheit durch das Einzel-Individuum wie durch die Geſammtheit — und die letzten Spuren der Beſtie im Menſchen auszutilgen, von der man heute noch oft genug zu reden berechtigt iſt.

Vom Verkehrsweſen und ſeiner Entwickelung wollen wir alſo heute dem freundlichen Leſer berichten. Wie in unſerem Aufſatze über den Brief und ſeine Geſchichte, müſſen wir auch hier den Leſer bitten, mit uns ſich in Gedanken zurück zu verſetzen in jene Zeit, da die Menſchheit ihre Kinderſchuhe noch nicht vertreten hatte; in jene Zeit, von der uns keine Aufzeichnungen berichten, ſondern deren Bild wir uns mühſam reconſtruiren müſſen aus ſogenannten prähiſtoriſchen

Funden und den Fingerzeigen, welche uns die Entwickelung und Verwandtſchaft der verſchiedenen Sprachen giebt. Freilich könnten wir uns nach den Sitten und Gewohnheiten noch jetzt lebender Naturvölker in Afrika u. ſ. w. umſchauen und Schlüſſe aus denſelben auf unſere europäiſchen Vorfahren machen — aber wir könnten doch nur immer wieder ſagen: wahrſcheinlich iſt es ſo und ſo geweſen, eine ſichere Behauptung läßt ſich da nicht aufſtellen.

Die vergleichende Sprachforſchung zeigt uns am deutlichſten, daß die Menſchen ſchon in früheſter Zeit ſehr wanderluſtig geweſen und ihre Wohnſitze oft gewechſelt haben. Ganze Stämme zogen aus, meiſt wohl aus materiellen Gründen, beſſere Nahrung für ſich und ihr Vieh zu finden oder vom raubgierigen, ſtärkeren Nachbar vertrieben. Bekannt iſt ja, daß die heutigen Europäer aus Aſien eingewandert ſind und die Ureuropäer verdrängt haben. Der größte Theil jener Völkerzüge — vielleicht waren es auch nur Familien, die ſich ſpäter erſt zu Nationen auswuchſen, wir brauchen nur an Abraham, Aeneas, Dido zu erinnern — mag wohl per pedes apostolorum gereiſt ſein, wenn es auch möglich iſt, daß ſchon Wagen und Zug- oder Reitthiere vorhanden waren, wie z. B. bei den germaniſchen Stämmen, welche in das römiſche Gebiet einzudringen ſuchten. Jedenfalls waren die Pferde urſprünglich nicht überall bekannt, wie uns ſchon die griechiſchen Mythen von den Centauren beweiſen, die doch offenbar darauf zu deuten ſind, daß die Hellenen die erſten Reiter, welche ſie zu Geſichte bekamen, höchſt wahrſcheinlich Skythen, für ein einziges Geſchöpf hielten, ebenſo wie die Azteken bei der Landung des Hernando Cortez in Mexiko nicht genug ſich wundern konnten, als die Cavalleriſten abſaßen und ſie ſo das vermeintliche Doppelgeſchöpf ſich trennen ſahen.

Von künſtlich hergeſtellten Wegen läßt ſich zu der Zeit natürlich nicht reden — Thäler und Flußläufe werden wohl die Richtung für die wanderluſtigen Schaaren angegeben haben, bis gewiſſe Päſſe eingetreten oder beſtimmte Wege wegen ihrer praktiſchen Vortheile immer wieder von den nachdrängenden Verfolgern oder nachziehenden Stammesverwandten aufgeſucht wurden. Als die Cultur ein wenig weiter fortgeſchritten war und aus umherziehenden Nomaden allmählich anſäſſige, Ackerbau treibende Völkergemeinſchaften entſtanden waren, fanden ſich natürlich bald Leute ein, welche ſich ſolche Producte holten, die ſie ſelbſt nicht erzeugten: es begann ein Tauſchhandel. Wo aber Ackerbau und Handel exiſtiren, ſind die ſtaatlichen Verhältniſſe gewöhnlich auch ſchon höher entwickelt und da ſtellt ſich denn für die oberſte Staatsgewalt ſehr bald die Nothwendigkeit dar, ein Mittel zu ſchnellerer Beförderung von Befehlen und Nachrichten in die verſchiedenen Theile des Landes zu finden. So ſehen wir denn auch im Orient, wo die Cultur am früheſten Wurzel gefaßt, die älteſten Spuren von ſtaatlichen Verkehrsinſtituten. Noch jetzt müſſen wir über die ſchön gefügten Quadernwege ſtaunen, die einſt von den Hauptſtädten Babyloniens und Aſſyriens in die umliegenden Reichsgebiete führten. Als auf den Trümmern dieſer beiden ſemitiſchen und des ariſchen Mederreichs Cyrus ſein Perſerreich errichtete, ſorgte er auch ſo-

fort für die Verbeſſerung der Wegeverbindungen unter den einzelnen Landestheilen. Von ihm ſollen die zum Theil auch jetzt noch benutzbaren Königsſtraßen herrühren, welche von Babylon nach dem Weſten und Südweſten führten. Auf gewiſſen Entfernungen ſtanden an denſelben kleine Backſteingebäude, die ſtatt des Mörtels mit Erdpech (Asphalt) aufgemauert waren. Dieſe Stationen dienten urſprünglich als Wechſelpunkte für die Laufboten, die die königlichen Botſchaften zu befördern hatten, konnten aber auch von Privatperſonen als Obdach und Ruheorte benutzt werden, da bei ihnen meiſtens Gartenanlagen und Quellen ſich befanden.

Die Schnelligkeit, mit der durch die erwähnten Laufboten Nachrichten von der Hauptſtadt ſogar in ziemlich entfernte Reichstheile gelangten, war, wie ſchon Xenophon bemerkt, verhältnißmäßig keine geringe, zumal auf den Stationen immer ſchon reiſebereite Läufer warteten, um ſofort von den ankommenden Collegen die Poſt in Empfang zu nehmen und in raſchem Laufe davon zu eilen.

Darius I. traf eine weitere Verbeſſerung — er erſetzte die Läufer durch Reiter. Die Strecken konnten alſo größer genommen, die Stationen aus einander gerückt werden und die Schnelligkeit war auch eine bedeutendere. Die Entfernung zwiſchen den einzelnen Stationen wurde bis zu vier Meilen ausgedehnt, wo das Terrain die Bewegung des reitenden Boten nicht zu einer gar zu anſtrengenden Arbeit für Mann und Roß machte. Sonſt blieb die Einrichtung dieſelbe, wie früher: der Ankommende warf dem ſchon bereitſtehenden Ablöſungsreiter das Felleiſen zu und letzterer ſprengte davon, während erſterer bis zur Rückkunft eines früher entſandten Poſtillons ausruhen konnte.

Mit dieſen Boten wurden nur officielle Poſten befördert — Privatleute hielten ſich eigene Boten oder benutzten zu ſolchen Dienſtverrichtungen Sclaven. Aermere Leute reiſten meiſt zu Fuß, die Wohlhabenderen zu Pferde, die Reichen und Vornehmen bedienten ſich der Harmamaxa, eines vierräderigen Wagens, der auf's Sorgfältigſte gepolſtert, mit einem Schutzdach verſehen und an den Seiten mit Gardinen, zum Schutz gegen Sonne und Staub, verwahrt war. Herodot beſchreibt einen ſolchen Wagen mit allen Details. Unſeren Leſerinnen können wir empfehlen — wenn ſie ſich ein recht lebhaftes Bild einer Reiſe per Harmamaxa machen wollen — Ebers' ägyptiſche Königstochter aufzuſchlagen. Im erſten Capitel des zweiten Bandes wird in einem ſolchen Gefährt Nitetis aus Aegypten nach Babylon dem Perſerkönig Kambyſes als zukünftiges Gemahl zugeführt.

In dem alten Culturlande am Nil kannte man auch die Einrichtung der Fußboten zur Beſorgung der Regierungscorreſpondenz, weiter aber waren die Aegypter in der Vervollkommnung ihrer Poſt nicht gekommen.

Die alten Hellenen, die doch ſonſt in jeder Beziehung, auf dem Gebiete der Kunſt, der Wiſſenſchaft, wie des öffentlichen Lebens, Großartiges geſchaffen, in mancher Hinſicht Unerreichtes geleiſtet, kannten keine dieſer Verkehrseinrichtungen. Man kann dieſen auffallenden Umſtand vielleicht aus der höchſt günſtigen Küſtenentwickelung des Landes erklären, die frühe ſchon den Verkehr

zu Waſſer aufkommen ließ, während wegen der geringen Flächenausdehnung des Landes gerade keine allzu großen Reiſen auszuführen waren, um von einem bedeutenden Orte an einen anderen zu gelangen. Darum ſehen wir bei den Griechen auch das Fußreiſen allgemein verbreitet. Schöne Straßen finden ſich in Hellas meiſt von den als religiös-nationale Centren vielbeſuchten Orten auslaufend, alſo bei Eleuſis, Olympia u. ſ. w. Sie waren aus großen Quadern ſorgfältig gefügt, oft mit in den Stein gehauenen Spurbahnen für die großen Opferwagen verſehen, damit dieſe leicht von einem Heiligthum in das andere gezogen werden konnten — ja man hat auch Reſte von Weichgeleiſen gefunden, ähnlich wie bei unſeren modernen Eiſenbahnen.

Wie bei den Griechen die religiös-nationalen Feſte einen wichtigen Factor des öffentlichen Lebens bildeten, ſo bei den Römern wieder alles Militäriſche. Rom war von Anfang an ein Militärſtaat und daher iſt es für den Geiſt ſeiner Bürger charakteriſtiſch, daß die Straßen und Wege vor allen Dingen den militäriſchen Zwecken angepaßt waren, wie z. B. die berühmte Via Appia, im Jahre 312 vor Chriſto vom Cenſor Appius erbaut und anfangs bis Capua geführt, ſpäter bis Brundiſium, dem Ueberſetzpunkte nach Griechenland, verlängert.

Manche der alten römiſchen Heerſtraßen in Italien, dem ſüdöſtlichen Frankreich und ſüdweſtlichen Deutſchland ſind noch heute benutzbar und ſcheinen noch viele Jahre vorhalten zu wollen, ſo ſolid und muſterhaft ſind ſie ausgeführt.

Regelmäßige Poſteinrichtungen finden wir bei den Griechen, wie geſagt, nicht, wohl aber bei den Römern. Die Kaiſer fanden dieſelben vor und vervollkommneten und vervollſtändigten ſie. Augarii, Briefcouriere nach Art der perſiſchen Läufer (ἡμεροδρόμοι), ließ Auguſtus an den Hauptſtraßen vertheilen und ſchuf aus den urſprünglichen tabellarii, Brief-Privatcourieren, welche nur bei Gelegenheit expedirt wurden, die tabellarii publici, ein Corps von Staatsſclaven, das den regelmäßigen Poſtdienſt verſah. Späterhin wurden dieſe durch reitende Boten erſetzt, zu denen auch bald Fuhrwerke hinzukamen (cursus publicus oder fiscalis). Dieſe in ihrer Art doch ſchon recht vollkommene Poſt durfte von Privaten nicht benutzt werden, ſie war nur dem Dienſte der Regierungsorgane gewidmet und daher wurden die auf Reiſen commandirten Beamten mit einem Reiſepaß (diploma), der auf Diptychen (tabellae duplices) ausgeſtellt war, verſehen. Ohne dieſe ſchriftliche Verfügung (erectio, tractoria, alſo ungefähr unſere früheren подорожныя) wurde Niemand expedirt. Dieſe Päſſe lauteten auf den Namen des Inhabers, galten nur für beſtimmte Stationen und Tage und wurden nach Ablauf der in ihnen vermerkten Friſt oder im Falle des Todes des Inhabers ungiltig. Angeſehene Leute konnten durch Protectionen ſolche Billets zur Benutzung der Poſt erhalten und abgediente, verabſchiedete Soldaten hatten das Recht, dieſe Staatspoſt gratis zu benutzen.

Noch weiter ging der Kaiſer Hadrian. Unter ſeiner Regierung nahm die Poſt eine faſt unſeren zeitgenöſſiſchen Poſten entſprechende Geſtaltung an. An

den Haupt- und Heerſtraßen wurden in größeren Ortſchaften auf die Entfernung einer Tagereiſe Stationshäuſer, mansiones, errichtet, welche von den Reiſenden zum Uebernachten und zu längerem Erholungsaufenthalt benutzt werden konnten. Dieſe Hauptſtationen waren mit den nöthigen Zugthieren, Pferden, Mauleſeln und Eſeln, ſowie mit dem verſchiedenſten damals gebräuchlichen rollenden Material reichlich verſehen, um auch einem geſteigerten Verkehr gewachſen zu ſein. Auf der Strecke von einer bis zur nächſten mansio lagen mehrere, gewöhnlich fünf bis acht mutationes, Umſpannſtationen, wo blos die Zugthiere gewechſelt wurden, ohne daß man ſich weiter aufhielt. Eine der beſteingerichteten und im beſten Stande erhaltenen Strecken war die von Konſtantinopel nach Aſien. Die Stationen Rufinianum, Chalcedon, Datiliza, Nikopolis, Nicäa, Helenopolis u. ſ. w. waren pompös eingerichtet, nicht blos das lebende und todte Poſtinventar von beſter Qualität und in reicher Auswahl vorhanden (auch Zugochſen und in dem aſiatiſchen Rayon ſogar Kameele) — ſondern auch die Wohn- und Fremdenräume mit großem Luxus ausgeſtattet. So fand man z. B. in Nicäa prachtvolle Bäder, die in Nichts den faſhionabelſten Bädern Roms nachſtanden. Die Dienerſchaft in dieſen Poſtetabliſſements rekrutirte ſich aus Staatsſclaven, servi publici, die unter dem Commando eines Stationschefs, meiſt eines alten, ausgedienten Soldaten, ſtanden. Als höhere Beamte fungirten eine Art Inſpectoren, welche von Zeit zu Zeit die verſchiedenen Stationen zu revidiren verpflichtet waren, denn wir leſen auch aus der Zeit ſchon von häufigen und, wie es ſcheint, wohlbegründeten Klagen über allerlei Mängel und Unordnungen. Beſonders oft wird auf die Grobheit, das unwirſche Weſen und die Sucht der Beamten, ein Trinkgeld zu erpreſſen oder den Reiſenden ſonſt wie zu brandſchatzen, hingewieſen.

Der Poſtdienſt war ein dreifacher. Erſtens gab es Couriere, welche die Regierungsbriefſchaften von beſonderer Eile und Wichtigkeit zu expediren hatten. Dieſe officiellen Couriere, veredarii, nahmen wohl auch aus Gefälligkeit oder gegen eine Extravergütung Privatcorreſpondenzen mit. Sie ritten die beſten Pferde und hatten den Mantelſack hinter ſich aufgeſchnallt. Als Maximum für das Gewicht desſelben galten anfangs 30 Pfund, ſpäterhin ein Centner. Sie verſorgten ihren Dienſt in ſo fern verſchieden von den perſiſchen Eilboten, als ſie nicht die Correſpondenz auf den Stationen weiteren Händen übergaben, ſondern nur die Pferde wechſelten. Mehr als fünf Courierpferde durfte für gewöhnlich eine Station nicht gehen laſſen (innerhalb vierundzwanzig Stunden). Bei beſonders wichtigen Depeſchen wurden ſelbſtverſtändlich Ausnahmen gemacht, auch geſchah es öfters, daß ein Regierungscourier zwei Pferde in Anſpruch nahm, wo dann das zweite den mitkommenden Poſtillon und das Gepäck trug. In ſolchem Falle pflegte dann der Letztere die Pferde ſofort zurück zu führen.

Ferner hielt man auf den Stationen Eilwagen verſchiedener Schwere und Conſtruction bereit, in denen Perſonen befördert wurden. Da waren rhedae, größere vierräderige Wagen, vor welche acht bis zehn Zugthiere geſpannt werden

konnten; birotae, dreiſpännige Fuhrwerke, welche nicht ſchwerer als mit 2 Centnern beladen werden durften; carri, auf 6 Centner Gewicht berechnet. Von dieſen drei Wagengattungen konnten täglich mehrere expedirt werden, vorausgeſetzt, daß die Reiſenden gewichtige Empfehlungen und richtige Paßſcheine vorweiſen konnten oder auch den einflußreichen höheren Beamtenkreiſen angehörten.

Die ſchwere Poſt wurde auf Gepäckwagen verladen, von denen in keinem Falle mehr als einer pro Tag befördert wurde. Dieſer durabel gearbeitete Packwagen, der cursus clabularis, war mit vier ſtarken Ochſen beſpannt und nahm 15 Centner an Gütergewicht auf. Die reguläre Poſt befuhr nur die Hauptſtraßen, doch hatte man auch für etwaige Extrafälle Vorkehrungen getroffen, indem man das Inſtitut der Schießpferde, wie wir es heut zu Tage nennen, in's Leben rief. Die Ortsbehörden mußten nöthigenfalls die erforderliche Anzahl Zugthiere für Expeditionen der Poſt und Beamten auf den Neben- und Vicinalwegen zuſammentreiben. Trotzdem ſchon damals über die Langſamkeit der Poſt und den elenden Zuſtand der Gäule geklagt und gewitzelt wurde, müſſen wir doch gerechter Weiſe anerkennen, daß nöthigenfalls auch Strecken bis zu 175 Werſt (25 Meilen) pro Tag abgefahren werden konnten. Die Unterhaltskoſten für das ganze, nicht eben geringe Mittel erfordernde Inſtitut lagen auf den Provinzen und von den die Poſt Benutzenden wurde keinerlei Zahlung erhoben. Späterhin übertrugen die Kaiſer die ganze Unterhaltung der Poſten auf das aerarium und belaſteten dafür die Provinzen mit Abgaben unter irgend welchen anderen Vorwänden. Im Jahre 562 n. Chr. ſchloß der römiſche Staat einen Vertrag mit Perſien über gegenſeitige freie Benutzung der Poſtanſtalten — folglich war man damals auf dem beſten Wege, eine Art Weltpoſtverein erſtehen zu laſſen.

Wie wir ſchon oben bemerkt haben, ſollte die Poſt hauptſächlich dem Staate dienen — Privatcorreſpondenten und Privatreiſende wurden nur gelegentlich, durch Protectionen, mitgenommen. Es iſt daher nöthig, daß wir uns umſchauen, in welcher Art denn gewöhnliche Sterbliche, die auf keine Fürſprache höherer Würdenträger rechnen durften, ihre Reiſen bewerkſtelligten. Die Unbemittelten pilgerten natürlich zu Fuß, die reicheren Römer und Provinzialen benutzten Fuhrwerke, welche allenthalben vor den Thoren der größeren Ortſchaften zu dieſem Behufe zu miethen waren, oder ſie ritten auf eigenen Pferden. Sehr Vornehme und ſehr reiche Leute nahmen einen förmlichen Hausſtand mit auf die Reiſe, Zelt, Küche — alles, was erforderlich war, um ſie die Strapazen des Weges ſo wenig als möglich empfinden zu laſſen. Häufig werden ſie wohl auch bei ihren Gaſtfreunden eingekehrt ſein, um nicht die ſchlechten und mangelhaften „Kronsſtationen“ (wenn es ſo erlaubt iſt, von antiken Dingen mit modernen Ausdrücken zu reden) oder die noch ſchlechteren Gaſthäuſer, cauponae, wählen zu müſſen, in denen bis ſpät in die Nacht gelärmt, gezecht und gejubelt wurde, da ja die Bedienung eine weibliche war und daher junge Leute, die damals nicht beſſer als unſere Roués waren, dort gerne aus und ein gingen. Noch

ſchlimmer ging es in den Trinkſtuben, den tabernae, her, die auch ganz moderne, gemüthliche Wirthshausſchilder führten: es gab grüne Drachen, Eſel, Affen u. ſ. w. Horaz beſchreibt uns dieſes Leben, die Unſauberkeit und das Ungeziefer in den öffentlichen Nachtquartieren ſehr eingehend in ſeiner ergötzlichen Art und Weiſe.

Intereſſant iſt es, einen ſolchen vornehmen Reiſezug der damaligen an Luxus und Ueppigkeit gewöhnten Zeit an ſich vorüberziehen zu laſſen. Voran ritt gewöhnlich ein afrikaniſcher Vorreiter, den Weg für die wichtige Perſon ſeines Herrn frei zu halten. Dann folgten einige Läufer, denen unmittelbar einer oder mehrere große vierſpännige Wagen folgten, von galliſchen Pferden gezogen, welche damals ungefähr dieſelbe Rolle als Wagenpferde ſpielten, wie jetzt die Trakehner. In den Wagen konnte man ſchlafen, ruhen und ſitzen, je nach Belieben. Meiſt war noch ein Sclave als Vorleſer mit, um die Langeweile zu bannen. Es folgten mehrere Wagen mit der Dienerſchaft und allen möglichen Geräthen und dem Tafelgeſchirr. Um die Geſichtshaut vor der Einwirkung der Sonne und der rauhen Luft zu ſchützen, legte man Masken aus Teig an. Solche, denen das Gerüttel ſelbſt eines gepolſterten Wagens zu viel dünkte, ließen ſich in einer Sänfte (lectica) von Sclaven tragen, oder in einer größeren: basterna, von Maulthieren transportiren. An gewiſſen Orten wurden die Reiſenden von groben Zollbeamten angehalten und unterſucht, ob nicht Contrebande mitgeführt werde. Die Straßen wimmelten von Bettlern, da der lebhafte Verkehr der Reiter, leichten und ſchweren Wagen und der zahlreichen Fußgänger ſie auf reiche Ausbeute hoffen ließ. Daß auch die Herren Langfinger nicht gefehlt haben, beweiſen Klagen über erbrochene Koffer und Ueberfälle durch Straßenräuber, in den pontiniſchen Sümpfen beſonders.

Wir ſehen alſo, daß die Verkehrsanſtalten eine hohe Stufe der Entwickelung erlangt hatten — leider aber gingen ſie auch, wie ſo vieles Große der alten Zeit, im Strudel der Völkerwanderung unter und erſt der ſpäteren Zeit des Mittelalters blieb es vorbehalten, Alles von Neuem erſtehen und das Verſäumte und Verlorene wieder aufleben zu laſſen.

Wenn wir uns nun jetzt dieſem Zeitabſchnitt zuwenden, ſo müſſen wir Vieles wiederholen, denn, wie geſagt, das in der allgemeinen Verwirrung und in den Drangſalen des vielhundertjährigen Krieges Untergegangene mußte eben wieder aus den erſten Anfängen aus ſich ſelbſt, je nachdem wie die Noth und das öffentliche Bedürfniß es vorſchrieb, ſich entwickeln. Wieder ſehen wir im Mittelalter Diener zu Fuß, dann ſpäter Knappen den Poſtillonsdienſt verrichten. Nur für ſehr vornehme Herren wurden Briefſchaften zu Pferde expedirt, oder in Zeiten drohender Gefahr. Am Ende des 14. Jahrhunderts richtete der deutſche Orden in Preußen zwiſchen ſeinen Schlöſſern und Burgen reitende Poſtverbindungen ein. Im 15. Jahrhundert folgten ihm die Hanſaſtädte, indem ſie für ihre lebhafte Correſpondenz in Bundesangelegenheiten eine Fahrpoſt in's Leben riefen; damit iſt aber nicht geſagt, daß die Fußboten ganz aus der Mode kamen — ſie hielten ſich noch bis in's 16. Jahrhundert, da die Wege ſo

ſchlecht waren, daß man mit Fuhrwerken, auch wenn ſie noch ſo dauerhaft gebaut waren, nicht weit kommen konnte.

Es erſtand, da mit Erfindung der Buchdruckerkunſt ein friſcheres, angeregteres geiſtiges Leben begann, eine Menge von Botenanſtalten. Geiſtliche Orden, gelehrte Corporationen (Univerſitäten), Fürſten, Städte- und Staatenbündniſſe hielten dieſelben für ihre Zwecke allein, während Private ſolche Anſtalten auch für öffentliche, allgemeine Zwecke, zu Jedermanns Benutzung eröffneten.

Ein ſehr intereſſantes Denkmal aus dieſer Epoche befindet ſich im Reichspoſt-Muſeum in Berlin: die rotula aus der Benedictiner-Abtei St. Lambrecht in Oberſteyermark. Es iſt ein ſchmaler Pergamentſtreifen von 5 Meter Länge und 12½ Cm. Breite. Im Jahre 1501 iſt ein Bote aus der genannten Abtei ausgegangen und hat etwa 600 Klöſter auf dem Wege über Steyermark, Ober- und Niederöſterreich, Bayern, die Pfalz, den Rhein hinab bis Köln, dann zurück nach Straßburg, durch die Schweiz, um den Bodenſee herum nach Bregenz und über Vorarlberg nach ſeinem Heimathskloſter beſucht und die Namen der Verſtorbenen in den Klöſtern und ſonſtige Neuigkeiten auf dem Pergamentſtreifen verzeichnen laſſen — eine gedrängte Geſchichte der Convicte auf dieſe Art ſchaffend.

Allmählich wurden die Pferdepoſten üblicher und man benutzte ſie häufiger als private Reiſegelegenheiten. Kaiſer Maximilian richtete für ſich eine regelmäßige Verbindung zwiſchen Wien und Brüſſel ein (1516) und unterſtellte dieſelbe der Aufſicht des Grafen Franz von Thurn und Taxis. Die Reichsländer ahmten dem beliebten Monarchen nach und überall wuchs der Verkehr. Auch Perſonen fuhren ſchon hin und wieder mit der Poſt, obgleich man es anfangs für unfein hielt. Im Jahre 1545 übernahmen die Thurn und Taxis die Reichspoſt, welche in ihren erblichen Beſitz überging und bis auf die neuere Zeit in ihren Händen verblieb. Aber allgemein wurde das Reiſen per Poſt nicht vor dem Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts — bis dahin zogen beide Geſchlechter das Reiſen zu Pferde vor und nur ſehr alte und ſchwache Perſonen bedienten ſich der „Gutzwagen, Gutſchen, Karoſſen“. Dieſes waren Alles ſehr durable, aber auch ſehr ſchwerfällige, ungewandte und nicht ſonderlich bequeme Gefährte, in denen man jeden Stein, jede Unebenheit des Weges — und der damalige war ja kaum ein „Weg“ zu nennen — ſchmerzlich empfand.

Damen reiſten niemals allein; es galt für unſchicklich. Gewöhnlich ritten ſie auf Maulthieren und ließen ſich von einem Ritter begleiten. Ueberhaupt unternahmen die damaligen Frauen wohl ſchwerlich größere Reiſen, denn dieſe waren nicht nur noch mit allerlei Unannehmlichkeiten, Strapazen und Anſtrengungen verbunden, ſondern ſie waren auch gefährlich, denn das „Rauben und Reiten“ war keine Schande, da es ja auch „die Beſten im Lande“ thaten, wie ein artiges Verslein aus jenen Tagen beſagt. Da die Einkehrhäuſer und Gaſt-

ſtuben ſehr viel zu wünſchen übrig ließen, in ihrer Unſauberkeit und mangelhaften Einrichtung die Reiſenden eher abſchreckten als anlockten, ſo waren die Leute gezwungen, auf eine Reiſe alles mitzunehmen, was für des Leibes Nothdurft und Nahrung, für ſeine Pflege und Erhaltung erforderlich war. So kann es uns nicht wundern, wenn wir von dem übergroßen Troß leſen, den man damals auf ſolche Reiſen mitnahm. Als Wallenſtein von Karlsbad in Böhmen zum Fürſtentage nach Regensburg ſich begab, begleiteten ihn ſechs Fürſten, gegen 150 kleinere Edelleute, 17 Staatskaroſſen, 24 Kutſchen und über 60 Packwagen, mit mehr als 700 Pferden. Für die Sicherheit des Zuges hatte Graf Ottavio Piccolomini mit einer Standarte „Leibkyriſſer“ zu ſorgen.

Wer nicht die Mittel hatte, ſo comfortabel zu reiſen und doch die Gaſthäuſer und öffentlichen Herbergen meiden wollte, kehrte in Burgen und Klöſtern ein, die gaſtfrei jedem freien Manne offen ſtanden. Dieſer Umſtand zog aber Bettler und allerlei Geſindel in die Nähe dieſer Niederlaſſungen, was wieder oft ſchreckliche Folgen nach ſich zog, indem das zuſammengelaufene Volk Seuchen und anſteckende Krankheiten mitbrachte und verbreitete.

Ein lebhaftes Bild der unerquicklichen Zuſtände in den Gaſthäuſern, des Schmutzes und der Sittenloſigkeit, denen ſie ihre Thore öffneten, entwirft uns Erasmus von Rotterdam in der Beſchreibung einer Reiſe nach Deutſchland. Doch blieb das Schlimmſte immer die herrſchende öffentliche Unſicherheit, das Raubritterthum und das Fehdeweſen, welches die Kaufleute zwang, in größeren Geſellſchaften, gewappnet und unter ſtarker Bedeckung ihre Reiſen zu unternehmen. Die Zölle, die allein auf den Handeltreibenden laſteten, trugen auch gerade nicht zur Erleichterung des Verkehrs bei — auf die Ritter wurden ſie erſt ſpäter ausgedehnt. Das ſicherſte Reiſen blieb immer als Pilger zu Fuß, denn die Scheu vor dem, was mit der Religion und Kirche zuſammenhing, zügelte die Raubluſt und Habgier manches kecken Stegreifritters.

Eine Verbeſſerung machte ſich auf dieſem Gebiete zuerſt in Frankreich bemerkbar, wo man von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an ernſtlich an der Vervollkommnung und zweckentſprechenderen Einrichtung der Hôtels zu arbeiten begann.

Es ſei uns geſtattet, hier genauer auf die Conſtruction und das Ausſehen der im Mittelalter und auch noch ſpäterhin gebräuchlichen Equipagen einzugehen, da man ſo erſt recht ſich ein klares Bild von der Art und Weiſe, den Schwierigkeiten und Fährlichkeiten des damaligen Reiſens machen kann. Die erſten, vornehmlich nur für Reiſezwecke berechneten Wagen baute man im 16. Jahrhundert. Es waren unförmliche, ſchwere Geräthe mit rieſigen Gepäckkaſten und einem herunter zu klappenden Vorder- und Hinterverdeck, die, um etwaige Stöße für die Inſaſſen unempfindlicher zu geſtalten, in ſtarken Ketten aufgehängt waren und zur Fortbewegung natürlich keine geringe Anzahl von Zugthieren verlangten, zumal wenn ſie einmal, was nicht zu ſelten geſchehen ſein mag — im Kothe oder Moor ſtecken blieben. Bald vertauſchte man die Ketten, welche zu wenig elaſtiſch er-

ſchienen, mit ledernen Riemen und milderte ſo wieder ein wenig die Leiden der armen Reiſenden, welche bei den damaligen Wegen wohl gründlich geſtoßen und gerüttelt wurden. Die Federn, wie man ſie jetzt an jedem einigermaßen comfortablen Fahrzeuge ſehen kann, kamen erſt im 19. Jahrhundert in Aufnahme. Noch in den ſechsziger Jahren erinnere ich mich ſehr wohl, in Moskau und Petersburg Wagen auf Riemen geſehen zu haben, die ſogenannten „Kaliber", auf denen nur Herren fahren konnten, da man rittlings ſitzen mußte, außerdem ein jeder etwas größere Pflaſterſtein ſie dermaßen in's Schwanken brachte, daß man Gefahr lief, herunter geſchleudert zu werden.

Im Jahre 1673 erdachte ein gewiſſer Weigel eine Kutſche, die ein Non plus ultra von Bequemlichkeit ſein ſollte. Hier mag ſeine eigene Beſchreibung des Gefährtes folgen: „Man ſitzet und lieget auf ihr ſo bequem, daß die ſonſt unausbleiblichen Stöße, weil die Wagen des ungleichen Weges halber immer hin und her ſchlagen, von der natürlichen Büge des Leibes ganz lieblich ausgenommen, und das Schuttern, es mag der Wagen über unſanfften Weg aufſpringen, ſo hoch er will, von dem künſtlichen Polſterwerk in ein lieblich Hatzſchen verwandelt wird. Ja, wenn auch durch Verwahrloſung des Knechts der Wagen, außer dem Geleiſt oder über einen hohen Stein oder Hügel geführet, nothwendig umbfallen müßte, ſo können dennoch die drinnen Sitzenden ohne Schaden des mit Umbfallens ſein. Denn die zur anderen Seiten können den Schlag geſchwind aufmachen, zugleich alle mit einander herausſpringen (welches in den gemeinen Kutſchen nicht möglich), die bei der fallenden Seiten aber können ſich bald umbwenden oder in dem umbfallenden Wagen ſich nur contra Welzen, ſo werden ſie von dem Wagen frei." Wie die freundlichen Leſer ſehen, war die Hauptſache eben das Contra-Wälzen, dieſes löſte jede Schwierigkeit bei vorkommenden Umſtürzen.

Aber die Erfinder verfielen auch auf allerlei phantaſtiſche Ideen und verſuchten alle möglichen und unmöglichen Naturkräfte und ſelbſt die Elemente ſich dienſtbar zu machen. So berichtet uns ein zeitgenöſſiſcher Schriftſteller, ein Jeſuit, von Segelwagen, Böten auf Rädern, die vermittelſt des Windes vorwärts getrieben wurden und in Holland zu ſolcher Vollkommenheit gebracht worden ſein ſollten, daß ihnen an Schnelligkeit kein Fahrzeug gleichkam. Ob hier nicht eine Verwechſelung mit den Segelſchlitten vorliegen ſollte? Dieſe ſind ja noch heut zu Tage als Sportfahrzeuge in Amerika und ſtellenweiſe auch in Europa beliebt und erreichen oft die Schnelligkeit der Eiſenbahnzüge.

Um jene Zeit wollte man auch ein Mittel finden, um durch die Bewegung des Fahrzeugs ſelbſtthätig die zurückgelegte Strecke vermeſſen zu laſſen. Zürner, Landcommiſſair unter dem ſächſiſchen Kurfürſten Friedrich Auguſt, wollte einen ſolchen Mechanismus erdacht haben, doch iſt nichts davon auf unſere Tage gekommen.

Im 18. Jahrhundert ſtand es um die Reiſegelegenheiten und Wege durchaus nicht beſſer. Statt einer Beſchreibung der Zuſtände dieſes eben erwähnten

Säculums mag hier eine kurze Inhaltsangabe eines Reiſetagebuches in Bildern des berühmten Künſtlers Chodowiecki eingeſchoben werden. 1773 wollte dieſer ſeine Mutter in Danzig beſuchen. Er reiſte von Berlin, obgleich es ſchon Poſten gab, doch lieber zu Pferde ab, um nicht von allen möglichen Zufällen, Unannehmlichkeit und Unbequemlichkeit zu leiden und von der Laune der Poſtſpediteure oder der ſchlechten Beſchaffenheit des Poſtmaterials und der Wege abzuhängen. Er mag wohl denſelben Gedanken gehabt haben, wie Lichtenberg: „Sie ſtreichen die Poſtwagen roth an (Thurn und Taxis), als die Farbe des Schmerzes und der Marter und bedecken ſie mit Wachsleinen, nicht, wie man glaubt, um die Reiſenden gegen Sonne und Regen zu ſchützen, denn die Reiſenden haben ihre Feinde unter ſich — das ſind die Wege und die Poſtwagen, ſondern aus derſelben Urſache, warum man denen, die gehenkt werden ſollen, eine Mütze über das Geſicht zieht, damit nämlich die Umſtehenden die gräßlichen Geſichter nicht ſehen mögen, die jene ſchneiden!“

In einem Gaſthauſe in Naſſau übernachtet Chodowiecki. Die Reiſenden ſchlafen auf der Diele auf Stroh, Sattel und Degen unter dem Kopfe. In der Nacht treten zwei etwas angeheiterte Herren in das primitive Schlafgemach und tanzen unbekümmert um die Schläfer bei Talglichtbeleuchtung ein Menuett nach den heiteren Weiſen dreier Muſici. Im weiteren Verlaufe der Reiſe kommen ſie nach Wutzkow. Hier wird zu Mittag geſpeiſt an einem Tiſche mit Kutſchern und Fuhrleuten. Auf demſelben Tiſche ſitzt ein nacktes Kind und wird gefüttert — und ſo geht es weiter, bis zur Ankunft in Danzig!

Einige poſtaliſche Merkwürdigkeiten konnte man auch noch bis vor nicht zu langer Zeit in unſerem Jahrhundert ſehen. Ein Unicum z. B. in ſeiner Art war der Kugelpoſtwagen, welcher noch 1842 die Kopenhagener Stadtpoſt beſorgte. Dieſes Gefährt beſtand in einem kugelförmigen Behälter, der in Riemen auf ziemlich hohen Rädern hing und in den man durch eine Art Klappe an der Seite hineinklettern konnte. Ein hübſches Modell dieſes vorſündfluthlichen Möbels befindet ſich in der Sammlung des Berliner Reichspoſt-Muſeums. Die Rieſen unter den Poſtwagen, die engliſchen Mail coaches, haben ſtellenweiſe noch bis auf unſere Tage ſich zu behaupten verſtanden. Das ſind wahre Häuſer auf Rädern, können aber, freilich bei den guten engliſchen Wegen und Pferden, ſogar bis zu 90 Kilometer (die Strecke London—Oxford) in ſechs Stunden abfahren.

In Spanien, wo alles Neue ſehr langſam Eingang findet, kann der Reiſende noch jetzt das zweifelhafte Vergnügen genießen, in einem rieſenhaften, polternden Wagen, vor den eine ganze Heerde von Maulthieren geſpannt iſt, unter dem johlenden Geſchrei mehrerer nebenher rennenden Antreiber zu fahren, beſtändig befürchtend, daß bei der nächſten ſcharfen Biegung der Wagen umgeriſſen wird oder die ſcheu gemachten Mäuler gerade zur Unzeit, bergab im raſendſten Galopp losgehen, während ſie den Berg durchaus nicht hinauf wollen.

In Rußland, dem modernen Rieſenreich, welches den ſiebenten Theil alles feſten Landes einnimmt und noch große Strecken aufzuweiſen hat, die jeglicher

Cultur entbehren, oder ausgedehnte Gebiete beſitzt, welche erſt halb civiliſirt ſind, müſſen verſtändlicher Weiſe auch die Transportmittel von der verſchiedenſten Art ſein. Im hohen Norden, wo der Futtermangel das Halten pflanzenfreſſender Zugthiere unmöglich macht, ſehen wir als einziges Hausthier den Hund und er muß ſeinem Herrn die Schlitten ziehen helfen. Einige Breitengrade ſüdlicher, in der Region der Tundra, bedient ſich der erfindungsreiche Menſch des flinken Rennthieres, das, an einen zwiſchen den Füßen durchgehenden Riemen geſpannt, den Schlitten im Winter über die glitzernde Schneefläche, im Sommer über das weiche Moos fortzieht. Noch weiter nach Süden, im Gebiete der gemäßigten Zone, benutzt man europäiſch eingerichtete Poſten, doch trifft man auch noch echt nationale Fahrzeuge, z. B. den Tarantas, einen Korbwagen, der auf zwei parallel liegenden dünnen Stangen federt, oder die Kibitka, einen feſt verſchloſſenen, nur vorn offenen Schlitten. Im Falle ſehr ſtarker Kälte reiſt man im Waſok, einer feſten Kutſche ohne Sitz (gefüllt mit Stroh, welches warm halten ſoll), die auf Schlittenſchleifen geſtellt iſt. In Gruſien knarren langſam die Arbas mit dem in's Joch geſpannten Büffelpaar über die Steine der Gebirgswege. Dieſe Arba erinnert an die primitiven Wagen der Cimbern und Teutonen: vier- oder zweiräderig, die Räder aus einer maſſiven Scheibe, doch jetzt auch ſchon mit Speichen — überhaupt das Ganze höchſt roh und unförmlich gebaut. Die Gaſthäuſer ſind in Rußland, natürlich mit Ausnahme der großen Städte, die gute Hôtels aufzuweiſen haben, auch noch oft in dem primitivſten Zuſtande. Der Reiſende aus dem „Inneren“ iſt aber dies gewohnt und dagegen gewappnet: er führt Kiſſen, Bettzeug, Theegeſchirr, Alles mit ſich, ſo daß er im Gaſthof (подворье) in der That außer einem Zimmer mit obligaten Wanzen, einem Bettgeſtell und mehrmals täglich dem Sſamowar (Theemaſchine) nichts zu verlangen braucht. Derartige подворія findet man noch in Moskau, uud ſie werden ſtark frequentirt, natürlich von den einfacheren Händlern aus der Provinz.

Einen coloſſalen Umſchwung im ganzen Weſen der Poſt, in der Art und Weiſe des Reiſens und jeglichen Verkehrs brachte die Einführung der Eiſenbahnen hervor. Der Dampf übertraf mit ſeinen Leiſtungen bald die kühnſten Erwartungen und Speculationen und riß ſchnell die Herrſchaft auf dem Gebiete der Communication an ſich, ſo daß man mit Recht unſere Zeit die Zeit der Eiſenbahnen benannt hat, wozu heuer noch hinzuzufügen iſt: und der Elektricität.

Wir haben ſchon oben der Spurbahnen auf den Tempelwegen der alten Griechen erwähnt; in Egypten begegnen wir ähnlichen Einrichtungen in den Steinbrüchen, wo es galt, gewaltige Laſten zu bewegen. In Europa wurden ſchon früh für die „Hunde“ (kleine Wagen zum Transport der gebrochenen Erze) hölzerne Schienenbahnen gelegt, auf denen dieſe bergab rollten, während ſie hinauf von Pferden gezogen werden mußten. Deutſche Bergleute brachten denn auch dieſe Bahnen nach England, wo im Jahre 1828, als die Preiſe auf Eiſen ſehr niedrig ſtanden, man die Schienen, auf denen die „Hunde“ liefen, aus Eiſen goß,

und, als dieſe ſich zu ſpröde erwieſen, walzte. Der Bergwerksingenieur Georg Stephenſon (geb. 1781) ſetzte in demſelben Jahre die erſte brauchbare Maſchine in Betrieb und fuhr mit derſelben 6 engl. Meilen pro Stunde, alſo noch nicht viel raſcher, als ein guter Fußgänger marſchirt. Er arbeitete raſtlos weiter und vervollkommnete die Locomotiven mehr und mehr. Die Höhe der Vollkommenheit unſerer zeitgenöſſiſchen Bahnen, mit Schlafwaggons, verſchiedenen Klaſſen, Dampfbremſen, Eilzügen u. ſ. w., kennen ja Alle faſt aus der Anſchauung und können wir daher eine eingehende Beſchreibung derſelben ſparen.

Schritt für Schritt folgt den Eiſenbahnen die moderne Schifffahrt und ſucht in der Schnelligkeit und im höchſten Comfort die volle Zufriedenheit des reiſenden Publicums zu gewinnen. Die großen Ueberſeedampfer der verſchiedenen Compagnien ſuchen einander in dieſer oder jener Beziehung zu überbieten und leiſten oft Erſtaunliches, wie z. B. der Dampfer „Oregon“ von der Cunardlinie, der am 17. December 1884 von New-York bis Queenstown (Cork auf Irland) blos 6 Tage 6 Stunden und 52 Minuten brauchte! Den erſten Dampfer ließ Fulton 1807 von New-York aus ſtromauf gehen. Das erſte Dampfboot, welches über den Ocean ſich wagte, war der „Savannah“, von Savannah nach Liverpool.

Hand in Hand mit dieſer großartigen Vervollkommnung der Transportmittel gehen allerlei andere den Reiſenden gebotene Annehmlichkeiten, als: die Reiſehandbücher (Bädecker), Coursbücher, Retour- und Rundreiſebillets, comfortable Hôtels, mit allem möglichen Luxus ausgeſtattet. Daß dieſes gut und angenehm iſt, wird natürlich kein vernünftiger Menſch beſtreiten wollen; aber wenn wir die Art und Weiſe des Reiſens in den verſchiedenen Jahrhunderten, das Tempo, die Nachtquartiere, das Transportmaterial — Alles uns nochmals recht vergegenwärtigen, ſo müſſen wir wohl dem franzöſiſchen Ausſpruch beipflichten, der unſere Zeit ſo charakteriſirt: «On ne voyage plus, on arrive!» Die alte Reiſegemüthlichkeit, der alte Reiſehumor, genährt und gehalten trotz oder gerade in Folge der vielen Hinderniſſe, Strapazen, Unbequemlichkeiten des früheren Reiſens, iſt dahin auf immer! Auch genießt man das Neue und Fremde, was man unterwegs zu ſehen bekommt, viel weniger. Man kann nicht ruhig die Eindrücke auf ſein Gemüth einwirken laſſen, man fliegt zu ſchnell an Allem vorüber!

Zum Schluſſe wollen wir der Art erwähnen, wie man in den außereuropäiſchen Ländern reiſt, welche ſich in gewiſſem Grade noch ihre urſprüngliche, originelle Cultur bewahrt haben.

In Indien werden Briefe durch die Hurkara, Poſtrenner, befördert, Leute, welche im ausdauernden und ſchnellen Laufen Erſtaunliches leiſten. Ihre Ausrüſtung, außer dem Beutel für die Briefſchaften, beſteht in zwei langen Stäben mit Schellen, um die wilden Thiere zu vertreiben und in den Ortſchaften ihre Ankunft zu melden. Für eiligere Sachen dient der Kameelpoſtreiter, der nöthigenfalls auch noch einen Paſſagier auf ſeinem Dromedar mitnehmen kann. Zum

Perſonentransport dient die Tonga, ein zweiräderiger Wagen, beſonders im Gebiet der Präſidentſchaft Bombay häufig, auf welchem vier Mann, je zwei Rücken an Rücken, Platz nehmen. Das Gepäck wird unter den Sitzen verwahrt. In den vierräderigen Extrapoſtwagen, Dak-Gari, liegt man auf einer ſelbſt mitgebrachten Matratze, geſchützt durch Jalouſien an den Fenſtern, ein Leinwanddach und verſchiebbare Thüren. Beſondere Fächer nehmen die Waffen, Koffer u. ſ. w. auf, während auf dem Bock noch für zwei Mann, außer dem Kutſcher, Platz bleibt: für einen Diener und Pferdeknecht.

In dem Reiche der Mitte, dem chineſiſchen Kaiſerſtaate, beſteht die Poſt, ähnlich wie wir das bei den Römern geſehen haben, nur für die Regierung. Die Fußboten tragen den hochklingenden Namen „Tauſendmeilenpferd“ (Chien-li-ma) und ſind mit Fächer und Schirm echt chineſiſch ausgerüſtet. Die kaiſerlichen Cabinetscouriere ſind zu Pferde. Wo es möglich iſt, benutzt man den Waſſerweg, zu welchem Zweck Poſtböte exiſtiren, von einem Manne auf ſehr originelle Art gerudert, nämlich mit den Zehen der Füße (!) wird das Ruder, welches in einem Charnier beweglich befeſtigt iſt, geführt, damit die Hände zur Arbeit frei bleiben, denn der gute Poſtbote ſtrickt gern, wie weiland die Stadtſoldaten, Strümpfe.

Privatunternehmer befaſſen ſich mit der Beförderung von Reiſenden, die keine Anſprüche auf die Staatspoſt haben. Leiterwagen mit Verdeck, von Ochſen oder Pferden und Eſeln gezogen, ſind am beliebteſten; außerdem aber gehen Schiebkarren, von ſtarken Männern geführt, auf den Transport von zwei Perſonen berechnet. Ferner bedient man ſich der Sänften und Seſſel, in welchen man von gemietheten Kulis ſich tragen läßt.

In Siam giebt es ſogar einen Generalpoſtmeiſter. Der jetzige iſt Prinz Sombet-Kroma-Luang-Banupanthawangſe-Worodate. Dieſer hat Modelle der dortigen Gefährte, Poſtboten und aller Poſtgeräthe nebſt Zugthieren dem deutſchen Reichspoſt-Muſeum zum Geſchenk gemacht. Das Meiſte davon erinnert an die indiſchen und chineſiſchen Einrichtungen, nur kommt hier noch der „Reichselephant“ hinzu, als Ueberbringer königlicher Botſchaften.

Daß wir in unſerer Arbeit der neueſten Errungenſchaft: der elektriſchen Bahnen, noch nicht erwähnt haben, liegt darin begründet, daß dieſelben noch immer nicht ſo weit gediehen ſind, daß ſie mit Erfolg dem Dampfe Concurrenz bieten können. In noch höherem Maße gilt dies von den Ballons als Transportmittel; wenn auch einzelne Verſuche gelungen ſind (Belagerung von Paris 1871), ſo hat man doch bis jetzt es nicht einmal ſo weit gebracht, daß man die Ballons lenken kann und von der Windrichtung unabhängig iſt.

Wir hoffen, dem geehrten Leſer in Kürze ein Bild der ſtufenweiſen Entwickelung des Verkehrsweſens entrollt zu haben. Es iſt anzunehmen, daß derſelbe zum Schluſſe dieſes Aufſatzes, befriedigt von dem comfortablen Zuſtande der Reiſegelegenheiten unſerer Zeit, für ſich denkt: „Gott ſei Dank, daß ich gerade jetzt und nicht in der gelobten „guten alten Zeit“ lebe!“ Für uns aber

iſt Scheffel's Lied auf den letzten Poſtillon wohl begreiflich in ſeinem klagenden Ton: mit dem letzten Schwager wird das letzte Stück Reiſegemüthlichkeit ſchwinden und

Bald iſt, ſo weit die Menſchheit hauſt,
Der Schienenweg geſpannt;
Es keucht und ſchnaubt und ſtampft und ſauſt
Das Dampfroß rings durch's Land!

# Die Artele in Rußland.

Von Dr. G. v. Falck in Reval.

In den folgenden Zeilen soll der Versuch einer flüchtigen Skizzirung von wirthschaftlichen Lebens- und Arbeitsformen gemacht werden, die nicht nur eine nationale Eigenthümlichkeit des russischen Volkes bilden, sondern die gewissermaßen eins seiner Lebenselemente ausmachen. Zwei wirthschaftliche Einigungsformen bilden die Grundlage, auf welcher sich das nationale Leben des arbeitenden Volkes in Rußland entwickelt hat, nämlich die Gemeinde und der Artel. Sie stehen mit einander in engstem Zusammenhang und entstammen beide derselben Quelle, nämlich dem beim russischen Volke besonders stark ausgebildeten Streben nach cooperativer Einigung und autonomer Selbstverwaltung. Aus diesen eigenthümlichen Formen des Zusammenlebens und -Arbeitens spricht zu uns der Geist der Nation in gewaltiger Sprache. In ihnen spüren wir den Herzschlag des Volkes deutlicher noch, als in den Sagen und Liedern, deren trüber Inhalt und wehmüthiger Klang uns wunderbar ergreift und uns erzählt von langem Leiden und großen Schmerzen eines Volkes, das zwar noch wenig geleistet, aber viel gelitten und erlebt hat.

Von den beiden wirthschaftlichen Lebensformen nun, die eine so prägnante Eigenthümlichkeit des russischen Volkes bilden, wollen wir heute *eine* — den Artel — kurz besprechen. Vielleicht ist es uns in einem späteren Artikel vergönnt, auch auf die andere zurückzukommen.

* * *

Seit verhältnißmäßig kurzer Zeit erst sind die russischen Artele Gegenstand ernsterer wissenschaftlicher Untersuchung geworden. Flüchtige Bemerkungen über diese Form des genossenschaftlichen Lebens finden sich freilich bereits in Reiseberichten der russischen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, so bei Lepechin, Georgi u. A.*) Diese Bemerkungen aber beschränken sich lediglich auf den Hinweis, daß an verschiedenen Orten Rußlands Artele beständen. Seit den vierziger

*) Исаевъ. Артели въ Россіи. Ярославль, 1881.

Jahren unseres Jahrhunderts indessen erschienen in der periodischen Presse, namentlich in der Archangelschen Gouvernements-Zeitung, immer häufiger Mittheilungen über Artele. Neben Bemerkungen ganz allgemeinen Charakters begegnete man bereits positiven Daten, welche Licht verbreiteten über diese oder jene Seite des inneren Lebens der Artele. In den dreißiger Jahren wurde im encyklopädischen Wörterbuch von Pluchare sogar der Versuch einer Definition des Wortes Artel unternommen. Der Versuch indessen mißlang vorzugsweise wegen der Kargheit des Materials, über welches die damalige russische Literatur verfügte.

Die Ehre, den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Untersuchung des Wesens der Artele gemacht zu haben, gebührt Kalatschow*), so daß die Artele erst seit ungefähr 19 Jahren wissenschaftliche Beachtung gefunden haben. Auf Kalatschow folgten Wreden und Bachmann, später Ditjatin. Die letztgenannten Autoren beschäftigen sich vorzugsweise mit der ökonomischen Classification und der Rechtsbasis der Artele. In eine neue bedeutungsvolle Phase tritt die Artel-Literatur im Jahre 1873 durch ein wissenschaftliches Unternehmen, welches den ausschließlichen Zweck hatte, das Wesen dieser rein vaterländischen Institution zu erforschen. Es war das die von der Petersburger Abtheilung des Comités der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften unter Leitung Chitrowo's herausgegebene „Sammlung von Materialien über die Artele in Rußland" (Сборникъ матеріаловъ объ артеляхъ въ Россіи). Es wurde geplant, künftig alljährlich einen Band dieser Materialien herauszugeben. Leider aber ist das Unternehmen wieder in Stocken gerathen, so daß bisher nur drei Bände erschienen sind, und zwar in den auf einander folgenden Jahren 1873, 1874 und 1875. Indessen enthalten diese drei Bände eine Fülle so trefflich gesichteten Stoffes, daß mit der Herausgabe schon dieser drei Bände der Wirthschaftsgeschichte unseres Landes ein nicht hoch genug zu schätzender Dienst geleistet ist. Unter den Monographien, welche in diesen Sammlungen enthalten sind, erscheinen als die hervorragendsten diejenigen der Madame Jefimenko, welche in Betreff wissenschaftlicher Tiefe und Treue, sowie edler Form der Darstellung sich ungescheut den ersten wissenschaftlichen Leistungen an die Seite stellen können. Jedem der drei Bände ist als Anhang ein bibliographisches Register (zusammengestellt vom berühmten russischen Bibliographen Meschew) der inzwischen über Artele erschienenen Literaturerzeugnisse beigefügt. Auf eine auch nur einigermaßen eingehende Berücksichtigung dieser Literatur müssen wir in unserer Besprechung aus Raummangel verzichten, da die bloße Aufzählung der Autoren und ihrer Werke bei Meschew 112 Druckseiten gefüllt hat. Daraus ist zu ersehen, mit welchem Feuer die russische Literatur sich des Gegenstandes bemächtigt hatte. Hier und da indessen werden wir Gelegenheit finden, auf den einen oder andern der hervorragendsten Autoren zurückzukommen.

Die Definition des Wortes Artel bietet große Schwierigkeiten besonders

*) Калачовъ. Артели въ древней и нынѣшней Россіи.

deshalb, weil kaum ein ruſſiſcher Gelehrter mit dem anderen darin übereinſtimmt, welche Arten von Genoſſenſchaften und cooperativen Aſſociationen als Artele zu bezeichnen ſind. Viele, beinahe die meiſten, neigen dazu, alle Erwerbs- und Wirthſchaftsgenoſſenſchaften (Conſumvereine, Productivgenoſſenſchaften, Vorſchußvereine u. ſ. w.) unter die Artele zu rechnen. Von den Vertretern der Wiſſenſchaft iſt eigentlich nur der vorhin genannte Iſſajew beſtrebt, die Bezeichnung Artel ausſchließlich für die national-ruſſiſche Form des genoſſenſchaftlichen Lebens feſtzuhalten, iſt aber im weiteren Verlaufe ſeiner Arbeit ſich ſelbſt nicht treu geblieben, ſo daß auch bei ihm vollſtändig fremde Vorſtellungen in den Artelbegriff gezogen ſind. Saſonow, ein literäriſcher Gegner Iſſajew's, veröffentlichte 1882 in der Zeitſchrift „Ruſſiſcher Gedanke" („Русская мысль") einen Aufſatz, in welchem er die Anſicht ausſpricht, daß mit der Einführung des Terminus „Genoſſenſchaft" (товарищество) lediglich Unklarheit in die wiſſenſchaftliche Terminologie hineingebracht werde. Saſonow ſcheint es beinahe für eine nationale und patriotiſche Pflicht zu halten, alle Arten von Genoſſenſchaften und cooperativen Aſſociationen als Artele zu bezeichnen, „da der Terminus Artel dem ganzen ruſſiſchen Volke bekannt und ſympathiſch iſt". Wir halten es gleichfalls für die Pflicht einer wahrhaft nationalen Wiſſenſchaft, den Volkseigenthümlichkeiten, ſo weit ſie uns in Bezeichnungen und Benennungen entgegentreten, möglichſt gerecht zu werden, glauben aber nicht, daß nationale Eigenthümlichkeiten dadurch erhalten werden könnten, daß man einen Terminus, welcher eine rein ruſſiſche Inſtitution bezeichnen ſoll, auf Vereine anwendet, welche bei uns nach weſtlichen Muſtern gebildet ſind und keine Beziehung haben zu den Gewohnheiten und Beſonderheiten des ruſſiſchen Volkes. Durch ein ſolches Verfahren werden nationale Eigenthümlichkeiten nicht erhalten, ſondern verwiſcht. Wir unſererſeits werden daher Conſumvereine, Productivgenoſſenſchaften, Vorſchußvereine ꝛc. nicht als Artele bezeichnen. Wir verſtehen vielmehr unter Artelen eine beſondere Form der wirthſchaftlichen cooperativen Genoſſenſchaft, welche ausſchließlich dem Boden Rußlands entſproſſen und als eine nationale Eigenthümlichkeit nur des ruſſiſchen Volkes zu bezeichnen iſt.

Den Verſuch einer Definition des Begriffs Artel für ſpäter uns vorbehaltend, wollen wir zunächſt, an der Hand von Mittheilungen der Madame Efimenko (I. Band der Sammlung von Materialien ꝛc.), verſuchen, die verſchiedenen Vorſtellungen zu ſchildern, welche das Volk und das ruſſiſche Publicum mit dem Worte Artel verbindet. Beiläufig ſei bemerkt, daß in deutſcher Sprache wenig und nur äußerſt Unbedeutendes über die ruſſiſchen Artele exiſtirt. So viel uns bekannt, iſt eine ſelbſtändige Arbeit über den Gegenſtand gar nicht vorhanden. Es ſind einige meiſt compilatoriſche Aufſätze in verſchiedenen deutſchen wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften (ſo z. B. in den Conrad'ſchen Jahrbüchern) erſchienen. Im III. und V. Bande der „Ruſſiſchen Revue" erſchien ein Aufſatz von Grünwald, welcher zwar einige Details enthält, aber zum Theil ſich auf die Wiedergabe einigen im „Сборникъ" zuſammengetragenen Materials

beſchränkt, zum Theil, wie im erſten Abſchnitt der Arbeit, zwar höchſt intereſſante Mittheilungen über die Entwickelung des ruſſiſchen Gewerbeweſens bringt, welche indeſſen als Erklärung für den Urſprung der Artele, was ſie doch ſein wollen, durchaus nicht gelten können. Die von Grünwald verſuchte Lieferung einer Artelſtatiſtik kann keinen Anſpruch auf Zuverläſſigkeit erheben, da die Mehrzahl der Artele zu ihrer Bildung regierungsſeitig keiner Beſtätigung bedarf. Wo man aber Artelen mit von der Regierung beſtätigten Statuten begegnet, hat man es gewöhnlich mit Vereinen zu thun, die nur den Namen mit den Artelen gemein haben, im Uebrigen aber Productiv- oder andere Genoſſenſchaften in weſteuropäiſchem Sinne ſind.

Charakteriſtiſch iſt es, daß ſich im Deutſchen nicht einmal eine feſtſtehende Anſicht darüber gebildet hat, welchen Geſchlechts das Wort „Artel“ eigentlich ſei. Man findet in den verſchiedenen Aufſätzen dem Worte „Artel“ abwechſelnd die drei Artikel „der, die, das“ vorgeſetzt. Im Ruſſiſchen iſt das Wort feminini generis. Wir werden es als masculinum brauchen, ohne einen anderen Grund dafür angeben zu können, als daß in den deutſchen Kreiſen Rußlands das Wort in der Praxis eben allgemein als masculinum gebraucht wird.

Im Ruſſiſchen iſt das Wort „Artel“, die techniſche Bezeichnung für ein uraltes national-ruſſiſches Wirthſchaftsgebilde, merkwürdiger Weiſe ziemlich modernen Urſprungs. Bis in's 17. Jahrhundert hießen dieſe Genoſſenſchaften „Wataga“, auch „Druſhina“, „Skladſchina“. Zum Theil haben dieſe Bezeichnungen ſich noch erhalten, werden aber eben ſo wie die Termina „Obſchtſchaja, Ramſcha und Staja“ nur in einzelnen Gegenden Rußlands gebraucht. Erſt im 17. Jahrhundert taucht in einem Freibrief des Großfürſten Wſewolod der Name Artel auf. Den Urſprung des Wortes leiten Einige von dem deutſchen „Antheil“, Andere vom türkiſchen «orta» (Gemeinde, Mitte) ab. Eine dritte Anſicht führt das Wort auf kirgiſiſchen Urſprung zurück.

Die Bedeutung, welche das Volk dem Worte Artel beilegt, iſt gar nicht genau feſtzuſtellen. Ein Trupp Arbeiter, der, geführt von einem Unternehmer (подрядчикъ), zur Ausübung eines Wandergewerbes die Heimath verläßt, nennt ſich Artel. Frachtfuhrleute, welche ſich gemeinſam auf eine längere Reiſe begeben, legen ſich die Bezeichnung Artel bei. Die Sträflinge eines Zuchthauſes bilden unter einander Gruppen, welche ſich Artele nennen und keinen anderen Zweck haben, als die von der Zuchthausverwaltung gelieferten Lebensmittel durch Einen aus ihrer Mitte zubereiten zu laſſen, oder die dem Einzelnen etwa zufließenden Geſchenke an Geld oder Lebensmitteln unter alle Glieder des Artels gleichmäßig zu vertheilen. Doſtojewſki, in ſeinem ſchauerlichen Nachtbilde menſchlichen Daſeins, welches er „das todte Haus“ („мертвый домъ“) genannt hat, theilt uns mit, daß die Sträflinge der ſibiriſchen Zuchthäuſer ſich ſtets zu ſolchen Gruppen verbinden. Alle derartigen Vereinigungen haben lediglich den Zweck, die allen Mitgliedern gemeinſamen Bedürfniſſe durch eine gewiſſe Organiſation leichter und beſſer zu befriedigen, als der Einzelne es für ſich allein thun könnte.

Sie verfolgen keine eigentlichen Erwerbszwecke. Bei den vorhin erwähnten Wander-Artelen von Arbeitern und Fuhrleuten macht wohl auch die Rückſicht auf Sicherheit und Ordnung während der Reiſe und während des Aufenthaltes in der Fremde die Unterwerfung des Einzelnen unter den Willen der Geſammtheit nothwendig, woraus dann wiederum ſich die Zweckmäßigkeit einer einigermaßen ſtraffen Organiſation ergiebt.

Aehnliche Organiſationen und Vereinigungen zu einem beſtimmten unmittelbaren Zweck und auf eine verhältnißmäßig kurze Zeit werden wohl überall und zu jeder Zeit ſich bilden und gebildet haben, wenn eine Gruppe von Menſchen auf kurze Zeit in eine Lage kommt, in welcher eine allen Einzelnen drohende Gefahr oder ein Allen gemeinſames Intereſſe den engen Anſchluß der Einzelnen an die Geſammtheit und daher die Schaffung einer ſtrafferen Organiſation als Nothwendigkeit erſcheinen läßt. Derartigen Organiſationen begegnen wir bei den Karawanen in Aſien, Afrika und Amerika, ebenſo bei den Jägern in Sibirien und Nordamerika. Aber eins unterſcheidet doch die volksthümlichen Artele in Rußland von allen letztgenannten Vereinigungen, nämlich der Umſtand, daß dieſe Artele überall im Norden und Süden des gewaltigen Reiches ſeit unvordenklichen Zeiten die gleiche oder eine ſehr ähnliche Organiſation haben und daß ferner der gemeine Mann in Rußland geneigt iſt, in jeder Lebenslage, in welcher er überhaupt mit ſeinesgleichen zu gemeinſamer Arbeit oder aus ſonſt einem Grunde, wenn auch für kurze Zeit, zuſammentrifft, ſich zu ſolchen Vereinigungen zu verbinden. Dieſe Neigung zu genoſſenſchaftlichem Leben iſt durchaus national und unterſcheidet die ruſſiſchen Artele, auch in ihren complicirteren Formen, von den Genoſſenſchaften des Weſtens, welche ohne Ausnahme aus dem bewußten Streben entſtanden ſind, durch Zuſammenbringen von kleinen Erſparniſſen ſich vom Großcapital unabhängig zu machen. So ſind die Conſumvereine gebildet, um den Conſumenten durch Bezug der Waaren direct vom Großhändler die Vortheile zuzuwenden, welche ſonſt der Detailliſt und Krämer bezog; ſie gingen alſo darauf aus, ein Mittelglied im Wirthſchaftsverkehr zu umgehen und dadurch die auf dieſes Mittelglied ſonſt entfallende Gewinnrate den Conſumenten zuzuwenden.

Die ſogenannten Productivgenoſſenſchaften ſind beſtrebt, das Anlagecapital für ein Geſchäft durch Erſparniſſe oder durch Credit zuſammen zu bringen, um damit den Gewinn des Einzelunternehmers wiederum der Geſammtheit zuzuwenden. Die Creditgenoſſenſchaften endlich gingen von dem Gedanken aus, daß das Kleingewerbe hauptſächlich deshalb der Großinduſtrie gegenüber einen ſchweren Stand habe, weil der kleine Gewerbsmann vielfach gezwungen ſei, die ihm nöthigen Rohſtoffe auf Credit zu beziehen und daher zu theuer zu bezahlen. Daher verſahen dieſe Vereine ihre Mitglieder mit den nöthigen Baarmitteln, um ihnen die Möglichkeit zu gewähren, unter gleich günſtigen Bedingungen zu arbeiten, wie der Großinduſtrielle. Dieſelben Zwecke verfolgten alle Rohſtoff-, Molkerei- ꝛc. Genoſſenſchaften. Sie alle ſind in neueſter Zeit entſtanden und verdanken ihr

Entſtehen einem klaren wirthſchaftlichen Gedanken, welchem zum Durchbruch und zur Anerkennung zu verhelfen es der unermüdlichen Agitation begeiſterter Vorkämpfer bedurfte.

Ganz anders in Rußland. Hier reicht der Beginn des genoſſenſchaftlichen Lebens in vorhiſtoriſche Zeit zurück und ſcheint das genoſſenſchaftliche Band geradezu ein Lebensbedürfniß der ruſſiſchen Arbeiterbevölkerung zu ſein.

Jene vorhin erwähnte Form der Wander-Artele, Zuchthaus-Artele u. ſ. w. iſt übrigens nur die erſte und primitivſte Form der national-ruſſiſchen Wirthſchaftsgenoſſenſchaft. Derartige primitive Artele finden ſich überall, wo ruſſiſche Arbeiter ſich zu gemeinſamer Arbeit zuſammenfinden. Man miethe nur eine Zahl ruſſiſcher Arbeiter, ſo wird es gewiß nicht lange dauern, bis dieſelben anfangen, ihre Lebensmittel auf gemeinſchaftliche Koſten einzukaufen. Sehr bald wird man ferner bemerken, daß an der Spitze des ſo gebildeten Vereins eine beſtimmte Perſon ſteht, daß es beſtimmte Formalitäten der Cooptation und des Ausſchluſſes giebt, daß der Anführer oder eigentlich „Ernährer" (кормщикъ) einen Stellvertreter hat, daß für Vergehen der Mitglieder contra usum ein beſtimmtes Strafverfahren beſteht u. ſ. w.

Ganz beſonders leicht bilden ſich derartige primitive Artele unter Landsleuten, die ſich in einer fremden Gegend treffen. Sehr häufig bilden Landsleute ſchon beim Verlaſſen der Heimath einen Artel, der dann, wenn möglich, für die ganze Zeit der Abweſenheit von Hauſe zuſammenbleibt. In ſehr vielen Fällen aber beſchränken ſich die Zwecke des Artels nicht auf die Befriedigung primitiver Bedürfniſſe, vielmehr beſtehen die wichtigſten Gruppen der ruſſiſchen Artele aus Erwerbsgeſellſchaften, deren Mitglieder nicht nur Arbeitskraft, ſondern auch Capital in die Geſellſchaft mitbringen. Die Organiſation dieſer Geſellſchaften iſt gleichfalls eine uralte und nationale. Aber auch dieſe Erwerbs-Artele haben vielfach die gemeinſame Bedürfnißbefriedigung ihrer Mitglieder beibehalten und bilden daher ein weit geſchloſſeneres Ganze, können in weit höherem Maße als wirkliche Wirthſchaftseinheiten gelten, als die Genoſſenſchaften des Weſtens.

Wieder andere Gruppen von Artelen haben die gemeinſame Bedürfnißbefriedigung aufgegeben, beſitzen geſchriebene, von der Regierung beſtätigte Statuten und nähern ſich daher den weſteuropäiſchen Productivgenoſſenſchaften. Eine einigermaßen brauchbare Statiſtik des ruſſiſchen Artelweſens exiſtirt nicht, ſo daß wir gezwungen ſind, uns auf eine Schilderung des Charakters und der Einrichtungen der verſchiedenen Gruppen von Artelen zu beſchränken, und zwar erſcheinen hierzu vorzugsweiſe diejenigen Artele geeignet, welche einerſeits Erwerbsgeſellſchaften ſind, andererſeits aber auch alle Eigenthümlichkeiten der Wander- und primitiven Arbeiter-Artele ſich erhalten haben, und das ſind vorzugsweiſe die im Norden Rußlands, namentlich im Archangelſchen Gouvernement, vorkommenden Artele für Seefiſcherei und Robbenſchlag*).

*) Сборникъ матеріаловъ ꝛc. Band I.

Im Archangelschen Gouvernement bedeutet das Wort Artel zunächst einfach einen Volkshaufen, eine große Versammlung von Menschen ohne jede Einschränkung dieses Begriffs. Zugleich aber wird der Terminus in verengertem Sinne als Vereinigung von Menschen zu einem bestimmten wirthschaftlichen Zwecke gebraucht. Entweder sind es Landsleute, die sich, Arbeit suchend, in der Fremde zusammenfinden und einen Artel mit dem Zwecke gemeinsamer Bedürfnißbefriedigung bilden, oder es bildet sich unter den indigenen Arbeitern ein Artel zu gemeinsamer Uebernahme eines Podrjäds (einer Accord-Leistung), z. B. der Wegereparatur, des Unterhalts von Poststationen, oder der Befriedigung eines Gemeindebedürfnisses. Am häufigsten aber entstehen die Artele mit ganz bestimmten productiven Zwecken. Für die Erfüllung des Zweckes haften die Glieder immer solidarisch. Die productiven Artele erscheinen unter den allerverschiedenartigsten Formen, angefangen von der wirklichen productiven Genossenschaft, bei welcher jedes Mitglied in ganz gleicher Weise mit Capital und Arbeit betheiligt ist, bis zur einfachen Gruppe von Arbeitern, welche sich an einen Lohnherrn verdingt und bei gleichem Lohn solidarisch für die Erfüllung der übernommenen Verpflichtung haftet. Endlich wird das Wort Artel in einem dritten, noch engeren Sinne gebraucht, nämlich als Bezeichnung für die sogenannten Börsen- und Hafen-Genossenschaften, welche den Löschungs- und Verladungsdienst in den Häfen übernommen haben. In diesem ausschließlichen Sinne wird das Wort Artel in dem Cholmogorschen und Archangelschen Kreise gebraucht. Hier versteht man unter einem Artelschtschik durchaus nur ein Mitglied entweder des St. Petersburger Börsen- oder des Archangelschen Hafen-Artels. Ganz beiläufig sei zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerkt, daß das Wort Börse (биржа) vom Volke als Bezeichnung eines Ortes gebraucht wird, an welchem Angebot irgend einer Art von Arbeiten (seltener Waaren) stattfindet. So z. B. heißen in Petersburg die Standorte der Frachtfuhrleute und Wagenkutscher — Börsen. Das Wort Börsen-Artel bezeichnet also eine Vereinigung von Arbeitern und Unternehmern, welche ihre Leistungen (in diesem Falle die Uebernahme von Löschungs- und Verladungsarbeiten) an einem bestimmten Orte ausbieten.

Ohne Zweifel die interessantesten unter allen russischen Artelen und zugleich die ältesten und national-russischsten sind die im Archangelschen Gouvernement sehr verbreiteten, sich mit dem Fang von Fischen und Robben beschäftigenden Artele. Zur Schilderung der Organisation und des inneren Lebens dieser Artele wollen wir jetzt übergehen.

Unter allen Seefischerei- und Jagd-Artelen des Archangelschen Gouvernements sind die am längsten bekannten die Artele für Jagd auf Wallrosse. Noch vor Beginn des historischen Lebens Rußlands erwähnen skandinavische Sagen der kostbaren „Fischzähne", welche an der jetzigen Archangelschen Küste gewonnen wurden *). Die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Jagd auf Wallrosse

*) M-me Efimenko. Die Artele zum Fang von Seethieren. Сборникъ матеріаловъ ꙋ. Band I.

reichen in's 11. Jahrhundert zurück. Bis zur Unterwerfung des Nordens unter die Herrschaft Nowgorods wurde der Seethierfang an der jetzigen Archangelschen Küste von den dort ansässigen finnischen Stämmen betrieben. Im 15. Jahrhundert betrieben Russen den Fang von Wallrossen an der Mündung der Petschora *). Im 16. Jahrhundert fanden die Holländer russische Fischerei-Unternehmer schon an den Ufern von Nowaja Semlja **). Im 16. Jahrhundert wurden die Beziehungen zwischen Nowaja Semlja und dem Continent bereits geregelte und der Robbenschlag an den Ufern der Insel ein gewinnbringendes Gewerbe. Als Beweis dafür gilt der Umstand, daß die Brüder Strogonow, Nowgorodsche Bojaren, den Versuch machten, sich in Nowaja Semlja dauernd niederzulassen. Der Versuch mißlang indessen und die Colonisten wurden ein Opfer des Scorbuts. In den folgenden Jahrhunderten wurden die Beziehungen zwischen Nowaja Semlja und dem Festlande immer lebhafter, die Fischerei und Seethierjagd an den Ufern der Insel immer lohnender. Schon aus dem Umstande, daß seit Jahrhunderten auf den nordrussischen Meeren diese Gewerbe ausgeübt wurden, könnte man bei einiger Kenntniß des Charakters der russischen bäuerlichen Bevölkerung den Schluß ziehen, daß die Fischer und Jäger unserer nordischen Küsten sich jedenfalls zu Artelen verbunden haben mußten. Indessen haben wir hierfür auch directe Beweise. So z. B. erließ der Theilfürst Andrei Alexandrowitsch von Nowgorod einen Freibrief für die fürstlichen Watagen (Artele), welche zum Zwecke des Fischfanges und Robbenschlages nach dem Norden gesandt wurden. Diese Artele bestanden ohne Zweifel aus unfreien Leuten, welche jedenfalls keine selbständige Genossenschaft bildeten, sondern nur während der Dauer des Fischfanges oder der Jagd gewissen für Alle verbindlichen Vereinsgesetzen unterworfen waren. Späterhin, bis in's 19. Jahrhundert hinein, wurde es üblich, daß reiche Leute derartige Watagen oder Artele auf ihre Rechnung ausrüsteten, wobei aber die Theilnehmer des Zuges nicht aus Unfreien, sondern aus Lohnarbeitern bestanden, die nach gewissen Gesetzen den gemeinsamen Lohn unter einander theilten, auch wohl eine Tantième vom Gewinn des Unternehmens bezogen. Genaue Daten über die Einrichtung der Artele für Wallroßjagd an den Ufern von Nowaja Semlja besitzen wir aus dem 17. Jahrhundert. Diese Artele waren entweder vollständig selbständige Genossenschaften von Fischern und Robbenjägern, in welchen die einzelnen Glieder sich mit ihrem Capital sowohl, als mit ihrer Arbeitskraft am Unternehmen betheiligten, oder das Capital gehörte einer außerhalb des Artels stehenden Person. Im letzteren Falle erhielten die Glieder des Artels nur einen Theil der Beute, dessen Höhe durch ein Abkommen mit dem Capitalisten festgesetzt wurde. Die bäuerlichen Artele, d. h. solche unabhängige Artele, deren Mitglieder dem Bauerstande angehörten, bestanden aus etwa acht Mann. Jedes Glied des Artels hatte seinen Antheil zur Ausrüstung des

*) Аристовъ. Промышленность древней Руси. 1866.

**) Archangelsche Gouvernements-Zeitung. Jahrgang 1848, Nr. 10.

Unternehmens beizutragen. Das fixe Capital des Artels war ziemlich erheblich. Ein vollkommen ausgerüstetes seetüchtiges Fahrzeug, eine Menge von Jagd- und Fischereigeräthschaften (Harpunen, Netze 2c.) mußten auf gemeinschaftliche Kosten angeschafft werden. Ebenso erheblich war das für das Unternehmen erforderliche flüssige Capital, vor allen Dingen die Lebensmittel, welche selbstverständlich für die ganze Dauer des Unternehmens, also oft für ein halbes Jahr, mitgenommen werden mußten, ferner die besondere, sehr warme Kleidung für jedes Mitglied u. s. w. Das Alles wurde auf gemeinschaftliche Kosten angeschafft. Selbstverständlich erfolgte die Theilung der Beute unter solchen Umständen nach dem Princip vollständiger Gleichheit. Diese Form der sogenannten See-Artele war unbedingt die schönste und reinste, hat sich aber allmählich immer mehr verloren und ist heut zu Tage auch auf Nowaja Semlja gar nicht mehr vorhanden. Die erste Kunde über die Organisation der abhängigen Artele, welche von Unternehmern in's Leben gerufen wurden, die sich nur mit ihrem Capital an der Sache betheiligten, erhalten wir aus den Rechnungsbüchern des Cholmogorischen erzbischöflichen Hofes. Die ältesten dieser uns erhaltenen Bücher reichen bis an's Ende des 17. Jahrhunderts zurück. Der erzbischöfliche Hof spielte in diesem Falle die Rolle des Unternehmers. Sehr interessant sind die in diesen Büchern enthaltenen Preisangaben für die Beschaffungskosten der Ausrüstung des Unternehmens. So ist z. B. für die warme Kleidung eines Artelschtschiks die Summe von 5—14 Altüe (15—42 Kopeken) ausgeworfen. An der Spitze des ausziehenden Artels stand ein Befehlshaber (Kormschtschik = Ernährer), die übrigen Mitglieder hießen Pokrutschenniki (die Angeworbenen) oder Rjädowie (Gemeine, in Reih' und Glied Stehende). Die Zahl der Theilhaber an den vom erzbischöflichen Hofe ausgerüsteten Artelen betrug gewöhnlich 15 Mann. Die Theilung der Beute ging in folgender Weise vor sich. Wenn der Artel aus 15 Mann bestand, so wurde das Erbeutete in 17 Theile zerlegt. Zwei dieser Antheile entfielen auf den Capitalisten, also in diesem Falle auf den erzbischöflichen Hof. Von den übrigen 15 Antheilen erhielt nur der Anführer einen ganz unverkürzten Theil, die übrigen Mitglieder mußten einen erheblichen Procentsatz des auf jeden von ihnen entfallenden Antheils als Rückerstattung ihrer persönlichen Ausrüstung dem Unternehmer überlassen. So z. B. ersehen wir aus einem uns erhaltenen Contract zwischen einem Artel und dem erzbischöflichen Hofe, daß die übrig bleibenden 14 Antheile in drei gleiche Theile getheilt wurden, von denen zwei dem Unternehmer zufielen und erst der dritte gleichmäßig unter die 14 Gemeinen zur Vertheilung kam. Obgleich also der Zins und Gewinn, den der Unternehmer für sein Capital erhielt, sehr bedeutend war, so konnten sich die Artelmitglieder, da der auf sie entfallende Beuteantheil nunmehr als völlig reiner Gewinn zu betrachten war, bei einigermaßen glücklichem Ausfall des Unternehmens ein immerhin stattliches Sümmchen zurücklegen. Die bedeutende Gewinnrate, welche sich der Unternehmer sicherte, erklärt sich übrigens zum Theil durch das bedeutende Risico, welches mit dem Unternehmen verbunden war, da der Verlust des Fahr-

zeuges nebſt der ganzen Ausrüſtung in jenen eiſigen und ſtürmiſchen Meeren durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörte. Die Fahrzeuge ſetzten ſich im Mai nach Nowaja Semlja in Bewegung. Im 18. Jahrhundert überwinterten ſie häufig dort. Ob es ſchon im 17. Jahrhundert geſchah, iſt unbekannt. Im Jahre 1694 betrug die Beute eines derartigen erzbiſchöflichen Fahrzeuges: 1 Pud 1 Pfd. Wallroßzähne, 17 Häute und 15 Faß Wallroßfett.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts begegnen wir bei den nordiſchen See-Artelen einer bedeutend ausgebildeteren Organiſation, oder vielmehr die vielleicht ſchon früher beſtanden habende Organiſation wird von der Regierung verbrieft und publicirt. Dieſe unter dem Namen Seegeſetzbuch (морской Уставъ) veröffentlichte und dadurch zu wirklich geſetzlicher Verbindlichkeit gelangte Organiſation iſt als hiſtoriſche Quelle äußerſt werthvoll. Beiläufig ſei bemerkt, daß es nicht Regierungsverordnungen ſind, die etwa von oben erlaſſen wurden, ſondern lediglich zu geſetzlicher Geltung erhobene, ſchon früher beſtanden habende Einrichtungen der Genoſſenſchaften ſelbſt. Aus dieſem Seegeſetzbuche erfahren wir, daß der Anführer und ſeine beiden Stellvertreter eine ganz unbedingte Herrſchaft im Artel ausübten, die ſogar bis zur Verhängung von Körperſtrafen reichte. Ferner erfahren wir, daß die Theilung der Beute in den Artelen des 18. Jahrhunderts, ganz abgeſehen von den Antheilen des Unternehmers und des Anführers, auch unter den anderen Mitgliedern der Expedition nicht mehr eine gleichmäßige war, ſondern ſich nach dem Grade der zur Ausübung der jedem Einzelnen obliegenden Functionen nöthigen Geſchicklichkeit richtete. Ein krankes Mitglied erhielt den gleichen Antheil, wie ein geſundes. Der Antheil eines Verſtorbenen wurde den Erben ausgezahlt. Häufig vereinigten ſich mehrere Artele zu gemeinſamer Jagd. In dieſem Falle wurde die Beute zu ganz gleichen Theilen unter die an der Jagd theilnehmenden Artelglieder vertheilt, die Zurückbleibenden erhielten nichts, ſelbſt wenn Krankheit die Urſache ihres Fernbleibens war. Indeſſen war dieſe Gleichheit der Theilung für den Einzelnen doch nur eine fictive, da, an dem Sammelplatz angelangt, der Einzelne ſeinen Antheil an den Artel abliefern mußte, welcher die Geſammtbeute nach den innerhalb des einzelnen Artels herrſchenden Geſetzen unter die Mitglieder wieder vertheilte. Ebenſo waren die von der gemeinſamen Jagd zurückkehrenden Artelgenoſſen verpflichtet, ihren zurückgebliebenen kranken Genoſſen den auf ſie entfallenden Antheil auszuzahlen. Eine ſolche ad hoc gebildete Genoſſenſchaft hieß Kotljana (Keſſelgenoſſenſchaft), entweder auf Grund der gemeinſchaftlich eingenommenen Mahlzeiten oder weil das gewonnene Wallroßfett gemeinſchaftlich ausgekocht wurde. Mitunter wurden ſolche Vereinigungen für die ganze Zeit der Jagdcampagne abgeſchloſſen. Für das Verhalten der Artele unter einander und der einzelnen Mitglieder innerhalb des Artels enthält der Morſkoi Uſtaw unzählige Beſtimmungen, welche für die erſtaunlich feine Organiſation der Genoſſenſchaften lebhaftes Zeugniß ablegen, deren genaue Wiedergabe uns aber zu weit führen würde. Die Beſtimmungen beziehen ſich auf Verpflichtung zur Rettung gefährdeter Artelmitglieder, auf die Stellung,

welche ein verunglücktes Artelmitglied innerhalb eines fremden Artels einnahm, wenn es vom letzteren gerettet und aufgenommen war, auf Streitigkeiten, auf Beutetheilung, auf die Pflichten jedes einzelnen Mitgliedes während der Dauer der Jagd. Ferner ist ein specielles Fundrecht an verlassenen Beutegegenständen und an gefundenem Eigenthum verunglückter Artele ausgearbeitet. Die heutigen Wallroß-Artele auf Nowaja Semlja haben den Charakter unabhängiger Erwerbsgenossenschaften verloren, sind vielmehr so zusammengesetzt, daß das Capital einer Person gehört, welche sich, je nach den Umständen, entweder auch mit ihrer Arbeit am Unternehmen betheiligt oder sich nur auf das Vorschießen des Capitals beschränkt. Alle übrigen Mitglieder des Artels betheiligen sich am Unternehmen nur durch ihre persönliche Arbeit. Diese abhängigen Artele heißen denn auch im Volksmunde Pokrut (Anwerbung, Verding). Die Beutetheilung zwischen Arbeit und Capital wird durch einen mündlich oder schriftlich abgeschlossenen Contract normirt. Der Unternehmer rüstet den Artel mit Allem aus, was zur Durchführung des Unternehmens erforderlich ist. Er liefert das Fahrzeug, die Fangutensilien, Waffen, Munition, alle Lebensmittel u. s. w. Die übrigen Mitglieder bringen, wie gesagt, nur ihre Arbeitskraft mit. Aber die Betheiligung auch der übrigen Mitglieder am Unternehmen ist eine verschiedenartige. Die Einen bringen so zu sagen nur rohe Arbeitskraft mit, die Anderen Geschicklichkeit und Sachkenntniß. Der Erfahrenste und Geschickteste wird zum „Aeltesten" (Kormschtschik) erwählt und übernimmt als solcher die technische Leitung des ganzen Unternehmens. Er hat in der Regel zwei Stellvertreter, welche eventuell für ihn eintreten können. Die Beutetheilung unter die einzelnen Mitglieder nach Abzug des sehr erheblichen Capitalantheils ist eine äußerst ungleiche. Der Kormschtschik erhält zwei bis drei Antheile, während die ganz ungelernten Mitglieder ¾ oder einen noch geringeren Theil des vollen Antheils erhalten. Der Theilungsmodus ist bei den verschiedenen Artelen ein sehr verschiedener. Das Eine aber kann man als allgemein giltige Regel ansehen, daß nämlich im Durchschnitt ⅔ des Gewinnstes dem Unternehmer zufällt. Begleitet der Unternehmer den Artel persönlich, so ist sein Antheil ein noch größerer, da er in diesem Falle in der Regel die Functionen des Kormschtschiks zu übernehmen pflegt. Die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte hat in diesen Genossenschaften die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer eisernen Disciplin herangebildet, und in der That kann bei einem so gefahrvollen Unternehmen der geringste Ungehorsam gegen die Befehle des Vorgesetzten, die geringste Unordnung ein völliges Mißglücken des Unternehmens, ja den Untergang der Theilnehmer zur Folge haben. Daher ist der Kormschtschik der unumschränkte Gebieter aller Mitglieder, welchem die letzteren zu unbedingtem und schweigendem Gehorsam verpflichtet sind. In Folge dessen hat sich die Nothwendigkeit der Unterordnung der einzelnen Mitglieder des Artels unter den Willen des Kormschtschiks so tief in ihrer Ueberzeugung festgesetzt, daß Fälle von Ungehorsam oder auch nur Widerspruch so gut wie gar nicht vorkommen. Bei der Bildung des Artels verpflichten sich die Mitglieder

ferner, einander freundlich und liebevoll zu begegnen, dem ganzen Artel gegenüber aber ſich ehrlich (честно) zu verhalten. Der Morſkoi Uſtaw definirt das Wort „ehrlich“ dahin, daß darunter die Pflicht jedes Artelmitgliedes zu verſtehen ſei, ſo viel als möglich das Intereſſe der Allgemeinheit wahrzunehmen, alles Erbeutete dem Artel zu überlaſſen und niemals für ſich ſelbſt etwas zurück zu behalten.

Der Akademiker Baer legt für die Artele von Nowaja Semlja folgendes Zeugniß ab: „Niemals betrügt Einer den Anderen, vielmehr handelt Jeder ehrlich, da ein nicht als ehrlich bekannter Mann niemals Aufnahme in einen Artel finden wird. Nie habe ich gehört, daß man in Nowaja Semlja Jemanden für einen guten Menſchen erklärt hätte, wie es in Rußland ſo oft geſchieht. Immer nannte man ihn blos ehrlich. Mich hat immer die Sicherheit und Ungefährdetheit des Eigenthums in dieſer Gegend gewundert, obwohl hier weder Polizei noch Regierung vorhanden iſt. Die Hütten, in welchen die zeitweiligen Bewohner von Nowaja Semlja leben, beſitzen keine Schlöſſer. Aber noch nie iſt aus einer ſolchen Hütte irgend etwas verſchwunden; und wenn auch der ganze Artel ausſtirbt, ſo können dennoch die Erben der Verſtorbenen ſicher ſein, nichts von ihrem Erbtheil zu verlieren. Ich ſelbſt habe eine ſolche Hütte geſehen, deren Bewohner ſämmtlich vom Scorbut dahingerafft waren. Der Fall war bekannt und viele Angehörige verſchiedener Artele betraten die Hütte. Alle Sachen und Gegenſtände lagen umher in derſelben Ordnung, in welcher ihre Eigenthümer ſie verlaſſen hatten. Dieſe Gegenſtände beſtanden zum größten Theile aus Fellen und Wallroßzähnen, welche in jener Gegend die Stelle des Geldes vertreten. — Ferner ſah ich dort einen gefüllten Kaſten ſtehen, welcher ſtatt mit einem Schloſſe mit der Aufſchrift verſehen war: „Dieſer Kaſten gehört dem Arbeiter Neſtor“. Gegen Ende des Sommers begaben ſich die Mitglieder eines heimkehrenden Artels in die Hütte, um Alles, was ſie enthielt, gemeinſchaftlich zu überzählen und den Erben der Verſtorbenen zuzuſtellen. Auf meine Frage, wie die ungewöhnliche Sicherheit des Eigenthums auf Nowaja Semlja zu erklären ſei, antwortete man mir: „Hier wird nicht geſtohlen“. Wenn Jemand auf Nowaja Semlja ein erbeutetes Jagdthier wegen zu großer Entfernung von ſeiner Wohnung nicht ſofort mit ſich nehmen kann, ſo rammt er neben der Beute einen Stock in die Erde. Ein ſolcher Stock gilt als Beweis dafür, daß der Jäger die Abſicht hat, die Beute ſpäter abzuholen. Ich ſelbſt wollte mich einmal auf einen ſolchen Stock ſtützen, wurde aber ſofort von meinem Begleiter dringend gebeten, ſolches zu unterlaſſen, da das eine Sünde ſei. Gleichzeitig gaben ſie mir die Verſicherung, daß, wenn ich meine Uhr auf die Erde niederlegen und einen Stock daneben einrammen würde, es Niemandem beikommen könnte, die Uhr zu berühren.“

Ferner erzählt Baer: „Wir ſahen auf Nowaja Semlja Mäuſe, konnten ihrer aber nicht habhaft werden. Da verſprach ich einem 15jährigen Knaben einen Rubel für die erſte Maus, die er mir bringen würde. Bald darauf brachte der Knabe mir eine Maus, bat mich aber inſtändig, dem Vater nichts zu ſagen,

da er sonst gezwungen sein werde, den empfangenen Rubel an die Artel-Kasse abzuliefern. Ich entgegnete ihm darauf aus voller Ueberzeugung, daß der Fang von Mäusen durchaus nicht zum Gewerbebetriebe der Artele gehöre, und daß er den Rubel für sich behalten könne. „Das mag wohl sein," sagte der Knabe, „aber der Vater wird mir nicht gestatten, den Rubel zu behalten." Bevor der Tag sich geneigt hatte, erzählte der ehrliche Knabe die Begebenheit seinem Vater. „Dieser Rubel gehört dem Artel," sprach der Vater, „und muß ebenso getheilt werden, wie das andere Geld, welches Du für den Mausefang noch erhalten wirst." Bei der Rückkehr nach Archangel wurden unter den Beutestücken auch die gefangenen Mäuse mit aufgezählt."

Durch die Beschreibung der Wallroß-Artele auf Nowaja Semlja beabsichtigten wir, dem Leser ein Bild vorzuführen von dem inneren Leben der von Alters her an den nordischen Küsten Rußlands bestehenden See-Artele. Aehnlich organisirte Vereine zum Zweck des Stockfischfanges und der Seehundsjagd bestehen längs der ganzen Küste des Weißen Meeres und noch weiter nach Norden hinauf. Von einer Statistik dieses eigenthümlichen Vereinslebens ist nicht die Rede. Wohl hat das statistische Comité in Archangel in der Archangelschen Gouvernements-Zeitung und in seinen Jahresberichten versucht, eine solche Statistik zu liefern, die aber so dürftig ausgefallen ist und so auf approximativer Schätzung basirt, daß man besser thut, von den betreffenden Daten gar keine Notiz zu nehmen. Man kann nur sagen, daß der Fischfang und Robbenschlag an der nordrussischen Küste in der letzten Zeit weniger lohnend geworden ist, und daß in Folge dessen auch die Zahl der See-Artele sich wahrscheinlich verringert hat. Dieser Umstand ist nicht genug zu bedauern, da wir in keiner der in der Folge zu betrachtenden Artelarten die gleiche wirthschaftliche Kraft und sittliche Reinheit vorfinden werden.

Nächst den See-Artelen bieten das größte historische Interesse die Landjagd-Artele des russischen Nordens. Indessen fließen die über diese Genossenschaften aus älterer Zeit uns überlieferten Mittheilungen äußerst spärlich. Wir wissen nur, daß schon im 13. und 14. Jahrhundert im Archangelschen Gouvernement Artele bekannt waren, die sich mit der Jagd auf Falken beschäftigten. Aus den Freibriefen, welche die Nowgoroder Großfürsten den Falkenjägern ertheilten, ersehen wir*), in welcher Weise ungefähr der Falkenfang betrieben wurde. Solche Jagdgenossenschaften waren mit großen Vorrechten ausgestattet. Sie hießen damals noch Watagen, der Anführer Wataman. Sie hatten das Recht, überall unentgeltlich die Stellung von Vorspann zu fordern. Außer den eigentlichen Genossen bediente sich der Artel auch gemietheter Lohnarbeiter. Ueber das innere Leben, den Theilungsmodus der Beute u. s. w. dieser ältesten Jagd-Artele ist so gut wie nichts bekannt. So viel aber steht fest, daß diese Genossenschaften einen durchaus aristokratischen Charakter trugen. Es scheint mehr eine Verbindung

*) Акты археограф. о экспедиціи. I. № 1 и 3.

großer Herren gewesen zu sein, die mit ihren Hörigen und Knechten zur Ausübung dieses edelsten Waidwerks auszogen. Immerhin aber scheint eine feste, geschlossene Organisation und straffe Disciplin bestanden zu haben, da in allen uns über diese aristokratischen Genossenschaften überlieferten officiellen Documenten von den Jagd-Artelen als von geschlossenen wirthschaftlichen Einheiten gesprochen wird, so daß sie gewissermaßen die Rechte juristischer Personen, wenn ein solcher Ausdruck für damalige Verhältnisse überhaupt zulässig ist, besaßen.

Was noch jetzt im nordeuropäischen und asiatischen Rußland an Jagd-Artelen vorhanden ist, steht wohl kaum in irgend einem historischen Zusammenhange mit jenen ältesten ritterlichen Vereinigungen. Aber das genossenschaftliche Band hat sich gewissermaßen als historisches Erbtheil auch bei diesen neueren Jagd-Artelen erhalten. Uebrigens finden wir die Artelform nicht nur bei den national-russischen Jägern des europäischen Rußland und Sibiriens, sondern ebenso bei den fremden Stämmen (Jakuten und Burjaten), welche den Norden Rußlands bewohnen. Auch die sibirischen Kosaken des Irkutskischen Gouvernements vereinigen sich zu Jagd-Artelen. Im östlichen Sibirien wird die Jagd auf wilde Thiere fast ausschließlich durch Artele betrieben*). Die Gefahr, sich zu verirren, allein wilden Thieren und Räubern zu begegnen, ist eine so augenscheinliche, daß der Jäger immer die Gelegenheit ergreift, einem Artel beizutreten. Wie bei den See-Artelen, so giebt es auch hier Vereinigungen für die Dauer einer ganzen Jagdcampagne und andererseits ad hoc gebildete Verbindungen, welche nur für die Dauer einer einzigen Jagd geschlossen werden. Aber alle diese Verbindungen, sowohl die kurzterminirten, als die auf Monate und Jahre geschlossenen, tragen durchaus den Charakter wirthschaftlicher Genossenschaften. Die Theilung der Beute und das Verhalten der Mitglieder gegen einander und zum erwählten Haupte des Artels richten sich nach einem bestimmten, seit Jahrhunderten bestehenden Usus, der durchaus den Charakter eines unwandelbaren Gewohnheitsrechts angenommen hat. Ueber einzelne Einrichtungen auch der heutigen Jagd-Artele des nordischen Rußland ist wenig bekannt. Nur so viel soll feststehen, daß die Theilung der Beute immer zu ganz gleichen Theilen erfolgt**). Es scheint somit, daß die Jagd-Artele trotz ihrer primitiven Organisation sich unabhängig vom fremden Capital erhalten haben.

Um übrigens nochmals auf die Artele des mittelalterlichen Rußland zurückzukommen, sei bemerkt, daß es damals nicht blos Artele für Jagd und Fischfang gab, sondern daß schon zu jener Zeit Artele von Handwerkern und Arbeitern bestanden, so z. B. Artele von Zimmerleuten, Maurern, Schmieden, Frachtfuhrleuten, sogenannten Bienenjägern, welche sich mit dem Sammeln von wildem Honig beschäftigten u. s. w. Ebenso gab es um das Jahr 1700 herum eine

*) Кропоткинъ. Поѣздка въ Окинскій караулъ. Записки Сибир. Отдѣленія Географ. Общества. 1867. — Яковицкій. О печерскомъ краѣ. Волог. Г. Вѣд. 1877. — Черкасовъ. Записки охотника восточной Сибири. 1867.

**) Сборникъ матеріаловъ ꙋ. II. 99 и 101.

Art landwirthschaftlicher Artele zum Zweck gemeinschaftlicher Pachtung von Ländereien. Der charakteristische Zug in allen diesen Artelen war das Bestehen einer strengen Solidarhaft der Genossen. Wenn ein Artel eine Bestellung oder Lieferung an große Herren, Klöster, Kaufleute oder andere Privatpersonen übernahm, so war immer jeder einzelne Genosse mit seinem Besitz, ja mit seiner Person für die Erfüllung der vom Artel übernommenen Verpflichtungen haftbar. Ueberhaupt scheint über das ganze alte Rußland bis in's 18. Jahrhundert hinein ein dichtes Netz von Artelen verbreitet gewesen zu sein, so daß fast die ganze nationale Arbeit in genossenschaftlicher Form organisirt schien. Es ist kaum ein Kauf-, Lieferungs- oder Leistungs-Contract aus älterer Zeit uns erhalten, in welchem nicht von Artelen die Rede wäre. So feststehend aber das Präoaliren der nationalen Genossenschaftsform im älteren Rußland erscheint, so wenig wissen wir von der inneren Organisation der Vereine. Nur hinsichtlich der See-Artele giebt uns der Morskoi Ustaw genauere Auskunft. Wir wissen nur, daß die Solidarhaft bei allen selbständigen Artelen mit äußerster Consequenz durchgeführt war, und daß in allen Genossenschaften eine strenge Disciplin und bedingungslose Unterordnung unter den Willen der Gesammtheit und des gewählten Oberhauptes herrschten.

Wenn wir uns jetzt der Betrachtung der übrigen gegenwärtig in Rußland bestehenden Artelformen zuwenden, so muß vorerst bemerkt werden, daß hierbei die größte Schwierigkeit darin besteht, einen Unterschied zwischen Artelen und modernen Wirthschaftsgenossenschaften festzustellen. Weder die Literatur, noch die Gesetzgebung hat in dieser Beziehung bestimmte Merkmale festgesetzt. Auch verwischen sich die Unterschiede um so leichter, als die dem russischen Arbeitsmanne eigenthümliche Neigung zu genossenschaftlicher Gruppirung ihn besonders geschickt und geeignet macht zur Bildung von Genossenschaften auch modernen und westeuropäischen Charakters. In sehr vielen Fällen wird es gar nicht zu constatiren sein, ob man einen Artel oder eine moderne Genossenschaft im westeuropäischen Sinne vor sich hat. Denn weder das Alter des Artels, noch selbst der Umstand, daß der Artel nicht aus eigener Initiative der Mitglieder entstanden ist, sondern daß etwa die Regierung oder eine außerhalb des Artels stehende Person aus Interesse für die Sache den Anstoß zur Bildung des Vereins gegeben hat, kann den letzteren des Charakters als Artel entkleiden, wenn nur die Merkmale, welche den Artel von anderen Genossenschaften unterscheiden, sich rein und unverfälscht vorfinden. Aber eben diese Merkmale sind gar nicht genau festzustellen. Es giebt über diese Frage eine ganze Literatur von Streitschriften. Fast kein Gelehrter ist mit dem anderen einer Meinung darüber, welche Arten von Genossenschaften als Artele zu bezeichnen sind. Zwar giebt es genossenschaftliche Gebilde, deren Artelcharakter außer Zweifel steht, und andere, die wohl von Niemandem als Artele bezeichnet werden. So z. B. hat wohl kein russischer Gelehrter dem nordischen See-Artel den Namen „товарищество“ (Genossenschaft) beigelegt, ebenso wie etwa die Creditgenossenschaften (Vorschußvereine) nur von einzelnen

Artel-Fanatikern (Sasonow) als Artele bezeichnet werden. Es kann ferner Niemandem einfallen, eine Gruppe von Arbeitern, die ihre Lebensmittel auf gemeinschaftliche Kosten einkaufen und verzehren, als eine moderne Genossenschaft anzusehen. In den meisten Fällen aber, in welchen es sich um wirkliche Erwerbsgesellschaften handelt, die auf genossenschaftlicher Grundlage entstanden sind, wird es sehr schwierig sein zu entscheiden, ob man einen Artel vor sich hat oder nicht. Sehr viele Gelehrte, unter anderen Issajew, haben es unternommen, den Artelbegriff zu definiren und bestimmte Merkmale für das Bestehen eines Artels aufzustellen. Bald soll es die Solidarhaft sein, die den Artelen eigenthümlich ist, bald die Betheiligung der Mitglieder mit Capital und Arbeit oder nur mit Arbeit, bald die Vertheilung des Gewinnstes unter die Mitglieder zu ganz gleichen Theilen, bald der Grad der Complicirtheit der wirthschaftlichen Functionen des Vereins. Die meisten dieser Merkmale aber lassen sich mit demselben Recht für die anderen Genossenschaften anführen, wenigstens würde durch das Vorhandensein eines derartigen Merkmals keine westeuropäische Genossenschaft ihren Charakter wesentlich verändern. Wir wollen uns nicht anmaßen, die schwierige Frage endgiltig lösen zu wollen. Nur einige Bemerkungen wollen wir uns erlauben, welche, wenn sie dem Leser auch nicht ein sicheres Mittel an die Hand zu geben vermögen, um in jedem einzelnen Falle einen Artel mit Sicherheit zu erkennen, so doch einige Besonderheiten darlegen sollen, welche dem Artel allein eigenthümlich sind. Obwohl manche unzweifelhaft als Artele anzusehende Vereinigungen diese Eigenthümlichkeiten nicht besitzen, so werden wir doch aus dem Vorhandensein solcher Eigenthümlichkeiten, wie ich glaube, mit Sicherheit auf den Artelcharakter einer Genossenschaft schließen können. Bei einem Versuch, sich das Wesen des Artels klar zu machen, muß man sich, wie wir glauben, durchaus auf historischen Boden stellen. Um die Artele von anderen Wirthschaftsgenossenschaften zu unterscheiden, muß man fragen, wie denn die Artele eingerichtet waren, als es noch keine Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im heutigen Sinne gab. Und da ergiebt sich denn aus dem bisher von uns Mitgetheilten Folgendes. Die altrussischen Artele verfolgten zwar wirthschaftliche Zwecke, das Band aber, das die Gesammtheit der Mitglieder umschloß, war nicht allein ein wirthschaftliches, auf ökonomischer Leistung und Gegenleistung beruhendes, sondern es war in der Mehrzahl der Fälle ein persönliches, gewöhnlich auch ein landsmannschaftliches. Bei einem großen Theile der altrussischen Artele stand das Bedürfniß nach Vereinigung im engsten Zusammenhange mit dem, dem russischen Volke tief innewohnenden Wandertriebe. Der Wandertrieb aber des russischen Volkes äußerte sich durchaus nicht in der Weise, daß etwa die Bevölkerung häufig ihren Wohnort wechselte, oder daß etwa die Einwohnerschaft der verschiedenen Ortschaften eine besonders fluctuirende gewesen wäre, sondern nur so, daß die rüstigen Männer der Gemeinde hinauszogen in die Fremde, um nach längerer oder kürzerer Zeit immer wieder in die Heimath zurückzukehren. Die Schwierigkeit und Gefahr, mit welcher das Reisen in Rußland bis vor nicht ferner Zeit verbunden

war, drängte von selbst dazu, daß diese Reisen von einer größeren Zahl von Landsleuten gemeinsam unternommen wurden. Die Rücksicht auf Ordnung und Sicherheit aber legte es ebenso nahe, daß die Reisenden sich für die Dauer der Reise eine feste Organisation gaben, der zufolge dem gewählten Anführer eine große Macht eingeräumt wurde und der Einzelne sich dem Willen der Gesammtheit bedingungslos zu unterwerfen hatte. An dem Orte ihrer Bestimmung angelangt, schien es räthlich und geboten, sich nicht sofort zu zerstreuen, sondern sich wo möglich gemeinschaftlich nach Arbeit und Verdienst umzusehen. Die Unbekanntschaft mit den Verhältnissen des fremden Landes, die Furcht vor Uebervortheilung und Rechtskränkung hatten den wo möglich noch engeren Anschluß der Landsleute an einander zur natürlichen Folge. So gingen denn die am Orte ihrer Bestimmung angelangten Reisenden darauf aus, wo möglich gemeinschaftlich eine Leistung oder Lieferung zu übernehmen. Gelang es nicht, so theilten sie sich in kleinere Gruppen, welche naturgemäß die in der großen Genossenschaft sich bewährt habende Organisation auch in dem kleinen Verbande beibehielten. Gelang es den Gliedern auch dieser kleinen Verbindung nicht, als Complex von einem Arbeitgeber angeworben zu werden, wollte der letztere nur die einzelnen Glieder, nicht aber die Genossenschaft als solche in Lohn nehmen, so löste sich der Verband darum doch nicht auf, es wanderte vielmehr entweder der Lohn des Einzelnen in die gemeinschaftliche Kasse, oder es wurden wenigstens die gemeinschaftlichen Bedürfnisse, namentlich Nahrung und Wohnung, auf gemeinsame Kosten bestritten. Bei den Wander-Artelen also war das Band, das die Genossen umschloß, ein doppeltes. Einmal war es die vereinsamte Lage des Einzelnen auf der Reise und in der Fremde, die zur Vereinigung trieb; andererseits aber war es der Umstand, daß alle Glieder der Genossenschaft derselben Heimath entstammten, daß sie einander kannten und sehr wohl wußten, wer unter ihnen des Vertrauens würdig war, wer nicht. Eine willkürliche Loslösung des einzelnen Gliedes vom Ganzen war schwierig und gefährlich. Denn als höchste Autorität stand über dem Einzelnen nicht nur das Haupt der Verbindung, nicht nur die Gesammtheit der übrigen Genossen, sondern auch die heimathliche Gemeinde, die über den Abtrünnigen und Läufling ein vernichtendes Urtheil ergehen lassen konnte. Er riskirte, in die Heimath zurückgekehrt, als Fremder angesehen zu werden.

Dieses landsmannschaftliche Band bestand aber nicht nur bei den See- und anderen Wander-Artelen, sondern ebenso auch bei denjenigen Artelen, welche sich an Ort und Stelle unter den Land- und Gemeindegenossen bildeten. In den ältesten Zeiten russischer Geschichte waren die sogenannten Städte wenig mehr, als mit Wällen und Gräben umgebene Dörfer. An großen Bevölkerungscentren fehlte es gänzlich. Daher waren die einzelnen Gemeinde- und Ortsgenossen einander wohl bekannt. Bildete sich nun unter den Gemeindegenossen ein Verein, welcher den Zweck hatte, einen gewissen Gemeindebedarf durch gemeinsame Leistung oder Lieferung zu befriedigen, so wurden solche Verbindungen zur Erfüllung der von ihnen übernommenen Verpflichtungen nicht nur durch die

ſtraffe Organiſation des Vereins ſelbſt und die ſtrenge durchgeführte Solidarhaft gezwungen, ſondern es wachten über der genauen Erfüllung der übernommenen Pflichten die Autorität und die faſt unbeſchränkte Gewalt der Gemeinde. Daher die Ehrlichkeit und ſittliche Strenge der altruſſiſchen Artele.

Wir wollen nun keineswegs das Princip der Landsmannſchaftlichkeit als ein nothwendiges Erforderniß jeder Artelgenoſſenſchaft hinſtellen. So viel aber ſteht feſt, daß, wenn man einer Gruppe von Landsleuten begegnet, die in weiter Ferne von der Heimath Lieferungen oder Leiſtungen für die Regierung oder für Privatperſonen übernehmen, den Gewinn unter einander theilen und den größten Theil ihrer Bedürfniſſe auf gemeinſchaftliche Koſten befriedigen, man ſicher ſein kann, es nicht mit einer modernen Genoſſenſchaft, ſondern mit dem uralten Typus des national-ruſſiſchen Artels zu thun zu haben. Ganz dasſelbe gilt von den Artelen, welche ſich innerhalb der Gemeinden zur Befriedigung von Gemeindebedürfniſſen bilden. Wenn die Gemeinde nicht, was leider heut zu Tage häufig genug vorkommt, dem Einfluſſe einzelner reicher Gemeindeglieder oder des Gemeindeſchreibers unbedingt unterworfen iſt, ſo kann man ſicher ſein, daß die von einer Gruppe von Gemeindegliedern der Gemeinde gegenüber eingegangenen Verpflichtungen treu und gewiſſenhaft erfüllt werden. Denn die Macht der Gemeinde über ihre Glieder iſt faſt unumſchränkt. Sie kann das unwürdige Glied nicht nur verſtoßen und ſeines ganzen Privatbeſitzes für verluſtig erklären, ſondern ſie kann unter Umſtänden ſogar die Deportation des betreffenden Gemeindegliedes nach Sibirien bei der Regierungsgewalt beantragen. Daher ſind alle Artele, welche auf ſolch landsmannſchaftlicher Baſis ſich gebildet haben, von beſonderer Solidität und Lebensfähigkeit. Kann ſich wohl eine Verbindung, welche auf Anregung der Regierung oder irgend einer Gouvernements-Landſchaftsverſammlung aus einander fernſtehenden Perſonen gebildet hat, an Lebenskraft und Zuverläſſigkeit mit den geſchilderten urwüchſigen Vereinen vergleichen? Wir könnten hunderte von Beiſpielen dafür anführen, wie gefährlich es iſt, ſich auf die Erfüllung der von ſolchen zuſammengewürfelten Vereinen übernommenen Verpflichtungen zu verlaſſen, oder gar denſelben, wie es doch bei den See-Artelen ohne jedes Bedenken geſchieht, Capital-Vorſchüſſe zu leiſten. So erzählt Chitrowo in ſeiner „Sammlung von Materialien ꝛc.“ folgende heitere Begebenheit. Als nämlich im Jahre 1872 eine Feuersbrunſt den größten Theil des Dorfes Pawlowo einäſcherte, faßte das St. Petersburger Comité für Vorſchuß-, Spar- und Productiv-Genoſſenſchaften den Beſchluß, die Gründung eines Häuſerbau-Artels in Pawlowo anzuregen. Der damalige Finanzminiſter Reutern intereſſirte ſich für die Sache und wirkte der Genoſſenſchaft ein Regierungs-Darlehen von 30,000 Rubeln aus. Der Artel conſtituirte ſich im Jahre 1873. Gleich von Anfang an kam die Sache in, wie Chitrowo ſich zart und liebenswürdig ausdrückt, „*ungeübte*“ Hände. Die ganze Thätigkeit der Genoſſenſchaft ſcheint ſich auf einen einmaligen Ankauf von Eiſen, welches ſich aber als gänzlich unbrauchbar erwies, beſchränkt zu haben. Im J. 1875 beſuchte ein Comitémitglied Pawlowo

und sah sich bei der Gelegenheit auch den Häuserbau-Artel etwas genauer an. Dabei erwies sich denn, daß die ganze Verwaltung in den Händen von fünf oder sechs Personen lag, welche, wie Chitrowo ganz offen und ungenirt ausspricht, sich in das Regierungs-Darlehen getheilt hatten. Das Comité wandte sich an das Finanzministerium. Chitrowo schließt seine Erzählung mit folgenden klassischen Worten: „Aber auch in dieser Sache ist bis auf den heutigen Tag seitens des Finanzministeriums eine Entscheidung nicht erfolgt."

Inzwischen sind elf Jahre in's Land gegangen. Kürzlich hatten wir persönlich Gelegenheit, uns nach der Sachlage zu erkundigen und können auch heute versichern, daß eine Entscheidung noch nicht erfolgt ist. Wenn man diesen flotten Häuserbau-Artel mit den von Baer uns in so rührenden Zügen geschilderten See-Artelen vergleicht, so wird man unwillkürlich an's Schriftwort erinnert: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Es erübrigt uns noch, einige Formen der heute bestehenden Artele zu schildern.

Das 18. Jahrhundert schuf Bedingungen im wirthschaftlichen Leben Rußlands, welche die naturgemäße weitere Entwickelung des Artelwesens begünstigten. Die Schaffung einer neuen Residenz war gleichzeitig die Schaffung eines neuen Hafens, eines neuen Ortes für die Entwickelung dauernder und ausgebreiteter Beziehungen zum westlichen Europa. Peter d. Gr. bemühte sich mit Beginn der Gründung Petersburgs um Heranziehung sowohl von Colonisten aus Rußland, als von ausländischen Kaufleuten. In den ersten Jahren kam nach Petersburg kein einziges Schiff. Aber vom Jahre 1713 an beginnen sich bestimmte Handelsbeziehungen zu entwickeln. Die Entwickelung der Schifffahrt hatte die Nachfrage nach einer bis dahin neuen Art von Arbeit zur Folge, nämlich nach Verladungs- und Löschungsarbeiten. In Petersburg selbst gab es noch keine Arbeiterbevölkerung, und darum wurden diese Arbeiten von Colonisten aus anderen, namentlich den nordischen Gouvernements — Archangel, Wologda, Jaroslaw, Wladimir — übernommen*). In all diesen Gegenden war die Artel-Organisation vollkommen heimisch, und es war daher nur natürlich, daß die Arbeiter auch nach ihrer Uebersiedelung in die neue Residenz ihre Gewohnheit, sich in Artele zu gruppiren, beibehielten. Diese Artele nun haben sich allmählich zu den heutigen Börsen-Artelen entwickelt. Wie man sieht, beruhen auch sie auf fester landsmannschaftlicher Basis. Anfangs waren die Artele unselbständig, d. h. sie traten in den Dienst einzelner Kaufleute in der Weise, daß eine Zahl von Landsleuten sich an einen Kaufmann verdang und zwar für das ganze Jahr. Bald aber erwies sich dieses Verhältniß für die Kaufleute selbst als unvortheilhaft. Die letzteren waren gezwungen, eine gleiche Anzahl von Lohnarbeitern das ganze Jahr hindurch zu unterhalten, während doch die Navigation zu verschiedenen Zeiten des Jahres eine verschieden lebhafte war. So kam es, daß diese Artele das abhängige Verhält-

*) Немировъ. Биржевые артели въ С.-Петербургъ. 1876.

niß zu den einzelnen Kaufleuten allmählich löſten und ſich zu ſelbſtändigen Vereinen heranbildeten. Im Laufe der Zeit geſtaltete ſich ihr Verhältniß zu den Kaufleuten in der Weiſe, daß jeder Kaufmann ſich in der Regel an einen beſtimmten Artel wandte, daß aber der Artel ſeinerſeits ſich keineswegs auf die Kundſchaft dieſes einen Kaufmannes beſchränkte. Die ganze Einrichtung und Organiſation dieſer Artele iſt ſo ſehr den Bedürfniſſen des Export- und Import-Geſchäfts angepaßt, daß man daraus ohne Weiteres den Schluß ziehen kann, daß bei der Gründung der Artele kaufmänniſche Berather den Arbeitern zur Seite geſtanden haben müſſen. Wir erfahren denn auch, daß ein Banquier der petriniſchen Zeit, Heinrich Meyer, bei der Bildung der Artele betheiligt war. Die Geſetzgebung nimmt erſt im Jahre 1799 Notiz von dieſen Artelen und zwar im „Geſetzbuch über die Zünfte“ (Уставъ о цехахъ). Das Geſetz legte dieſen Genoſſenſchaften den Namen Börſen-Artele bei. Ob der Name auf den engen Zuſammenhang der Artele mit dem Kaufmannsſtande, alſo auch mit der Börſe, zurückzuführen iſt, oder ob die Veranlaſſung zu dieſer Benennung davon abzuleiten iſt, daß die Artele einen beſtimmten Standort (биржа) hatten, auf welchem ſie ihre Dienſte ausboten, welche überhaupt von den beiden Bedeutungen des Wortes „Börſe“ (биржа) die ältere iſt, vermögen wir nicht zu entſcheiden.

Im Jahre 1724 wurde die ſogenannte Drjagil-Compagnie (eine Corruption des deutſchen Wortes „Träger“) gegründet. In den erſten Jahren nämlich nach der Gründung Petersburgs wurde die Beſichtigung der Waaren und die Erhebung des Zolles im Hafen unter Betheiligung der Kaufmannſchaft vorgenommen, welche ihre Lohndiener zum Oeffnen der Waarenballen auf das Zollamt ſandte. Da man ſich indeß auf dieſe kaufmänniſchen Lohnarbeiter nicht verlaſſen konnte, ſo wurde die Gründung eben jener Drjagil-Compagnie angeordnet. Nach einigen Jahren aber gelang es den Intriguen der Kaufmannſchaft, die Regierung zur Auflöſung der Compagnie zu bewegen. Indeſſen wurde dieſelbe im Jahre 1764 wieder neu gegründet (in der Stärke von 175 Mann). Im Jahre 1827 erſchien ein beſonderes Reglement über die Drjagile (положеніе о дрягиляхъ). Die Zahl der Mitglieder wurde auf 200 erhöht. Die Geſellſchaft unterſcheidet ſich von anderen Artelen dadurch, daß ſie dem Zollamte unterſtellt iſt, welches jede Neuwahl von Mitgliedern zu beſtätigen und den Ausſchluß ungeeigneter Glieder zu proponiren hat. Allmählich wurden dieſe Zoll-Artele bei den meiſten Zollämtern eingeführt.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde ferner beim Petersburger Hafen der Artel der Faßbinder gegründet (купорная артель = Küper-Artel), welcher ſich lediglich mit dem Verpacken und Auspacken von Waaren, die in Fäſſern verſandt wurden, beſchäftigte.

Was die Börſen-Artele anlangt, ſo nehmen dieſelben für die Zeit der beſonders lebhaften Navigation noch Lohnarbeiter in ihren Dienſt. Die Zahl der Petersburger Börſen-Artele beträgt 25 bis 30 mit im Ganzen gegen 3000 Mitgliedern. Die Zahl der Mitglieder in jedem einzelnen Artel beträgt 50 bis 300.

Will ein neues Glied in einen Börsen-Artel eintreten, so muß es ein Capital von 900 bis 1600 Rubel mitbringen. Die Reineinnahme eines jeden Mitgliedes beträgt 200 bis 600 Rubel. Außer den eigentlichen Mitgliedern, den Alten (старики), giebt es auch Novizen (новики). Die letzteren sind minderjährige Bewerber. Ihnen werden leichtere Arbeiten übertragen. Die Organisation ist eine sehr straffe. Für das geringste Vergehen oder die unbedeutendste Versäumniß erfolgen schwere Geldstrafen, bei häufiger Wiederholung der Ausschluß. Klagen des Einzelnen bei den ordentlichen Gerichten sind verboten und haben statutenmäßig den Verlust der mitgebrachten Capitaleinlage zur Folge. Der Artel verlangt ferner von seinen Mitgliedern Ehrlichkeit und Mäßigkeit, sowie einen gewissen Bildungsgrad. Analphabeten werden nicht aufgenommen. Alle Capitalien, deren Gesammtheit etwa eine halbe Million beträgt, werden von dem „Aeltesten" aufbewahrt, welchem ein aus der Mitte der Artelgenossen gewählter „Schreiber" zur Seite steht. Dieser Aelteste hat eine große Macht, doch ist und bleibt er stets nur Ausführender des Artelwillens. Den einzelnen Mitgliedern der Börsen-Artele ist es nicht untersagt, sich Privatverdienst zu suchen. In diesem Falle brauchen sie das Verdiente nicht an die Artel-Kasse abzuführen. In Folge dessen pflegt sich fast jeder Kaufmann und viele Privatpersonen einen besonderen Artelschtschik zu halten, der dann zu allen nur denkbaren Besorgungen verwendet wird. Diese Artelschtschiks sind immer Mitglieder eines Börsen-Artels und müssen stets eines an sie seitens des Artels ergehenden Befehls zur Betheiligung an den vom Artel übernommenen Arbeiten gewärtig sein. Nur in ihrer freien Zeit dürfen sie Privatarbeiten und -Besorgungen übernehmen. Nach Vorbild der Petersburger Börsen- und Hafen-Artele sind ähnliche Genossenschaften in allen Hafenstädten Rußlands gebildet. Ebenso giebt es besondere Lotsen-Artele, die den Hafenämtern unterstellt sind. Bis zum Jahre 1816 erfreuten sich die Lotsen-Artele einer vollständigen Selbständigkeit. Dann aber wurden ihre Freiheiten eingeschränkt. Die Regierung stellte einen Lotsen-Capitän an ihre Spitze, setzte eine Taxe für ihre Leistungen fest, uniformirte sie und begrenzte genau ihre Rechte und Pflichten. Zugleich aber wurden sie mit großen Vorrechten ausgestattet, so z. B. waren sie frei von allen Abgaben und vom Militärdienst. Im Augenblick giebt es im St. Petersburger Lotsen-Artel einige sechszig Mitglieder. Der Verdienst eines jeden beträgt gegen 300 Rubel.

Wollten wir nun alle noch vorhandenen Artele genau besprechen, so würde uns das entschieden zu weit führen. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß es kein Gebiet der Arbeit in Rußland giebt, auf welchem man nicht den Artelen begegnete. Unzählige Vereine führen den Namen Artel, ohne es zu sein, ja ohne überhaupt den Charakter von Arbeitergenossenschaften zu tragen. So sind z. B. die sogenannten landwirthschaftlichen Artele, die Molkerei- und Käserei-Artele, welche nach Abschaffung der Leibeigenschaft in großer Zahl auf Antrieb der Landschaftsversammlungen gegründet wurden, größtentheils capitalistisch

geleitete Unternehmungen, die sich in den Händen einiger weniger reicher Gemeindeglieder befinden.

Von den Handwerker-Artelen gilt zum größten Theile dasselbe. Einige bemittelte Handwerker gründen ein Compagnie-Geschäft und nennen es Artel. Da das Gesetz, die Artele definirend, sagt: „Die Artele sind Gesellschaften von Arbeitern, die sich bilden zur Uebernahme von Diensten und Arbeiten, welche die Kräfte eines Menschen übersteigen", so ist es klar, daß wohl jede Art von wirthschaftlichen Vereinigungen, sobald die Angehörigen derselben zu den niederen Ständen gehören, sich auf Grund dieser Gesetzbestimmung Artel benennen kann. Dazu kommt nun noch, daß in der Literatur meistentheils alle Wirthschafts- und Erwerbsgenossenschaften unter die Artele gerechnet werden. Schon aus diesem Grunde ist die Aufstellung einer genauen Artel-Statistik durchaus unmöglich. Ferner ist es nur die allergeringste Zahl von Artelen, welche zu ihrer Gründung einer regierungsseitigen Bestätigung bedarf. Die Tausende von Vereinen, die unter den Lohnarbeitern gebildet sind und den Zweck haben, Arbeiten oder Lieferungen gemeinschaftlich zu leisten und ihre Bedürfnisse auf gemeinsame Kosten zu befriedigen, ohne dabei ein ständiges Erwerbsgeschäft zu bilden, bedürfen keiner Bestätigung. Wie will man also da von einer Statistik der Artele reden! Vielleicht wird es einmal möglich sein, eine einigermaßen brauchbare Statistik derjenigen Genossenschaften zu geben, die, auf Gegenseitigkeit basirend, ein vollständig kaufmännisch organisirtes Erwerbsgeschäft betreiben. Eine Statistik aber der national-russischen Artele halten wir aus den angeführten Gründen für vollkommen unmöglich.

Noch einige Worte über den Theilungsmodus des Gewinnstes bei den Artelen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß hierbei das Princip strenger Gleichmäßigkeit und Gerechtigkeit obwaltet; aber allerdings nicht in dem Sinne, daß wirklich jedes Mitglied einen ganz gleichen Antheil erhält, vielmehr sind die Antheile nach dem Grade der Geschicklichkeit und Sachkenntniß der Mitglieder sorgfältig abgestuft. Nirgends jedoch hat in den Artelen das capitalistische Princip, d. h. eine Theilung in capitalbesitzende und nicht-capitalbesitzende Mitglieder, Eingang gefunden, wie es in den Genossenschaften Deutschlands und Englands so häufig der Fall gewesen ist. Freilich muß man sich immer vor Augen halten, daß in Rußland eine Menge von Artelen, und zwar die bekanntesten und am häufigsten genannten, sich ihren Namen durchaus mit Unrecht beigelegt haben. Dieselbe Erscheinung finden wir auch in anderen Staaten hinsichtlich der Genossenschaften. Auch dort kommt es vor, daß völlig capitalistisch geleitete Compagnie-Geschäfte sich den Namen von Genossenschaften beilegen. Sie erfüllen gewisse formale Forderungen des Gesetzes, die als Bedingungen des genossenschaftlichen Geschäftsbetriebes hingestellt sind, um sich so theils gewisse Steuervergünstigungen zu verschaffen, theils um auf diese Weise leichter eine Kundschaft zu erwerben.

Aber wenn es auch unmöglich ist, eine Statistik der russischen Artele zu

liefern, wenn es auch in vielen Fällen schwierig ist, einen Artel von einer anderen wirthschaftlichen Vereinigung zu unterscheiden, so bestehen und blühen darum doch die Artele auf dem Boden Rußlands in ungebrochener Kraft fort und haben sich zum großen Theil in ihrer vollen sittlichen und wirthschaftlichen Reinheit erhalten.

Wir beabsichtigten nicht, in unserer kurzen Schilderung eine methodisch strenge wissenschaftliche Untersuchung zu liefern, sondern lediglich, unseren Lesern die Möglichkeit zu geben, sich eine klare Vorstellung von dieser hochinteressanten und sympathischen Seite des sittlichen und wirthschaftlichen Volkslebens zu verschaffen. Wenn uns das einigermaßen gelungen sein sollte, so betrachten wir den Zweck dieser Zeilen als erreicht.

# Aus ruſſiſchen Dichtern.

## IX.

Gedichte von **Koltzow** und **Nikitin.**

Deutſch von Friedrich Fiedler in St. Petersburg.

### Koltzow.

#### I.

Dorftragödie.

Lebte einſt im Dorf ein junger Burſch,
Kümmerte um Nichts ſich auf der Welt,
Zechte, ſchmauſte mit der Freunde Schaar
Und erging ſich flott in Saus und Braus.

Kam der Sonntag — bis zur Mitternacht
Spielte Lieder er und ſang und ſprang,
Und erdachte manchen neuen Tanz
Mit der holden Vielgeliebten ſein. . . .

Ach, wie liebt' ich dieſe ſchöne Maid!
Liebte glühend nicht ihr Herz allein —
Liebte ihren ſtolzen Pfauengang,
Ihrer Rede Nachtigallenlaut.

Oft im Sommer gingen Hand in Hand
Wir ſelbander durch das Dorf dahin
Bis zu ihrem reichen Meierhof,
Bis zu ihres Hauſes hoher Thür.

Und ich blickte bei dem Abendroth
Ihr in's Auge — auf die ſchwarze Brau',
Ihr in's Antlitz — auf die weiße Bruſt,
Rings behängt mit blankem Münzenſchmuck —

Und da perlte von der Stirn der Schweiß,
Und da pochte in der Bruſt das Herz,
Da verſchwand der Mond in Wolkennacht,
Da verſteckte ſich der Sternlein Schaar! . . .

Oftmals ſaßen wir bis Mitternacht
In der Herzen trautem Zwiegeſpräch,
Wechſelten der ew'gen Treue Schwur,
Tauſchten ſelig den Verlobungskuß!

Aber, ach, der Dorfſchulz hatte ſchon
Bei dem Vater für den Sohn gefreit,
Und ſein ungezähltes rothes Gold
Triumphirte über Eid und Schwur!

Dumpfes Weh erdrückte mir das Herz —
Als er in der Kirche vor dem Volk
Meiner Heißgeliebten Hand ergriff
Und mich grüßte mit des Lächelns Hohn.

Dumpfes Weh erdrückte mir das Herz —
Als der Räuber, mein Herzlieb im Arm,
Pfeilſchnell durch des Dorfes Straße fuhr
Bis zu ſeinem reichen Meierhof.

Ich ſtand da betäubt und ſah und ſann,
Schleuderte zur Erde meine Mütz'
Und ſchlich leiſe an der Tenn' vorbei,
Bis ich unter ſeinen Fenſtern ſtand.

Oben iſt's erhellt. Die Mädchen dort
Singen Lieder, und die Burſchenſchaar
Trinkt und ſingt und tanzt und ſcherzt und lacht —
Alles küßt ſich mit dem jungen Paar.

Todte Mitternacht brach endlich an —
Die berauſchten Gäſte fuhren heim,
Heimwärts ging der Burſch und ging die Maid,
Und geſchloſſen ward das hohe Thor. . . .

Jetzo braut' ich für den lieben Freund
Einen andern ſüßen Hochzeitstrank,
Spielte ihm ein neues Hochzeitslied —
Wie im Leben er noch kein's gehört!

War's nicht Rauch, der zu den Wolken ſtieg?
War's nicht Feuer, das zum Himmel ſchlug? . . .
Auf die Nachbarhäuſer ſprang der Brand,
Warf ſich auch auf meine Hütte klein.

Wo ſich einſt der Meierhof erhob,
Wo dereinſt die arme Hütte ſtand —
Früh am Morgen war's dem Boden gleich,
Nur die Kohlen glimmten halb geſchwärzt. . . .

Seit der Zeit ſchlepp' ich in bitt'rer Noth
Mich von Haus zu Haus im Fremdendienſt,
Quäl' mich ab um ein Stück trocken Brod,
Bade mich in ſaurem, blut'gem Schweiß. . . .

## II.

### Sehnſucht nach Freiheit.

Finſt're Schwermuth, dumpfes, zages Weh
Hält in Banden mir das flotte Herz;
Meiner Augen heller Falkenblick
Will nicht ſchauen mehr das Tageslicht!

Ach, wie drückend iſt der Armuth Laſt!
Ach, wie drückend iſt der Broderwerb!
Doch noch ſchwerer drückt der Fremdendienſt,
Die Gefangenſchaft, die Einſamkeit!

Sonnenlos geh'n hier die Tage hin,
Und die Nächte ohne Mondesglanz;
Ach, kein Ungewitter gräßlich wild
Freut das flotte Herz mir in der Bruſt.

Wo ſind denn die treuen Freunde all'?
Hat ſie allerſeits der Wind zerſtreut?
Oder weigern ſie die Hilfe mir?
Oder wird mein Ruf vom Wind verweht?

Sie vergaßen die Vergangenheit,
Wo gar oft in todter Mitternacht
Aus dem Walde hell mein Pfiff ertönt —
Hei, wie bebte da der dunkle Wald! —

Wo der Falken und der Adler Schaar,
Meiner Freunde und Gefährten Schaar
Sich um mich in einen Kreis gedrängt —
Hei, du luſtig-tolle Mitternacht!

Jetzt jedoch, da des Geſchickes Haß
Mir die ſchnellen Flügel zugeſtutzt,
Hat der Freunde und Gefährten Schaar
Ueberlaſſen mich der Einſamkeit. . . .

Hei, du meine Kraft, du Leibeskraft!
Einen Dienſt begehr' ich jetzt von dir —
Mach' mich frei, wie einſtmals frei ich war,
Und die Seele ſagt dir tiefſten Dank! . . .

## Nikitin.

### I.

### Die Steppe im Frühling.

Weites Steppenreich,
Oedes Steppenreich,
Warum blickeſt du
Mich ſo finſter an? . . .

Ach, wo blieb dein Schmuck,
Wo dein helles Grün
Und der Thauſmaragd
In der Blumen Kelch?

Wohin ſchwand die Zeit,
Da von früh bis ſpät
Du entzückt gelauſcht
Auf der Vöglein Sang?

Da, ein Teppich, du
Dich voll Pracht entrollt,
Und im Morgenroth,
Halb im Schlaf, gewogt?

Da um Mitternacht
Dir der ſanfte Wind
Manche Wundermär
Koſend zugehaucht,

Dir gekühlt, erfriſcht
Die entblößte Bruſt
Und dich mütterlich
In den Schlaf gewiegt? . . .

Ach, nun liegeſt du
Nacktem Leichnam gleich,
Friedhofſtill und ſtumm
Schläft die Runde rings. . . .

O, wach' auf — es lacht
Alte, gute Zeit! —
Schmück' dich blumenreich
Mit des Grünes Sammt;

Schmücke wundervoll
Dich mit Perlenthau,
Ruf' der Gäſte Schaar
Zu des Lenzes Feſt!

Blicke rings umher:
Wie ein blaues Zelt
Hat der Himmel ſich
Ob dir ausgeſpannt!

Sieh den Sonnenball,
Wie ſein gold'ner Kranz
Helle Flammen ſprüht
Ob dem Waldesgrund!

Neue Lebensluſt
Haucht der warme Tag
Und es ſchmiegt ſich dir
An die Bruſt der Wind! . . .

### II.

### Der Kummer.

Ach, die Freude hat blitzſchnelle Flügel,
Hat viel bunte und goldene Federn!

Kommt geflogen ſie — jubelt die Seele
Und es lächelt der ſterbende Kranke!

Möchte locken die Freude mit Liſten
Und ſie halten mit ſchmeichelnden Bitten —
Ach, dann trübte kein Nebel mein Auge,
Und ich ſänge manch luſtiges Liedchen!

O mein Kummer — du Nacht ohne Frühroth,
Ohne Frühroth, voll Kälte und Sturmwind!
Du bringſt blühende Schönheit zum Welken
Und verdüſterſt im Kopf die Gedanken!

Böſer Kummer, ach, wäreſt du Aſche —
Ich verſtreute dich Winden im Felde:
Mag der Klee ſich im Felde entzünden,
Wenn das Herz nur nicht Flammen verzehrten!

## III.

### Das Erbtheil.

Reiches Erbtheil hab'
Ich vom Väterchen —
Zwar kein ſteinern Haus,
Keinen Goldesſchatz, —

Aber andern Schatz
Hinterließ er mir:
Feſte Willenskraft,
Flotten Lebensmuth!

Und was brauch' ich mehr? —
Hei, wie lebt der Burſch
Reich trotz Geldesnoth,
Stolz ohn' Ehrenſold!

In der Zeit des Leids
Pfeift er vogelhell,
In der Armuth Noth
Strahlt ſein Falkenaug'!

Mit entblößter Bruſt
Naht den Feinden er,
In des Kampfes Sturm
Lacht ſein froher Mund!

Und jedwedes Loos
Iſt dem Herzen recht,
Und die ganze Welt
Dünkt ein Himmelreich!

## IV.

* * *

Tief grub der Spaten ein Grab in die Erde . . .
Leben, mein Leben, ſo reich an Beſchwerde,
Leben, ſo heimathlos, duldend und traurig,
Leben, wie Herbſtesnacht ſchweigend und ſchaurig —
Bitter, fürwahr, iſt dein Loos auf der Welt —
Und du erliſchſt, wie ein Feuer im Feld!

Stirb denn! — Bald wird keine Thräne mehr fließen:
Feſt wird der Deckel den Eichſarg verſchließen,
Schwer wird die Erde belaſten den Müden —
Einer nur iſt aus der Menſchheit geſchieden:
Einer, deß Heimgang kein Menſchenherz kränkt,
Einer, deß Niemand mit Wehmuth gedenkt! . . .

Horch — welch ein ſilbernes Tönen und Klingen,
Horch — welch ein ſorgenlos jubelndes Singen!
Sieh — in des Aethermeers blauenden Wogen
Badet die Lerche — dem Süden entflogen . . .
Schweige, du Leben voll zweifelnder Qual!
Lieder voll Thränen, verſtummet zumal! . . .

# Aus der Hauptstadt.

Ein Blick in die olla potrida des Residenzlers. — „Tout Pétersbourg“ und „Ganz Petersburg“. — Eine Parallele aus dem Leben. — Ein „Kampf um's Licht“. — Gas oder Elektricität? — Zwei denkwürdige Duma-Sitzungen. — Die „Kutschka“ und eine „nationale That“ im Reiche der Musik.

St. Petersburg, Mitte November.

„Der Mensch soll nicht sagen, was eine Sache ist“ — heißt es in irgend einer Berliner Posse, wenn ich nicht irre; und „der Feuilletonist darf nicht Alles erzählen, was er weiß“, möchte ich hinzufügen. Aus einem sehr naheliegenden Grunde; allzu lange Feuilletons wirken auf Einen ebenso, wie eine unter der Last der Speisen brechende Tafel: man verliert von vornherein den Appetit.

Mit anderen Worten: es hat sich, seitdem ich Ihnen zum letzten Male schrieb, sehr Vieles zugetragen, von allerverschiedenster Art; auf politischem und socialem Gebiete, in der Sphäre unseres ökonomischen und unseres Kunstlebens ꝛc. Aber ich kann Ihnen nur vom Allerwenigsten berichten, in Ihrem Interesse so gut, als in dem meinigen.

Es hat an Nichts gefehlt: die Tragikomödie auf der Balkan-Halbinsel dauerte noch immer fort, eine Trilogie, deren einzelne Theile je einen ganzen Monat umfaßten; die Zucker-Normirungsfrage beschäftigte nicht blos mit ihrer Ansicht schließlich durchdringende einflußreiche Blätter, wie die „Most. Wjed.“, sondern auch manchen Anderen, angefangen bei Mitgliedern des Reichsraths bis herunter zu den Werkmeistern kleinrussischer Zuckersiedereien; sensationelle Selbstmorde und nicht minder sensationelle Mord- und Raub- und — Diffamations-Processe machten Einen gruseln; Jubiläen und Gedenkfeiern und Denkmals-Enthüllungen gaben Restaurateuren, Festordnern und Reportern vollauf zu thun; in den Theatern und Concertsälen begannen Novitäten und Benefiz-Vorstellungen und Debuts eine angenehme Abwechselung in den Verlauf der Saison hineinzubringen; im Marien-Theater hat Naprawnik's neueste Oper „Harold“ einen durchschlagenden Erfolg erlebt, dank der stylvollen, harmonischen Ausstattung, der trefflichen Besetzung und vor Allem dank ihrem eigenen Werth; auf derselben

Bühne, wo — wegen nunmehr endgiltiger Schließung des „Großen Theaters" — in dieſem Winter auch unſere Ballettruppe einheimiſch iſt, iſt in dieſe ſeit Mitte October wieder neues Leben hineingekommen, wo Virginia Zucchi zu uns zurückkehrte — um die unangenehme Erfahrung zu machen, daß durch das Gaſtſpiel der Berliner Prima Ballerina S-ra dell 'Era, die bekanntermaßen mit coloſſalem Beifall während des Sommers im „Arcadia"-Theater ein Gaſtſpiel abſolvirte, das mit tauſendſtimmigem Rufen: „auf Wiederſehen" ſein Ende fand, daß alſo durch die Triumphe ihrer Landsmännin dem eigenen Preſtige mittlerweile bei einem Theile des Publicums, und ſelbſt bei Solchen, die in der vorigen Saiſon ſie verhimmelt hatten, erheblich Abbruch gethan iſt; im deutſchen Theater folgt eine Novität auf die andere, ohne, daß irgend eine, außer Francis Stahl's „Tilly", welches Luſtſpiel namentlich den Herren Deſſoir und Stahl und den Damen Pollert und Fröhlich, unſere neue „Naive", ſeinen Erfolg verdankt, auf dem Repertoire eine mehr als ephemere Exiſtenz friſtet; im «Théâtre Renaissance» löſt eine Operetten-Diva die andere ab; und wenn wir neulich M-lle Lefort in der «Belle Hélène» und «La vie parisienne» und «Les mousquétaires au couvent» bewunderten, ſo feiern wir jetzt M-lle St. Laurent in «Le petit duc» und in «Le jour et la nuit»; im Kononow'ſchen Saaltheater iſt eine kleinruſſiſche Truppe mit ihrem hochdramatiſchen «i»-reichen Repertoire eingezogen und ſpielt vor ausverkauftem Hauſe, denn das Kleinruſſiſche auf der Bühne iſt eine Novität für uns und nicht wenig Söhne der Ukraine leben an der Newa Strand; der Kammermuſik-Verein feierte Tſchaikowſki mit einem Extra-Concertabend, bei welcher Gelegenheit wir auch die Bekanntſchaft einer abermaligen jugendſchönen Violinvirtuoſin machten, der iro-amerikaniſchen Miß Arma Senkrah, die trotz einer Teresina Tua, die bei uns noch unvergeſſen iſt, ſich gleich am erſten Abend dem Petersburger Publicum in's vielfaſſende, ſo unendlich dehnbare Herz hineingeigte, ꝛc.; im britiſchen Botſchaftshôtel wurde bereits getanzt und im franzöſiſchen, wo dieſer Tage Herr v. Laboulaye mit Gemahlin und Tochter eingezogen iſt, ſoll demnächſt der erſte Rout ſtattfinden, der dem neuen Ambaſſadeur beweiſen wird, daß man ihn noch nicht vergeſſen ſeit jenen Tagen, wo er in der zweiten Hälfte der 70er Jahre hier als Botſchaftsrath fungirt hat, und daß unſere Preſſe durchaus der öffentlichen Meinung Ausdruck verleiht, wenn ſie immer mehr und mehr die Sympathien und die Intereſſen-Solidarität betont, die das Zarenreich mit der dritten Republik verbindet; im Handlungshauſe von J. A. Kumberg iſt ein Coloſſalgemälde von Hans Makart ausgeſtellt worden, eine Bacchanten-Familie, mit all dem berückenden Farbenreiz, all der glühenden Sinnlichkeit, all der Virtuoſität, aber auch all der Ideenarmuth und all den Mißgriffen in Hinſicht auf Zeichnung gemalt, wie die allermeiſten Gemälde des todten Wiener Titian und Paolo Veroneſe in einer Perſon; in der K. Akademie der Künſte iſt anläßlich des Jahresactus am 4. c. die Ausſtellung der Schüler- und Concurrenz-Arbeiten eröffnet worden, die übrigens in dieſem Jahre mit einer einzigen Ausnahme nichts Hervorragendes auf-

zuweisen hat — diese eine Ausnahme bildet ein Schlachtengemälde des Artillerie-Lieutenants A. Popow, der sich mit seiner trefflich componirten, flott und expressiv gemalten und von feinem coloristischen Geschmack zeugenden Arbeit eine kleine goldene Medaille erworben hat —; der Beobachter der Modemanien des Residenzlers kann constatiren, daß die Tournüren noch immer an Umfang zunehmen und daß der Pasteur-Cultus abnimmt und daß, während die tonangebende Damenwelt jenem unästhetischen Höcker das Wort Mac Mahon's in den Mund legt: «j'y suis et j'y reste», die Anhänger der Tollwuth-Impfung immer mehr Leuten begegnen, die, ein bekanntes Dictum umkehrend, sprechen: «l'art est aisé, mais la critique est difficile», um dann aus Zweiflern Opponenten zu werden und was sie jüngst vielleicht gepriesen, nunmehr zu dem Abgethanen zu werfen; die Reihe jener Wohlthätigkeitsfeste hat begonnen, die verschiedene Gesellschaften und Vereine im Laufe der Wintermonate in letzthin immer wachsender Anzahl veranstalten unter dem Titel eines «bal masqué», wo nur die verschwindende Minorität maskirt ist und wo schon längst Niemand mehr tanzt, sondern wo, wie ich einmal ausführte, nur die Renommage, die Eitelkeit und die Langeweile, mit der Larve freundlichen Grinsens bedeckt, einen tollen, goldstreuenden Reigen aufführen um das goldene Kalb des Chics und der Mode ad majorem usum irgend einer Kasse und irgend ei es Fonds; u. s. w., u. s. w.

* * *

Wie Sie sehen: «tout Pétersbourg» hat keinen Mangel an Mitteln, die Zeit todtzuschlagen, und es gebricht weder ihm noch dem Rest der Residenzbevölkerung an Stoff zum Conversiren und Medisiren und die „Saison" nähert sich rasch ihrem Höhepunkt.

Aber da fällt mir ein — spät wohl, aber doch icht zu spät — daß ich Ihnen noch immer eine Erklärung dieses dem französischen «Tout Pa is» nachgebildeten Terminus schuldig bin. Und so mag denn in diesem 30. Briefe aus der Hauptstadt endlich einmal die Definition eines Ausdrucks gegeben werden, der wohl so ziemlich in jeder der 29 früheren Plaudereien vorgekommen sein mag.

«Tout Pétersbourg» — der Begriff dieses Wortes, das die hiesigen Fashion-Reporter so gern in ihre Berichte einfließen lassen, dürfte Ihnen kaum so geläufig sein, als Sie vermeinen. Und darum will ich's versuchen, dieses sonderbare Conglomerat, das nur eine entfernte Verwandtschaft mit seinem Pariser Namensbruder zeigt, zu analysiren. . . .

Tout Pétersbourg! Wenn ein als wetterfester Viveur bekannter Veteran der europäischen Diplomatie, der zur Zeit hier accreditirt ist, und ein ihm stammverwandtes Mitglied des diplomatischen Corps, das in Nichts die südliche Herkunft verräth und einem holländischen Mynheer weit ähnlicher sieht, denn einem spanischen Granden, und noch ein dritter Diplomat, der allbeliebte Vertreter der bedeutendsten orientalischen Macht, dessen Hôtel allwinterlich der gern aufgesuchte

Tummelplatz unſerer jeunesse dorée iſt; wenn ein gewiſſer, höchſt eleganter, durch und durch diſtinguirter, durch ſeinen Hohenzollernkopf bekannter Cavallerie-Brigade-General, die Zierde unſerer Hofbälle, und ein mit den Petersburger commerziellen und communalen Verhältniſſen gleich gut vertrauter General-Adjutant, der einſt ein berühmtes Schützenbataillon commandirte, und ein Börſennotar, deſſen Geſicht es verräth, daß er die Menus von Douan und Pivato auswendig kennt und deſſen Manieren man es anſieht, daß er im K. Yachtclub und im Engliſchen Club Habitué iſt; und ein in der Gaſtronomie nicht weniger als jener, dabei aber auch in dem Petersburger Bankweſen wohl erfahrenes Conſeilsmitglied zahlreicher Actienunternehmungen, von typiſcher jovialer Falſtaff-Geſtalt; wenn ein weißbärtiger, ſpeciell als Weltmann bekannter Admiral a. D., ein in unſeren ariſtokratiſchen Kreiſen verhätſchelter Portraitmaler, der einem franzöſiſchen Boulevardblatt-Redacteur weit eher gleicht, als einem ruſſiſchen Maler, und ein in allen Kreiſen populärer kleiner Landſchafter, der große Bilder malt; wenn einige ſchneidige Cavallerie-Lieutenants unſerer Elite-Truppen und einige beſchnittene Wechſelagenten und Börſenaffairiſten mit fremdklingendem Namen; wenn einige glattraſirte und einige weißbärtige charakteriſtiſche Köpfe, die den Kreiſen der Aeſthetiker, Kritiker, Belletriſten und Dramaturgen angehören; wenn ein italieniſcher Photograph, aus deſſen Bildern Sie entnehmen können, wie die Damen unſerer Theater gern ausſehen möchten, und ein italieniſcher Schneider, der ſich durch den trefflichen Schnitt ſeines hellen Beinkleides und durch ſeine diplomatiſche Kundſchaft auszeichnet — wenn das Alles zu Ihrer Dispoſition ſteht und Sie das gut durch einander rühren und noch ein Dutzend vornehmer älterer und jüngerer Militärs aller Waffengattungen, mit und ohne Frauen, und eben ſo viele Damen aus der «monde où l'on s'amuse» und desgleichen ein paar Modeärzte und dito Advocaten und einige wenige ältere Repräſentanten unſerer hohen Bureaukratie und noch ein Dutzend Geſandtſchafts-Attachés und Legations-Secretäre und Beamte für beſondere Aufträge der faſhionablen Kanzleien und einige wenige Künſtler der exotiſchen Bühnen und ein paar Directoren von Actien-Unternehmungen und das Handvoll „Faſhion-Reporter" dazu thun: dann haben Sie ſo ziemlich das «tout Pétersbourg» beiſammen, das, wie Sie ſehen, wenn es hoch kommt, aus ca. 250 buntſcheckig zuſammengewürfelten Perſonen beſteht und das Sie vollzählig antreffen werden nur an mehr oder weniger öffentlichen Orten, nie aber in einem Salon, denn im Privatleben gehen die Einzelnen auf verſchiedenen Wegen gruppenweiſe aus einander, obſchon ſie perſönlich ſich Alle unter einander auf's Beſte kennen.

* * *

«Tout Pétersbourg» begegnen Sie beim erſten Rennen der Saiſon und bei der öffentlichen Verſteigerung der Möbel von M-lle Blanche oder M-lle Diane; bei jeder ſenſationellen Première und im Boudoir jeder Primadonna, bei der Verhandlung eines Pſychopathen-Proceſſes und vor dem neueſten Tendenz-

Gemälde; Nachmittags an den Quais und auf dem Newſki und auf der Morſkaja; und Abends auf den Inſeln und auf der Pointe....

Aber verwechſeln Sie nur ja nicht «tout Pétersbourg» mit „ganz Petersburg“... Jenes iſt eine Metapher, die wir auf den Beſuch des „Arcadia“-Theaters beim erſten Auftreten von S-ra dell' Era, oder auf den des „Renaiſſance“-Gartens zum Benefiz der Schweſtern Martens anwenden konnten; „ganz Petersburg“ aber iſt eine Hyperbel, die wir gebrauchen, wenn wir beiſpielsweiſe den Leſern einen Begriff davon geben wollen, wie es an den Eröffnungstagen im „Zoologiſchen Garten“ ausſieht, oder in Peterhof, am Namensfeſte Ihrer Majeſtät der Kaiſerin....

In der Regel iſt «tout Pétersbourg» dort nicht zu finden, wo „ganz Petersburg“ hinpilgert, und über das Leben und Treiben dieſes letzteren wird nur ſelten berichtet; während «tout Pétersbourg» ohne ſeine den Reporterſtift handhabenden «swells» gar nicht zu denken iſt. «Tout Pétersbourg» geht ſeine eigenen Wege: wie für gewiſſe Junker der Menſch erſt mit dem Baron beginnt, ſo beginnen für dieſes gemeinhin die Künſtlerin und der Künſtler erſt, wenn ihnen jeder Tact, den ſie ſpielen oder ſingen, jedes Wort, das ſie ſprechen, jede Bewegung, die ſie machen, mit einem Zwanzigfrankenſtück oder einem Sovereign bezahlt wird; „ganz Petersburg“ dagegen iſt um ſo zufriedener, je weniger es zu zahlen hat, um welcher Eigenſchaft willen es von den „Faſhion-Reportern“ denn auch recht gründlich verachtet wird; denn wer nicht mit dem Gelde um ſich werfen will oder kann, der iſt ihnen auch nicht «admis». «Tout Pétersbourg» treibt Politik beim Nachtiſch „zwiſchen dem Käſe und der Birne“, oder vor dem Kamin der Clubs; „ganz Petersburg“ aber allenfalls beim Seidel Bier oder einer Flaſche Krimſchen Rothſpohns, für gewöhnlich jedoch gar nicht; «tout Pétersbourg» betrachtet die Newa-Reſidenz in erſter Linie als eine Filiale des Seine-Babels; „ganz Petersburg“ aber als ſeine Heimath.

«Tout Pétersbourg» — doch ich ermüde Sie gewiß ſchon mit dieſer ſo weit ausgeſponnenen Parallele, die ſich aber noch länger fortſetzen ließe; ich will Sie daher zum Schluſſe nur noch darauf aufmerkſam machen, daß bisweilen Beide auch etwas gemeinſam haben — frappante Gleichgiltigkeit z. B. gegenüber gewiſſen öffentlichen Dingen und Intereſſen, vornehmlich auf communalem Gebiete...

Das trat auch jüngſt wieder zu Tage anläßlich unſeres „Kampfes um's Licht“. Wären nicht die böſen Zeitungen mit ihren boshaften Witzen dageweſen, wer weiß, ob der große Wettkampf zwiſchen Gas und Elektricität auch nur ſo viel Intereſſe erregt hätte, als noch der Fall war.

* * *

Die Geſchichte dieſes unſeres nun ſchon Jahr und Tag währenden „Kampfes um's Licht“ iſt eine gar tragikomiſche und dabei eine ſo lange und ſo verwickelte, daß ich hier ſie nur in einigen wenigen Grundzügen ſkizziren kann.

Mindeſtens drei Jahre alt iſt bereits dieſer Wettkampf zwiſchen der Elek-

tricität und dem Gas und wie lange er schon ein besonders scharfer ist und wie lange schon zwischen Duma und Residenzbevölkerung der Antagonismus in der Beleuchtungsfrage ein arg zugespitzter ist, das geht u. A. auch daraus hervor, daß dieser Tage auf einem unserer philanthropischen Kostümfeste ein Mann den ersten Masken-Preis sich holte, weil er in einer mehr oder weniger sinnreichen Weise mit seinem Kostüm jenen Kampf veranschaulichte; indessen hat bereits im vorigen Herbst ein anderer Herr für ein genau dieselbe Idee ausnützendes Maskengewand desgleichen einen Preis erhalten. . . . Nicht wahr — das ist charakteristisch genug?

Vor drei Jahren war es, als die Firma „Siemens & Halske" sich um die Concession zur elektrischen Beleuchtung der Stadt zu bewerben begann und zu dem Behufe zunächst gar unentgeltlich auf dem Newski und der Morskaja Kabel legte und Candelaber aufstellte, die auf die pygmäenhaften Gaslaternen-Pfosten mitleidig lächelnd herabblickten. Dafür beanspruchte die Firma das Recht, dieselben Kabel für Anlegung elektrischer Beleuchtung in Privathäusern, Magazinen u. s. w. benutzen zu dürfen.

Und es fing ein Hin und Her an zwischen der Firma und dem Stadtamt und der städtischen Beleuchtungs-Commission; ein Parlamentiren und Conferiren, ein Moniren und Referiren und Protestiren und Repliciren, ein Concipiren und Scribiren schier ohne Ende. . . . Das erscheint dem Nicht-Petersburger ganz unbegreiflich: „Wie, man bietet Euch für einen mit der Zeit gar noch geringeren Preis, als der Eures miserablen Gaslichts, eine residenzwürdige elektrische Beleuchtung an und Ihr greift nicht sofort mit beiden Händen zu?"

Sachte, sachte! Jedes Räthsel hat seine Lösung. So auch dieses. Sie wissen aber nicht, daß die Gasbeleuchtungs-Gesellschaft eine stark mit Actien derselben versehene mächtige Partei in der Duma besitzt. Da helfen alle Concessionen seitens der Firma nichts; man blieb immer dabei: Du willst die elektrische Beleuchtung in der Stadt „monopolisiren", das können wir nicht zulassen! Und man vergaß dabei zweierlei: einmal, daß die Herren Siemens & Halske durchaus kein Monopol verlangten, sondern nur die Zusicherung, daß — was doch nicht mehr als recht und billig war — jeder Concurrent in die gleichen Bedingungen gestellt würde, wie sie; sodann aber wußte man plötzlich nichts mehr davon, daß andererseits die Gasbeleuchtungs-Gesellschaft wirklich im Besitze eines Monopols ist. . . . Man wollte uns nun einmal nicht gründlich „heimleuchten", obschon das den Herren Stadtvätern in diesem Falle wahrlich Niemand übel genommen hätte.

* * *

Besonders charakteristisch in dieser Beziehung waren zwei Sitzungen der Duma in den letzten Monaten: die am 24. September und die am 5. November.

In der ersten derselben handelte es sich gar nicht einmal um ein weiteres Attentat auf die Actien der Gasgesellschaft, sondern lediglich um Verbesserungen

und Verſchönerungen in puncto Beleuchtung jener Straßen, wo dieſelbe bereits von der vielgenannten Firma beſorgt wird.

Man wollte es meinetwegen geduldig tragen, daß nach wie vor die Seitenſtraßen, die auf die Perſpective und in die Morſkaja münden, ſchauerlichen Canälen zum Meere der Finſterniß gleichen, aus denen nur hier und da ein unheimlich rothglühendes Todtenlämpchen aufſchimmert, und daß, wenn man vom Newſki-Proſpect in eine der Seitenſtraßen einbiegt, man alle Mal die Empfindung hat, als ob man aus einem hell erleuchteten Saal in einen dunklen Corridor hineingeſtoßen werde, und der gleich uns geblendete Kutſcher es gar ſchwer hat, ſo lange das geblendete Auge ſich an die Dunkelheit noch nicht gewöhnt hat, gefährliche Colliſionen zu vermeiden. . . .

Nein — es galt etwas Anderes an jenem denkwürdigen Mittwoch.

Drei Fragen waren es, die das Stadtamt den Communal-Vertretern vorlegte: über eine Veränderung der Beleuchtungs-Apparate auf dem Newſki-Proſpect; über Verbeſſerung der Beleuchtung in einzelnen Theilen der Stadt und über Vertagung der Beleuchtung der Morſkaja (sc. Moika) auf der kurzen Strecke von der Pozelujew-Brücke bis zum Poſtamts-Brückchen mit elektriſchen Laternen.

Und der Stadthauptmann war es, der die Sache angeregt hatte. Er erklärte die Gasbeleuchtung auf der Strecke zwiſchen den ſoeben genannten Brücken für ganz miſerabel, mit welcher Erklärung er ſicher nicht vereinzelt daſteht, und fragte an, „ob es nicht für möglich erachtet werden könne", hier einen Theil des Gaſes zu verwenden, das man jetzt auf dem Newſki-Proſpect und der Morſkaja, in Folge der elektriſchen Beleuchtung, erſpare.

In einem anderen Schreiben hielt General-Lieutenant Greſſer der Duma ein kleines Privat-Colleg über Aeſthetik. Er machte ſie darauf aufmerkſam, daß die verſchiedenartige Aufſtellung der elektriſchen Laternen auf dem Newſki-Proſpect, vom Nikolai-Bahnhof bis zur Morſkaja, und dann wieder dieſe entlang, durchaus nicht „dem ſchmucken Ausſehen der Reſidenz entſpreche, das die Stadtverwaltung doch ſonſt augenſcheinlich anſtrebe". Ferner wies er ſie auf den ebenfalls häßlichen Contraſt hin, den in dieſem Winter die längs dem Winterpalais und bei der Alexander-Colonne einzuführende elektriſche Beleuchtung mit den Nachtlampen längs dem Generalſtabs-Gebäude bilden würde, wodurch der ganze Platz ein unangenehmes Ausſehen erhalten müßte, und ſchlug demzufolge vor, diejenigen elektriſchen Laternen, die bei der im nächſten Punkt befürworteten Veränderung disponibel würden, zur entſprechenden Verſchönerung dieſes Platzes zu benutzen und ſie an die Stelle der heute noch dort ſtehenden Gaslaternen zu ſetzen. Endlich berief er ſich, was die Aufſtellung der Laternen auf der Perſpective betrifft, auf das Vorbild der Palaisverwaltung, die doch ſicher die bequemſte und die beſte Art gewählt haben werde, und die ſich dafür entſchloſſen habe, die lichtſpendenden Säulen nicht, wie auf dem Newſki (zwiſchen der Morſkaja und der Aniſchkow-Brücke) der Fall iſt, längs dem Trottoir, ſondern in der Mitte der zu beleuchtenden Strecken, aufzuſtellen — was beſſer iſt, mag

übrigens eine offene Frage bleiben — und ersuchte die Stadtverwaltung, eine dem entsprechende Veränderung auf dem erwähnten Theil der Perspective vorzunehmen, um so mehr, als die Firma Siemens & Halske sie unentgeltlich ausführen würde.

In unbegreiflichem Optimismus äußerte der Herr Stadthauptmann am Schlusse seines vom Frühling oder vom Juni datirten Schreibens die allzu kühne Hoffnung, „daß alle seine Vorschläge noch vor dem Beginn der Winter-Beleuchtungssaison zur Ausführung gelangen könnten, natürlich unter der Voraussetzung, daß das Stadtamt die entsprechenden Dispositionen noch im August treffen würde".

An jenem Mittwoch schrieben wir den 24. September und man beschloß in dieser Sitzung, mit der Firma Siemens & Halske einen „endgiltigen" Contract — am 1. November abzuschließen und setzte im Uebrigen den Vorschlägen dieser Firma und des Stadthauptmannes ein allgemeines Schütteln des Kopfes entgegen und es blieb beim Alten: beim alten Kampfe zwischen Gas und Elektricität, zwischen Actien und Consortium, und bei der — alten Dunkelheit.

Sehr charakteristisch ist übrigens die Motivirung seitens des Stadtamtes, warum es das Anerbieten der Firma zurückwies. Dieselbe wollte die Umstellung der Laternen für eigene Rechnung übernehmen und erbat sich dafür nur die Berechtigung, Kabel längs der Liteinaja und der Großen Sjadowaja zur Beleuchtung von Privathäusern legen zu dürfen. Quod non — erklärte das Stadtamt ganz offen: das könnte eine Verringerung des Gasconsums zur Folge haben! Und als nun gar die Firma sich anheischig machte, den Ansprüchen der Stadthauptmannschaft ohne irgend welche Remuneration gerecht werden zu wollen, da hieß es:

„Die Aufstellung der Laternen in der Mitte des Newski-Prospects kann bei seiner Belebtheit Unglücksfälle herbeiführen (aber auf der engeren Morskaja wurde dieser Modus trotzdem acceptirt?); das Aussehen der Straße aber würde dabei nichts gewinnen und man müßte das Pflaster aufreißen (im Sommer wäre das doch nicht gar so schlimm gewesen, da es ja allenthalben so wie so geschieht!)...

In der Duma selbst aber, da wurde am 24. September eifrig Aesthetik getrieben.

Die Vertreter der Schönheitsgesetze und der Aufklärung waren vornehmlich Baron Korff, das Stadthaupt W. J. Lichatschew, Graf A. A. Bobrinski u. A.; gegen sie und für die Häßlichkeit und die Finsterniß traten die Herren Pokatilow, Remidowski, Domontowitsch ꝛc. auf.

Und nicht einmal rein ökonomischen Argumenten öffnete die Opposition ihr Ohr. So wies das Stadthaupt vergeblich darauf hin, daß die Stadt ohne Kosten besser beleuchtet würde; man spare nämlich bei der Mitten-Aufstellung elf Laternen, die anderweitig verwendet werden könnten; wenn man das aber nicht wolle, so würde doch jedenfalls auf diese Weise die Beleuchtung des Newski-Prospects gegen 30 pCt. billiger werden. Baron Korff demonstrirte am Lustre

des Saales, der doch in der Mitte hänge und nicht an den Seitenwänden, daß die Aufgabe darin beſtände, die Straße, nicht aber die Hausmauern, Aushängeſchilder und Privatwohnungen zu beleuchten; Graf Bobrinſki wies nach, daß es für den Verkehr jedenfalls bequemer und für die Fußgänger ſicherer ſei, wenn die Laternen in der Mitte ſtänden u. ſ. w. Das Alles half nichts.... Nachdem man eben dem Baron Korff von allen Seiten zugerufen hatte: „richtig, ſo iſt's!“ ertönten dieſelben Rufe, als Herr Pokatilow — auch er iſt Aeſthetiker, wie man ſieht — einwandte, man dürfe den Newſki-Proſpect nicht durch die Aufrichtung einer Reihe von „Galgen“ in der Mitte verunſtalten. Stadtverordneter Remidowſki aber machte zwei Fälle namhaft, wo Fuhrwerke mit den Pfählen auf der Morſkaja in Colliſion geriethen: in dem einen Falle zerſchlug ſich ein koſtbarer Traber den Schädel, in dem anderen wurde die Droſchke zerbrochen.

„Nun,“ erwiderte das Stadthaupt, „dann müßte man ja auch den Fußgängern verbieten, die Straße zu paſſiren: ſie könnten ja überfahren werden! Und die Eiſenbahnen müßten verboten werden: es kommen ja Menſchen auf ihnen um! Und Aushängeſchilder dürften nicht mehr an den Häuſern angebracht werden: ſie können ja herunterſtürzen!“

Und ſo ging's fort, und das Ende dieſer äſthetiſch-ökonomiſch-communal-adminiſtrativen Discuſſion war, wie geſagt, ein abermaliges «non possumus!» . . .

Inzwiſchen rückte der 1. November heran: er brach an, er war zu Ende und der Contract war noch immer nicht geſchloſſen! Am 5. fand Duma-Sitzung ſtatt, auf deren Ausgang man geſpannt ſein konnte, denn es war bekannt, daß die Firma Siemens & Halske eine Art Ultimatum geſtellt hatte, in dem ſie bis an die äußerſte Grenze der Möglichkeit in ihren Conceſſionen ging; das Geſuch wurde vom Stadthauptmann befürwortet und von ca. 200 Firmen von bedeutenden Luxus- und anderen Magazinen unterſtützt. Doch man wollte von ihr nichts wiſſen.... Warum nicht? Ihr ganzes Vergehen beſtand darin, daß ſie mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung der Reſidenzbevölkerung und ihrer Communalvertretung ein Licht darüber aufgeſteckt hatte, wie die Gas-Actien im Dunkel trefflich gedeihen und ſteigen; ſie hatte ferner die weitgehendſten Zugeſtändniſſe gemacht und verlangte nur ein Privilegium für eine kurze Reihe von Jahren, um auf ihre Koſten zu kommen. Das war allerdings unerhört! Und: „Fort mit der Elektricität, die ſich monopoliſiren laſſen will!“ hieß es nach wie vor. „Kreuzigt die Firma!“ rief dieſelbe Verſammlung, die vor drei Jahren ſie mit einem „Hoſiannah!“ begrüßt hatte.... Und ehe noch die Reporter ihre Berichte fertig hatten, verkündete um halb 6 Uhr das plötzliche Verlöſchen aller elektriſchen Straßenlaternen, wie die Entſcheidung gefallen war.

„Und es ward dunkel!“ Eine Majorität von 56 contra 48 Stimmen hatte das Urtheil abgegeben, das 8- bis 900,000 Reſidenzbewohner wieder in die tiefe Finſterniß zurückſtieß, und der Gashahn kreiſchte laut auf vor Freude und blinzelte durch die trüben Scheiben der Laterne nunmehr ſeinerſeits höhniſch

zu den mächtig ragenden Galgen hinauf, an denen acht Dunkelmänner die Elektricität gehenkt hatten.

Aber das Beste kommt noch. Nämlich eine Woche später, da leuchteten die Glühkerzen wieder auf! Was war geschehen? Nun — der Stadthauptmann hatte sich, offenbar auf noch höheren Orts laut gewordenen Wunsch, in's Mittel gelegt und nächster Tage soll die lang geprüfte Firma einen Contract in Händen haben, wie sie ihn sich gar nicht hatte träumen lassen: sie hatte zuletzt auf sechs Jahre die Concession für Straßen- und Hausbeleuchtung verlangt, wobei sie den Preis für jene von 17 Kop. auf 8½ Kop. pro Laterne und Stunde herabsetzte. Der neue Entwurf lautet auf 12 Jahre, mit einem Preise von 17 Kop. und freilich unter Ausschließung eines Privilegiums für die Hausbeleuchtung. Aber die bleibt ja doch in ihren Händen, denn — wo ist die derartig ausgerüstete Concurrenz, die es wagen könnte, jetzt gleich mit den Herren Siemens & Halske den Kampf aufzunehmen?

Die Duma hat den Schaden und braucht somit für den Spott nicht zu sorgen!

* * *

Nicht wahr, die Geschichte ist wirklich recht tragikomisch, die Geschichte unseres „Kampfes um's Licht", fast so tragikomisch wie die Geschichte unserer musikalischen „Kutschka".

Was das ist? „Kutschka" heißt „Häuflein" und diese „Kutschka" ist Jedermann bekannt, der mit dem musikalischen Leben und Weben unserer Residenz vertraut ist. . . . Dieser „Areopag verkannter Genies russischer Zukunftsmusik", dieses „Häuflein", das auf sein Banner die Namen Cui, Rimski-Korssakow und Mussorysti geschrieben hat und zu dem auch die Herren Glasunow, Balakirew, Borodin, Ljadow und einige Andere gehören — es recrutirt sich inmitten des Völkchens unserer musikalischen Künstler aus den Ultra-Radicalen, die nichts, als sich und ihr Dogma als unfehlbar gelten lassen, ein Dogma, das in so fern eigentlich auf dem Kopfe steht, als es mit seinen Füßen, wie gesagt, in blauer Zukunft baumelt.

In dem bitteren Gefühle nun, daß unsere musikalischen Körperschaften, allen voran die K. R. Musikalische Gesellschaft, die arme russische Musik so, wie die „Kutschka" sie versteht und allein verstanden wissen will, gar stiefmütterlich behandeln, hatte das „Häuflein" beschlossen, in dieser Saison einmal einen Cyclus „r u s s i s c h e r" Symphonie-Concerte zu veranstalten. Warum? Unsere „K. R. Musikalische Gesellschaft" vernachlässigt in ihren weltberühmten winterlichen 10 Symphonie-Concerten nationale Musik doch wahrlich nicht — aber russische Zukunftsmusik spielt auf ihrem Programm allerdings gar keine Rolle. Das war die Genesis der Symphonie-Concerte, die von Mitte October bis Mitte November im Saale Kononow stattfanden. . . .

Manches Organ hat das Unternehmen mit Freuden begrüßt und als eine „nationale That" verhimmelt. „Diese Concerte — hieß es u. A. in einem der-

ſelben — tragen doch in Etwas dem Gefühl gerechten Aergers und Unwillens Rechnung, das Einen befällt, wenn man der Rolle der Erniedrigung und Bedrückung gedenkt, die ſo verhängnißvoller Weiſe den einheimiſchen Componiſten zugewieſen worden iſt.“ Andere Organe haben anders geurtheilt. . . . Und iſt's nicht wirklich ſonderbar, daß eine national-patriotiſche Muſikgeſellſchaft keinen Platz hat für einen Sſerow, Rubinſtein, für Naprawnik und nur ein gar kleines Plätzchen für Namen, wie Glinka und Tſchaikowſki? Wer ſind denn die Vertreter der nationalen Muſik, wenn nicht dieſe? Aber — aber die Muſik Dieſer iſt nicht die der „Kutſchka“ und da werden ſie von den mit einem Mantel des Pſeudopatriotismus ihre egoiſtiſchen und excluſiven Zwecke deckenden Gliedern des allein ſeligmachenden Areopags einfach exilirt. Sie ſind „Ketzer“ und damit baſta! Und ihre Namen fehlten ſomit auf dem Concert-Programm der „Nationalen“. . . .

Und das Publicum?

Ach — es ſah gar leer aus in dem Kononow'ſchen Saal am erſten und an den übrigen Abenden. «Tout Pétersbourg» fehlte ſo gut, wie „ganz Petersburg“ und man konnte faſt glauben, es ſeien die Apoſtel und Adepten des ruſſiſchen muſikaliſchen Radicalismus ganz allein unter ſich. Uebrigens ſchienen auch die ungemein hohen Preiſe dafür zu ſprechen, als wolle man in der That möglichſt „ungeſtört“ bleiben.

Ob überhaupt im Princip ein künſtleriſches Unternehmen, das ſich nicht auf den Boden des «l'art n'a pas de patrie» ſtellt, lebensfähig iſt? Nicht jeder „Patriot“ iſt auch Kunſtſchwärmer und gar viele Kunſtſchwärmer denken im Allgemeinen, daß die Kunſt mit nationalem Antagonismus und pſeudopatriotiſchen Dogmen nichts zu thun habe und bleiben dort gerne weg, wo Dogma und Tendenz die Kunſtidee ſelbſt überwuchern, und das erſt recht, wenn dieſe in ihrer ſpecifiſchen Eigenheit von der Maſſe auch der nationalſten Kunſtverſtändigen und Kunſtſinnigen gar nicht einmal für ſo ganz exiſtenzberechtigt gehalten wird. . . .

Ich glaube kaum, daß die „Kutſchkler“ im nächſten Jahre noch einmal ein ſolches Fiasco zu inſceniren Luſt verſpüren ſollten; wohl aber glaube ich, daß es jetzt an der Zeit iſt, zu ſchließen und Ihnen nur noch zuzurufen: „Fröhliche Weihnachten!“ J. Norden.

# Vom Büchertiſch.

Je näher die Weihnachtszeit heranrückt, um ſo raſtloſer und fieberhafter wird die Thätigkeit der Verleger und Buchhändler, um noch rechtzeitig all die Bücher und Büchlein auf den Markt zu bringen, und um ſo unmöglicher wird die Aufgabe des Bücherreferenten, der übernommenen Pflicht gerecht zu werden und den Leſern auch nur annähernd ein Bild von dem Reichthum zu geben, den Dichtung und bildende Kunſt einzeln für ſich oder in harmoniſchem Zuſammenwirken mit freigebiger Hand ausſtreuen. Zu den alten bewährten Lieblingen des Publicums, die in friſchem Feſtgewande erſcheinen, um ihren Platz auf dem Geſchenktiſch unter dem funkelnden Weihnachtsbaum einzunehmen, geſellen ſich zahlloſe neue, die ihnen den Rang ſtreitig zu machen oder wenigſtens neben ihnen in beſcheidener Weiſe ihre Stellung zu behaupten ſuchen.

Da kommen Ebers und Guthe und bieten für den Preis von 36 Rbl. in zwei großen Folio-Bänden eine neue Ausgabe ihres Prachtwerks „Paläſtina in Bild und Wort“, das mit Gediegenheit des Textes eine außerordentlich reiche Ausſtattung verbindet; da wird allen Freunden der heiteren Muſe Rud. Baumbach's für 18 Rbl. ſein einziges größeres Proſawerk „Trutzgold“ in kunſtvollem Bilderſchmuck vorgelegt; da reicht Fr. Hellwald dem wiſſensdurſtigen Leſer den 1. Band ſeiner Prachtausgabe „Frankreich in Wort und Bild“ für den verhältnißmäßig geringen Preis von 15 Rbl. dar. Ihnen folgt Paul Thumann, der ſympathiſche Illuſtrator, mit dem ſchönen „Vater-Unſer in Bildern“, das nicht mehr als 12 Rbl. koſtet; Frida Schanz, die Dichterin des preisgekrönten Studentenliedes, widmet den Frauen ein neues, vornehm ausgeſtattetes Prachtalbum deutſcher Lyrik unter dem Titel „Für's Frauenherz“ (12 Rbl.); von alten Bekannten nahen der Meiſterroman des noch friſch im Gedächtniß des deutſchen Volkes fortlebenden Joh. Victor v. Scheffel, der unverwelkliche „Ekkehard“, und das heitere Kind der romantiſchen Laune des unvergeſſenen Joſ. v. Eichendorff, „Aus dem Leben eines Taugenichts“, beide in reichem Prunkgewande mit zahlreichen Illuſtrationen ausgeſtattet, die den Preis von 12 Rbl. für das erſte und von 15 Rbl. für das zweite, welches nicht weniger als 38

Heliogravüren enthält, nicht zu hoch erſcheinen laſſen. Allen Verehrern des Goetheſchen „Fauſt“ bietet Alexander Zick Gelegenheit, für 7 Rbl. 20 Kop. ihre Hausbibliothek mit einer neuen Prachtausgabe dieſer unerreichten Dichtung zu bereichern, deren Illuſtrationen denen Wilh. Kaulbach's und F. Krehling's nicht nachſtehen. Die Wagnerſchwärmer haben in einem Bilderwerk unter dem Namen „Wagner's Parcival“, welches in Quartformat 12 Rbl, in Cabinetformat 3 Rbl. 60 Kop. koſtet, eine hübſche Sammlung von 9 Darſtellungen der weſentlichſten Scenen des letzten Meiſterwerks des Dichtercomponiſten. Auf dem Gebiete der künſtleriſchen Vervielfältigung hervorragender Gemälde und Sculpturen durch bildliche Reproduction bietet der ſoeben erſchienene 8. Band der „Meiſterwerke der Holzſchneidekunſt“ (elegant gebunden 10 Rbl. 80 Kop.), der ſich ſeinen 7 Vorgängern in würdiger Weiſe anreiht, eine wahre Fundgrube von reichen Schätzen, welche die Bekanntſchaft mit den hervorragendſten Erzeugniſſen der bildenden Kunſt vermitteln. Freunden eines geſunden, friſchen Humors und heiterer Spottluſt liegen in den Lichtdruckbildern aus des leider zu früh verſtorbenen, genialen A. Hendſchel Skizzenbüchern für 12 Rbl. und in dem Wilhelm Buſch-Album für den gleichen Preis zwei überaus dankenswerthe Gaben vor, von denen die erſte eine ganze Fülle der poeſievollſten und ergötzlichſten ernſten und heiteren Skizzen aufweiſt, während die zweite die luſtigen Reime und Zeichnungen des als heiterer Carricaturenzeichner und als Dichter der geiſt- und humorvollen kleinen Erzählungen in ſog. Knüppelverſen brillirenden Originalgenies zuſammenfaſſend enthält. Es folgen noch die ſchon von früher her allgemein bekannten Collectionen der „Schiller- und Goethe-Gallerie“, der Illuſtrationen zu einzelnen Werken Heine's, Chamiſſo's, Hamerling's, Wolff's, Dahn's, Ebers', Shakeſpeare's und Reuter's, deren Preiſe ſich in den Grenzen zwiſchen 9 und 15 Rbl. bewegen.

Beſonders erwähnt ſeien noch zwei Werke, die neuerdings das Licht der Welt erblickt haben. Das erſte iſt die „Berliner bunte Mappe“ mit Originalbeiträgen von Berliner Künſtlern und Schriftſtellern (Verlags-Anſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft in München). Dasſelbe bildet eine dankenswerthe Parallel-Ausgabe zu der in den früheren Jahren erſchienenen Münchener „Bunten Mappe“ und ſucht von dem Berliner Kunſtleben, ſo weit dasſelbe ſich auf den Gebieten der Malerei und des Schriftſtellerthums äußert, ein möglichſt umfaſſendes Bild zu geben. Ob in der That die maßgebendſten literäriſchen und Künſtler-Individualitäten Berlins daſelbſt in entſprechender Vollſtändigkeit vertreten ſind, vermögen wir von hier aus nicht zu entſcheiden. Immerhin dürfte aber das dankenswerthe Unternehmen, welches ſich durch tadelloſe Ausſtattung und ſorgfältige Ausführung der Kunſtbeilagen auszeichnet, genügendes Material enthalten, um trotz aller bunten Mannigfaltigkeit in dem Gebotenen die Eigenart der norddeutſchen Literatur und Kunſt in den weſentlichſten Zügen erkennen zu laſſen. Von den ſchriftſtelleriſchen Kräften Berlins finden wir in der Sammlung durch Beiträge vertreten: Fontane, Gneiſt, Herm. Heiberg, Hans Hopfen, der übrigens

mehr Süd- als Norddeutſcher iſt, Jul. Rodenberg, Spielhagen ꝛc., von Künſtlern: Amberg, Bleibtreu, Gentz, Harrach, A. v. Heydn, Knaus, Menzel, Meyerheim, Thumann und A v. Werner, und ſchon dieſe Namen allein ſind eine Bürgſchaft für den Werth und die Gediegenheit der Sammlung.

Das andere Werk, das wir beſonders hervorheben möchten, trägt den Titel „Berliner Humor vor 50 Jahren“, nach Zeichnungen von B. Dörbeck (Berlin, Mitſcher & Röſtell). Dasſelbe bringt auf 23 Tafeln 31 Zeichnungen in colorirtem Lichtdruck mit entſprechenden Unterſchriften im Berliner Dialekt, welche Scenen aus dem Volksleben darſtellen und in ihrer Eigenart faſt einen Hauch Hogarth'ſchen Geiſtes verſpüren laſſen. In ihnen prägt ſich der Humor des Berliners aus früherer Zeit, wo ſein Witz noch nicht die beißende Schärfe der durch die politiſchen Gegenſätze zerfreſſenen Gegenwart aufzuweiſen hatte, mit ſeiner ganzen gemüthlichen Harmloſigkeit in ſehr anſprechender Weiſe aus, und das Wort, das der bekannte Kunſthiſtoriker Franz Kugler dereinſt über den bereits im Jahre 1835 verſtorbenen Künſtler und ſeine Werke ausgeſprochen, findet jetzt ſeine volle Beſtätigung: „Die Dörbeck'ſchen Blätter ſind ein meiſterhaft geſchriebenes Capitel in der Stadtgeſchichte Berlins, ſie werden unſeren Nachkommen in dieſem Bezug von unſchätzbarem Werthe ſein.“ Aber nicht nur als künſtleriſch und culturhiſtoriſch gleich werthvolles Werk hat dasſelbe für uns Bedeutung; wir Balten haben noch einen beſonderen Grund, ihm unſer lebhaftes Intereſſe zuzuwenden: iſt doch ſein Verfaſſer einer der Unſeren, ein Landsmann von uns. Franz Burchard Dörbeck war — wie wir einer biographiſchen Skizze des „Inlands“ über den Künſtler entnehmen — als der Sohn eines geachteten Bürgers, des Schneidermeiſters Friedr. Burchard Dörbeck, deſſen Großvater aus dem Heſſiſchen in Livland eingewandert war, und der Helene Dorothea, geb. Rakosnik, am 10. Februar 1799 in Fellin geboren. Von ſeiner Mutter, die eine beſondere Geſchicklichkeit im Ausſchneiden von Silhouetten beſaß, hat er das Talent zum Zeichnen geerbt, welches er ſchon als Kind mit Luſt und Liebe übte, in ſeiner Vaterſtadt, wo er die Kreisſchule beſuchte, aber weiter auszubilden nur wenig Gelegenheit fand. Er trat daher in der Folge aus der Secunda der Kreisſchule aus und wurde von ſeinem Vater nach Petersburg geſchickt, wo er ſich in der Kunſt der Kupferſtecherei ausbildete und ſchließlich als 18jähriger Burſche eine Anſtellung als Graveur in der Expedition zur Anfertigung der Staatspapiere erhielt. Von hier ſiedelte er im Jahre 1820 nach Riga über und ernährte ſich daſelbſt nothdürftig mit ſeiner Kunſtfertigkeit, ohne indeß irgend welche Ausſichten auf höhere Vervollkommnung zu haben. Es trieb ihn daher weiter fort und erſt Berlin, wo wir ihn im Frühjahr 1823 treffen, gab ihm die erforderliche Anregung und Gelegenheit zur vollen Entfaltung der in ihm ſchlummernden Fähigkeiten. Namentlich entwickelte er eine ungemeine Fertigkeit in lebendiger Auffaſſung und Darſtellung von Scenen des gemeinen Lebens, die ihm allgemeinen Beifall eintrugen. Sein Album academicum mit Scenen aus dem Burſchenleben in zwei Heften, ſeine Berliner Koſtüme, Tagesbegebenheiten

und Berliner Redensarten haben ſeinen Namen weit und breit bekannt gemacht und ſtellen ſich dem Beſten in ihrer Gattung an die Seite. Es war dem vom Leben viel herumgetriebenen Manne, der auch in häuslicher Beziehung kein leichtes Schickſal hatte, da ihm zwei Frauen durch den Tod entriſſen wurden, während ihn die dritte, eine Tochter des Kupferſtechers Heſſel in Berlin, überlebte, nicht beſchieden, die Mittagshöhe ſeines Lebens und Talents zu erreichen, er ſtarb bereits im 36. Lebensjahre. Aber wie werthvoll das von ihm Geſchaffene geweſen, dafür ſpricht deutlicher, als alles Andere, der Umſtand, daß man es nunmehr für geboten gehalten, eine neue Ausgabe der Werke des bereits ſeit einem halben Jahrhundert Verſtorbenen zu veranſtalten. So ſei dieſe intereſſante Zuſammenſtellung der beſten Kunſtſchöpfungen eines halbvergeſſenen Landsmannes den oſtſeeprovinziellen Landsleuten denn auch ganz beſonders empfohlen.

Ein anderes culturgeſchichtliches Werk von größerer Bedeutung, deſſen wir an dieſer Stelle bereits in anerkennender Weiſe Erwähnung gethan, liegt uns zwar nicht abgeſchloſſen vor, dürfte aber bis zum Weihnachtsfeſt, für welches es ſich ganz beſonders als paſſende Feſtgabe eignet, auch hier bereits vollſtändig eingetroffen ſein: wir meinen die vortreffliche, im rühmlich bekannten Grote'ſchen Verlage in Berlin erſchienene „Culturgeſchichte des deutſchen Volkes“ von Otto Henne am Rhyn, von der uns bisher die drei erſten Abtheilungen zugegangen ſind. Die beiden auf die erſte folgenden Abtheilungen rechtfertigen die hohen Erwartungen durchaus, welche der erſte Theil hervorrief. Dieſelben ſind faſt noch reicher ausgeſtattet, was die Kunſtbeilagen und die illuſtrative Seite anlangt, als ihr Vorgänger. In ſauberſter Ausführung wird uns neben einer Reihe von ſonſtigen culturhiſtoriſch werthvollen bildlichen Darſtellungen, die man faſt als einen culturhiſtoriſchen Atlas umfaſſendſter Art bezeichnen möchte, die ganze Entwickelungsgeſchichte der deutſchen Trachten, das Ritter- und Turnier-Weſen u. ſ. w in überſichtlicher Gruppirung vor Augen geführt und der Text des Buches bietet ein auf ſorgfältigen Studien beruhendes Bild des allmählichen Fortſchritts der deutſchen Cultur, das mit Liebe gezeichnet iſt und keinen weſentlichen Zug außer Acht läßt. Schon das bloße Durchblättern des Werkes läßt den hohen Werth deutlich erkennen, den das Buch als umfaſſendes Bildungsmaterial beſitzt. Dabei iſt trotz der pompöſen Ausſtattung der Preis ein ſo geringer — 20 Mark für das abgeſchloſſene Werk — daß es auch den weniger bemittelten Kreiſen zugänglich iſt und als echter Hausſchatz in keiner Familie fehlen ſollte, die ſich die Pflege des Sinnes für die Geiſtes- und Culturentwickelung des deutſchen Volkes angelegen ſein läßt. Die Grote'ſche Verlagshandlung hat ſich mit dieſer Edition ein neues ſchönes Verdienſt zu ihren zahlreichen bisherigen Verdienſten um das geiſtige Leben der deutſchen Nation erworben.

Noch weiter greift ſeiner ganzen Anlage nach ein anderes Werk, wenn dasſelbe auch auf den äußeren Bilderſchmuck verzichtet, welcher dem vorſtehend beſprochenen zu nicht geringem Theil ſeinen Werth und ſeine Bedeutung gab. Wir

meinen die „Geſchichte der Weltliteratur in überſichtlicher Darſtellung von Dr. Adolf Stern“, Verlag der Rieger'ſchen Buchhandlung in Stuttgart, von welcher uns zugleich mit dem Proſpect die erſte Lieferung vorliegt. Das Werk iſt, wie der Proſpect mittheilt, aus Vorleſungen hervorgegangen, welche der Verfaſſer gehalten und in denen er ſich die Aufgabe geſtellt hatte, ſeine Hörer, bevor er ſie in die Einzelliteraturen einführte und mit den großen Einzelerſcheinungen eingehend vertraut machte, über das ganze Gebiet der vergleichenden Literaturgeſchichte hinweg zu führen, ihnen auf raſchem Gang die Anfangs- und die Zielpunkte der literariſchen Entwickelung zu zeigen, ſie den gewaltigen Umfang des Gebiets überblicken zu laſſen. Ueberall macht ſich Selbſtändigkeit der Auffaſſung geltend und erfreut eine Sprache, die in aller Gedrungenheit feſſelt, intereſſirt, durch Anſchaulichkeit und Wärme anmuthet. Die „Geſchichte der Weltliteratur“ entbehrt eines in großen Zügen gegebenen culturhiſtoriſchen Hintergrundes nicht und trägt der mehr und mehr erkannten Wechſelwirkung zwiſchen dem Völkerleben, dem ſocialen Daſein und der Dichtung volle Rechnung. Sie ſucht die literariſche Entwickelung der verſchiedenen hiſtoriſchen Perioden aus den vorherrſchenden Anſchauungen und Zuſtänden zu erklären, ohne dabei zu vergeſſen, welche Bedeutung den großen Begabungen, den Talenten zukommt, ohne in den Fehler jener culturhiſtoriſchen Darſtellung zu verfallen, für welche die Zuſtände alles, der Geiſt, das Talent und der Wille auch der größten Individuen nichts ſind. Wie in ſeiner breit ausgeführten „Geſchichte der neueren Literatur“, ſucht der Verfaſſer auch hier, im gedrängten Rahmen einer überſichtlichen „Geſchichte der Weltliteratur“, zwiſchen den Klippen eines bloßen Heroen-Cultus und einer abſtracten Entwickelungsgeſchichte, welche den Geſtalten der Dichter und Denker nicht gerecht wird, hindurchzuſteuern. Die uns vorliegende erſte Lieferung umfaßt auf ca. 90 Seiten die Poeſie der Chineſen, der Inder, der Hebräer und die griechiſche Dichtung. Das ganze Werk ſoll 12 Lieferungen à 1 Mark umfaſſen. Wir zweifeln nicht, daß ſich dieſe neue, friſche und von der lebendigſten perſönlichen Antheilnahme durchhauchte und erwärmte hiſtoriſche Darſtellung eines großen Beifalls und einer allſeitigen Verbreitung zu erfreuen haben wird.

Wenden wir uns nunmehr zum Schluß noch kurz einigen Weihnachtsgaben rein belletriſtiſcher Natur zu, ſo haben wir vor allen Dingen zwei Männer zu nennen, die uns in althergebrachter Weiſe auch zu dieſem Chriſtfeſt mit neuen Kunſtſchöpfungen bedacht haben: Georg Ebers und Julius Wolff. Während der Erſtere in ſeinem neueſten Roman „Die Nilbraut“ uns wiederum an den ihm ſo vertrauten Strand des Nils führt und uns aus der Zeit des 7. Jahrhunderts ein Bild des alten Egypten unter dem erſten Khalifat an der Hand einer Liebesgeſchichte bietet, ſpielt die romantiſch-epiſche Dichtung des Letzteren „Lurley“ an den Ufern des Rheins und entrollt uns in der dichteriſchen Bearbeitung der alten Sage ein farbenprächtiges Gemälde aus dem deutſchen Mittelalter. Eine beſondere Empfehlung bedürfen dieſe Lieblinge des deutſchen Leſepublicums ja

ſchon längſt nicht mehr. Ein Gleiches gilt von Felix Dahn, der diesmal ebenfalls einen neuen Roman aus deutſcher Vorzeit „Fredegundis“ auf den Weihnachtstiſch legt. So beſchränken wir uns denn auf die bloße Erwähnung dieſer Novitäten und ſchließen unſere Weihnachtsbücher-Beſprechung, die übrigens keineswegs Anſpruch auf Vollſtändigkeit macht, ſondern nur auf Einzelnes, was uns der Zufall auf den Büchertiſch geſtreut, aufmerkſam machen wollte, mit einem herzlichen Feſtgruß an alle unſere Leſer. C. M.

**Schmetterlinge.** Novelletten und Stimmungsbilder von Helene von Götzendorff-Grabowſki. Wiesbaden. Verlag von Rud. Bechtold & Comp. 1886.

**Heitere Geſchichten** von Helene von Götzendorff-Grabowſki. Wiesbaden. Verlag von Rud. Bechtold & Comp. 1886.

**Verſunkene Sterne.** Novellen und Skizzen für die Frauenwelt von Anny Wothe. Wiesbaden. Verlag von Rud. Bechtold & Comp. 1886.

Unter den oben genannten Titeln ſind uns drei Bücher zugegangen, die alle darin übereinſtimmen, daß ſie Sammlungen von kleineren Erzählungen und Skizzen bieten, die, von Damen verfaßt, auch vorzugsweiſe für die Frauenwelt beſtimmt ſind. Dabei iſt der Werth der Bücher aber recht ungleich. In den beiden erſtgenannten, die Helene von Götzendorff-Grabowſki zur Verfaſſerin haben, pulſirt ein hübſches, friſches Darſtellungstalent, welches ſowohl dem Ernſt des Lebens, wie ſeinen heiteren Seiten gerecht wird. Die Verfaſſerin iſt dem deutſchen Leſepublicum ſchon ſeit längerer Zeit keine Fremde mehr; auch die Mehrzahl der uns hier in Buchform dargebotenen Erzählungen, Skizzen und Humoresken, wenn nicht alle, hat das Feuilleton der geleſenſten Zeitungen bereits im Druck erſcheinen laſſen, ſo daß man in dem Buche einer Reihe guter alter Bekannter begegnet, die man eben ſo gerne wiederſieht, wie man ſie mit Vergnügen kennen gelernt hat. Können wir dieſes Buch mit ſeinen mannigfachen kleineren und größeren Erzählungen, die alle dem Leben abgelauſcht ſind, mögen ſie nun ernſtere Probleme behandeln, oder von freundlichem Humor dictirt ſein, daher beſtens empfehlen, ſo geſtattet unſer Recenſenten-Gewiſſen das bei dem letzgenannten Buche leider nicht. Die Novellen und Skizzen von Anny Wothe ſind faſt alle, wie ſchon der etwas ſentimental angehauchte Titel befürchten ließ, von einer ſo überſchwänglichen Phantaſtik und Gefühlsſchwelgerei, daß die uns in denſelben vorgeführten Geſtalten den realen Boden vollſtändig unter ihren Füßen verlieren und ſich zu haltloſen Schemen verflüchtigen. Bei der in der nebelhaften Unbeſtimmtheit traumſeliger Empfindſamkeit verſchwimmenden Charakteriſtik der handelnden Perſonen, welche nicht dem Leben, ſondern überſpannten Romanfiguren nachgebildet ſind, vermögen dieſelben trotz aller Tugenden und äußeren Vorzüge, die auf einen Theil, und trotz aller Schatten, die in ſchablonenhafter Weiſe auf den anderen Theil gehäuft ſind, kein ernſtliches Intereſſe einzuflößen und aller

Aufwand lyriſcher Klangeffecte geht umſonſt verloren, ohne die Seele des Leſers in mitfühlende Schwingung zu verſetzen. So kann es denn nicht ausbleiben, daß der Geſammteindruck des Buches nur ein ſehr wenig befriedigender iſt und man dasſelbe ſchließlich aus der Hand legt, ohne für Kopf und Herz Etwas gewonnen zu haben. —z.

**Berlin im Jahre 1786.** Schilderungen der Zeitgenoſſen. Grenzboten-Sammlung. Zweite Reihe. Bd. 13. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1886.

Der hundertſte Gedenktag des Todes Friedrich's des Großen, der auf den 17. (5.) Auguſt dieſes Jahres fiel, hat in Preußen nicht verfehlt, die allgemeine Aufmerkſamkeit aus dem Treiben der Gegenwart wiederum auf jene ferne Zeit zurück zu lenken, um in der Gegenüberſtellung des Einſt und Jetzt die Fülle des inzwiſchen Errungenen und Erarbeiteten deutlich hervortreten zu laſſen. Einen ſolchen Zweck verfolgte die Jubiläumsausſtellung in Berlin auf dem Gebiete des Kunſtlebens, einen gleichen Zweck hat auch das vorſtehend namhaft gemachte Buch auf dem Gebiet der Culturgeſchichte im Auge. Dasſelbe bringt in gruppenweiſer Zuſammenſtellung eine große Sammlung verſchiedenartiger Aufſätze, Urtheile und Bemerkungen aus der Zeit des großen Königs, welche ſich auf die äußere und innere Geſtaltung der Stadt Berlin, auf das Leben und Treiben der Bevölkerung, ihre Sprechweiſe und Sitten, ihren Charakter und ihre Denkweiſe, kurz auf alles beziehen, was geeignet iſt, die weſentlichen Züge zu einem Geſammtbilde des damaligen ſtaatlichen und bürgerlichen Lebens der preußiſchen Hauptſtadt zu bieten. Bei der Verſchiedenartigkeit der Verfaſſer all der einzelnen kleinen und größeren Skizzen, die meiſt wörtlich in der urſprünglichen Geſtalt wiedergegeben ſind, iſt der Eindruck derſelben ein höchſt mannigfaltiger. Bald hören wir einen Autor den Berliner der damaligen Zeit ſchildern, bald wird uns eine Probe des Berliner Dialekts vor hundert Jahren vorgeführt, bald eine Betrachtung über ſociale Zuſtände u. ſ. w. geboten und alles das trägt den Charakter des Unmittelbaren, Urſprünglichen an ſich und erhöht den lebendigen Eindruck des auf dieſem Wege vor uns entſtehenden Bildes daher weſentlich. Wie das in Rede ſtehende Sammelwerk für jeden, der ſich mit der Culturgeſchichte Preußens und Berlins während der Epoche des großen Friedrich beſchäftigt, ein unentbehrlicher Wegweiſer zu den bemerkenswertheſten Quellen iſt, ſo wird dasſelbe auch dem Leſer, der nur auf eine feſſelnde Unterhaltung ausgeht, als willkommener Beitrag zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe von dem Zuſchnitt des hauptſtädtiſchen Lebens in dem Fridericianiſchen Zeitalter dienen.

C. M.

# Bibliographiſcher Anzeiger.

## (Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von F. v. Szczepanski in St. Petersburg.

**Berg,** Arth., Zur Caſuiſtik der diffuſen Hirnſcleroſe. 51 S. mit 1 Steintafel. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Bulletin** de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tome XXXI. No. 1. 4°. 124 S. St. Pétersbourg. Leipzig, Voss' Sort. pro cplt. Mk. 9.

**Danilewsky,** W., Matériaux pour servir à la parasitologie du sang. 39 p. Extrait. Paris.

**Deutſchland** u. **Rußland.** Eine franz. Anſchauung über den deutſch-ruſſ. Zukunftskrieg v. Maj. Z***. Mit 1 Karte d. ruſſ. Weſtgrenze. 4. Aufl. 47 S. Hannover, Helwing. Mk. 1,30.

**Dostoïevski,** Th., Les possédés (Bési). Trad. du russe p. V. Derély. 2 vols. 379 et 414 p. Paris, Plon.

**Dostoiewski,** Th., L'esprit souterrain. Trad. du russe par MM. Halpérine et Morice. Paris, Plon. fr. 3,50.

**Dragendorff,** Manuel de toxicologie. 2 éd. rev. p. L. Gautier. 743 p. av. fig. Paris, Savy. fr. 7,50.

**Frédé** P., Chasse aux castors dans l'Amérique russe, suivi de: chasse aux loutres. 2. éd. 127 p. et grav. Paris, Delagrave.

**Frey,** W., Murzuk, der Häuptling der Oſtiaken. Eine Erzählung. 2. Aufl. 64 S. Mühlheim, Bagel. Mk. —,25.

**Friis,** J. A., Laila. Schilderungen aus Lappland. Nach dem Norwegiſchen v. C. Tiſchendorf. 223 S. mit 2 Holzſchn. Leipzig, O. Wigand. Mk. 2.

— Ausgewählte Schriften. Stuttgart, Steinkopf.

Bd. 1. Laila, oder: Von Finnmarken. Nordiſche Schilderungen. Aus dem Norwegiſchen von Th. Traub. 168 S. Mk. 1,80.

Bd. 2. Das Kloſter zu Petſchenga. Schilderungen aus dem ruſſiſchen Lappland nebſt geſchichtl. Quellen und Volksſagen. Aus d. Norweg. von O. Gleiß. 120 S. Mk. 1,40.

**Gontcharoff,** Iv., Oblomoff. Roman trad. du russe av. l'autorisation de l'auteur par P. Artamoff et Ch. Deulin. Paris, Didier. fr. 3.

**Graff,** Herm., Ein Fall von Hemiatrophia facialis progressiva, verbunden mit neuroparalytiſcher Ophthalmie. 33 S. mit 1 Lichtdr. Dorpat, Karow. Mk. 1,20.

**Grigorovitch,** Les deux généraux. Paris, Giraud & Cie.

— Les émigrants. 2 vols. Paris, Girault & Cie.

**Guerre d'Orient,** La. En 1877—1878. Étude stratégique et tactique. Des opérations des armées russe et turque par un tacticien. Ouvrage rédigé sur les documents officiels. fasc. 11. av. une planche et 3 croquis. Paris, Baudoin. fr. 5.

**Haller,** Peter, Bioſtatik der Stadt Narva nebſt Vorſtädten und Fabriken in den Jahren 1860—1885, m. e. Anhang über d. Morbilität daſelbſt. 121 S. Dorpat, Karow. Mk. 2.

**Kalender,** Livländiſcher, für 1887. 116 S. Riga, Häcker.

**Kellner,** Lehrer Frdr. Wilh., Methodiſch geordnete Aufgaben für das Tafelrechnen. 3—5. Heft. Reval, Kluge. à Mk. —,60.

3. 4. 4. Aufl. 78 und 94 S. — 5. 3. Aufl. 69 S.

— daſſelbe. Reſultate zum 3—5. Heft. Ebd. à Mk. —,60.

3. 4. 4. Aufl. 40 u. 44 S. — 5. 3. Aufl. 34 S.

— Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. 8. Aufl. VIII, 146 S. Reval, Kluge. Cart. Mk. 1,50.

**Knaut,** Arth. v., Innervation des Magens ſeitens des Rückenmarks in Hinſicht auf den Brechact. 61 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Koehler's,** K. F., Antiquarium. Leipzig. Katalog Nr. 440. Sprachwiſſenſchaft enth. 317 Werke in ſlaviſchen Sprachen.

**Kovalewsky,** N., Influence du système nerveux sur la dilatation de la pupille. (Recherches critiques et expérimentales.) 65 p. Extrait. Paris.

**Kozuchowſki,** Stanisl. v., Statiſtiſch-caſuiſtiſcher Beitrag zur Kenntniß der Fistula ani. 77 S. Dorpat, Karow. Mk. 1,20.

**Kraszewski,** L'agonie d'une race. Adapté du polonais par Ch. Simond. Paris, Blériot. fr. 3.

**Kryſiński,** Dr. Stanisl., Ueber den heutigen Stand der Argyriefrage. 50 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Lermontoff,** Un héros de notre temps. Paris, Giraud. fr. 3,50.

**Lesshaft,** P., Des articulations composées. 30 p. Extrait. Paris.

**Levakowsky,** N., Germination des graines des plantes des steppes. 7 p. Extrait.

**Manteuffel,** Werner v. Zoege, Experimentelle Studien über Geräuſche bei Gefäßverletzungen. 54 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Mechelin,** L., Précis du droit public du grand-duché de Finlande. 127 p. Helsingfors, Edlund. Mk. 2,50.

**Mémoires** de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. VII. série. Tome XXXIV. Nr. 2 et 3. 4°. St. Pétersbourg. Leipzig, Voss' Sort. Mk. 2,20.

Inhalt: 2. Unterſuchung der Repſold'ſchen Theilung des Pulkowaer Verticalkreiſes, nebſt Auseinanderſetzung d. angewandten Unterſuchungsmethode. Von Magnus Nyrén. 37 S. Mk. 1. — 3. Ueber die Abſorptions-Coëfficienten der Kohlenſäure in den zu dieſem Gaſe indifferenten Salzlöſungen. Von J. Setſchenow. Mit 1 lith. Taf. 24 S. Mk. 1,20.

**Menzel,** Dr. Paul Otto Joſ., Die Unſchädlichmachung der ſtädtiſchen Cloakenauswürfe durch den Erdboden. Verſuche, die in den Jahren 1881—1884 an der land- und forſtwirthſchaftl. Akademie Petrowſky bei Moskau vom Staatsr. Doc. Anatol Alexandrowitſch Fadejeff ausgeführt wurden. Aus dem Ruſſ. überſ. u. m. einigen Bemerkungen ſowie Zeichnungen verſehen. IV, 137 S. Leipzig, Scholtze. Mk. 4,50.

**Mierzzejewski,** J., Contribution à l'étude des hallucinations alcooliques. 16 p. Extrait. Paris.

**Mittheilungen** aus der livländiſchen Geſchichte. Bd. XIII. Heft 4. S. 453—549. Riga, Kymmel. 75 Kop.

**Mouravline,** D. (prince Dmitry Galitzine), Les amours d'un ténor. Roman trad. du Russe par S. Nossoff. Paris, Westhausser. fr. 3,50.

**Navalichin,** F. G. u. J. G., Terminaisons nerveuses dans les cellules pariétales des glandes pepsinifères de l'estomac. Suivi de: genèse et mort des fibres musculaires chez l'animal supérieur adulte à l'état normal. 10 p. Extrait. Paris.

**Neelmeyer-Vukaſſowitſch,** H., Rußland. (Europäiſches und aſiatiſches Rußland.) Nach eigenen Beobachtungen geſchildert. Lfg. 1 (In 10 Lfgn.) Leipzig, Heitmann. Mk. 1.

**Nencki,** L., et **Rakowski,** P., Altération de l'air par les gaz des fosses d'aisance. 6 p. Extrait. Paris.

**Newſky,** P., D. Daniſcheffs. Schauſpiel in 4 Aufzügen. (Univerſal-Bibl. 2207.) Leipzig, Reclam. Mk. —,20.

**Notowitſch,** J., Ein wenig Philoſophie. Sophismen und Paradoxe anläßlich der religiös-philoſophiſchen Schriften d. Grafen L. N. Tolſtoi von J. Notowitſch. Nach der zweiten Auflage aus dem Ruſſ. überſ. von Friedrich Fiedler. 85 S. Berlin, Wilhelmi. Mk. 1,50.

**Ostrovsky.** Comédies choisies, trad. de M Neyroud. Paris, Giraud & Cie.

**Oſtwald,** Prof. Dr. Wilh., Lehrbuch der allgemeinen Chemie. 2. (Schluß-) Bd. Verwandtſchaftslehre. 1. Hälfte 448 S. mit 27 Holzſchn. Leipzig, Engelmann. à Mk. 20.

**Ouida,** Wanda. Roman. Autoriſirte Ueberſetzung von A. Roehl. 480 S. (Univerſalbibl. 2171/74.) Leipzig, Reclam. Mk. —,80.

**Panormoff.** A., Examen chimique et anatomopathologique de quelques organes d'un diabétique. 11 p. av. fig. Extrait.

**Paulſon,** Fr., Ein Beitrag zur Kenntniß d. Lepra in den Oſtſeeprovinzen Rußlands. 85, L S. Dorpat, Krüger. SR. 1.

**Pomialovsky,** La bourse, trad. de M. Neyroud. Paris, Giraud & Cie.

**Proffin,** A., Ruſſiſcher Kinderfreund. Ruſſiſch und deutſch. VI, 59 S. Reval, Kluge. Cart. Mk. 2.

**Rambaud,** Prof. Alfr., Geſchichte Rußlands von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1884. Von der franzöſiſchen Akademie preisgekröntes Werk. Autoriſirte deutſche Ausgabe von E. Steineck. XI, 842 S. Berlin, Deubner. Mk. 9.

**René de Pont-Jest,** Un drame en Russie. Paris, Dentu. fr 3.

**Sammlung Sabouroff,** Die. Kunſtdenkmäler aus Griechenland. Herausgegeben von Ad. Furtwängler. 2 Bde. 149 Tafeln, theils in Chromolithographie, theils in Heliogravüre, mit Text und zahlr. Holzſchnitten. Fol. in Mappe. 1883—1886. Mk. 375.

**Siem,** Paul, Ueber die Wirkung des Aluminiums und des Berylliums auf den thieriſchen Organismus. 55 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

**Smirnoff,** G., Développement de la méthode de Scarenzio. 147 S. Helsingfors, Frenckell & Fils. Mk. 2,30.

**Sneguireff,** Hémorrhagies utérines: étiologie, diagnostique, traitement. XX, 276 p. av. fig. Paris, Steinheil. fr. 8.

**Teichmüller,** G., Religionsphiloſophie. 558 S. Breslau, Koebner. Mk. 14.

**Tolſtoi,** Leo Graf, Ruſſiſche Soldatengeſchichten und kleine Erzählungen. Ueberſetzt von H. Roskoſchny. Leipzig, Greßner & Schramm. Mk. 8.

**Tolstoï,** Comte Léon, Dernières nouvelles. Av. un portrait de l'auteur. Paris, Giraud. fr. 3,50.

— Au bivouac. Trad. de E. Halpérine. Paris, Didier.

— Polikouchka. Trad. de E. Halpérine. Paris, Didier.

— Le prince Nekhlioudow. Trad. de E. Halpérine. Paris, Didier.

— Les deux hussards. Paris, Giraud & Cie.

— La mort d'Ivan Iliitch. Le roman d'un chevalier. 1 vol. avec un portrait de l'auteur par M. Th. Bérengier. Paris, Giraud & Cie.

— Contes enfantins. Paris, Giraud & Cie.

**Törne,** Chr., Bioſtatik der im Dörptſchen Kreiſe gelegenen Kirchſpiele Ringen, Randen, Rüggen und Kawelecht in den Jahren 1860—1881. 76 S. Dorpat, Karow. Mk. 1,20.

**Trotha,** Th. v., Der Feldzug im Etropol-Balkan. Ein Beitrag zur Geſchichte des ruſſiſch-türkiſchen Krieges 1877/78. Mit einer Ueberſichtskarte und einigen Karten-Skizzen. Hannover, Helwing. Mk. 7.

**Vélain,** Ch., Notes géologiques sur la Sibérie orientale. 32 p. av. grav. Paris, Savy. fr. 1,25.

**Volk,** Prof. Dr. Wilh., Die rechte Feier des Bibelfeſtes. Bibelfeſtpredigt über 2. Petr. 1, 19—21, gehalten in der Univerſitäts-Kirche zu Dorpat am Sonntag Cantate. 15 S. Dorpat, Krüger. Mk. —,60.

**Walther,** Dr. Chr. Fr. v., Denkmal der Verehrung. Auf das Jubiläum der 25jährigen glücklichen und glorreichen Regierung und auf den hohen und feierlichen 90. Geburtstag Sr. Maj. des Kaiſers von Deutſchland und Königs von Preußen Wilhelm I. am 22. (10.) März 1886. Alcäiſches Gedicht, lateiniſch und deutſch. 15 S. St. Petersburg. Leipzig, Brockhaus' Sort. Mk. 2.

**Wegweiſer** durch Bibel und Geſangbuch zum Gebrauche beim häuslichen Gottesdienſte für das Kirchenjahr 1886/87. Herausgegeben von Paſtor emer. R. Starck. 29. Jahrgang. 62 S. Riga, R. Kymmel. SR. —,15.

**Weſtphalen,** Herm., Hiſtologiſche Unterſuchungen über den Bau einiger Arterien. 110 S. Dorpat, Karow. Mk. 2.

**Zaborowski,** Sur quelques crânes finnois anciens, les peuples finnois actuels et les origines finnoises. 15 p. Extrait. Paris.

**Zobeltitz,** F. v., Die Perrücke der Prinzeſſin Nariſchkin. Eine abenteuerliche Geſchichte a. d. Rococo. Roman. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. 232 und 227 S. Berlin, Luckhardt. 87. Mk. 3.

**Zukunftskrieg,** Der öſterreichiſch-ruſſiſche. Von B—b. 68 S. mit einer Karte. 3. Aufl. Hannover, Helwing. 87. Mk. 1,60.

**Zvetaieff,** Johs., Inscriptiones Italiae inferioris dialecticae, in usum praecipue academicum composuit J. Z. VIII, 186 S. mit 3 Taf. Mosquae. Leipzig, Brockhaus' Sort. in Comm. Mk. 8.

**За редактора: Wilh. Warbandt.**

Дозволено цензурою. Ревель, 16-го Декабря 1886.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.